Seegemälde

von

Heinrich Smidt.

Leipzig,
bei Christian Ernst Kollmann
1828.

Einleitendes Vorwort.

Dir, freundlicher Leſer, übergebe ich hiermit einige Seegemälde mit der Bitte, mich über die Urſache, warum ich es thue, ausſprechen zu dürfen.

Zuerſt mußt du mir auf's Wort glauben, daß ich zu dem Werk, welches ich

hier unternommen habe, einigen Beruf fühle. Wer, wie ich, beinahe sechs volle Jahre, bald auf diesem, bald auf jenem Schiffe, von einem Meere zum andern, von einer Küste zur andern, fast ohne allen Aufenthalt segelte, und unter den Seeleuten aller Nationen eine temporäre Heimath fand, dem steht es wohl zu, irgend ein Wort über die öde Wasserwüste und die Dinge, welche sich darauf begeben, zu sprechen.

Ich hätte vielleicht noch eine Weile hingehen lassen, ehe ich mich zur Herausgabe dieser Seegemälde entschlossen hätte, aber ein Blick, den ich in die deutsche Ro-

manenwelt warf, (denn du mußt wissen, ich lese eben so gerne als du) die von abentheuerlichen Seefahrern, von Robinsonen und dergleichen Leuten wimmelt, belehrte mich zu meinem Schrecken, daß mein Stand, worauf ich, unter uns gesagt, große Stücke halte, durch diese Bücher bei dir in einen so schlechten Credit gekommen sein müsse, daß ich befürchtete, ein armer Seemann, der an deine Thür pochte, fände (selbst wenn du zufällig Gastwirth wärst) keinen Einlaß.

Da ich nun ein gutes Gewissen habe, und ich dir die Versicherung geben darf, daß du gar nicht nöthig hast, mich und

andere Leute meines Standes zu fürchten, ſo wollte ich auch, daß dir der Beweis davon zu Händen käme, und dazu fand ich nichts geeigneter, als dieſe meine Seegemälde, welche ich dir hiermit vorlege.

Ich hoffe, die kleinen Schilderungen werden dir ſo gefallen, wie ich ſie dir vorlege. Zuerſt hatte ich das Werk unter dem Titel: „Bruchſtücke aus dem Tagebuch meiner Seereiſen" geordnet; aber die Aufſätze dazu waren alle in einem trockenen, belehrenden Ton geſchrieben, und erſt, als ich beinahe fertig war, erinnerte ich mich daran, daß ich mein

Lesepublikum nicht zu Seeleuten bilden, sondern ihnen blos einen Begriff davon geben wollte, was es mit den Seeleuten für eine Bewandniß habe, und wie es eigentlich mit ihnen stehe.

Indem ich nun das für diese erste Gabe bestimmte Manuscript betrachte, frage ich mich selbst, ob ich denn dem vorgesetzten Zweck Genüge geleistet? und beantworte mir die Frage auch im voraus mit Nein! Aber zu meinem Troste sei es noch gesagt, daß das Seewesen ein zu weitläuftiges Ding ist, als daß ich in einem Band alles hätte berühren, geschweige denn erschöpfen

können, und ferner ſchmeichle ich mir, daß das Mitgetheilte nicht ganz ohne Intereſſe für dich ſein wird, da du es auf mein Wort als Wahrheit hinnehmen, und ohne Bedenken nacherzählen kannſt.

Was die beiden mitgetheilten Sagen betrifft, (von denen ich übrigens noch einige im Vorrath habe) ſo wirſt du mir es vielleicht gut aufnehmen, daß ich eine lebendige Form um das Skelett legte, und die Sage, wie ſie gewöhnlich erzählt wird, durch erdachte Ereigniſſe zu motiviren ſuchte.

Etwas liegt noch schwer auf meinem Herzen, und das will ich sobald als möglich davon abwälzen. Diejenigen Leute, welche durch ihre Robinsonaden u. s. w. dir so unrichtige Begriffe von der See und den Leuten, welche sie befahren, beigebracht, sollen guten Frieden vor mir haben; ich denke sie am besten durch die That zu widerlegen. Aber es giebt einige, welche, Gott weiß, ob aus Unbesonnenheit oder Bosheit, es sich zum Geschäft gemacht haben, den Seemann als einen so rohen, abergläubischen und schändlichen Menschen darzustellen, daß ich es keinem einigermassen rechtlichen Menschen

verdenke, wenn er ſich ſcheut, mit meinen ci-devant Collegen ein Verbindung einzugehn, oder ſich ihnen auch nur zu nähern. Wo ich einen ſolchen auf meinem Weg erblicke, da will ich ihn feſthalten und von allen ſeinen falſchen Behauptungen entkleiden, und wenn alsdann auch nichts von ihm übrig bleiben ſollte, als das leere weiße Papier. Man läßt ja allen Ständen, dem Gelehrten, dem Landmann, dem Künſtler, dem Krieger u. ſ. w. Gerechtigkeit wiederfahren, warum denn nicht dem Seemann? Suum cuique.

Den Herren Recenſenten meinen freundlichſten Gruß, aber weiter nichts. Ich

muß erſt ſehen, was ſie mit mir vornehmen werden, und danach ſpende ich ihnen Dank für etwanige Belehrung und Zurechtweiſung, Erwiderung auf verkehrte Behauptungen, oder was ſonſt noth ſein wird. Nur darum bitte ich ſie im voraus, und auch dir, freundlicher Leſer, ſei es geſagt, daß ich nicht als Gelehrter beurtheilt ſein will, denn ich bin's nicht, ſondern ein ſchlichter Seemann und weiter nichts. Nimm mit meinen ſchlichten Worten vorlieb, und laß uns Freunde bleiben bei dieſer erſten Gabe, ſo bleiben wir es, will's Gott, auch noch länger.

Und indem ich nun hier im Vorwort Abschied von dir nehme, (denn im Vorwort kommt es mir vor, als stände ich ganz allein vor dir in meinem Studierstübchen, und wollte ich dir ein herzliches Wort sagen, so müßte es schnell sein, denn die folgenden Aufsätze sind die Gesellschaftszimmer, und wir sind nicht mehr allein,) — fasse ich deine Hand und geleite dich über die Schwelle desselben in das Buch selbst. Ich bin nun allein und denke mir im Geist, wie du mit meinen Schilderungen umspringen, und mit ihnen auf's Meer hinauseilen wirst. Und da wandelt mich auch plötzlich die al-

te Luſt an, und ich möchte hinaus auf die dunkelgrünen Wogen und mich ſchaukeln laſſen, und den Mond und die Sterne um mich her tanzen ſehen. Weil ich das aber nicht kann, ſo ſteige ich — (und ich bitte dich, du wolleſt über das unſchuldige Spiel nicht lachen, da ich's ja auch nur treibe, wenn ich allein bin) — wenn es dämmert, in meinem Gärtlein auf einen Baum und ſchaukle mich auf den wiegenden Aeſten, dann träume ich mich auf die offne See hinaus, und wenn ich mit den Augen blinzle und der Schein des Mondes und der Sterne mich trifft, dann jauchze ich auf und

freue mich, daß die ewige Allmacht auch den Einzelnen auf dem wilden Meere nicht vergißt und verläßt.

Geſchrieben zu Berlin im Maimonat 1827.

Heinrich Smidt.

Inhalt.

Europäerstolz und Negergastfreiheit ..... S. 1
Italienische Kirchen ..... - 11
Livornesische Quarantaine ..... - 17
Der Hafen von Livorno ..... - 26
Der ewige Segler ..... - 35
Kiabautermann ..... - 117

Europäerstolz und Negergastfreiheit.

Es war ein schöner freundlicher Tag, die Sonne war mild über Cuba aufgegangen und vergoldete mit ihren Strahlen die Dächer Havannahs, ein leichter Seewind wehte kühlend über den Hafen, und die leicht gekräuselten Wellen brachen sich an den umherliegenden Schiffen. „Lassen Sie uns," sagte ich zu meinen Reisegefährten, „lassen Sie uns unsern Plan heute ins Werk setzen, eine kleine Fahrt auf der hohen See zu veranstalten, und etwas weiter von der Stadt die Plantagen zu besehen." Meine Gefährten willigten ein, das Fahrzeug wurde in den Stand gesetzt, und

mit etwas Wein, Waſſer, Brod, Schießgewehr, und auf nicht vorherzuſehende Unglücksfälle mit einem Compas und einer Seecharte, einem Fernrohr und einer Laterne verſehen. Ich beſtieg mit meinen drei Reiſegefährten und zwei Matroſen das Fahrzeug und fröhlich und wohlgemuth ſteuerten wir auf die hohe See hinaus. Ein großes Schiff eilte mit vollen Segeln auf den Hafen zu. Um zu ſehen wer der Ankommende ſei, ließen wir es nahe an uns vorüberſegeln. Es war ein Spanier, welcher mit Sklaven beladen, von der Küſte von Guinea kam. Von den armen Unglücklichen befanden ſich viele auf dem Verdeck, und vielfach waren die Mienen und Gebehrden der Freude und des Schmerzes, welche die armen Unglücklichen bei Erblickung des Landes machten. Ein Menſch mit einer Peitſche verſehen, ſchritt immer zwiſchen ihnen auf und nieder. Es war ein Schauder erregender, alles menſchliche Gefühl empören-

der Anblick. Das waren die Thaten eines Volkes, das den Glauben der christlichen Religion am reinsten und edelsten zu bewahren glaubt! Ich mußte meine Augen von dieser empörenden Scene wegwenden. Wir waren indessen ein ziemliches Stück vom Lande abgekommen, und steuerten nun längs der Küste. So wie alle Westindischen Inseln, gewährte auch dieses Land einen majestätischen Anblick. Wir schwelgten im Gefühle seliger Erinnerung, dachten bei einem Glase Wein der Lieben im fernen Vaterlande, und verkürzten uns die Zeit mit dem Erzählen lustiger Anekdoten, und mit Erlegen einiger Wasservögel. Es war gegen Mittag, als wir uns entschlossen, der Küste näher zu steuern und einen Landungsplatz zu suchen. Der Wind hatte sich durchaus gelegt, aber rund umher war der Himmel schwarz bezogen und ein Sturm drohte mit aller Kraft loszubrechen. Wir brauchten die Vorsicht, unsere Segel zu verkleinern

und waren durchaus auf unſerer Hut. Näher und näher zogen die Wolken, ein dunkler Nebel lagerte ſich auf Land und Meer, und hohler gingen die Wellen. Bald brach der Sturm los, furchtbarer und heftiger als wir es erwartet hatten. Mit einer ungeheuern Schnelligkeit eilte das Boot der Küſte zu, die hoch gehenden Wellen drohten uns zu begraben, das Fahrzeug war voll Waſſer, wir mußten immer mit unſern Hüten ſchöpfen, um einigermaßen das Gleichgewicht zu halten. Um unſere unangenehme Lage auf's Höchſte zu treiben, ſtürzte ein eiskalter Platzregen auf uns herab. Wir waren dem Klima gemäß ſehr leicht bekleidet und hatten jetzt einen Kampf mit Froſt und Näße zu beſtehen. Der Küſte waren wir jetzt freilich nahe gekommen, hatten aber den Hafen über eine Meile oberhalb des Windes, und wo wir den Augenblick waren, lief die Brandung mit einer ſolchen Stärke, daß unmöglich an eine Landung

zu denken war. Wir mußten alſo, da wir uns nach dem Hafen zu nicht aufarbeiten konnten, weiter unterwärts ſteuern, um einen Ort zu finden, wo wir ohne Gefahr landen konnten. Es gelang uns nach einem dreiſtündigen Bemühen, einen ſolchen zu finden; eine kleine Bucht, von einem hervorſtehenden Felſen hinlänglich vor dem Sturm geſichert, nahm uns auf. Unſer Fahrzeug wurde gehörig befeſtigt, und wir gingen landeinwärts, um Menſchen zu ſuchen. Der Sturm ſauſte in den hohen Cocoswipfeln, die daran hängenden Nüſſe drohten alle Augenblicke herabzuſtürzen und uns die Köpfe zu zerſchmettern und das ſchlanke Zuckerrohr beugte ſich tiefer vor uns, als der Schmarotzer an der Thürſchwelle der Großen. Endlich, nachdem wir über eine Stunde durch Zucker und Kaffeepflanzungen gewandert waren, denen wir dieſesmal auch nicht die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkten, erblickten

wir in geringer Entfernung, unter einigen Cocos und Palmenbäumen, die recht hübsch erbaute Wohnung eines Europäers. Nicht weit davon lagen hin und wieder die Strohhütten seiner Neger, welche während des schlechten Wetters die Arbeit verlassen, und sich alle verkrochen hatten. Mit inniger Freude eilten wir dem Hause des Europäers zu, um Schutz und Erquickung zu suchen. Die Thüre war offen und wir traten ein, der Besitzer, ein alter Spanier, kam uns entgegen. Ich bat ihn auf französisch, uns unsere Freiheit zu verzeihen. „Que voulez-vous?“ fuhr er uns an, und ich erzählte ihm unser gehabtes Ereigniß. Er hörte es ruhig an und ging alsdann hinaus. Einige Zeit darauf kam ein Neger, welcher jedem von uns ein Glas Rum reichte und dabei bemerkte: sein Herr habe gesagt, der Sturm sey vorüber und wir möchten jetzt nur weiter segeln. Diese Behandlung von einem gesitteten Euro-

päer empörte uns; wir verließen sogleich das Haus, welches ein so hartherziger Mensch bewohnte. Als wir ins Freie kamen, begrüßte uns der Sturm mit erneuerter Wuth. Abzufahren war unmöglich; obgleich über eine Stunde vom Meere entfernt, konnten wir es doch deutlich hören, wie die Brandung wiederhallte. Wir beschlossen, zu unserm Fahrzeuge zurückzukehren und dort die Nacht so gut es gehen wollte auszuhalten. Kaum hatten wir uns auf den Weg gemacht, als wir hinter uns eine Stimme hörten, welche uns bat zu warten. Es war der Neger, welcher uns so eben im Hause des Europäers den Rum gereicht hatte. Er erzählte uns, daß sein Herr durchaus keine Fremden in seinem Hause aufnehme und überhaupt gegen jeden, der zu ihm käme, sehr hart und unfreundlich wäre; er machte zugleich die Bemerkung, daß wir nicht zurück nach dem Hafen kommen, noch weniger aber die Nacht im Fahrzeuge

zubringen könnten, wir möchten ihm daher die Freundschaft erzeigen und in seine Hütte kommen, er wolle mit uns theilen was er habe. Mit herzlichem Dank nahmen wir dies Anerbieten an, und folgten dem gastfreien Schwarzen, der singend und trällernd, mit freudefunkelnden Augen uns voran rannte. Er öffnete die Thür seiner Hütte, wir traten ein, eine Frau mit einem Kinde an der Brust und zwei ältern Knaben an der Hand, trat uns freundlich lächelnd entgegen. Der Mann rief seiner Frau einige Worte in der Landessprache zu, worauf diese das kleine Kind schnell von sich legte, im Hintergrund der Hütte ein lustiges Feuer anmachte und uns freundlich ersuchte, an demselben Platz zu nehmen. Wir säumten nicht lange und die wohlthätige Wärme des Feuers kam uns Durchnäßten sehr zu Statten. Mit froher Geschäftigkeit trug die Frau uns jetzt auf was sie hatte: Cocosnüsse, Brodfrucht, Ana-

nas, Rum und klares Waſſer. Die herzliche Freundlichkeit, womit die armen Hüttenbewohner uns das alles darreichten, machte uns fröhlich und ließ uns bald die unfreundliche Behandlung des Europäers vergeſſen. Nach ein paar Stunden fröhlicher Unterhaltung lagerten wir uns am Feuer und ſchliefen ein. Erſt mit der Morgenſonne erwachten wir und eilten ſogleich ins Freie. Unſere freundlichen Wirthe traten uns entgegen, und brachten Brod und kühlende Limonade. Der Sturm hatte ſich gelegt, der Wind blies günſtig für uns und mild ſchien die Sonne auf uns herab. Als wir abfuhren, boten wir unſerm Neger Geld, aber umſonſt, er nahm es nicht, wir mußten endlich in dieſem, edlen Wettſtreit nachgeben. Beide begleiteten uns eine Strecke, dann nahmen wir von unſern gaſtfreien Wirthen den herzlichſten Abſchied. In kurzer Zeit erreichten wir

den Hafen wieder, zwar etwas ermüdet, aber um eine wohlzubeherzigende Erfahrung reicher.

Italieniſche Kirchen.

Wo iſt ein Land, ſchöner und blühender als Italien? Dieſes Land, wo nach Göthe:

„Ein ſanfter Wind vom heitern Himmel weht,
Die Myrthe ſtill und hoch der Lorbeer ſteht!“

wie reich iſt es nicht in aller Hinſicht! Blauer iſt dort des Himmels hochgewölbter Bogen, vielfacher ſind die Strahlen der an ihm ſich erhebenden Sonne, milder glänzt dort des Mondes ſanftes Licht, ſchöner blitzen dort des Himmels unzählbare Sterne, die unſichtbaren Chöre der gefiederten Sänger ſingen lieblicher in aromatiſch duftenden Wäldern und Gebüſchen, oder ſchwebend in vom Blu-

menduft durchhauchter Luft. Sogar das Meer, ob ruhig daher fließend, oder aufgeregt vom brauſenden Sturm, beſpült hier majeſtätiſch das Lieblingsland der Schöpfung. Aber wie werden dieſe Schönheiten verdunkelt, wenn man einen Blick auf das Ganze wirft und zurückſchaudern muß bei dem Anblick des tiefſten Elends! Wie glücklich könnten die Bewohner dieſes gottgeſegneten Landes ſeyn und ſind es nicht! Wie lieblich, höre ich den Fremden ſprechen, wie lieblich iſt nicht jene Flur, beſät mit tauſendfachen Blumen, unter hohen, mit lieblichen Früchten ſtrotzenden Bäumen. Täuſchung! Die Flur iſt entſtellt, das höchſte Ideal des Menſchen, die Gottheit, iſt durch ſeine Geſchöpfe, durch Menſchen herabgewürdigt. Unter einer Baumgruppe, die von blühenden Roſenbüſchen umrankt iſt, erhebt ſich aus dem hohen Graſe ein Marmorſtein, tragend das Bild des Gekreuzigten. Umringt iſt dieſes Bild von Menſchen aus

allen Klaſſen, welche knieend eine Anzahl Gebete zum Himmel ſchicken; unfern davon ſteht oder ſitzt ein Prieſter, welcher die Vergebung begangener und noch zu begehender Sünden für klingende Münze ertheilt, und das Volk, eingehüllt in den Nebel des Irrwahns, glaubt ihm! Es iſt ſchrecklich, ſich ſo in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſehen zu müſſen; es iſt grauſam, aber wahr! —

Mit inniger Ehrfurcht pflege ich Sonntags, ruhend von der Laſt der Geſchäfte, die Kirche zu beſuchen und mein herzliches Gebet zum Throne des Allvaters empor zu ſchicken. Ich wollte es auch hier. Wenn auch andere Gebräuche, dachte ich, das höchſte Weſen wird dein Gebet hier nicht verſchmähen. Aber ach, Schauder ergriff mich, als ich ſah, wovon ich wünſchte, daß ich nie geſehen hätte. Meine Feder wird nur unvollkommen das Geſehene ſchildern können, aber ich will es verſuchen. Mir ſelbſt über-

laſſen, mit dem Gedanken an ein höchſtes Weſen beſchäftigt, wandte ich meine Schritte nach einer der prachtvollſten Kirchen Livorno's. Ich ſtaunte das kühne Werk menſchlicher Hände an, und verglich es mit den einfachen Kirchen meiner Vaterſtadt Altona. In dieſem Augenblick gefiel mir meine Umgebung beſſer, das Geläute der Glocken, deren Töne gleich dem Brauſen des Sturmes in die Unendlichkeit entſchwebten, hatte meinen Geiſt zu etwas Ungewöhnlichem und Feierlichem erhoben. Ich betrat die Kirche, und verſchwunden war mein ſchöner Traum. Wer es nicht geſehen, wird das Nachfolgende kaum glauben, und doch iſt es nur ſtrenge Wahrheit. In der Mitte eines großen, geräumigen Platzes lag die Kirche, ſie war faſt ohne Fenſter, und eine Menge brennender Wachskerzen erhellten das Ganze. Am Eingange hatte ſich um den Keſſel mit Weihwaſſer eine Bettlerfamilie ge-

lagert, welche jeden Hinzutretenden aufhielt und mit großem Geräuſch eine Gabe von ihm verlangte. In der Kirche ſelbſt lagen die Betenden bunt durcheinander. Weiter zurück ſtanden diejenigen, die ſchon gebetet hatten. Einige derſelben, wahrſcheinlich Kaufleute, ſchloſſen mit Geräuſch einen Handel, hinter einem Pfeiler gab ein Mädchen ihrem Liebhaber ein zärtliches Rendezvous, während einige Menſchen der gemeineren Klaſſe, verborgen von einem Heiligenbilde, würfelten. Wenn einer von den Betenden die Kirche verlaſſen wollte, flog er an ſeinem Nachbar vorbei, unbekümmert, ob er dieſen umgeſtoßen, und ein kräftiger Fluch aus dem Munde des Geſtoßenen folgte ihm nach. Ein dickbäuchiger Pfaffe durchzog laut ſingend die Kirche, milde Gaben für ſein Kloſter einſammelnd. Während der Prieſter am Hochaltar betete, ſchlummerten ſeine Amtsgenoſſen in der Sa-

kristey. Viele machten, um ſich den Umweg zu erſparen, die Kirche zur Straße. Rund um die Kirche her wurde von allem möglichen feil geboten, es war ein vollkommener, immerwährender Jahrmarkt, wo alles, ſelbſt das Heiligſte für einen Spottpreis zu haben war. —

Bis ins Innerſte empört ging ich davon, mit dem feſten Entſchluß, keine Kirche in Italien während des Gottesdienſtes zu beſuchen. Ich habe mein Wort gehalten.

Dieß ſchrieb ich im Juni des Jahres 1821. Ob ſich im Mai 1827, wo ich dieſen Aufſatz revidire, dieſe aufgeregte Stimmung bei mir gelegt hat? Antwort: Nein! —

Livorneſiſche Quarantaine.

Wenn man von der Rhede Livorno's in den innern Hafen der Stadt oder den ſogenann= Galeihafen fährt, ſo erblickt man, wenn man ſich nach der linken Seite wendet, ei= nen Gegenſtand, der gewiß bei Allen flüch= tige Neugier, bei Vielen aber auch Luſt zur Nachfrage erweckt.

Auf einem geſäuberten, mit rothem San= de bedeckten Platz erhebt ſich ein hoher Marmorkoloß; auf dieſem ſteht in einer ed= len Stellung, den Blick über den ganzen Hafen gerichtet, der alte Livorneſiſche Prinz Baſil genannt, aus Marmor gehauen, in völliger Lebensgröße. Am Fuße dieſes Po= ſtaments befinden ſich vier aus Kupfer ge=

goſſene Rieſen, welche an jeder Ecke deſſelben in einer ſitzenden Stellung angebracht ſind. Man ſagt, daß es ein Vater mit ſeinen drei Söhnen ſei. Der Vater iſt derjenige, welcher gegen Oſten ſitzt, mit gebrochenem Rücken, das Auge ſtarr auf den Boden geheftet und beide Hände krampfhaft zuſammen geballt; die beiden älteſten Söhne ſind diejenigen, welche gegen Weſten und Norden ſitzen, ſie ſind ſo geſetzt, daß ſie die Vorübergehenden anſtarren und ihnen ihre Ketten zeigen. Der jüngere Sohn ſitzt mit dem Geſichte gerade gegen Süden gerichtet, den Blick in die Wolken gewandt, mit einer Miene, die Unglück vorherſagt.

Von dieſem ſehenswürdigen Poſtament geht unter dem Volk eine Sage, die ich ſo, wie ich ſie gehört, mittheilen will, ohne jedoch die reine Wahrheit derſelben verbürgen zu können.

Die Seeräubereien der Türken waren zur Zeit der Regierung des Basil furchtbarer wie sie je gewesen waren, kein Schiff konnte sich sicher dem Hafen nähern, ja die Türken kamen sogar zur Nachtzeit in denselben und bemächtigten sich der zunächst liegenden Schiffe. Die berüchtigtsten unter allen Seeräubern der damaligen Zeit waren vorzüglich vier Türken, genannt: Ali und seine Söhne. Nicht allein die Fischer die unter Gargona*) ihrem Gewerbe nachgingen, so wie die Wein und Getreidebarken, die von Korsika, Sicilien und andern Inseln nach Livorno segeln, um ihre Waaren abzusetzen, wurden von diesem furchtbaren Ali angegriffen, sondern auch größere Schiffe waren seinen furchtbaren Angriffen ausgesetzt, und nicht selten mußten sich diese ergeben. Schon manche Galeere war auf Basil's Befehl ausgelaufen, um

*) eine kleine Insel, nahe vor Livorno.

Ali zu bekriegen, aber immer vergebens; sie wurden entweder von dem schlauen Seeräuber auf verdeckte Klippen gelockt, oder er wußte ihnen geschickt zu entfliehen. Nach vergeblichen Bemühungen sahen sich die Galeeren genöthigt umzukehren, und Ali's Räubereien begannen von Neuem.

Das Fahrzeug der vier Türken war stark, aber demungeachtet leicht gebaut, die Tollen*) und Ruderstangen waren von Eisen, nur selten wurde gesegelt, die mehrste Zeit des Tages wurde mit Rudern hingebracht, welches sie mit einer solchen Gewandtheit thaten, daß das Fahrzeug über die Wellen zu fliegen schien.

So hatten sie lange der Macht Basil's gespottet, als dieser beschloß, die Sache alles Ernstes anzugreifen und das Meer von die-

*) Tollen sind diejenigen eisernen Stäbe, wodurch die Ruderstangen gehalten werden, daß sie nicht zur Seite fallen.

ſen Ungeheuern zu befreien. Die Tapferkeit dieſes Prinzen ließ alles erwarten. Eine der größten Galeeren wurde ausgerüſtet und Baſil ſtach mit derſelben an einem Morgen, als noch die Sonne nicht aufgegangen war, in See.

Oberhalb Gargona trieb Ali mit ſeinem Fahrzeuge umher, alle ſchliefen, nur nicht der jüngere Sohn. Als die Sonne aus den Wolken hervortrat, und die fernliegenden Schneekuppeln Korſika's vergoldete, weckte er die andern. „Mir ahnet," rief er aus, „als würden wir heute Unglück haben," und warf dabei einen mitleidsvollen Blick in die Wolken. Spöttiſch ſah Ali ihn an:

„So lange das eiſerne Ruder nicht bricht,
So lange erhaſcht Baſil uns nicht!" —

ſang er mit donnernder Stimme, ſetzte ſich dann auf die eine Seite, um allein gegen ſeine drei Söhne zu rudern, und das Fahr-

zeug eilte mit Blitzesſchnelle durch die leicht bewegten Wellen. Aber ihre Stunde war gekommen. Gargona hatte den Türken die ankommende Galeere verborgen, plötzlich kam ſie um das öſtliche Ende dieſer Inſel und war den Türken auf hundert Schritte nah. Als dieſe die unerwartete Erſcheinung ſahen, fingen ſie an aus Leibeskräften zu rudern, und der alte Ali wiederholte den obenangeführten Geſang. Wilder und wilder wurden die Wellen, die Galeere näherte ſich, mit Gewalt ſtemmte Ali ſeine Ruderſtange gegen die Fluthen. Die Tollen brachen, er ſtürzte rücklings über und brach den Rücken. Ein Angſtgeſchrei erhoben die Türken, die Livorneſer jauchzten. Faſt ohne Widerſtand nahm man die Räuber gefangen. Der Prinz jubelte und ließ ſchnell zur Heimkehr Befehl geben. Mit Freudengeſchrei näherten ſie ſich der Rhede von Livorno, ſie ahnten nicht, wie traurig es werden würde.

Schon damals galt in Livorno eine äuſſerſt ſcharfe Quarantaine-Verordnung, vorzüglich für diejenigen Schiffe, welche von der Türkei kamen, oder auch nur Türken an Bord gehabt hatten. In jetzigen Zeiten noch herrſchen dieſe ſtrengen Geſetze. Schiffe, welche von daher kommen, müſſen ſechs, und im Fall, daß ſie als verdächtig erklärt werden, zwölf und mehrere Wochen Quarantaine halten. Ja, ſelbſt Schiffe, welche aus andern Häfen Italiens, aus Spanien oder Portugal kommen, müſſen eine Woche und darüber in Quarantaine bleiben*).

Baſil hatte erſt ſeit kurzem die Quarantaine-Geſetze geſchärft. In ſeiner Freude vergaß er, daß derjenige, welcher Geſetze

*) Es wird dieſe Quarantaine auf zweierlei Art abgehalten. Sind die Schiffe ſtark verdächtig, ſo müſſen ſie draußen auf der Rhede bleiben; iſt der Verdacht gemäßigt, ſo dürfen ſie in den Hafen kommen. Gewöhnlich liegen ſie die halbe Zeit draußen und die halbe drinnen.

giebt, ſie ſelbſt am erſten befolgen muß. Kaum hatte die Galeere das Land erreicht, als er ausſprang und in die nächſte Kirche eilte, um Gott für das Gelingen ſeines Unternehmens zu danken. Keiner ſeiner Begleiter folgte ihm, eingedenk der Schärfe der Geſetze. Erſt als der Prinz nach Verlauf einer halben Stunde die Kirche verließ, kam er zur Beſinnung.

Mit Eifer führten die Freunde des Prinzen ſeine Sache, aber umſonſt, ſeiner Feinde waren zu viel. Das Geſetz war da, und beſtimmte Todesſtrafe für den Uebertreter desſelben, ohne Anſehen der Perſon. Mit Ruhe und Gelaſſenheit hörte der unglückliche Fürſt ſein Urtheil an, und bat ſich nur ſeinen Beichtvater aus; lange und freundlich hat er ſich mit dieſem unterhalten. Am Morgen der Exekution fand man, als man ihn abholen wollte, ſeinen Leichnam. Man beerdigte ihn in der Stille.

Das eben beſchriebene Denkmal errichteten die nachgebliebenen Freunde ihrem unglücklichen Fürſten.

Der Hafen von Livorno.

Der Hafen von Livorno iſt nicht der beſte und ſicherſte. Die Schiffe liegen in einer geraden Linie, das Hintertheil nach einer auf der großen Erdzunge erbauten Mauer gerichtet. In dieſer befinden ſich große, metallene Ringe durch welche man ſogenannte Kabeltaue zieht, und auf ſolche Weiſe das Hintertheil der Schiffe befeſtigt. Das Vordertheil wird durch ein auf den Strom ausgebrachtes Anker gehalten. Wenn ein nur mäßiger Seewind weht, ſo ſteht die Dichnung*) des Waſſers gerade auf die Schiffe und dieſe werden im-

*) Dichnung iſt diejenige Bewegung der Meeresfläche, welche durch den Sturm erregt wird, und welche auch noch nach demſelben fortdauert.

mer eins auf das andere geworfen, wodurch manchmal ein nicht unbeträchtlicher Schaden entsteht. Auf der Rhede ist es gleich gefährlich für die Schiffe; die sich allda befinden, machen fast alle Havarie, das Gewöhnlichste ist der Verlust von Anker und Tauen. Auf der obenbenannten Mauer sieht man regelmäßig alle Abende die schöne Welt Livorno's die frische Seeluft genießen und sich an dem Anblick des inselbesäeten Meeres weiden. Türken, Armenier, Franzosen, Engländer, Deutsche, Italiener, Spanier und Portugiesen, laufen hier buntscheckig durcheinander. Auf einem Flächeninhalt von kaum hundert Fuß werden oft sieben bis acht verschiedene Sprachen geredet. Aber gleich nach Sonnenuntergang ist die Mauer von allen Spaziergängern verlassen, und die schallenden Tritte der einzeln umherspähenden Quarantaine-Wächter bilden gegen das vorige lebhafte, ja betäubende Geräusch einen seltsamen Kon-

traſt. Der innere, oder ſogenannte Galeihafen, welcher auf die Art der engliſchen Docks angelegt iſt, bietet den Schiffen einen durchaus ſichern Aufenthaltsort dar, doch machen nur größtentheils ſolche Schiffe Gebrauch davon, welche der Ausbeſſerung auf den dort befindlichen Werften bedürfen, weil der Aufenthalt im benannten Hafen mit auſſerordentlichen Koſten verbunden iſt. Sobald ein Schiff ſich der Rhede von Livorno nähert, verfügt ſich die Geſundheits-Committe' mit ihrer Schaluppe in die Nähe deſſelben und erkundigt ſich weitläuftig nach dem Woher und Wohin? dem Geſundheitszuſtand des verlaſſenen Ortes und der Mannſchaft. Findet man es gefährlich, ſo muß das Schiff auf der Rhede bleiben, im entgegengeſetzten Fall darf es in den Hafen kommen und ein Wächter wird ihm mitgegeben, welcher dafür ſorgt, daß Niemand an Bord komme noch davon gehe. Der Schiffer ſegelt

dann getroſt dem Hafen zu. An Lootſen iſt hier nicht zu denken; auf der Mauer ſteht der Hafenmeiſter, welcher einen Platz anweiſet, wo das Schiff liegen kann.

Die Barkiere haben einzig und allein das Recht, ſich dem Schiffe zu nähern; ſie ſind für den Kapitain alles in allem, ſie verſorgen ihn, für baares Geld, mit Erfriſchungen für ſich und ſeine Leute, ſie beſorgen ſeine Geſchäfte, ſoviel es ſich thun läßt, am Lande. Beim Umlegen, oder beim Abgehen und Ankommen der Schiffe dienen ſie als Lootſen oder Hafenmeiſter. Will der Kapitain während der Zeit der Quarantaine ſeine Korreſpondenten, die Eigenthümer der Ladung, oder Andere ſprechen, ſo ſchickt er ſeinen Barkier an dieſelben ab, und beſtellt ſie zu einer gewiſſen Stunde ins Quarantainehaus. Dann begiebt er ſich zu der beſtimmten Zeit mit ſeinem Wächter in das Boot und hat die Erlaubniß, ſich durchs Gitter mit ſeinem

Herrn Ladungsintereſſenten, oder wer ſonſt gegenwärtig iſt, beſprechen zu dürfen. Sobald dem Kapitain die Aufhebung der Quarantaine für ſein Schiff bekannt gemacht wird, findet ſich bei demſelben eine ganze Schaluppe Muſikanten ein, welche dieſes unter lautem Jubel dem ganzen Hafen verkündigen. Uebrigens gleicht der Hafen von Livorno ſo ziemlich einem immerwährenden Jahrmarkt. Händler mit Früchten aller Art, mit Brod, Gemüſe und dergleichen umkreiſen die Schiffe. Fahrzeuge mit Getränken aller Art, worin außer dem Ruderknecht eine verführeriſche Circe als Verkäuferin ſitzt, bieten dem durſtigen Schiffer ein erquickendes Labſal. Aber nicht allein für den Magen, ſondern auch für alle mögilchen Bedürfniſſe des Lebens iſt hier geſorgt: Handwerker aller Arten haben hier ihre ſchwimmende Werkſtatt. Ein Buchhändler bietet hier die ſchönſten und ſchlechteſten Werke ſeiner und frem-

der Nationen für möglichſt billige Preiße aus; ein Kupferſtichhändler verkauft Städte und Länder ſeiner Schöpfung für ein Billiges. Kurz, was Geiſt, Augen, Herz und Magen befriedigen kann, iſt hier in Menge zu haben. Uebrigens bietet ſich hier dem Auge eine täglich wiederkehrende Anſicht dar, die um ſo unangenehmer iſt, als ſie eine Anſchauung davon giebt, wie elend und traurig die niedre Volksklaſſe dieſes ſchönen und geſegneten Landes ihre Tage zubringt. Faſt jedes fünfte, ſechſte Boot, welches dem Auge begegnet, enthält eine Bettlerfamilie, die zwiſchen den Schiffen umherfährt und ſich ihren täglichen Unterhalt erfleht. Ich will nur eine derſelben näher beſchreiben, und die traurige Lage dieſer Armen, von aller Welt Verlaſſenen, anſchaulicher zu machen, und zugleich eines Vorfalles dabei zu erwähnen, der, mit Eleganz erzählt und mit mächtig wirkenden Namen ausgeſchmückt, ein Schickſalsroup

genannt werden könnte. In einem schlechten Boote, welches jetzt gewiß dem Siebe der Danaiden gleichgeworden, führte ein junger Mann von funfzehn bis sechszehn Jahren, ein sprechendes Bild des Jammers, sieben kleinere Geschwister umher, alle mit Lumpen sparsam bedeckt, mit bleichen eingefallenen Gesichtern, dem grausamen Hungertode fast nahe. Im Hintertheil des Bootes, den Strahlen der Sonne immerwährend ausgesetzt, lag auf einer alten, halbvermoderten Decke, der Vater dieser acht Unglücklichen, an allen Gliedern gelähmt. Es war rührend anzusehn, wie die Knaben jeden erhaltenen Bissen dem Vater zuerst reichten, und dann, wenn er gesättigt war, erst davon genossen. Dieses Boot kam gewöhnlich alle Mittag um zwölf Uhr an unserm Schiffe vorüber, und die Kinder erhielten von unserm Schiffskoch meistentheils etwas Essen. Eines Sonntags hatte sich dieser Koch im Trunke übernommen,

und ſich zum Kapitain verfügt, um ſich die Erlaubniß, ans Land gehen zu dürfen, auszuwirken. Dieſer, welcher ſeinen Zuſtand wohl ſah, ſchlug es ihm ab, er wurde hierüber aufgebracht und hieß die ſo eben angekommenen bittenden Kinder mit Ungeſtüm zum Teufel gehn. Erſchrocken ruderten dieſe davon. Der Kapitain war auf dem Verdeck erſchienen und der Koch bat ihn nochmals um die Erlaubniß, das Land beſuchen zu dürfen. Abermals: „Nein!"

„Soll ich nicht ans Land, ſo brauche ich auch kein Geld!" ruft er aus, und wirft ſeine Geldbörſe, worin ungefähr fünf Thaler waren, über Bord, dieſe aber fallen nicht ins Waſſer, ſondern, o Schickſal! in das Boot der Kinder, welches noch in der Nähe lag. Sie waren unſchlüſſig, was ſie thun ſollten, als ich ihnen zuwinkte, das Geld zu behalten. Dankend fuhren ſie davon, aber den ganzen Tag waren ſie in der Nähe des

Schiffes. Ein paar Stunden ſpäter will ich ans Land gehen, ſteige vom Schiffe, trete fehl und ſtürze rücklings ins Waſſer. Meine Armen waren nicht weit, der ältere Knabe ſpringt über Bord, ſchwimmt auf mich zu und rettet mein Leben, welches ich, ohne den Knaben, und des Schwimmens unkundig, gewiß verloren hätte, da Niemand von meinem Schiffe mich bemerkt hatte.

Der ewige Segler.

Vorwort.

Ich behandelte dieſen Gegenſtand ſchon früher und zwar lyriſch. Das kleine Gedicht erſchien zuerſt in Reinhold's Hammonia (Hamburg 1812). Ich fing aber bald an, einzuſehen, daß dieſes kleine Gedicht nicht hinreichend ſei, den reichhaltigen, mir zu Gebote ſtehenden Stoff zu erſchöpfen. In dem Nachfolgenden habe ich mich bemüht, mich der Sage völlig anzuſchmiegen und ſie in Form einer Novelle wiederzugeben. Folgende Anmerkung begleitet das oben bezeichnete Gedicht, welches ich in meinen poetiſchen Ver-

ſuchen (Hamburg bei Perthes und Beſſer, 1825), aufgenommen habe*):

Der ewige Segler.

Unter den hohen Kreidebergen von Dover lag der Kriegsſchooner Fulgur (zu Deutſch der

---

*) Die Sage, worauf ſich dieſes Gedicht gründet, geht ſchon ſeit undenklichen Zeiten unter den engliſchen und holländiſchen Seeleuten geringerer Klaſſe umher, und wird von ihnen als eine unzubeſtreitende Thatſache angenommen. Die Holländer erzählen: einer ihrer Landsleute (die Engländer geben ihn für den ihrigen aus), deſſen Namen aber im Strom der Zeiten untergegangen iſt, ſei aus Oſtindien zurückgekehrt, habe aber den Ort ſeiner Beſtimmung, Amſterdam (bei den Engländern London), nicht erreichen können, weil ohne Aufhören ein kontrairer Wind geweht habe. Nach zwanzigwöchentlichem Umhertreiben habe er ſich und ſein ganzes Schiff der Hölle zugeeignet, und geſchworen ſein ganzes Leben im Ocean zuzubringen. Plötzlich erhob ſich ein Sauſen und Brauſen, es war wie finſtre Nacht; die Schiffsleute wurden den Augen des Schiffers entrückt, und durch die Vorſehung in ihr Vaterland verſetzt, nur er blieb zurück, ein ewiger Spielball der Elemente. Mit ihm ein großer, weißer Pudel. Dieſer ſitzt immer

Bliß) vor Anker und nickte den gegen ihn anrollenden Wellen bedächtig entgegen. Der Feuerball des Tages ruhte auf den westlichen Wogen und kühlte sich den glühenden Unterrand. Seemöven flogen links und rechts in weiten Bogen und schlanke Fahrzeuge, leichte Fischerkähne trieben heimwärts und stolze Kauffahrer zogen beladen durch die Kanalstraße. Auf dem Schooner herrschte eine Todtenstille, die Mannschaft stand erwartungsvoll auf ihren Plätzen, die Offiziere gingen ruhig neben einander auf und nieder, keiner sprach ein Wort.

Die Sonne tauchte unter, ein durchsichtiger Nebel stieg aus dem Wasser herauf und

---

bei seinem Herrn am Steuerruder, ein Platz, den dieser nie verläßt. Unaufhaltsam treiben Sturm und Wetter ihn von Land zu Land, von Küste zu Küste; und wenn er landen will, führt ihn ein pfeilschneller Sturm von dannen. Eingehüllt in einen schwarzen Mantel und unbedeckten Hauptes starrt er in die dunkle Nacht hinaus:

„So haben, bei sabanriger Winde Weh'n,
Ihn oftmals die Söhne des Meeres gesehn."

verbreitete eine lichte Dämmerung rings umher, die ſilbernen Pfeifen der Bootsleute ertönten*), die flinke Mannſchaft, kundig des Winkes, zog ſich zurück, die Wachen nahmen ihre beſtimmten Plätze ein, ihr lautes „All well**)!“ ertönte von Bord zu Bord. Die Kajütskappe ward zurückgeſchoben, Kapitain Milten trat auf das Verdeck, er ging ſtill und in ſich gekehrt auf und nieder, und blickte von Zeit zu Zeit zu den Feuern von Dover hinauf, welche leuchtend durch den Nebel ſtrahlten.

Der ganze Himmel war hell und rein, einzelne Sterne leuchteten freundlich aus blauer Ferne auf das Verdeck, Kapitain Milten ſeufzte leiſe auf und ſetzte ſich auf eine Kanone, den Kopf faſt unmerklich an die Bruſtwehr lehnend. Sein großer weißer Pudel

*) Auf Kriegsſchiffen wird jedes Commando durch die Pfeifen ausgeſprochen.

**) Alles wohl!

kroch zu ihm heran und ſtellte ſich auf die Hinterpfoten vor ihm hin. „Pintſch!“ rief Milton und legte dem Hunde die Hand auf den ſchneeweißen Kopf, „Pintſch, was willſt du?“

Da legte Pintſch die Vorderpfoten auf die Knice ſeines Herrn, ſah ihn mit einem dummehrlichen Blick an und ſchlug leiſe an. „Verlaß mich nicht, Pintſch!“ ſagte Milton bewegt, „wenn mich alle andere verlaſſen, damit doch wenigſtens einer bei mir ausharre!“ und Pintſch, als ob er die Worte des bewegten Jünglings verſtanden hätte, ſprang von ſeinem Schooße und ſchmiegte ſich winſelnd zu den Füßen ſeines Herrn.

Lieutenant Jackſon, der den Oberbefehl der Wache führte, ſtand, den Hut tief in die Augen gedrückt, an den Vordermaſt gelehnt und ſah ſtill bewegt auf ſeinen Commandeur und Freund. Jackſon war ein Mann von beinah vierzig Jahren, der über zwei Drit-

theile seiner Lebenszeit auf der See zugebracht hatte und sich mit dem festen Lande durchaus nicht vertragen konnte. Das rohe Element, welchem er diente, hatte ihn keineswegs hart und fühllos gemacht, aber seine oft gemißbrauchte Gutherzigkeit hatte seinem ganzen Wesen einen bittern Spott beigemischt, welcher jeden, der ihn nicht genauer kannte, von ihm zurück scheuchte. Jackson war's gern zufrieden; er schloß: wer sich von dem ersten Sturm zurückschrecken läßt, bei dem ist die Noth noch nicht hoch gestiegen. Er vergaß, oder hatte es vielmehr noch nie erfahren, daß es zarte Seelen giebt, denen das erste Wort schon eine so namenlose Ueberwindung kostet, daß ihre schüchterne Anrede allein schon einen herrlichen Preis verdienet, weil sie zu ihren wenigen Worten einen Umfang des Gefühls brauchen, der jeden andern zu einem Meister der Beredsamkeit gemacht haben würde. Mit solchen Seelen konnte er

ſich nicht befreunden, nicht aus Mangel an gutem Herzen, ſondern weil er ſie nicht begriff.

Jackſon ſtand noch immer wie an dem Boden feſt angewurzelt, und blickte ſeinen Kapitain an; eine Fülle des Mitleids und der Theilnahme ſtieg in ihm auf, aber er unterdrückte ſie ſchnell und erſchrocken, als ob er auf einer Unthat ertappt worden ſei, und ging mit ſeinem ironiſchem Lächeln auf den Kapitain zu, vor den er ſich hinſtellte, ohne eine Silbe zu ſagen.

Jackſon war Milton's Freund, beide hatten mehrere Jahre zuſammen auf der See zugebracht, einer war dem andern ſein Leben ſchuldig. Milton blickte den Freund wohlwollend an, als er aber das ſatyriſche Lächeln, welches um deſſen Lippen ſchwebte, erblickte, erröthete er vor Schaam, ſich von einem ihm Untergebenen ſo ſchwach finden zu laſſen; er ſprang von ſeinem Sitze auf, trat

einen Schritt zurück und fragte ziemlich übelgelaunt:

„Was giebt's, Lieutenant Jackson!" —

Der Angeredete trat einen Schritt zurück, stellte sich militairisch aufrecht und sagte, die Hand an den Hut: „Ich komme, Eure etwanigen Befehle für diese Nacht zu empfangen."

Kapitain Milton ging ohne ein Wort zu sagen von ihm weg, durchmaß das Quarterdeck*) mit langen Schritten, stand dann still und sagte: „Es bleibt vorläufig beim Alten; jede Stunde kann uns den Befehl zum Absegeln bringen, bis dahin, Gott befohlen!" Mit diesen Worten drehte er sich um und ging wieder auf und ab.

„Sehr wohl!" sagte Lieutenant Jackson, wandte sich um und ging nicht, sondern sah gerade und fest vor sich hin und drehte nur

*) Der hintere Theil des Verdecks, der gewöhnliche Aufenthalt der Offiziere.

den Kopf nach ſeinem Freund um, wenn dieſer im Auf- und Abgehen ihm den Rücken zukehrte. Ueber zehn Minuten lang hatte dies Manoeuver ſchon gewährt, da ertappte ihn der Kapitain auf der That, indem Jackſon das Geſicht nicht ſchnell genug wegwandte, weil ſein Gefühl über ſeinen Spott die Oberhand gewonnen hatte. Er wurde roth, murmelte einen kräftigen Fluch in ſich hinein, und ſtampfte vor Verdruß mit dem Fuß.

Milton, als er das Geſicht des Freundes erblickte, welches mit ſo vollem Mitleiden auf ihm ruhte, ſtand ſtill, richtete das glutherfüllte Auge auf ihn und ſagte leiſe, aus tiefer Bruſt herauf: „Jackſon!“

Dieſer kam heran, legte die Hand auf des Kapitains Schulter und ſagte mit einer Thräne im Auge und mit ſpöttelnder Stimme: „Wenn der Lockvogel pfeift, kommen die argloſen Bewohner des Waldes geflogen; aber ſeht zu, daß die Leimruthe verborgen

liege und gut angestrichen sei, sonst reißen sie sich los mit den Flügeln."

„Kalter Spötter," fuhr Milton auf, „du siehst nicht und willst nicht sehen, was in dem Herzen eines tiefbewegten Menschen vorgeht! was kümmern dich die Seufzer des Unglücklichen? sie begeistern dich am Ende zu nichts als einem Bonmot."

Jackson, sich selbst eines Bessern bewußt, ward über diesen ungerechten Ausspruch des Freundes innerlich scharf verwundet, von aussen blieb er ruhig, nur sein ironisches Lächeln spielte um seinen Lippen fort. Er wandte sich seitwärts und zeigte mit der Hand in die Luft hinauf: „Seht Ihr dort die schneeweiße Möve," begann er, „wie sie mit stolzem Flügelschlag den Luftkreis durchschneidet? Was meinet Ihr, wenn sie so landeinwärts flöge und indem sie über die Leuchtthürme wegschwebte, sich die lichtweißen Fügel versengte, was würde dann geschehn?" —

„Sie würde hinabſtürzen in die Gluth!“ ſagte Milton halb unwillig.

„Sie könnte dann nicht mehr fliegen,“ fuhr Jackſon fort, „aber was der eine verliert, gewinnt der andere, ein kräftiger Braten wär's geworden für den Feuerwächter! Heißa, mein Junge! ich kann mir's denken, wie der Kerl ſpringen würde.“

„Was ſoll das tolle Spiel mit Bildern?“ fragte Milton entrüſtet.

„Kehrt's um!“ rief Jackſon, „reißt die Decke von den Thürmen und laßt einen kalten Platzregen darauf herabſtürzen, ſo erlöſchen eure Lichter und die Segler aus der Nähe und Ferne ſtoßen ſich das Gehirn an den Klippen ein, und wenn's Euer Fulgur ſelbſt wäre.“

„Das heißt?“ fragte Milton geſpannt.

Jackſon erwiederte ernſt, und das ironiſche Lächeln war verſchwunden: „Wer durch leiſe Andeutungen ein krankes, mit Kum-

mer belaſtetes Herz zu erkennen giebt, und das ſich nahende Mitleid mit der Schranke des Ceremoniels von ſich ſtößt, was thut der anders, als die Decke vom Leuchtthurm reißen und den Umherirrenden ſchonungslos in die Wüſte hinausſtoßen?"

Miltons kräftige Heldengeſtalt erhob ſich wunderbarlich. „Das hätte mir der Mann nicht ſagen ſollen," begann er, „der den rechten Arm jenes algieriſchen Bluthunds abhieb, deſſen Säbel über meinem Scheitel ſchwebte."

„Er würde es zu Keinem geſagt haben," antwortete Jackſon, „als zu dem Mann, der ihm auf dem Rialto vor dem Dolchſtoß eines venetianiſchen Banditen rettete."

Milton war überwältigt, er zog den Freund zu ſich hin. „Du ſollſt alles wiſſen," rief er, „ſollſt in die tiefſte Tiefe meines Herzens ſchauen."

Da riefen die Wachen durch die Nacht hin, eine Schaluppe legte am Backbord*) an, Jackſon eilte dahin, Milton trat zurück.

William, ein Midſchipman**) ſprang aufs Verdeck. Jackſon trat ihm entgegen, dieſem flüſterte er zu: „Iſt der Kapitain Milton auf dem Verdeck oder in ſeiner Kajüte? Ich bringe ihm allerlei Neuigkeiten.“

„Kapitain Milton befindet ſich auf dem Quarterdeck, begieb dich nur zu ihm.“

„Höre, William,“ fuhr er leiſe fort, „wenn du's vermeiden kannſt, ſo mache ihn nicht noch trüber, als er ſchon iſt; es ruht heute ohnedem ein finſterer Geiſt des Unmuths auf ihm.“

William griff in die Bruſttaſche und zog ſein Taſchenbuch hervor: „Wenn meine

*) Backbord, linke Seite des Schiffs. Nur diejenigen Schaluppen, worin Offiziere höheren Ranges, oder ſonſtige Standesperſonen ſind, legen an der rechten Seite am Steuerruder an.

**) Kadet.

ſchriftlichen Nachrichten der mündlichen das Wort reden, ſo werden wir heute Abend noch ein frohes Geſicht von Milton ſehen.“

William ging auf den Kapitain zu, welcher den muntern Jüngling mit ſich in die Kajüte nahm. Kaum unten angekommen, zog er den lächelnden Boten zu ſich hin: „William, was bringſt du mir?“

„Einen Gruß vom Kommendore und dieſe Briefe,“ war die Antwort. Er überreichte dem Kapitain einen in Quart gebrochenen Brief mit dem großen Admiralitätsſiegel, nahm einige kleine Briefe aus ſeinem Taſchenbuche und warf ſie auf den Tiſch.

Milton ſchob die Briefe zur Seite und fragte mit Feuer: „Und weiter nichts? Kein Wort, kein Zeichen von Ihr? Rede doch!“

„Worte und Zeichen genug,“ fiel William ein, „aber ich dächte, ihr ſähet Eure Ordre an, wer weiß was ſie uns bringt, der Kommendore ſchien's eilig zu haben.“

Milton ward roth, griff nach der Ordre, erbrach ſie und las. Es waren Inſtruktionen und Vollmachten für den Fulgur; dieſem lag folgender Zettel bei:

„Ich beſchränke die Freiheit meiner „Offiziere ſo ſelten als möglich, und er„laube gern alles, was zu erlauben iſt. „Heute Nacht möchte die Eskadre ſchwer„lich unter Segel gehn. Wenn Kapitain „Milton noch Geſchäfte am Lande hat, ſo „ſteht es ihm frei, ſolche heute zu been„den."

„John Blackſtone, Esquire,
Kommendore."

„Nun," rief William und ſprang händeklatſchend umher, „das iſt ja herrlich, nun wird ſich Eure Eliſe freuen! Was gilt die Wette, Kapitain, ehe eine Stunde vergeht, liegt ſie in Euren Armen."

„Was ſagſt du, närriſcher Menſch? Ich in Eliſens Armen?" fiel Milton ein, „ich

liege unter den Kreidebergen von Dover, und ſie lebt in der City von London; dazu glaubt ſie vielleicht, ich bin längſt abgeſegelt, und harrt ſtündlich auf Nachrichten aus der Ferne."

„Freilich," ſagte William, „weil ſie den Geliebten nicht mehr in der Nähe vermuthet. Nun Ihr aber doch ſo ziemlich nahe ſeid —"

„Träumſt du?" rief Milton aus. „Als ob ich ein Adler wäre, der mit ſeinem Flügelſchlag die Luft durchſchneidet."

„Nun," ſagte William, „auch ohne Adler zu ſein, gehört Ihr dem Jupiter an. Seid Ihr denn nicht der Blitz? oder wenn Ihr es nicht ſeid, kommandirt Ihr ihn denn nicht? Mich däucht, das iſt einerlei."

„Du kommſt mit deinem Witz zur Unzeit," bemerkte Milton, „ſpare ihn für eine gelegenere Stunde."

„Ich ſchweige und gehe," ſagte dieſer, „doch mit der Bitte, mich wundern zu dür-

ſen, daß Kapitain Milton mich nach keinen andern Aufträgen gefragt hat.“

„Nach welchen Aufträgen?“ fragte dieſer.

„Nach Aufträgen, welche mir das Fräulein Eliſe Blackſtone gegeben hat.“

„Du haſt ſie geſprochen?“

„Geſprochen und erfahren, daß ſie London verlaſſen hat, und ſich hier am Strande aufhält, daß ſie jede landende Schaluppe durchſpähen und den Geliebten umarmen wird, ſobald er einen Fuß ans Land ſetzt.“

Milton fiel dem frohen William mit einem Freudengeſchrei an ſein Herz, dann drückte er ihn von ſich und ging auf und nieder. „Die Schaluppe vor den Fallreeg*)!“ rief er aus und warf ſich in ſeine Uniform.

William eilte aufs Verdeck, das Geheiß zu vollziehen; Milton folgte ihm unmittel-

*) Einſchnitt zu beiden Seiten des Schiffs in der Bruſtwehr, wo die Treppen zum Auf- und Abſteigen aushängen.

bar, er grüßte den unwillkührlich lächelnden Jackſon ſtill aber freundlich und ſtieg in die Schaluppe, die Wache am Steuerbord ſchulderte, die ſilberne Pfeife des Quartiersmanns*) erklang, die Ruderſtangen durchſchnitten die Wellen, die Schaluppe tanzte dem Lande zu.

William geſellte ſich zu Jackſon; dieſer fragte: „Was habt Ihr denn für Ordres gebracht, die noch eine ſo ſpäte Spazierfahrt in der Abendluft nothwendig machen? Gebt Acht, er wird ſich einen Schnupfen holen, und ihr werdet die Schuld haben.“

„Die Schuld will ich allenfalls auf mich nehmen,“ ſagte William, „möchten wir's doch wohl alle nicht beſſer machen, wo uns der Arm der Liebe winkt.“

„Junger Menſch,“ rief Jackſon, „leicht tändelt die Jugend durchs Leben; das reifere

*) Quartiersleute oder Obermatroſen, welche auf Kriegsſchiffen unter andern das Steuerruder in den Böten führen.

Alter hat mit ſolchen Kindereien nichts zu ſchaffen.“

„Scheltet nicht ſo, mein würdiger Lehrer,“ ſagte William, ſich anſchmiegend, „Ihr meint es doch nicht ſo. Nicht wahr, Miltons Glück liegt Euch am Herzen?“

„Wie das Glück jedes ehrlichen Mannes,“ war die Antwort. „Milton iſt gut, aber ein Schwärmer.“

„Und doch ein Mann mit feſtem Sinn, und voll kühnen Muthes; Gott erhalte ihn!“ —

„Wohin iſt er jetzt? Wer hat ihn noch ſo ſpät zu ſich berufen?“ fragte Jackſon.

„Die Liebe!“ war Williams Antwort; „Kennt Ihr unſers Kapitains Braut nicht?“

„Nicht anders, als aus einzelnen Aeuſſerungen,“ ſagte Jackſon, „die ihm von Zeit zu Zeit entfahren ſind. Aber Ihr, ſein geflügelter Bote, Ihr wißt wahrſcheinlich ſehr viel von ihr zu erzählen?“

„Jackson!“ rief William aus, und sah ihm dabei gutmüthig ins Auge, „Ihr werdet mich nicht verrathen, wenn ich Euch das Geheimniß seiner Liebe anvertraue. Es ahnet mir, als ob bald etwas Trauriges und Schreckliches sich ereignen werde. Ich bin so jung und weich, es würde mir das Herz abstoßen; Ihr aber seid ein Mann, ein starker Mann, Ihr könnt große Dinge thun und durch Euren festen Sinn und Eure Beharrlichkeit alles zum Besten kehren.“

„So laß hören!“ sagte Jackson und zog den freundlichen Knaben mit sich nach dem Steuerruder. William rückte zwei Feldstühle herbei, der Mond trat aus den Wolken hervor und beleuchtete sein lächelndes Gesicht; Jackson saß, die Augen fest an den Boden gewurzelt, tief im Schatten. Wiliam begann:

„Eines Abends, es mögen jetzt wohl schon an sieben bis acht Monat her sein,

gingen wir, Milton und ich, in St. James-Park auf und nieder. Milton war gegen seine Gewohnheit fast still und beantwortete meine Fragen nur mit wenigen Worten, selbst fing er gar nicht an, wie sonst gewöhnlich, mir auf irgend eine Weise Auskunft zu geben, wenn er sah, daß ich diesen oder jenen mir bis dahin unbekannten Gegenstand betrachtete."

„Wir waren den Park beinahe bis zu Ende gewandert, als Milton sich auf einer Ruhebank niederließ, welche die Aussicht auf Green-Park eröffnete. Sein Kopf sank auf die Brust und das Auge schien an dem Boden festzuwurzeln, er vergaß alles um sich her. Das machte mich weich, ich hatte Milton noch nicht zagen sehen; es mußte ein großes und wichtiges Unglück sein, welches diesen hohen Geist so tief beugen konnte. Ich nahte mich ihm, faßte seine Hand und mit einer Thräne im Auge, deren brennenden

Schmerz ich noch jetzt fühle, fragte ich leise: Bester Kapitain Milton! was fehlt Euch?"

„Wie aus einem langen Traum erwachend sah er auf. In meinen Augen mochte er meine Frage lesen, er ergriff meine Hand und wollte reden, als er zu gleicher Zeit einen Seitenblick in die dichtbelaubten Gänge von Green-Park warf. Plötzlich sprang er auf und schritt auf denselben zu. Er ging so schnell, daß ich ihm kaum zu folgen vermochte, ich that dieß mit Mühe in einiger Entfernung."

„Erst nachdem wir eine bedeutende Strecke von unserm vorigen Sitze entfernt waren, sah ich, worauf es eigentlich abgesehen war. Vor uns ging eine schwarzgekleidete Dame von hoher majestätischer Figur, ein kleines Mädchen begleitete sie. Milton war ihr schon sehr nahe, ehe sie ihn zu bemerken schien. Er trat noch einige Schritte näher, sie wandte sich um, der Glanz der scheidenden Abend-

ſonne beleuchtete das Engelsbild, welches in der Fülle der Jugend und Schönheit vor uns ſtand und ſich gegen den ehrerbietig grüßenden Kapitain ſittſam verneigte.“

„Ho, ho!“ rief Lieutenant Jackſon dazwiſchen, „kommt zu Euch, junger Mann! Was muß das für eine Erſcheinung geweſen ſeyn, die ein Kind in ſolche Begeiſterung zu ſetzen und zu erhalten vermochte?“

„Kind?“ ſagte William. „Freilich wohl, Ihr meßt die Fähigkeiten und den Geiſt des Menſchen nach ſeinem Aeußern mit dem Zollſtock; das iſt Eure Weiſe, die mich zu dem verdammt, was ich noch immer gelte. Hört nur weiter: Milton und die ſchöne Unbekannte wandelten neben einander her durch die dunklen Gänge, ihr Mund ſchien wenig zu ſprechen, aber ihre Augen waren deſto beredter; wie Blitze zweier Gewitter, welche auf beiden Ufern eines reißenden Stromes einander entgegenſtehen, ſo ſchoſſen ihre Blik-

ke herüber und hinüber. Ich zog mich immer weiter zurück und blieb zuletzt ganz stehen, das Mädchen der holden Unbekannten folgte ihrer Herrschaft nach, aber unbefangen und sorglos lächelnd, als ob sie die Liebesblicke nicht bemerkte, welche hier zwei Herzen so tief verwundeten. Endlich waren Milton und seine Schöne mir aus den Augen gekommen, das Mädchen saß am Ende der Allee auf einer Bank. Neugierde trieb mich zu ihr. Es war eine freundliche Blondine von noch nicht sechszehn Jahren. Ich setzte mich neben sie und ergriff ihre Hand: „Wie heißt du, mein schönes Kind?" fragte ich.

„Hannah!" versetzte sie lächelnd, indem sie mich mit ihren großen blauen Augen lächelnd ansah.

„Und ist das deine Herrschaft, die mit meinem Herrn jene Allee entlang gegangen ist?" fragte ich weiter.

„Schon lange bin ich um ſie," war die Antwort, „als ganz kleines Kind kam ich in das Haus ihrer Aeltern."

„Und wer ſind dieſe ihre Aeltern?" forſchte ich angelegentlich.

„Der Vater iſt Kommendore eines Eskadres der Flotte, und nennt ſich John Blackſtone; die Mutter iſt vor einigen Wochen geſtorben, weshalb meine Gebieterin auch trauert."

„Deine Dame und mein Kapitain kennen ſich wohl ſchon ſeit ſehr langer Zeit?" fragte ich das Mädchen weiter.

„Das nun wohl nicht," ſagte ſie, „ſie haben ſich kaum drei- oder viermal, und nur immer an einem öffentlichen Ort geſehen, da wißt Ihr wohl — —" Sie brach ab, ſtand auf und machte mir eine leichte Verbeugung, als ob ſie gehen wollte.

Ich hatte aber während des Fragens nicht blos gehört, ſondern auch geſehen. Han-

nah's Reize hatten einen beſondern Eindruck auf mich gemacht. Ich ergriff ihre Hand und bat ſie mit den ſüßeſten Worten, wobei ich immer in den Schranken einer anſtändigen Beſcheidenheit blieb, bis zur Zurückkunft ihrer Dame zu verweilen. Nach einigem Hin- und Herreden ließ ſie ſich endlich erbitten; ſie ſetzte ſich, wiewohl nicht ohne Sträuben, an meine Seite, und litt es geduldig, daß meine Linke in ihrer Rechten ruhte, während ich mit meiner Rechten ihren zarten Leib umſchlang. Die heilige Unſchuld, welche aus ihren Augen ſtrahlte, zog mich unwiderſtehlich zu ihr hin, ich bat ſie, mir etwas aus ihrem Leben mitzutheilen. Sie that es mit derjenigen Anſpruchsloſigkeit, welche eine magiſche Gewalt über das Herz des Mannes ausübt."

Hier ſchwebte wieder ein ſeltſames, ironiſches Lächeln um Jackſons Lippen. William wollte es nicht bemerken und fuhr fort: „Ich

erfuhr von Hannah's Lebensumständen folgendes: Sie war die Tochter eines armen Offiziers unserer Marine, ihre Mutter war bereits in ihrer Geburtsstunde gestorben, ihr Vater fiel als das Opfer eines unseligen Zweikampfs, als sie kaum sechs Jahr alt war. Der Tod des Vaters erregte wenig Aufsehen; sein Mörder war sein früherer Jugendfreund, der Hannah's Mutter lange geliebt und von ihr verschmäht worden war."

Jackson schrak innerlich zusammen, ein Fieberfrost schüttelte ihn. William bemerkte es nicht, und fuhr fort: „Dir arme Hannah war nun von Gott und Menschen verlassen, keiner kümmerte sich um das unglückliche Kind. Weinend irrte sie durch die Straßen von London, denn die unbarmherzigen Miethsleute, bei denen ihr Vater gewohnt hatte, und denen er noch eine bedeutende Summe schuldig geblieben war, hatten das arme Kind aus dem Hause gestoßen."

„Am andern Morgen ſtand ſie weinend und von Hunger gequält in einer nicht ſehr beſuchten Nebenſtraße vor einem Bäckerladen, und flehte den wohlgenährten Beſitzer um eine kleine Gabe an, die dieſer hartnäckig abſchlug und ſeine Weigerung noch mit einigen kräftigen Flüchen unterſtützte. Da ging ihre jetzige Gebieterin mit ihrer Mutter vorüber. Beide ſahen das arme Kind von Schmerz und Hunger gequält und erbarmten ſich der Verlaſſenen. Nachdem ſie ſich vorläufig nach ihr erkundigt hatten, nahmen ſie ſie mit ſich in ihr Haus, beide mit dem Vorſatz, der armen ſchuldloſen Waiſe eine nicht blos augenblickliche Hülfe angedeihen zu laſſen.“

„Lady Blackſtone ließ es ſich vorzüglich angelegen ſeyn, der von ihr ſo menſchenfreundlich aufgenommenen Waiſe ihre frühere kummervolle Lage ſoviel als möglich vergeſſen zu machen; es gelang ihr, ihren Gemahl dahin zu bewegen, daß dieſer darein willigen

mußte, der kleinen Hannah für immer eine Freistatt in ihrem Hause zu gewähren."

Jackson's Brust arbeitete krampfhaft, er konnte ein tief überströmendes Gefühl kaum mehr verbergen, nur mit der größten Anstrengung zwang er sich und fragte möglichst gleichgültig: „Wie hieß Hannah's Vater?"

„Richard hieß der Unglückliche," sagte William, „er fiel in einem unseligen Zweikampf und machte das arme Mädchen zur frühen Waise."

„Verdammt sind diese Grundsätze und Begriffe einer falschen Ehre!" rief Jackson laut in die ihn umgebende Nacht hinaus, sprang von seinem Sitze auf und schritt hastig auf und nieder.

Es war Mitternacht, der Mond kroch hinter die Wolken, der diensthuende Bootsmann schlug acht Glasen *) an der Schiffs-

*) Glasen: Folgendes diene hier zur Erklärung. Jede Schiffswache hält vier Stunden. Bei dem

glocke, das All well! der Wachen ertönte von Bord zu Bord.

William ſtand auf, und ſah fragend auf Jackſon hin; dieſer faßte die Hand des Jünglings, zog ihn auf ſeinen Sitz nieder und ſagte halb bittend, halb befehlend: „Erzähle weiter!“

„Die gute Hannah fand an Blackſtone's Gemahlin eine Mutter, an deren Tochter Eliſe eine liebende Schweſter; der Commendore ſelbſt bekümmerte ſich nicht viel um ſie, er machte ſich überhaupt wenig aus dem Hausweſen, wohin er auch die Erziehung ſeiner Tochter rechnete, welche gänzlich der Mutter überlaſſen blieb.“

Kompaſſe befindet ſich ein halbes Stundenglas, welches beim Beginn der Wache umgedreht wird. So wie es das Erſtemal ausgelaufen iſt, wird es durch einen Schlag an die Schiffsglocke kund gegeben, beim zweitenmale fallen zwei Schläge, beim dritten drei, und ſo fort. Dieſe Schläge nennt man Glaſen. Acht Glaſen bezeichnen das Ende der Schiffswache.

„Hannah verdiente aber auch das freundliche Wohlwollen der beiden lieben Frauen durch ihre zärtliche und von Tag zu Tag sich vermehrende Anhänglichkeit an sie. Nur konnte sie nicht ganz in den Ton der Herzlichkeit einstimmen, den beide gegen sie annahmen; sie erkannte nur das Verhältniß des Gebietenden zur Gehorchenden und beobachtete solches mit strenger Gewissenhaftigkeit. Nur höchst selten, wenn sie und Elise allein waren, und sich im Uebermaaß des Gefühls einander mittheilten, vergaß Hannah die selbst aufgethürmten Schranken und weinte heiße Thränen am Halse der holden Gebieterin."

„Denkt nur, Lieutenant Jackson," fuhr William, der sich durch seine eigne Mittheilung begeistert hatte, fort, „welche Wirkung diese Erzählung der schönen Hannah auf mich machen mußte. Ich gab ihr während des Erzählens meine Theilnahme auf alle nur

mögliche Weiſe zu erkennen, und als ſie nun mit dem Tode ihrer Gebieterin, der guten Lady Blackſtone, endete, und die rührende Leichenfeier beſchrieb, als ihre Thränen aus den hellen Augen in den Schooß fielen, da hielt ich mich nicht länger, ſondern zog ſie ſanft in meine Arme, und indem ich es wagte, einen leiſen Kuß auf ihre Stirn hinzuhauchen, fragte ich tief bewegt: Haſt du, arme Unglückliche, keinen Freund?"

„Da ſchlug das holde Mädchen die Augen auf, und durch Thränen lächelnd ſagte ſie mit ſanfter Stimme: Sobald ich eines Freundes bedarf, will ich mich an Euch wenden, ihr werdet mich wohl nicht von Euch weiſen? Sie ſagte die letzten Worte mit einer ſo freudigen Bewegung, und ihre Augen glühten dabei ſo wunderbarlich, daß ich mich nicht länger halten konnte, ſondern mit dem Ausruf: Sei meine Freundin! meine Geliebte! mein Alles! ſie an mich preßte und einen

Kuß auf ihre Lippen drückte. Da riß ſie ſich los, und indem ſie einen halb ſtrafenden, halb bittenden Blick auf mich warf, ſagte ſie mit erkünſtelter Faſſung: Da kommt meine Gebieterin mit Eurem Herrn."

„Beide kamen auf uns zu. Nachdem ſie einige Worte mit einander gewechſelt hatten, gingen ſie mit einer leichten Verbeugung auseinander. Milton und ich eilten an Bord, er winkte mich zu ſich in die Kajüte, ich mußte den ganzen Abend bei ihm bleiben. Seine herzliche Herablaſſung, ſeine freundliche Geſinnung, die er gegen mich offenbarte, riſſen mich ganz hin, ich erzählte ihm mein Geſpräch mit Hannah und von dem Bekenntniß, was ich ihr gethan; wie Feuer floß es von meinen Lippen, als ich die erſte Schüchternheit gegen ihn überwunden. Er lächelte ernſt: Wer viel verſpricht, muß auch viel halten, und mit dem weichen Herzen eines ſchuldloſen Mädchens muß kein ehrlicher Mann Scherz treiben."

„Dafür bewahre mich Gott! rief ich aus und ſtreckte die Finger wie zum Schwur in die Höhe, hier ſchwöre ich es Gott und Euch, daß ich es ehrlich und redlich meine, und das ſanfte, holde Mädchen nie verlaſſen werde.“

Unwillkührlich hatte William, hingeriſſen durch die lebhafte Schilderung der Vergangenheit, die Hand zum Schwur erhoben, und ſprach die Worte des Eides mit Kraft und Nachdruck. Jackſon, angeregt durch die ſonderbare Miſchung von Kind und Mann, welche ſich in dieſem Jüngling offenbarte, riß ihn mit überſtrömendem Gefühl in ſeine Arme und rief: „Gott hat den Schwur gehört und rächt den Meineid!“ —

William erzählte jetzt weiter: „Milton offenbarte mir ſein ganzes Herz. Der Zufall hatte ihn mit Eliſen zuſammengeführt, ſie hatten ſich geſehn und ſogleich hatte er die heftigſte Liebe für ſie gefühlt. An dem Abend,

da William den Liebesbund mit Hannah ſchloß, war die erſte verabredete Zuſammenkunft. In den dichteſten Alleen von Green-Park ſanken ſie einander in die Arme und ſchwuren ſich ewige Liebe, ſie trennten ſich heiter mit der Hoffnung, ſich bereits am folgenden Tage wiederzuſehn. Milton ſollte zu Blackſtone gehen und um die Hand der Tochter anhalten.“

„Blackſtone war beſchäftigt, einen Bericht an das Parlament aufzuſetzen, als Milton hereintrat und nach den erſten Begrüßungen mit ſeiner edlen Werbung hervortrat. Das Geſicht des Kommendore, welches ſich in die gewohnten Falten gelegt hatte, die daſſelbe zu charakteriſiren pflegten, wenn er im Geſchäft begriffen war, wurde durchaus glatt und zog ſich etwas in die Länge, die Augenbraunen hoben ſich höher und er ſah den Kapitain mit ſeinen hohlen grauen Augen durchbohrend an.“

„Kapitain Milton, begann er, erzeigt mir da allerdings eine große Ehre, und ich würde sie unbedingt annehmen, wenn ich wüßte, ob ..."

„Milton, welcher glaubte, er würde von seiner Tochter sprechen, fiel ihm feurig in die Rede: Elise wird meinem Glück nicht entgegen sein, ich habe bereits Gelegenheit gefunden, mit ihr darüber zu sprechen."

„Blackstone veränderte keine Miene: Das kann mich weder zum Ja noch zum Nein bestimmen, sagte er kalt, ich bin es nicht gewohnt, meinen festen Willen von dergleichen Nebendingen beugen zu lassen. Ich wollte Euch durch mein Wenn begreiflich machen, daß ich Euch nur Bedingungsweise den Besuch meines Hauses erlauben kann. Von meiner Tochter wird erst später die Rede sein, wenn ich Euch genauer kenne, denn ich hoffe doch, Ihr werdet mir zugestehn, Elise sei ein Preis, der sich der Mühe des Bewerbens verlohne."

„Wäre sie zu erkämpfen und zu verdienen durch irgend eine kühne That, rief Milton aus, ich würde nicht mehr lange ohne sie seyn!“

„Dämpft Euer Feuer, junger Mann! sagte Blackstone, indem er sein Gesicht wieder in seinen gewöhnlichen Faltenwurf zurückzwang, wir müssen die Gelegenheit erwarten und uns bis dahin gedulden. Unterdessen kommt heute Abend zum Thee und thut als ob zwischen uns nichts vorgefallen sei. Er winkte mit der Hand zum Abschied und ging an seinen Arbeitstisch zurück, Milton verließ das Zimmer.“

„Die Zeit zum Thee kam heran, Milton begab sich in das Haus des Kommendore, es war das erstemal, daß er das Haus desselben außer der Dienstzeit besuchte. Ihm klopfte das Herz in der Brust, als er den großen Saal betrat, worin die Gesellschaft sich versammelte. Blackstone kam ihm auf

das Verbindlichſte entgegen, und machte ihn mit der Geſellſchaft bekannt, auch ſeine Tochter ſtellte er ihm vor. Milton und Eliſe verneigten ſich fremd gegen einander, ihre Blicke begegneten ſich, als ſich ihre Augen zu Boden ſenkten, Blackſtone ſchien es nicht zu bemerken."

„Die Geſellſchaft wurde immer zahlreicher, man drängte ſich durcheinander und unterhielt ſich lebhaft. Milton nahm wenig Theil daran, er haſchte nach Hoffnung in Eliſens Augen, die er unaufhörlich ſuchte, wenn er ſich unbemerkt glaubte. Blackſtone beobachtete ihn von Ferne, aber ſcharf und treffend, er wußte gewandt und ohne aufzufallen Eliſe von Zeit zu Zeit ſeinen Blicken zu entziehn, und die Unterhaltung beider abzubrechen."

„Die Saalthür öffnete ſich, ein junger gewandter, wohlparfümirter Kammerherr hüpfte in glänzendgeſtickter Uniform herein, er flog, leichthin grüſſend, bei der Geſellſchaft

vorbei, gerade auf Elise zu, küßte ihr die Hand, sagte ihr in einem Athemzuge drei Komplimente und drei Albernheiten und sprang dann dem Kommendore um den Hals, welcher ihn mit Auszeichnung und zuvorkommender Artigkeit behandelte."

„Milton stand seitwärts an einem Stuhl gelehnt und konnte ein leises ironisches Lächeln nicht bezwingen, welches den Menschen gelten sollte, welche einem Schmetterling gleich über das Leben hinflattern, und die höchste und edelste Freude nur als eine einsam stehende Feldblume betrachten, woraus sie, sie umkreisend, ihren Bedarf entnehmen, um nur, ohne zu ermatten, die nächststehende. erreichen zu können."

„Er stand noch und schaute auf das Gewirre umher, als der Kommendore mit den Kammerherrn herantrat. Die Herren sich gegenseitig vorstellend, sagte Blackstone: Kapitain Milton, Befehlshaber des Schooners Fulgur;

Baronet Boishal, Kammerherr Sr. Majestät des Königs, der bestimmte Bräutigam meiner Tochter."

„Kaum war die Ceremonie geendet, als der Kammerherr auf den Kapitain zutrat und ihn mit einer Fluth von Worten überschwemmte, welche alle von Freundschaft, Achtung, Wohlwollen und Protektion übersprudelten. Milton, der arme Milton war durch Blackstone's unmenschliches Betragen so sehr erschüttert, daß er keine Worte finden konnte, den schwatzenden Boishal mit Bestimmtheit von sich zu weisen, welcher ihn nicht eher verließ, als bis sein Bedienter ihm meldete, daß man bald zu Tische gehen würde."

„Milton würde diese Zeit gewiß nicht erwartet haben, wenn er nicht von Blackstone selbst aufgesucht und in das Tafelzimmer geführt worden wäre. Blackstone saß in der Mitte der Tafel, ihm gegenüber seine Toch-

ter, zu deren Rechten Beikhal, ihr zur Linken Milton."

„Die Tafel ging ruhig vorüber, Elise schien im höchsten Grade verlegen, Milton war ganz verschlossen, kein Wort ging aus seinem Munde, der Kammerherr badinirte unaufhörlich, Blackstone beobachtete wechselsweise alle drei. Als das Desert aufgetragen und die Dienerschaft abgegangen war, stand Blackstone von seinem Sitze auf und bat die Gesellschaft, ihm auf einen Augenblick ein geneigtes Ohr zu schenken. Alles schwieg aufmerksam."

„Verehrte Anwesende! begann Blackstone, Sie sind Freunde meines Hauses, und nehmen zu sehr an den, in demselben vorgehenden Ereignissen Antheil, als daß ich nicht die Gelegenheit begierig ergreifen sollte, welche sich darbietet, Ihre Aufmerksamkeit für mein Haus in wohlthätiger Spannung zu erhalten. Sie kennen meine Tochter Elise,

Sie wiſſen, daß dieſe mein Stolz und meine Freude iſt, und daß ich nichts verabſäumt habe, ſie zu dem zu bilden, was ſie geworden iſt. Baronet Boishal, Kammerherr Sr. Majeſtät des Königs, hat um die Hand ſeiner Nachbarin angehalten, und ich habe nicht umhin gekonnt, einem Mann, der eine ſo angeſehene Stelle im Staat bekleidet, welcher die Gunſt des Königs genießt, und ſowohl durch ſeine Familie als auch durch ſeine Tugenden gleich ausgezeichnet iſt, die Hand des Mädchens zuzuſagen und ihm meinen väterlichen Segen nicht länger vorzuenthalten."

„Kaum hatte Blackſtone dieſe letzten Worte geſprochen, als das freudige Jauchzen der Geſellſchaft ihn unterbrach und ſich tumultuariſch durch den Saal verbreitete. Nur mit Mühe gelang es dem Kommendere die Ruhe wieder herzuſtellen, Boishal ſchaute mit einer triumphirenden Miene umher, Milton glühte,

Eliſe zitterte und eine Thräne perlte in ihrem Auge. Endlich ward es ruhig und Blackſtone nahm wiederum das Wort: Früher aber, ehe ich die beabſichtigte Verbindung meiner Tochter zur Oeffentlichkeit bringen konnte und durfte, hat ſich ein zweiter Bewerber eingefunden, der dem erſten in allen Dingen ſo wenig nachſteht, daß ich in die größte Verlegenheit gerathen bin, indem ich nicht weiß, welchem von Beiden ich das Lebensglück meiner Tochter anvertrauen ſoll. Dieſer zweite Bewerber iſt Kapitain Milton, welchen wir heute zum erſtenmal das Vergnügen haben in unſerm Zirkel zu ſehn. Nichts deſtoweniger iſt er Ihnen gewiß — das ſetze ich unbedingt voraus — als ein Mann bekannt, welcher, die Geburt ausgenommen, ſich dem Kammerherrn in jeder Hinſicht zur Seite ſtellen darf."

„Ein langes, peinliches Stillſchweigen herrſchte im Saal. Milton glühte vor Zorn

und Schaam, das Ungewöhnliche der Lage hielt seinen Mund verschlossen, Elise ward bleich wie der Tod, ihre Brust arbeitete heftig, der Kammerherr nahm Staubfäden von der Uniform und sah dabei unverwandt auf seinen silbernen Desertteller. Blackstone, ohne durch die Stimmung der Gesellschaft außer Fassung gesetzt zu sein, fuhr fort: Unter so bewandten Umständen habe ich nach langem, reiflichen Erwägen, folgendes bei mir selbst beschlossen und fordre die ganze Gesellschaft hiemit feierlichst zu Zeugen auf: Sie, Baronet, und Sie, Kapitain, haben mir beide die Ehre erzeigt, um die Hand meiner Tochter zu werben, ich erkenne diese Auszeichnung mit dem gebührenden Dank. Um aber nicht dem einen wehe zu thun, indem ich den andern begünstige, so lege ich hiermit Ihr Geschick in Ihre Hand. Versuchen Sie es, sich einander aus der Bahn zu verdrängen. Den Preis empfangen Sie aus

meiner Hand, und zwar um Ihren Eifer zu spornen, derjenige, der mir binnen hier und drei Monat, als an welchem Tage ich Elisens Verbindung festsetze, den größten und wichtigsten Dienst erzeigt haben wird."

„Blackstone endete; das Erstaunen der Gesellschaft war so groß, daß keiner Worte finden konnte. Boishal erholte sich zuerst, er dankte dem Kommendore für seine gute Meinung und rühmte seinen Scharfsinn, mit welchem er sich aus der Affaire gezogen, er wandte sich an Milton, bat, daß dieses unangenehme Ereigniß keine persönliche Feindschaft unter ihnen zu Wege bringen möchte, und gab sich im Voraus verloren, da er es mit einem so wichtigen Gegner zu thun hätte, zum Schluß überschüttete er Elise mit einer Fluth von hohlen Komplimenten und leeren Worten, daß nur Miltons entschiedenes: Enden Sie, mein Herr! im Stande war, der Suade des Kammerherrn Einhalt zu thun."

„Eliſen, die während dieſer ganzen Scene mit der äußerſten Anſtrengung nach Faſſung gerungen hatte, war es endlich gelungen, ihr überwallendes Gefühl niederzukämpfen. Sie ſtand auf, und indem ſie mit einem großen Blick die Geſellſchaft überſchaute, begann ſie anfangs mit unſicherer Stimme, welche aber von Moment zu Moment mehr Feſtigkeit gewann: Das eben ſo unerwartete, als überraſchende Schauſpiel, welches mein Vater uns gab, hat mich ſo ſehr ergriffen, daß ich noch jetzt kaum reden kann, da ich mich ſo eben dazu anſchicken will, vor dieſer Geſellſchaft meinen Dank dafür auszuſprechen. Ich danke alſo meinem Vater für die beiſpielloſe Aufopferung, mit welcher er, auf die eben kundgewordene Art, für mein Wohl geſorgt hat; ich danke und bedaure dabei zugleich, daß nur mein Herz und mein Gefühl mich bei meiner künftigen Wahl leiten wird, nie aber die Nebenabſicht ei-

nes Dritten mich zu etwas bestimmen kann."

„Der Kammerherr, immer den guten Ton der feinen Gesellschaft vor Augen habend, suchte aus dem ganzen unangenehmen Auftritt eine Plaisanterie zu machen, und wollte zu dem Ende Elisens Rede mit einigen Bonmots unterbrechen, diese aber trat einen Schritt zurück, maß ihn von Oben bis Unten mit einem Blick der tiefsten Verachtung und sprach: Sie wagten es wirklich, mit ihrem ewig süßlächelnden Munde den Wunsch, mich zu besitzen, auszusprechen? Sie wagten das, da Sie doch wissen, wie langweilig, wie schaal und erbärmlich man Sie da findet, wo Sie gerne witzig und galant sein wollen? Wie boshaft und intrigant sind Sie da verfahren, wo Sie Protektion affektiren und glücklich machen wollen? Wie viele Opfer Ihrer Intrigue sind wohl schon gefallen, die kein andres Verbrechen auf sich ge-

laden hatten, als dasjenige: durch ihre Rechtschaffenheit Ihnen zu mißfallen? Und Sie treten aus Ihrem dunklen Hintergrund hervor, und fordern mich, die ich nie in solche Finsterniß zu schauen gewagt habe? Mich fordern Sie, damit ich an Ihrer Hand dem Verderben mit offnen Armen entgegen eile? Baronet Boishal, fuhr sie nach einer Pause fort, wenn jede Uebelthat, welche Sie begangen, sich in zehntausend Theilchen auflöst, und aus jedem einzelnen Theilchen eine gute That entspringt, welche Ihnen den Segen der Menschheit und die Thränen des geretteten Elends zum Lohn bringt, dann bin ich die Ihrige und eher nicht; aber so gewiß ich dieß Wort ausspreche, so gewiß werde ich nie die Ihrige sein, denn eher mag die Welt vergehen, ehe sich Ihre von Lastern verzärtelte Seele auf den Weg des Rechtes zurückfinden kann."

„Grauſame Schöne! begann der Kammerherr nach einem tiefen Seufzer und nachdem er ein mäßiges Glas Wein zur Stärkung ausgeleert hatte, halten Sie mich für ſo unverbeſſerlich? Ich will Sie eines Beſſern überführen, und die Reihe meiner guten Thaten ſogleich mit einer Kollekte zum Beſten unglücklicher Seefahrer eröffnen.“

„Bei der letzten Aeußerung warf er einen kaum bemerkbaren höhniſchen Seitenblick auf Milton, legte auf einen vor ihm ſtehenden Teller einige Guineen und gab ihn herum. Als der Teller die Runde gemacht hatte und wieder zu dem Kammerherrn kam, ließ dieſer ſich zierlich vor Eliſen auf ein Knie nieder und reichte ihr das blinkende Gold, mit der Bitte, es nach ihrer Einſicht zu verwenden.“

„Eliſe trat mit einem Blick voll Verachtung zurück. Sie ſprechen Ihr eigenes Urtheil, begann ſie, Ihr Betragen zeugt von

der Untrüglichkeit meines vorhin gemachten Schluſſes. Sie wandte ſich an die Geſellſchaft: Ich will die Verſammlung nicht länger in Ungewißheit über mich erhalten. Hier iſt Kapitain Milton, der gleichfalls um mich geworben hat. Ich geſtehe es frei und gern, daß ich dieſem Mann ſehr gewogen bin, und daß ich ihm unbedingt mein ganzes künftiges Schickſal anvertraue, wenn mein Vater ſeinen Segen zu dieſer Verbindung giebt. Sollte er es aber nicht thun, ſo beruhige er ſich mit der Verſicherung, daß ich, ſo lange ich lebe, ehelos bleiben und die Liebe, die ich für Milton hege, ſtill in mich verſchließen werde, da ich ſie nicht öffentlich zeigen darf. Zum Zeichen und zum Angedenken an dieſe Stunde nehme er dieſen Ring, und Sie Alle ſein Zeugen meines Eides."

„Sie ſteckte einen Ring an Miltons Finger, den dieſer in hoher Bewegung empfing und die Hand der Geliebten an ſeine Lippen

preßte; eine Todtenstille herrschte im Saal, das größte Erstaunen fesselte jede Zunge. Leben Sie wohl und glücklich durch meine Liebe! rief Elise, umarmte Milton mit Leidenschaft und verließ den Saal."

„Es bleibt bei meinem Ausspruch! donnerte Blackstone und verschwand durch eine andere Thür. Die Gesellschaft trennte sich in der höchsten Bestürzung ohne Abschied."

„Seit jenem verhängnißvollen Abend haben Milton und Elise sich nie wieder gesehn. Blackstone hat es durch seinen Einfluß dahin zu bringen gesucht, daß Milton mit seinem Schooner beordert wurde, die erste Kauffahrthei-Eskadre nach Westindien zu geleiten. Während seiner Abwesenheit wird nun Blackstone gewiß alles anwenden, die Liebenden zu trennen."

„Wenige Tage nach diesem Ereigniß wurde Milton schon hierher nach Dover versetzt, und durfte das Schiff nicht verlassen. Jeden

Abend erhielt er, wie Ihr wißt, vom Lande aus Befehle vom Kommendore. Er ſchickte die meiſte Zeit mich als ſeinen Vertrauten, um zu ſehen, ob es mir nicht gelänge, etwas von Eliſen zu erforſchen. Ich habe alles redlich gethan, aber umſonſt. Auch heute empfing ich an der beſtimmten Stelle meine Ordres, und wollte mich ſchon wieder an Bord begeben, als nahe am Strande meine Hannah auf mich zutrat. Sie erzählte mir, daß ihre Gebieterin Gelegenheit gefunden hätte, ſich des Vaters Aufmerkſamkeit zu entziehen und London zu verlaſſen, und ſich nun hier in der Nähe befände; ſie beſchwor mich, ſo ſchnell als möglich an Bord zu gehen und Milton herbeizuſchaffen. Ich habe es gethan und verzweifelte an dem Erfolg, weil ich weiß, wie ſtrenge Milton auf ſeine Pflicht hält und er keine Erlaubniß hatte, das Schiff zu verlaſſen. Die mitgebrachten Ordres lauten anders; Blackſtone

muß darum wiſſen. Mir ahnet eine Schurkerei, Gott gebe ein gutes Ende!"

Hier hatte William ſeine Erzählung beendet und ſtand auf. Jackſon, deſſen Aufmerkſamkeit auf das höchſte geſpannt geweſen, und den ſein Spott längſt verlaſſen hatte, faßte William in ſeine Arme und drückte ihn heftig an ſich. „Du armer Junge," rief er in hoher Bewegung aus, „biſt auch in dieſe ſonderbare Liebesgeſchichte verflochten."

„Gott helfe nur unſerm guten Milton," antwortete William, „ich werde ſchon durchkommen."

„Deine Hannah muß ein gutes, liebes Mädchen ſein," fuhr Jackſon fort, „liebſt du ſie denn recht ſehr?"

„Ja wohl, liebe ich ſie," verſetzte jener, „ſo ſehr, als nur ein Menſch im Stande iſt zu lieben."

„Du wirſt alſo gewiß alles thun, warum ſie dich bitten wird?" fragte Jackſon tief bewegt.

„Mehr als das," rief William, „ich werde auch das thun, was ihr Mund nicht auszusprechen wagt."

„Und wenn sie nun zu dir kommt," forschte Jackson, „und ihren vollen Arm um deinen Nacken schlingt, und dein pochendes Herz gegen ihre wallende Brust drückt, und wenn sie dann mit dem süßesten Ton ihrer süssen Stimme bittet, dich aufzumachen und den Tod ihres Vaters an dem zu rächen, der Schuld daran ist, was würdest du dann thun?"

Williams Auge sprühte Feuer. „Ich warte nur auf das Zeichen aus ihrem Munde," rief er laut, „um das Schwert zu ziehn und durch die Welt zu eilen, bis ich den gefunden habe, in dessen Brust ich das glühende Eisen abkühlen kann." Jackson riß die Uniform auf und schaute William mit zerstörten Blicken an: „Fall' aus auf meine Brust; ich bin derjenige, der den Vater deiner Hannah im Zweikampf ermordete." William taumelte erschrocken zurück.

Wild ſchäumend brachen ſich die Wellen an den hohen Felsmaſſen, welche ſich vom Ufer aus in die Lüfte emporthürmten, die Seemöven und Fiſchreiher flogen mit mächtigem Gekrächze über die Wogen und tauchten von Zeit zu Zeit in die weißſchäumende Fluth. Der ganze Strand war menſchenleer, tiefe Stille herrſchte rings umher, nur ſeitwärts ſchimmerte in einer niedrigen Fiſcherhütte noch ein ſparſames Licht. Vor der Thür dieſer Hütte ſtand ein alter Fiſcher und kuckte neugierig über die Fluthen weg, in die Nacht hinaus; von Zeit zu Zeit wandte er den Kopf rückwärts, als ob er in die Hütte hinein ſprach, dann aber ſtrengte er ſeine Sehkraft immer verdoppelt an.

Durch die hochgehende Brandung flog Milton mit ſeiner Schaluppe. Eben jetzt ſtieß ſie ans Land, der Fiſcher eilte in die Hütte, drinnen wurde eine laute Bewegung. Milton wandte ſich an die Mannſchaft ſeiner

Schaluppe: „Legt mit Eurem Boot vom Strande, und kehrt nicht eher nach demſelben zurück, als bis ich das Euch bekannte Zeichen gebe.“ Die Schaluppe ſteuerte durch die Brandung auf das freie Waſſer hinaus, Milton wickelte ſich feſt in ſeinen Mantel und wandelte, rechts und links ſehend, langſam landeinwärts. Kaum hundert Schritte mochte er gegangen ſein, ſich noch immer unwillkührlich nach dem lautaufbrauſenden Meer zurückwendend, als der Fiſcher, der vor ſeiner Hütte neugierig Wache gehalten hatte, an ihn herantrat: „Ich wünſche Euch einen guten Abend, Herr!“ —

Milton dankte flüchtig und wollte vorübergehn. „Erlaubt, mein Herr,“ ſagte der Fiſcher, „Ihr ſcheint mir, etwas zu ſuchen, und da Ihr hier nicht recht bekannt ſeid, ſo werdet Ihr es ſchwerlich finden, wenn Ihr nicht einen Wegweiſer nehmt.“

„Du biſt ſchlau," lächelte Milton, „aber ich danke dir, bei mir iſt kein Botenlohn zu verdienen."

„Das Botenlohn möchte ich ſchon bekommen haben," ſagte der Fiſcher, „wenn Ihr nur dazu beitragen wollt, daß ich es auch verdiene. Wollt Ihr mir nicht Euren Namen ſagen, Herr?"

Milton ward aufmerkſam und ſah den Frager näher an, aber er erblickte nichts als das muntre, offne Geſicht eines der dortigen Küſtenbewohner, aus welchem ihn ein Paar helle Augen freundlich anlachten. „Du biſt mir ein luſtiger Geſell," rief er, „was kann dir mein Name großes nützen?"

„Wer weiß, Herr," ſagte er, „ſagt ihn nur immer friſch heraus. Im ſchlimmſten Fall verlaß ich Euch mit einem: Verzeiht den Irrthum! und damit iſt's alle."

„Nun, in des Himmels Namen!“ sagte Milton, „ich heiße Milton und bin Kapitain des Schooners Fulgur.“

„Victoria, Victoria!“ rief der Fischer lustig aus, „der Fisch ist gefangen, er zappelt im Netz!“ und eilte auf das Licht der Hütte zu, welches so eben, wie von einem Hoffnungsstrahl belebt, heller aufflackerte. Milton folgte, von einer freudigen Ahnung bewegt.

Sie ward erfüllt, diese Ahnung: noch hatten sie die Hütte nicht erreicht, in welche aber des voraneilenden Fischers jubelnde Stimme bereits gedrungen war, als Elise an Miltons Hals hing und den theuern, langentbehrten Freund mit tausend Küssen bedeckte.

Die Liebenden zogen sich in das Innere der Hütte zurück, Hannah und der Fischer hielten Wache. Elise wollte den freudigaufhorchenden Geliebten immer von den neuesten

Ereigniſſen zu London in Kenntniß ſetzen, die Namen Blackſtone, Boishal, Zorn, Rache und ähnliche Gegenſtände kamen nach und nach über ihre Lippen, aber immer unterbrach ſie ſich ſelbſt, indem ſie ſich ein albernes Mädchen ſchalt, welche es nicht verdiene, einen ſo tapfern und edlen Geliebten zu haben, und bat dieſen, ihr doch ihre kindiſche Furcht zu verweiſen.

Die Kraft des Mannes bricht gewöhnlich wie Glas, wenn das Weib ihre Furcht unterdrücken will, und den Mann bittet, ihr ihre Weichheit vorzuwerfen. Milton's Muth war faſt dahin, er zitterte und zagte und vermochte nur mit großer Anſtrengung die innere Bewegung zu verbergen.

Vom äußerſten Horizont riſſen ſich einzelne Wolken los und irrten durch das unermeßliche Blau des Himmels und verdeckten bald den Mond und bald die Sterne, und verloren ſich dann, vom Winde weiter und

weiter fortgetragen, aus dem Gesichtskreise des sie begleitenden Menschenauges. Elise und Milton verfolgten beide den irren Gang einer einsamen Wolke, welche wie ein finsterer Trauerschleier in die Nacht hinaus wehte, indem sie einzelne Thränen aus ihrem Schooße auf die Erde herabfallen ließ.

„Wenn ich dich ja verlieren sollte, du Guter," lispelte Elise und barg das Gesicht lautweinend an des Freundes Brust, „dann will ich, wenn mein Unglück gewiß ist, auf den höchsten Felsen von Dover klettern und mit einem lauten Gebet zu dir, in die Tiefe hinabspringen."

„Und ich will," rief Milton, „wenn du mir entrissen wirst, den Himmel und die Erde verlassen und ewig umherirren im öden Gewässer des wilden Oceans; keine blühende Flur soll mehr mein Auge erfreuen, und keine befreundete Küste mir im Glanze des Morgenroths entgegen leuchten."

Eliſe war in dieſem Augenblick von einem Gefühl der Größe ergriffen, welches ſie hoch über das Gewöhnliche emporhob. „Ja,“ rief ſie aus und ſchaute dem Freund mit feſtem Blick in das leuchtende Auge, „ja, Geliebter, ſo ſoll es ſein, ich ſchwöre, nicht von dir zu laſſen und zu halten auf meinen Eid. Will aber der Himmel den Bund unſerer Liebe nicht gelten laſſen und ich muß meine Liebe zum Opfer meiner Pflicht bringen, dann ſchwöre ich dir, da ich im Leben dir nicht angehören kann, dir im Tode zu folgen.“ Langſam und mit gehaltener Stimme ſprach ſie die Worte des Schwurs.

Begeiſtert von der hohen Kraft der Geliebten, rief Milton im höchſten Feuer: „Und was ich vorhin dir geſchworen, das leite eine höhere Macht zur glücklichen Erfüllung! Segle, mein Schiff, ſegle, von Welle zu Welle, von Zone zu Zone! Hebe die Woge, ſenke das Land! Ich ver-

achte die Welt, wo sie nicht mehr wandelt."

Erschöpft und zugleich erhoben sanken sie sich einander in die Arme, fest und immer fester hielten sie sich umschlungen; der Wind erhob sich stärker und stärker, die Wolken gingen von Minute zu Minute höher, und schauriger hallte die aufgeregte Brandung an den Felsen wieder, sie hörten es nicht; die Wolken zogen mit Blitzesschnelle vom Horizont herauf und bedeckten Mond und Sterne, sie sahen es nicht; Mund an Mund und Brust an Brust standen sie in seliger Umarmung hingegossen, rings umher war die Natur im grimmigen Aufruhr, in und um ihnen blühte ein ewiger Frühling.

Da wurde es draußen vor der Hütte laut, Menschen liefen hin und her, der Schein hellglühender Fackeln, die durch die finstre Sturmnacht leuchteten, drang durch die Fenster der Hütte. Zu gleicher Zeit stürzten

Hannah und der Fiſcher herein. „Rettet Euch, um Gotteswillen, rettet Euch!“ tönte es von den bebenden Lippen der Erſtern. „Eliſens Flucht aus London iſt verrathen, die Späher ihres Vaters, vielleicht er ſelbſt, ſind in der Nähe.“

Milton und Eliſe fuhren wie Träumende aus ihrer Umarmung auf; ſie hatten von Hannah's Schreckensruf nichts vernommen, fragend ſahen ſie auf dieſe. Noch ehe beide ihre Botſchaft wiederholen konnten, ward die vom Fiſcher von innen verriegelte Thür eingeſtoßen, Soldaten mit Fackeln traten herein, eine Tageshelle verbreitete ſich, Blackſtone trat mit dem Baronet in die Mitte, Todtenſtille herrſchte rings umher, Angſt, Furcht, Zorn, Bosheit wechſelten auf den verſchiedenen Geſichtern. Von außen wütheten der Sturm und das Meer, ein endloſer Regen ſtürzte aus den Wolken herab.

Nach einer ziemlich langen Pauſe trat Blackſtone einen Schritt vor und ſagte, mit faſt tonloſer Stimme zu Milton: „Die Ihnen neulich von mir bewilligte Friſt, ſich mit dem Baronet in einen Wettkampf um meine Tochter einzulaſſen, wird hierdurch von mir aufgehoben; Baronet Boiſhal hat mir einen ſo großen Dienſt geleiſtet, als Sie mit dem beſten Willen und mit dem Aufwand aller Kräfte mir nie erweiſen können. Betrachten Sie Ihr Verhältniß zu Eliſen als durchaus aufgehoben, da Umſtände es mir gebieten, nie eine Verbindung zwiſchen Ihnen beiden zuzugeben.“

Milton ſtand wie vom Donner gerührt, er vermochte keine Silbe hervorzubringen, vor ihm ſtand der Kammerherr und ſah ihn mit einem bedauernden Lächeln an. Eliſe lag ohnmächtig in Miltons Armen, Hannah unterſtützte die leidende Freundin, der Fiſcher ſchlich leiſe davon.

„Der Kommendore trat herzu, faßte Elise mit kräftiger Hand und legte sie in die Arme des Kammerherrn. „Baronet Boishal, bringen Sie Ihre Braut in Sicherheit," sagte Blackstone, und jener eilte, den Wink zu vollziehen. Eine Sänfte wurde gebracht, Boishal hob die Ohnmächtige hinein und folgte nach. Nach einer ziemlichen Weile erhielt Elise ihre Besinnung wieder, sie erwachte in Boishal's Armen, welcher sie mit zärtlichen Worten und Liebkosungen überhäufte.

Mit zornglühenden Augen fuhr sie aus seinen Armen empor. „Unglücklicher!" rief sie, „du wagst es, dich mir so zu nähern, da du weißt, welchen entschiedenen Haß ich gegen dich hege? Weiche von mir und wage nicht länger, mich zu halten; gieb mir die gestohlene Freiheit wieder!"

Sie warf einen Blick aus der Sänfte in die von Fackeln erhellte Gegend; ein einziger

Augenblick belehrte sie, daß sie der Gewalt des Kammerherrn nicht entkommen konnte. Sie warf einen stechenden Blick der Verachtung auf ihn und sank laut weinend zusammen. Boishal wagte es nicht, ihr mit Worten, noch sonst auf irgend eine Weise zu nahe zu treten, er schmiegte sich still in seine Ecke und warf nur von Zeit zu Zeit lüsterne Blicke auf die hohe, jungfräuliche Gestalt.

Sie kamen vor einem Landhause an, Boishal ließ halten, er hob Elise aus der Sänfte und führte sie ins Haus, sie folgte ihm gutwillig. Ein junges, freundliches Mädchen wieß ihr ein Zimmer an und bat um ihre Befehle, Elise, an Geist und Körper gleich abgespannt, wünschte nur Ruhe; das Mädchen verließ sie. Ermattet sank sie auf ein Ruhebette und entschlief. Aengstliche Träume quälten die im Wachen so sehr geängstigte Schläferin; plötzlich fuhr sie er-

ſchreckt empor; es hatte ihr geträumt, Milton habe Dover verlaſſen und ſei mit dem Boote umgeſchlagen, ſein letztes Wort ſei Eliſe geweſen.

Die Nachtlampe brannte düſter und warf dunkle und ungewiſſe Schatten in das Zimmer; der Sturm hatte nachgelaſſen und die Regenquelle war verſiegt, die Wolken theilten ſich und der Mond warf ſeine Strahlen in ſchräger Richtung auf die Erde.

Eliſe ſtand am Fenſter und blickte wehmüthig in die Nacht hinaus, die Schreckensbilder der vergangenen Stunden traten lebendig vor ihre Seele, der kurze, unruhige Schlaf hatte ihren lebhaften Geiſt noch mehr aufgeregt, als zur Ruhe gebracht, ſie beſann ſich, in weſſen Gewalt ſie ſei, und malte ſich ihre Zukunft mit den ſchrecklichſten Farben aus, ein ſchneller Entſchluß kam in ihr zur Reife: ſie wollte ſich der Gewalt des Gehaßten entziehen, es möge koſten was

es wolle. Sie hüllte ſich in ihre Kleider, der Sprung aus dem niedrigen Fenſter blieb ohne nachtheilige Folgen, ängſtlich durchſchritt ſie den Garten, eine Hinterthür fand ſie nur angelehnt; wie ein geſcheuchtes Reh flog ſie den ungebahnten Weg entlang.

Der Zufall hatte ſie auf den Weg geführt, den ſie einzuſchlagen gewünſcht. Einige hundert Schritte von der Gartenpforte, traf ſie auf einen Mann, der ihr eilend entgegen kam, ſie erkannte in ihm den Fiſcher, bei dem ſie mit Milton geweſen war. Er hatte ſich aufgemacht, um zu erkunden, welchen Weg der Baronet mit ihr eingeſchlagen hätte. Hocherfreut geleitete er ſie nach ſeiner Hütte, wo Hannah lautjauchzend auf ſie zuſtürzte. Hier erfuhr ſie folgendes. Kaum hatte Beishal mit ihr die Hütte verlaſſen, als Blackſtone auf Milton zugegangen ſey, und ihm auf ſeinen Dienſteid befohlen habe, ſich unverzüglich an Bord zu begeben. Mil-

ten habe ſich geweigert und geſchworen, ſich an dem ehrloſen Räuber ſeiner rechtmäßigen Braut fürchterlich zu rächen. Blackſtone habe den Wüthenden verächtlich angelacht und mit einem beleidigenden Schimpfnamen belegt. So gereizt, habe Milton den Degen gezogen und er würde den Kommendore durchſtochen haben, wenn nicht die Umſtehenden ihm in den Arm gefallen wären. Nach dieſem Auftritt habe Blackſtone mit ſeinen Begleitern augenblicklich die Hütte verlaſſen; Milton ſei in der ſchrecklichſten Stimmung dem Strande zugeeilt. Bekümmert um das Loos ihres Geliebten, ſank Eliſe lautweinend auf das dürftige Lager, welches die gutmüthigen Fiſchersleute ihr in der Geſchwindigkeit bereitet hatten.

Milton ſchritt in die Nacht hinaus, dem Strande zu, Sturm und Regen hatten nachgelaſſen und der Mond blickte mit ruhiger Klarheit auf die hochgehenden Wellen. Mil-

ton besann sich auf sein Zeichen, welches er der Schaluppe geben wollte; aus seiner Pistole schoß er eine Leuchtkugel, im weiten Bogen, vom Strande auf die See hinaus, nicht lange darauf legte die Schaluppe am Strande an. Milton sprang hinein und fuhr still und in sich gekehrt seinem Fulgur zu, welcher, vor zwei Ankern liegend, im ewigen Wechseltanz mit den gegen ihn anrollenden Wellen blieb.

Auf dem Quarterdeck des Fulgur herrschte eine grause Stille; William saß vor Schmerz außer sich auf dem Boden, das glühende Gesicht auf eine Kanone gedrückt, Jackson stand am Nachthause*), den Kopf mit beiden

*) Nachthaus, ein hölzerner Kasten, dem man die Form eines Häuschens giebt. Der Platz desselben ist am Steuerruder; es befinden sich darin die Kompasse, nach welchen gesteuert wird.

Händen gestützt, und starrte über das Verdeck hin. Endlich riß er sich gewaltsam aus seiner Stellung, faßte William beim Arm und riß ihn zu sich empor: „Was liegst du da wie ein seelenloses Geschöpf und hast nicht einmal Thränen? Hier stehe ich, gegen den du in Rache entbrannt bist; hast du Muth, so ziehe den Degen und mache es mit mir aus."

William sah ihn mit einer Miene des Zorns und der innigsten Liebe an. „Ist es möglich, Jackson, Ihr?" rief er aus, „Ihr, der mir gleich dem sichern Polarstern auf dem Wege leuchtete, dem ich blindlings folgte, Ihr habt das gethan? Ihr habt den Vater meiner Geliebten getödtet, gemordet? O Gott! wie war es möglich, solches zu vollbringen?"

„Das mache mit deinem Zeitalter aus," erwiederte Jackson kalt, „welches diese unseligen Gesetze der Ehre gab und feststellte.

Richard hatte mich beleidigt, er fiel als das Opfer meiner Rache im geſetzlichen Zweikampf. Verſöhnt ſtarb er in meinen Armen. Fühlſt du dich zu ſeinem Rächer berufen, hier bin ich und werde dir nicht entlaufen; beſtimme Zeit und Ort, ich will dir jede Genugthuung geben, die du fordern kannſt."

„Ich werde nichts thun," ſprach William, „als was mir die Liebe gebieten wird; ihrem Ausſpruch werde ich vertrauen. Bis dahin will ich dir nicht mehr begegnen, ich ſcheue mich, den Mann zu erblicken, welcher aus den Augen, die mich mit hoher Liebe anblickten, ſo bittre Thränen preßte."

In dem Augenblick gab die Wache das Zeichen, daß ein Boot ſich dem Schiffe nähere, die Schaluppe legte am Steuerbord an, Millon ſprang aufs Verdeck und eilte erſchüttert und durch ſeinen Anblick erſchütternd, an den ohnehin Ergriffenen vorüber

in die Kajüte; lautbellend ſtürzte Pintſch ihm nach.

Die lange Nacht war endlich vorüber, nach und nach erlöſchten die Sterne und der Mond verſchwamm in der anbrechenden Tageshelle; in Oſten glühte hoch das Morgenroth empor. Ein leiſer Wind wehte von Englands Küſte nach Frankreich hinüber, die Wellen, noch aufgeregt vom Sturm der Nacht, zogen in weiten Bogen lautlos dahin. Majeſtätiſch ſchwamm die ſtolzgebaute Fregatte „Najade," unter dem Oberbefehl des Vice-Kommendore St. George daher, welchem die obere Leitung der Eskadre anvertraut war. Dieſer folgte die ganze große Zahl der Kauffahrer, welche ſie mit dem Fulgur nach Weſtindien geleiten ſollte. Auf ein gegebenes Signal der Fregatte gingen ſämmtliche Schiffe vor Anker, die Najade umkreiſte die ganze Flotte und warf dann unfern vom Fulgur die Anker aus. Ein reges

Leben war auf allen Schiffen, denn von der Fregatte wehte das Signal, daß gegen Sonnenuntergang die Fahrt in die neue Welt beginnen sollte.

Milton stand regungslos auf dem Verdeck seines Schooners und nahm keinen sichtbaren Antheil an der lauten Bewegung um ihn her. Sein matter Blick war fest auf die vaterländische Küste gerichtet, als ob ihm von daher jetzt plötzlich das Heil kommen sollte; er hörte nicht auf den ihm zur Seite stehenden William, welcher ihn über die Abentheuer der letzten Nacht und über seine Hannah befragte. Im Innersten betrübt über die Niedergeschlagenheit seines Freundes und Herrn, verließ er diesen endlich und begrub sich, von Fieberfrost geschüttelt, in seine Hängematte. Ein Befehl des St. George berief Milton an Bord der Fregatte. Mechanisch begab er sich dahin; der Vice-Kommendore kam ihm entgegen. Es war ein Mann nahe an vierzig,

von der Natur mit einer unläugbaren Hoheit, sowohl des Geistes als des Körpers, ausgerüstet; seine Kenntniſſe, sein Scharfſinn, die ruhige Klarheit seines Geistes, ſtanden in dem ſchönſten Verhältniß zu seiner herkuliſchen Figur, welche ihn zum Ideal eines Heros erhob, sein ſanftes Auge sprach jedem, der sich ihm nahte, Muth und Vertrauen ein, jede, auch die kleinſte Bewegung seines Körpers verrieth den feinſten Weltmann. Milton fragte nach seinen Befehlen, St. George zog ihn auf die Seite und begann: „Unfehlbar haben auch Sie bereits den Befehl erhalten, heute Abend in See zu gehen; derſelbe iſt auch mir heute Morgen wiederholt mit dem Auftrage geworden, Ihnen ſolchen nochmals zu vergegenwärtigen. Ich entledige mich hiermit dieſer Ordre, wenn ich gleich zweifle, daß wir abgehen können, denn das Geſchwader iſt nicht beiſammen, viele Schiffe können erſt ſpät am Abend eintreffen,

und wir sind daher genöthigt, unsere Abfahrt bis morgen früh aufzuschieben; doch muß ich Sie bitten, alles so einzurichten, als ob heute die Reise wirklich vor sich gehen sollte. Vorzüglich haben Sie darauf zu sehen, daß keiner von der Besatzung, es sei welcher es welle, unter irgend einem Vorwande, auch nur auf Minuten das Schiff verlasse. Empfangen Sie jetzt Ihre nähern Instruktionen."

Beide gingen zusammen in die Kajüte, nach einer Stunde kehrte Milton allein zurück und begab sich an Bord seines Fulgur.

Boishal träumte noch auf seinem Lager von seinem nächtlichen Raube, als die Sonne bereits hoch durch die Fenster seines Schlafgemaches schien, und Blackstone durch die Thür desselben eintrat. „Nun, Ba-

ronet," begann er, „iſt Eliſe in Sicherheit? Wie gefällt ſie ſich in ihrer neuen Behauſung?"

„Zweifelsohne ſehr gut," antwortete dieſer und verließ behende das Lager, „es iſt gut, daß Sie kommen und mich wecken, es wird hohe Zeit ſein, dem Fräulein meine Aufwartung zu machen. Wie geht's denn meinem troſtloſen Nebenbuhler?"

„Hört, Baronet," begann der Kommendore finſter, „nichts mehr von ihm; der arme Junge thut mir leid, herzlich leid, er geht dabei zu Grunde. Dankt es Euren ſchlechten Streichen, die Ihr zu meinem Beſten gethan habt, daß Ihr die Hand meiner Eliſe erhaltet, aber macht eilig, ſonſt reut mich der ganze Bettel, und ich werfe unſern Vertrag über den Haufen."

Boisbal nahm eine kleine Feder von ſeiner Uniform und blies ſie lächelnd von ſich: „Nicht doch, Kommendore, glaubt es nicht,

unſer Vertrag hat einen guten Grund; feſter hält der Teufel ſeine armen Sünder nicht, als ich Euch, den daß Ihr's nur wißt, die letzte franzöſiſche Geldſendung — —"

Blackſtone ſprang auf ihn zu und drückte ihm die Hand auf den Mund. „Wollt Ihr mich an den Galgen bringen?" rief er aus.

Boisbal entwand ſich ihm und fuhr fort: „Keinesweges, ich will nur ſagen, daß Ihr gewiß gegen den Mann nicht wortbrüchig werden könnt, der ganz allein das unbegreifliche Räthſel zu löſen weiß, wie das letzte engliſche Geſchwader, welches Euer guter Vetter kommandirte, in franzöſiſche Gewalt gerieth. Nicht wahr, Kommendore, das Schweigen verdient ſeinen Preis?"

„Ich halte Euch mein Wort, und wenn ganz England ſich gegen meinen Willen auflehnte!" war Blackſtone's Antwort.

„Gut, gut!“ erwiederte der Baronet, „gebt Euch nur zufrieden. Indeſſen traue ich Eurer Eliſe eben ſo wenig, als dem tolldreiſten Milton; ehe wir's uns verſehen, ſind ſie unſerer Gewalt entflohen, alſo möchte ich je eher je lieber Eliſe die Meinige nennen.“

„Meinetwegen noch heute,“ war Blackſtone's Antwort, „macht nur Anſtalt, ich genehmige im Voraus Euer Thun.“

„Schön,“ lächelte Boishal, „da freut es mich, einen Popen mit von London gebracht zu haben, ich wüßte hier keinen aufzutreiben. Laßt Eure Tochter rufen, wir können die heilige Handlung ſogleich vollziehen.“

In demſelben Augenblick ſtürzte die Kaſtellanin, welcher man Eliſe anvertraut hatte, bleich wie der Tod in das Zimmer. „Sie iſt fort,“ rief ſie, „ſie iſt entflohen, das Fenſter ſteht offen! Gott ſei mir gnädig und barmherzig!“

Beide Männer tobten; Boishal ließ alle ſeine Galle auf Blackſtone los, dem er es bieten durfte, weil er im Beſitz des Geheimniſſes war, deſſen Offenbarung jenen unfehlbar in die äußerſte Schande ſtürzen mußte. Er gab ihm Schuld, Eliſens Flucht veranlaßt zu haben, um eine Verbindung zwiſchen ihr und Milton zu Stande zu bringen; er nannte ihn einen wortbrüchigen Betrüger und ſchwur, wenn er Milton und Eliſe mit einander vermählt fände, unverzüglich nach London abzugehn und Blackſtone zu denunciren.

Dieſer beſchwor Himmel und Hölle, für ihn zu zeugen, daß er an der vor ſich gegangenen Flucht unſchuldig ſei. Er forderte den Baronet auf, ihn zu begleiten, um gemeinſchaftlich die Flüchtige aufzuſuchen, welche nirgends anders, als nach dem Strande geflohen ſein könne. Der Pope ſolle ſie begleiten und ſie auf der Stelle, wo ſie ſie

antreffen würden, sogleich mit ihm zusammen geben.

„Es freut mich," unterbrach ihn Boishal, „an Eurem Eifer zu sehen, daß Ihr es redlich meint und das Geschehene nicht verschuldet habt. Haltet mir meinen Verdacht zu Gute und entschuldigt ihn mit der Liebe zu Eurer Tochter. Indessen laßt uns Anstalten machen, so schnell als möglich aufzubrechen."

Es geschah; schon nach einer halben Stunde setzte man sich, Blackstone an der Spitze, in Bewegung.

Als Milton, von der Najade zurückkehrend, das Verdeck seines Schooners betrat, fand er Jackson, welcher ein kleines Fischerboot vigilirte, das muthig durch die hohen Wellen auf den Schooner zusteuerte.

„Was gilt die Wette," rief Jackson dem Kapitain entgegen, „der hofft zu fischen; es kommt darauf an, welche Beute Ihr ihm zudenkt."

Das Boot war unterdessen ziemlich nahe herangekommen, und der Fischer bat an Bord gelassen zu werden, weil er dem Kapitain wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. Milton erkannte in ihm den alten Fischer, bei dem er in der letztvergangenen Nacht seine Elise getroffen hatte, und rief ihn unverzüglich an Bord. Kaum hatte er das Verdeck betreten, als Milton ihn mit der äußersten Hast in die Kajüte zog. „Was ist geschehen," rief er, „was weißt du? schnell berichte!"

Der Fischer erzählte dem stürmenden Frager alles was geschehen war und schloß mit der Anzeige, daß die Miß sich jetzt wieder mit ihrer Begleiterin in seiner Hütte befinde und sich unaufhörlich nach ihm sehne. Bei

diesen Worten überreichte er ihm folgendes Billet:

„Theurer, einzig Geliebter!"

„Komm bald, komm schnell! die Sehn-
„sucht verzehrt mich; ich mag nicht mehr
„athmen, ich mag nicht mehr leben! Die
„Angst um dich und mich zerreißt mein
„Inneres! Mir ahnen schreckliche Dinge!
„Meine Flucht wird entdeckt sein, man
„wird meinen Aufenthaltsort vermuthen,
„mich aufsuchen und mit sich fortschleppen.
„Mein Transport von der Hütte am Stran-
„de, bis nach dem Landhause, von wo
„aus ich entsprang, war schrecklich; Bois-
„hal saß mir zur Seite; ohnmächtig, wie
„ich war, konnte ich mich seiner Liebko-
„sungen nicht erwehren, seine giftigen
„Küsse brannten auf den nur dir geheilig-
„ten Lippen. Rette mich, mein theurer,
„mein einziger Freund, rette mich! Jeder
„Fußtritt setzt mich in Schrecken, denn

„ich glaubte Boishal zu hören, komm,
„komm und schütze mich."

„Elise."

Liebe, Zorn, Mitleid und Rache zerarbeiteten jetzt alle zugleich Miltons Brust. Er vergaß alle Verhältnisse und Rücksichten und rief dem Fischer zu: „Schnell, schaffe unverzüglich dein Boot herbei, ich fahre mit dir; eile und beflügle den trägen Kiel, damit wir den Strand erreichen, wo die Unglückliche weilt."

Der Fischer folgte der erhaltenen Weisung und rannte aufs Verdeck, Milton stürmte ihm nach. Am Eingang der Kajüte trat ihm Lieutenant Jackson entgegen. „Es ist gut, daß Ihr kommt," sagte er, „sonst hätte ich Euer Gespräch unterbrechen müssen, so interessant es auch für Euch gewesen sein möchte. Die Najade hat Signale aufgesteckt, seht selbst hin; alle Kapitains sollen sich augenblicklich an Bord derselben begeben. Seht

nur die Anzahl von Böten, welche bereits der erhaltenen Weisung gehorchen; "Ihr werdet nicht säumen dürfen. Ich habe schon Eure Schaluppe beordert, sie liegt zur Abfahrt bereit."

Milton sah hin; die Fläche ringsum war mit Fahrzeugen bedeckt, welche alle der Fregatte zueilten. Da sank ihm der Muth; er wurde bleich und helle Thränen entstürzten seinen Augen. „Ich kann nicht zu ihr," rief er aus, „und sie wird verzweifeln; ich muß hier bleiben und werde in meinem Jammer vergehn!" Er eilte auf den Fischer zu: „Verlaß das Schiff und sage ihr, was du siehst; ich kann nicht kommen und wenn die Wohlfahrt der ganzen Menschheit an diesem einzigen Augenblick hinge!" Er sprang, vor Schmerz außer sich, in die Schaluppe und ließ der Fregatte zusteuern.

St. Georgs Befehle an die sämmtlichen Kapitaine der Kauffahrer waren dieselben,

welche er Milton bereits speciell mitgetheilt hatte; er setzte noch hinzu: „Meine Meinung, als würden wir noch über Nacht hier liegen bleiben, scheint sich nicht zu bewähren, da unsere Konvoy beisammen ist. Es fehlen nur noch zwei Transportschiffe, welche jeden Augenblick eintreffen können; sobald diese angekommen, gehn wir unter Segel. Ich schärfe Ihnen allen daher noch wiederholt den Befehl ein, weder selbst das Schiff zu verlassen, noch Ihren Untergebenen diese Erlaubniß zu gestatten. Jede, auch die kleinste Unordnung, welche daraus entsteht, wird schwer auf Sie zurückfallen!" Mit einer leichten Verbeugung wurden sämmtliche Kapitains entlassen.

Milton blieb noch zurück. Als er mit St. George allein war, stürzte er auf ihn zu, faßte seine Rechte krampfhaft mit beiden Händen und rief, mit dem Ton der Verzweiflung: „Ist die von Ihnen gegebene

Ordre durchaus nöthig und unwiderruflich? Tod und Leben hängt an dem Ausſpruch Ihres Mundes, beſinnen Sie ſich wohl."

„So leid es mir thut," ſagte St. George, „ſo ſchwöre ich es Ihnen bei meinem Dienſteid, ich kann Ihnen die Erlaubniß nicht geben, ans Land zu gehen, da jeder Augenblick, ſelbſt der, worin wir ſprechen, uns den Befehl geben kann, die Anker zu lichten. Was haben Sie denn, Milton? Sie ſind entſetzlich aufgeregt."

„Es iſt aus mit mir, St. George," rief Milton, „beweinen Sie mich, wenn Sie können! mein Glück, mein Friede liegen begraben; ich habe Eide geſchworen und muß ſie halten. Leben Sie wohl, wir ſehen uns nicht wieder!" Er ſtürzte aufs Verdeck und verließ die Fregatte.

Schon ſenkt die Sonne ihre glühenden Strahlen dem weſtlichen Horizont zu, die ſchreienden Seemöven flogen in Schaaren

nach dem Strande, ein dichter Nebel lagerte ſich um die franzöſiſche Küſte. Ein leiſer Abendwind flatterte durch die Taue und Segel, und ſchien die ſchlaff herunterhängenden Leinen an ihre baldige Pflicht zu mahnen; alle Schaluppen und Böte, die der beiden Kriegsſchiffe ausgenommen, waren bereits auf dem Verdeck feſtgeſtellt, und jede Kommunikation mit dem Lande aufgehoben. Milton ſah ſich gar nicht mehr ähnlich, er ſtand ſtill und in ſich gekehrt auf dem Verdeck und ſtarrte mit unverwandtem Blicke nach der Küſte oder nach dem Nordmeer; ſein Geſicht war kalt und unbeweglich wie die Wand, kein äußerer Zug markirte die Bewegung ſeines Innern. Jackſon hielt ſich viel in ſeiner Nähe auf, und ſuchte, ſeiner Gewohnheit nach, durch Bonmots eine freudige Stimmung bei dem Leidenden zu erwecken, aber umſonſt; Milton hörte nicht auf ihn. An der andern Seite ſtand William und ſah mit Augen voll Thrä-

nen auf den leidenden Freund, dem er weder zu helfen noch ihn zu tröſten im Stande war.

Es dunkelte immer mehr und mehr; die beiden Transportſchiffe, auf deren Ankunft die ganze Konvoy wartete, waren noch nicht zu ſehen; die Fregatte ſteckte Laternen auf, auf dem Schooner folgte man ihrem Beiſpiel. Da nahte dem Letztern ein Fiſcherboot vom Lande. Der Schiffer, welcher am Steuer deſſelben ſaß, bat wehmüthig, an Bord gelaſſen zu werden; bei der Stimme des Bittenden, fuhr Milton erſchreckt auf; es war der bekannte Fiſcher, bei dem Eliſe haußte; er befahl, ihn augenblicklich an Bord zu laſſen. Das Boot legte an, der Fiſcher beſtieg das Verdeck; ihm folgten zwei junge, wohlgebildete Matroſen.

Milton riß den Fiſcher zu ſich hin. „Was weißt du von ihr?“ rief er aus, „ſprich, rede, gieb mir Beruhigung.“

„Ich weiß nichts," war die Antwort, „aber jene beiden jungen Leute (hier wieß er auf die beiden Matroſen, die mit ihm an Bord gekommen waren), meine Vettern, haben den ganzen Tag bei ihnen zugebracht und werden Euch wohl manches zu erzählen wiſſen. Wenn es Euch gefällig iſt, ſie zu vernehmen, ſo..."

Milton ließ den alten Fiſcher nicht ausreden, ſondern befahl dem naheſtehenden William, ihm die beiden Matroſen in die Kajüte zu bringen, und ging ſelbſt voran. William gehorchte und folgte dem Kapitain mit den beiden Fremden auf dem Fuße nach. Der Schein der angezündeten Lampen, die freundliche Stimme der beiden neuen Ankömmlinge, machte ein ſchnelles Erkennen möglich; ein Schrei der Freude und des Erſchreckens entwand ſich jeder Bruſt; Milton und Eliſe, Hannah und William lagen einander in den Armen; vier glückliche Menſchen weinten Freudenthränen.

Erſt ſpät trat die Ruhe ein, erſt ſpät vermochten die vier Glücklichen, ihre kritiſche Lage zu berückſichtigen. Milton erholte ſich zuerſt. „Was ſoll, was kann geſchehen?“ war ſeine inhaltſchwere Frage.

Eliſe fiel ihm ins Wort. „Nicht mehr zurück nach dem Lande; wir bleiben hier, ich verlaſſe dich nicht mehr, ich folge dir in die fernſten Zonen, wohin dein Schickſal, wohin deine Pflicht dich führt. Verſtoß mich nicht, mein Freund!“ rief ſie mit Feuer, „von dir geht mein Weg zum Tode.“

Milton vergaß in dieſem Augenblick die ungeheuren Schwierigkeiten, welche ſich hier aufthürmten, und rief voll ſeliger Wonne: „So bleib hier, mein Glück, mein Leben, verlaſſe mich nicht mehr, bis der Tod uns trennt.“

Nahe der Küſte tauchten Flämmchen aus den Wellen auf und zitterten wie Blitze durch die Nacht, ſie leuchteten röther und röther,

und ſchwammen gerades Weges auf den Schooner zu. Die Wachen ſahen dem Flammenſpiel mit aufmerkſamer Verwunderung zu. Endlich klärte es ſich auf, eine Schaluppe von zwölf Ruderern fortgetrieben und mit ſechs Fackeln erleuchtet, durchſchnitt wie mit Adlersflug die zurückweichenden Wellen. Als ſie nahe an den Schooner herangekommen war, verlangte ſie alſogleich an Bord gelaſſen zu werden. „Wer da!" riefen die Wachen.

„Kommendore Blackſtone, mit Ordres von der Admiralität zu London!" ertönte es aus der Schaluppe, und mit Blitzesſchnelle lag ſie vor dem Fallreeg.

Jackſon konnte nicht ſo ſchnell in die Kajüte kommen, um die von nichts Wiſſenden von dieſem Ueberfall in Kenntniß zu ſezzen, als Blackſtone bereits das Verdeck entlang und in die Kajüte war.

Da ſtand er, der kalte, herzloſe Menſch, am Eingang und ſah ſchweigend und mit finſtern Blicken auf die vier Liebenden hin, welche bleich und voll Schrecken ihn anſtaunten, und bewegungslos einander in den Armen lagen. Eine tiefe Stille herrſchte ringsum, ſchauriger, als der wüthende Sturm, der Maſten bricht und Ankertaue zerreißt.

Plötzlich fuhr Milton auf. „Was willſt du, Schrecklicher?“ rief er mit allen Zeichen eines Wüthenden, „verſuch es, uns zu trennen; nur der Tod reißt uns auseinander.“

Ein teufliſches Lächeln, welches ſich zur hämiſchen Freundlichkeit verzog, gab kund, daß Blackſtone jetzt reden wollte. „Mit nichten, mein werther Freund,“ begann er, „ich will es mir durchaus nicht einfallen laſſen, diejenigen zu trennen, die der Himmel ſo augenſcheinlich zuſammenführt. Indeſſen, Ihr ſollt noch vielleicht dieſe Nacht Europa verlaſſen; wie ich ſehe, will Eliſe Euch folgen; kann das

aber angehen in dem Verhältniß, in dem Ihr zu dem Mädchen ſteht? Macht ſie doch zu Eurer Frau."

„Wollt Ihr unſerer ſpotten?" rief Milton aus, „es paßt ſich zu Euren andern Unternehmungen."

„Keineswegs, mein allzufeuriger Schwiegerſohn," war die Antwort des Kommendore; „erfahrt, was geſchehen. Bei den heutigen Nachforſchungen hat mich Boishal überall hinbegleitet, alle Felshöhlen durchkroch er, alle Klippen erſtieg er, um die ſchöne Flüchtige zu erſpähen. Seine Stunde hatte geſchlagen; er ſtürzte rücklings von einer Klippe. Ich eilte mit der Dienerſchaft herzu; als wir kamen, athmete er kaum noch. Wenige Worte konnte er nur hervorbringen; hier das Weſentliche davon: Ich bin mir gegen Eliſe und Milten manches bewußt! ich habe den Frieden und das Glück ihrer heißen Liebe geſtört; bittet ſie, daß ſie mir ver-

geben und macht ein glückliches Paar aus ihnen."

Blackstone hielt inne, die vier Ueberraschten ſtanden noch immer ſtill und regungslos; als keiner von ihnen antwortete, fuhr er fort: „Ich erſcheine nun alſo hier, dem Willen des Sterbenden gemäß Euch zum Altar zu führen."

„Vater," rief Eliſe aus, „ich weiß nicht, welcher Beweggrund Euch leiten mag, ſo zu handeln; aber ich glaube recht zu ahnen, daß etwas Schreckliches im Hintergrunde ſchlummert."

„Miß Blackſtone," ſagte der Kommendore höhniſch, „wollen vielleicht gleich hier bleiben, und verachten aus lauter Liebe und Inbrunſt die Ceremonie der Kirche? Unterdeſſen muß ich als Vater darauf dringen, und kann vor der Vollziehung derſelben kein längeres Beiſammenſein geſtatten."

Elise, die reine, tugendhafte Jungfrau, glühte vor Schaam über diese Aeußerung des Vaters und barg das Gesicht lautweinend an der Brust des Geliebten.

„Kapitain Milton," rief der Kommendore, „ich muß Sie bitten, Ihre Braut in die Schaluppe zu führen. Alles ist an der Küste zur Trauung bereit, noch vor Mitternacht halten Sie, wie jetzt, die Geliebte, die Gattin in ihren Armen."

„Die Konvoy geht auf meine Veranstaltung heute Nacht nicht unter Segel," war die Antwort, „Ihre Ordre habe ich gegeben und kann sie also auch auflösen, fahren Sie getrost ans Land, ich nehme jede Gefahr, jede Verantwortung, welche für Sie daraus entspringt, auf mich. Gehen Sie, eilen Sie!" —

„Im Namen Gottes!" rief Milton, warf einen langen, schwarzen Mantel um und trug seine Elise auf's Verdeck. Hier

sprang ihm Pintsch, sein großer, weißer Pudel entgegen; winselnd schmiegte er sich zu seinen Füßen; Milton stieß ihn von sich und eilte in die Schaluppe; der Kommendore folgte.

Hannah war bei William in des Kapitains Kajüte zurückgeblieben, beide lagen einander in den Armen und beklagten gemeinschaftlich das Schicksal Miltons und Elisens. Da erscholl Jacksons befehlende Stimme auf dem Verdeck, William schrak heftig zusammen. Hannah fragte ihn nach der Ursache; William erzählte und schloß mit den Worten: „Soll ich deinen Vater rächen, Hannah? sage mir es mit einem Laute, mit einem Winke, so will ich eilen und es vollbringen!"

Da faßte die Liebliche den Aufgeregten bei der Hand und blickte ihn mit unaussprechlicher Wehmuth an. „Nicht doch, mein Geliebter," rief sie aus, „du sollst weder

um meinet, noch um meines Vaters willen, der längst zur ewigen Ruhe eingegangen ist, einen Streit beginnen, der einen Mord auf deine Seele wälzen und dich auf ewig mit dem Leben zerfallen machen kann. Vergieb du ihm, wie ich ihm vergebe und verkündige ihm solches, damit der Mord nicht länger sein Gewissen drücke."

„Holdes, engelreines Geschöpf!" rief William begeistert und stürzte aus ihrer Umarmung auf das Verdeck.

Jackson stand unfern des Fallreegs am Steuerbord und konnte es sich noch gar nicht einbilden, daß Milton, blind gegen alle Ordre, das Schiff verlassen habe; als William auf ihn zustürzte und ohne Antwort zu geben, ihn mit sich in die Kajüte zog.

„Hier ist Richards Tochter," begann er, „die arme unglückliche Hannah, die durch dich ihren Vater verlor. Ich habe ihr meinen Arm zur Rache angeboten, aber sie hat

ihn verworfen. Sie vergiebt dir um der Liebe willen, mit der sie an allen Menschen hängt! Jackson, sieh diesen Engel an und freue dich meines Glücks."

Es war seit lange das erstemal, daß Jacksons innere Bewegung sich nach außenhin Luft machte; er eilte auf Hannah zu, schloß sie in seine Arme und sprach weichmüthig: „Du hast durch mich deinen Vater verloren; den Verlust kann ich dir nicht ersetzen, aber von diesem Augenblick an will ich dein Vater sein und in Liebe für dich mit jedem wetteifern, der es redlich meint." William eilte zu ihm und umschloß mit wachsender Rührung den hingerissenen Freund und die Geliebte. Die nahende Mitternachtsstunde begrüßte drei glückliche Menschen.

Blackſtone's Schaluppe erreichte die Küſte; alle ſtiegen aus und gingen landeinwärts; zwei rüſtige Burſche, des Weges kundig, leuchteten mit Fackeln voran. Binnen kurzem erreichten ſie ein geräumiges, hellerleuchtetes Haus. „Hier ſoll die Trauung vor ſich gehen!" ſagte der Kommendore.

„Nur ſchnell, nur ſchnell, um Gottes-willen, ſchnell!" rief Milton, „meine Angſt wächſt mit jeder Minute; ich muß an Bord!"

„Ihr ſcheint vergeſſen zu haben, Kapitain," ſagte Blackſtone, „daß ich für jede Gefahr einſtehe. Ueberdieß kann auch die Feierlichkeit ſogleich beginnen. Eliſe ſoll ſich nur etwas umkleiden."

Zwei Frauen kamen auf ſeinen Wink herbei, welche Eliſe mit ſich fortführten. Blackſtone ließ Wein bringen; er füllte zwei Becher, reichte Milton den einen, und ſtieß mit ihm auf das Wohl ſeiner Braut an;

der erschöpfte Milton leerte den Becher in einem Zuge und fühlte sich sichtbar gestärkt. Eine Viertelstunde verging; Blackstone entfernte sich, um, wie er sagte, nach Elisen zu sehn. Milton blieb allein; er konnte sich einer plötzlichen Müdigkeit nicht erwehren. Er ging ans Fenster und starrte in die Nacht hinaus, er durchschritt das Zimmer; alles umsonst; er warf sich auf's Sopha und blickte in die Flamme des Lichtes; die Augen fielen ihm zu; sanft sank er in die Arme des Schlafs.

Blackstone schritt durchs Zimmer und maß den Schläfer mit einem höhnischen Blick; Boishal folgte ihm und lachte hämisch in sich hinein.

Ein Saal in dem Hause, worin sich die beiden Unglücklichen befanden, war zu einer Kapelle eingerichtet. Es war fast Nacht in derselben, nur zwei unter dem Boden hängende, düster brennende Lampen warfen ein

sparsames Licht umher. Hinter dem Altar stand der Pope und wartete des Brautpaars. Eine Seitenthür öffnete sich; Elise erschien bräutlich geschmückt, von ihrem Vater begleitet; ihnen gegenüber öffnete sich eine zweite Thür; ein Mann, in einen weiten schwarzen Mantel eingehüllt, trat ein und ging auf den Altar zu. Elise schien gleichfalls an einem Schlaftrunk genippt zu haben, denn kaum vermochte sie die Augen aufzuhalten. Der Pope verrichtete die Trauung und entfernte sich; der Mann, mit dem Elise sich jetzt unauflöslich verbunden sah, war kein anderer, als Boishal; er faßte die Geliebte unter den Arm und führte sie ins Brautgemach. Halb entschlummert sank sie mit geschlossenen Augen auf das Lager und nannte den Geliebten mit den süßesten Namen, dieser antwortet nicht, sondern bedeckte die Unglückliche mit seinen Küssen; verlangend streckte sie, halb wie im Traum, die Arme nach

ihm aus; er umfing sie mit zitternder Begier. Heftig klirrte der aufkommende Sturm an den Fenstern; die Lampe verlöschte. Noch ehe der Morgen völlig graute, war Blackstone nach London abgereißt; Boishal hatte Elisens Zimmer verlassen.

Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als Milton aus seinem unfreiwilligen Schlummer erwachte. Erschrocken sprang er auf; durch die entgegengesetzte Thür trat Elise. Sie flog auf den Geliebten zu und ihn sanft umschlingend, sprach sie verweisend: „Du loser Flüchtling, war es recht, dich aus meinen Armen zu reißen, ehe ich erwacht war? War dir meine Nähe schon zuwider?"

„Ich?" rief Milton, „wie ist mir denn? ich habe dich ja seit gestern Abend nicht gesehn."

„Warte, Spötter!" rief Elise scherzend, „am Ende wirst du auch wohl noch die

Trauung abläugnen wollen? Ein Glück, daß mein Ring gegen dich zeugt.“ Sie faßte seine Rechte und trat erblassend zurück. „Milton!“ rief sie erschreckt, „du trägst meinen Ring nicht?“

„Deinen Ring, Liebe?“ fragte er, „besinne dich doch, daß du für mich in lauter Räthseln sprichst.“

„Hier ist keine Zeit zum Scherzen,“ rief Elise mit furchtbarem Ernst, „ich fordre Wahrheit von dir! Wo hast du meinen Ring gelassen, den ich dir gestern am Altar ansteckte?“

„Ich schwöre es dir bei Gott und meiner Seligkeit!“ rief Milton und streckte die Hand zum Schwur empor, „ich weiß von keinem Altar und keinem Ringe?“

„Allmächtiger Gott!“ rief Elise und taumelte leichenblaß zurück, „was werde ich erfahren?“ Milton fing die Ohnmächtige in seinen Armen auf.

Da öffnete ſich die Thür und Boishal trat in decenter Morgenkleidung herein. „Entſchuldigen Sie meine Störung," ſagte er eintretend; aber die Gruppe erblickend, fragte er haſtig: „Iſt meine Gemahlin nicht wohl?"

„Ihre Gemahlin?" fragte Milton haſtig und faßte krampfhaft nach dem Degen.

„Ihre Gemahlin?" fragte Eliſe außer ſich und richtete ſich hoch empor.

„Seit geſtern Abend ehelich mit mir verbunden, mit dem Segen des Vaters!" ſagte Boishal zu Milton, ſich Eliſen nähernd.

„Tödte mich, Milton, ſie haben mich bethört! ſie haben mir einen ſchrecklichen Schlaftrunk beigemiſcht! Höre Milton, wir ſind verloren; ich bin ſein Weib; doppelte, dreifache Bande feſſeln mich an dieſen Unwürdigen! Sei barmherzig, Milton, und tödte mich!" ſie ſtürzte außer ſich zu ſeinen Füſſen.

Milton zog den Degen und ließ ihn langsam wieder sinken. „Ich tödte keine Betrügerin!“ sagte er kalt, brach die Klinge dicht unter dem Griffe ab und schleuderte beides aus dem Fenster.

„Milton!“ rief das beängstigte Mädchen angstvoll aus, „bringe mich nicht zur Verzweiflung durch deine Kälte; denke an unsere Schwüre! Wir sind jetzt für einander verloren; ich gehe, den meinigen zu erfüllen!“ Sie sprang auf, eilte in Miltons Arme und verließ dann eilend das Zimmer. Boishal verfolgte sie, aber umsonst; mit der Flüchtigkeit eines Rehes flog sie dem Strande zu. Er mußte bald von ihrer Verfolgung abstehen; die ganze Dienerschaft wurde ihr nachgesendet.

Milton wachte aus seiner Betäubung auf und eilte mit geflügelten Schritten dem Strande zu; ein klarer Gedanke fand in seinem Kopfe nicht Raum, allerlei trübsinnige Ideen

durchkreuzten ihn, es war, als ob die Hoheit und Klarheit seines Geistes in dieser Nacht für immer untergegangen war.

Als er an den äußersten Strand kam, legte eben eine Schaluppe des Fulgur, worin sich Jackson befand, an den Strand.

„Um Gotteswillen!" rief dieser, „wo seid Ihr geblieben? seht dahin, die ganze Konvoy ist unter Segel, wir allein bleiben zurück; die Najade hat schon dreimal auf uns geschossen."

„An Bord, an Bord!" schrie Milton und sprang in die Schaluppe. Sein Blick glitt längs der Küste weg und haftete auf den höchsten Kreidefelsen von Dover. Da sah er plötzlich eine lichtweiße Gestalt schimmern, und es däuchte ihn, als ob die Worte an sein Ohr schlügen: „Leb wohl! ich löse meinen Eid!" Die lichtweiße Figur entschwand plötzlich von der Höhe und stürzte in den Abgrund.

„Allmächtiger Gott!“ rief Milton und ſtürzte ohnmächtig zuſammen.

Nur mit Mühe richtete er ſich wieder auf, als ſie ſchon dem Schooner nahe waren; den Hut hatte er verloren, ſein langes, ſchwarzes Haar flatterte im Winde, Todtenbläſſe deckte das Geſicht, der ſchwarze Mantel hing loß um ihn herum. Außer ſich ſprang er auf's Verdeck. „Lichtet die Anker!“ rief er und ſprang ſelbſt ans Steuerruder, jeden andern aus ſeiner Nähe verweiſend; ſein weißer Pudel fand ſich bei ihm ein und ſetzte ſich ihm zur Rechten, Milton ließ es geſchehn.

Die Anker wurden gelichtet, die Segel aufgezogen; die ganze Konvoy, mit der Najade an der Spitze, durchſchnitt eilend die Wellen. Auf dem Strich, wo der Schooner lag, war kein Luftzug. „Werft die Böte über Bord und bogſiert*)!“ ertönte Miltons

*) Bogſieren. Wenn man bei Windſtille ein Schiff fortbewegen will, ſo werden die Böte mit Ruder-

befehlende Stimme vom Steuerruder. Es geſchah; zwei Böte, jedes mit zwölf Ruderern, waren bereits am Vorderbug des Schiffs; leiſe zogen ſie es fort.

„Der Reſt der Beſatzung ſoll ſogleich zu mir daherkommen, alle ohne Ausnahme!“ Dem Befehl wurde eiligſt Folge geleiſtet. Offiziere, Kadetten, Matroſen kamen herbei, unter ihnen William und Hannah.

„Beſteigt die Böte!“ rief Milton. Alles zögerte. „Beſteigt die Böte!“ rief er noch einmal, „ich will auf dem Verdeck allein bleiben; geht oder ich ſchieße Euch nieder, und rufe die Hölle um Hülfe gegen Euch auf.“

Eine finſtere Wolke hatte ſich über dem Schooner zuſammengezogen, ſie entladete ſich mit lautem Gekrach, ein Blitz fuhr ſenkrecht herab, zwei Matroſen ſtürzten alsbald todt zu Boden.

---

rern verſehen, welche das Schiff am Vorderbug langſam fortziehen.

Zum drittenmal erkönte Miltons Befehl: unwillkührlich gehorchte alles, sämmtliche Schaluppen und Böte waren am Vorderbug, auf dem Schiffe selbst war niemand als Milton.

„Heißa! mein Schiff, segle, segle!" rief er aus, „durch Sturm und Wellen, ohne Land, ohne Himmel! von Jahrhundert zu Jahrhundert! dein Ziel ist der jüngste Tag!" Mit einemmale eilte er nach dem Vorderbug, schnitt alle Taue los, woran die Böte befestigt waren und eilte nun nach dem Steuerruder zurück. Auf demselben saß der Pudel in aufrechter Stellung. Die schwarze Wolke, welcher der Blitz entfahren war, sandte jetzt plötzlich einen fliegenden Sturm, welcher mit reißender Gewalt in die Segel fiel. Pfeilschnell flog der Schooner dahin, bald war die voransegelnde Konvoy eingeholt, mit Blitzesschnelle flog Milton bei derselben vor-

über. Die Fregatte sandte ihm einige Schüsse nach, alles umsonst, nichts vermochte den eilenden Flüchtling zu halten; bald schwebte er nur noch, ein unbedeutender schwarzer Punkt, am äußersten Horizont.

Das ist die Sage von dem ewigen Segler. Willst du meinen Worten nicht glauben, so eile nach einer Seestadt (wenn du's der Mühe werth hältst), mische dich dort unter die Schiffer aller Nationen, erwirb dir ihr Vertrauen, welches nicht schwer ist, da es größtentheils alles gutmüthige und offene Leute sind, frage dann nach dem ewigen Segler, und du wirst von ihnen hören, was ich dir eben erzählt habe. Ja, du wirst es wohl noch manchem alten, schneeweißen Kopf zu Gute halten müssen, der durch deine An-

näherung treuherzig gemacht, dir erzählt, daß er den raſchen Segler ſelbſt geſehen, und das Bellen des weißen Pudels vernommen habe.

Klabautermann.

Mit übereinander geschlagenen Armen stand der alte Martin Koch an der Brustwehr des Blankeneser *) Fährhauses und schaute auf den Elbstrom hinaus, dessen Wellen von einem sanften Westwind gekräuselt, von der Fluth bewegt, langsam fortrollten. Zur Seite des alten erfahrnen Seemanns stand Jakob, sein jüngster Sohn, der einzige, der ihm von vier hoffnungsvollen Knaben übrig geblieben war; denn die übrigen drei waren in der Blüthe ihrer Jahre ein Raub der Wellen geworden und unter den Augen des Vaters ertrunken, ohne daß dieser im

*) Fischerdorf, eine Meile unterwärts Hamburg.

Stande geweſen war, zu ihrer Rettung etwas beizutragen. Der Wind ſpielte mit den Wipfeln der alten Linden, die an dem Abhang des Berges ſtehen, und trieb das gelbliche Laub, welches noch hin und wieder an den kahlen Zweigen hing, vor ſich her.

Endlich unterbrach Jakob die Stille, und indem er den Vater mit ſtarkem Arm rüttelte, ſprach er: „Aber ſagt mir doch einmal, worüber ihr ſo ernſt nachſinnt? Ich ſtehe hier nun doch ſchon eine geraume Zeit bei Euch, und ich glaube, Ihr habt mich noch gar nicht einmal geſehen. Was habt Ihr denn? Ich ſehe doch eben nichts Beſonderes, und die Elbe, die ihr da ſo finſter anſchaut, iſt doch wohl ruhig genug. Ich glaube, wir werden eine gute Fahrt haben.“

„Vielleicht!“ brummte der Alte etwas unſanft, ohne die Richtung ſeines Blicks zu verändern.

„Vielleicht? Und warum denn nicht gewiß?“ fiel Jakob ein. „Die letzten Nachrichten sind gut. Seit dem anhaltenden Ostwind haben sich in der Nordsee und in dem Kanal viele Schiffe gesammelt; der seit heute früh wehende Nordwest führt sie uns zu, was gilt's? wir machen eine gute Beute.“

„Oder lassen sie zurück,“ sagte der Alte.

„Ihr habt heute einmal wieder Euer böses Schauer,“ begann Jakob unwillig, „da darf Euch kein Mensch ein Wort sagen, oder Ihr brummt stundenlang.“

„Junge!“ rief der Alte, und drehte sich rasch um, indem er mit abgewandtem Gesicht nach Westen hinzeigte, „in der Richtung liegt die Nordsee, weißt du denn nicht, daß ich heute vor vier Jahren deine drei Brüder vor meinen Augen ertrinken sah?“

Jakob wurde feuerroth und seine hellen Augen füllten sich mit Thränen. „Alle drei,“ sagte er leise, „Hans, Nicolaus und Chri-

ſteph; ſie gingen an einem Sonntag-Morgen fröhlich und wohlgemuth in die See hinaus; ich habe keinen von ihnen wiedergeſehn.“

Der Alte wurde ungewöhnlich weich, und indem er ſeine Augen mit der flachen Hand bedeckte, betete er leiſe: „Gott nehme ihre Sünden von ihnen und gebe ihren Seelen Frieden.“

Vater und Sohn ſtanden eine Weile bei einander und ſtarrten vor ſich hin, ohne die Stille zu unterbrechen. Der Nordweſt erhob ſich friſcher und die Fluth ließ allmählig nach.

Da trat der alte Röhrs, Martin Kochs langjähriger Freund und Gefährte, in ſeinem braunen Kaput gehüllt, die ſchwarze Bärenmütze über die Ohren gezogen, aus dem Fährhauſe heraus. In der einen Hand trug er ein langes Sehrohr, in der andern ein großes Glas Grog, welches er ſeinem

alten Freund entgegenhielt. „Da," rief er aus, „trink, und dann vorwärts! Ehe wir hinunterkommen, ist es hohe Zeit; die Ebbe kommt und der Wind wird nach Süden laufen, wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

„Das habe ich dem Vater auch schon sagen wollen," sagte Jakob, „aber mit dem ist heute nicht viel Geschentes anzufangen." Bei dieser Rede wandte er sich näher an den alten Röhrs: „Heute ist der Tag, als vor vier Jahren meine Brüder untergingen; Ihr wißt's ja wohl, der Eyer schlug um, als sie dem großen Amerikaner zu Hülfe eilen wollten, welcher im heftigen Sturm ohne Masten vor der Elbe umhertrieb; der Vater war als einziger Lootse auf einem dänischen Barkschiff, er sah vom Verdeck aus das Unglück und konnte nicht helfen."

„Hm, hm!" sagte der alte Röhrs und wischte sich die Augen; „wer mag dem Al-

ten das nun wieder in den Sinn gebracht haben?" Er legte seinem Gefährten die Hand auf die Schulter und sagte mit weicher Stimme: „Laß ruhn die Todten, sie schlafen in Frieden!"

„Laß ruhn, laß ruhn!" sagte Martin Koch mit tiefem Seufzer, nahm das von seinem Freund ihm noch immer vorgehaltene Glas und leerte es langsam.

Die Fluthzeit war vorüber, die Fahrzeuge lagen queer in dem Strom, und zwischen den hannövrischen Elbinseln war die volle Ebbe schon eingetreten. Auf dem Ever, welcher Koch und Röhrs gemeinschaftlich gehörte, zog Hans, der fünfundzwanzigjährige Knecht, die Signalflagge auf.

„Kommt an Bord, an Bord!" rief Jakob, die beiden Alten antreibend, „es ist die höchste Zeit."

„Der Junge hat Recht," sagte Röhrs, „laß uns eilen, der Wind ist contrair und

wir müssen jede Minute benutzen.“ Damit ergriff er den Arm des Freundes und zog ihn den Berg hinunter, Jakob sprang lustig voraus. Als er unten ankam, stand Mike, des alten Nachbars Tochter und Jakobs Erkohrne, da, mit Thränen in den Augen, und blickte den lebenslustigen Jüngling wehmüthig lächelnd an.

„Du gehst schon wieder von uns in See,“ sagte das Mädchen, „und bist doch kaum drei Tage hier, und in den drei Tagen habe ich dich kaum zweimal gesehen; das macht mich so traurig.“

„Weinen mußt du nicht,“ sagte Jakob und umschlang das betrübte Mädchen, „das schickt sich nicht für das Weib eines braven Seemanns. Komm, küsse mich, entlasse mich freundlich und kehre in Frieden heim in dein Haus, bete für mich, daß es mir wohl gehe, und in acht Tagen sehen wir uns mit Gott gesund und wohl wieder.“

„Oder auch niemals!“ antwortete das Mädchen weinend; „ach, wenn du das unglückliche Schicksal deiner Brüder hättest!“

„Wer wird denn an solche trübselige Dinge denken? Die Sturmzeit ist ja verüber und das Wetter hat sich gesetzt. Sei gutes Muths, mein Mädchen, wenn diese Reise glückt, so wird so viel verdient, daß wir Hochzeit halten können, dann beginnen wir ein neues Leben.“

So tröstete Jakob das weinende Mädchen; da ertönte die rufende Stimme der beiden Alten vom Ever her, er entriß sich den Armen des weinenden Mädchens und sprang an Bord.

Der Anker wurde gelichtet und das große Segel aufgezogen, rasch durchschnitt das Fahrzeug die kräuselnden Wellen. Jakob stand auf der äußersten Spitze des Vorderdecks und blickte nach dem Ufer, wo seine Mike mit einem weißen Tuche winkend stand. Er

ſchwenkte ſeinen Hut, und rief ein lautes „Hurrah!“ Sein Falkenauge erblickte das liebende Mädchen noch immer, als ſchon die Hammerſchläge der arbeitenden Schiffszimmerleute auf der Schubauer Werfte ihnen entgegen tönten.

Die Ebbe verlief nach und nach, mit der eintretenden Fluth brach auch die völlige Finſterniß ein; der Wind ſtürmte aus Nordweſt, die Fahrt konnte nicht weiter fortgeſetzt werden. Die kundigen Lootſen ſuchten ſich einen bequemen Ankerplatz, ließen das Segel nieder und warfen den Anker aus.

Die Wachen wurden vertheilt. Jakob erhielt die erſte, Röhrs die zweite. Als die Zeit des letztern um war, ging er hin, den alten Koch zu wecken. Dieſer kam ihm bereits entgegen. „Ich habe dich ſchon gehört,“ ſagte er, „geh nur hinunter und lege dich ſchlafen.“ Dieſer that wie ihm ge-

heißen wurde, Martin Koch ſtieg auf's Verdeck und hüllte ſich feſt in ſeinen warmen Kaput, denn der Wind wehte kühl und die Luft war ſehr friſch. Die Einſamkeit wirkte nicht wohlthätig auf ihn, die traurigen Bilder, welche vor der Abfahrt ſeine Sinne umdüſterten, ſtiegen auf's Neue vor ihm auf; er ſeufzte tief und ging mit heftigen Schritten auf und nieder, aber die Ruhe wollte ihm nicht kommen. Er war in einer bejammernswerthen Lage.

Eine halbe Stunde war ungefähr vergangen, da trat der alte Röhrs wieder auf das Verdeck. „Den möchte ich ſehen," begann er, „der da ſchlafen könnte, wenn du anfängſt mit deinen Füßen den Marſch zu ſchlagen. Was fehlt dir denn?"

Martin Koch ſeufzte tief auf: „Gieb mir meine Kinder wieder! ich bin verwaiſt, ich bin kinderlos."

„Kinderlos?“ fragte Röhrs, „haſt du denn nicht noch einen tüchtigen, kräftigen Jungen, welcher zu deiner und aller Menſchen Freude heranwächſt?“

„Den habe ich,“ ſagte dieſer, „aber nur ſo lange, als es Gott und dem Klabautermann gefällt.“

„Der Klabautermann?“ fragte Röhrs. „Pfui, Alter, ich hätte dich für zu vernünftig gehalten, als daß ich mir eingebildet hätte, du glaubteſt an dergleichen Unſinn.“

„Unſinn?“ ſeufzte der unglückliche Vater, „dafür habe ich es auch lange Zeit gehalten, aber ich bin bald zu meinem Unglück eines Andern belehrt worden. Höre mir zu.“

Er zog ſeinen Freund zu ſich auf das Bratſpill*) nieder und begann: „Wir ſaßen

*) Die Ankerwinde.

einſt unſerer ſieben bis acht junge Kerle am Strande der Inſel Neuwerk und ſchauten neugierig nach einem Schiff in die See hinaus, welches vom letzten Südoſtſturm nordwärts geſchleudert worden war. Einige von uns äußerten lebhaft die Gefahren, welchen das Schiff in der letztvergangenen Nacht ausgeſetzt geweſen ſein müſſe. Alles geht gut, ſagte der lange Klaus, ſo lange noch der Klabautermann bei ihnen aushält; ſobald der aber das Schiff verläßt, ſo iſt weder an Glück noch an Segen zu denken."

„Einige lachten, einige ſchwiegen ſtill; ich wußte nicht recht ob ich ſcherzen oder böſe werden ſollte und fragte endlich, als hätte ich nie vorher etwas davon vernommen: Was iſt denn das für ein Kerl der Klabautermann?"

„Der lange Klaus erhob ſich von ſeinem Sitze, ſah mir feſt in die Augen und ſagte:

Kennſt du ihn nicht, ſo iſt es gut, kennſt du ihn aber und verleugneſt ihn, ſo ſteht es ſchlimm um dich.“

„Dieſe, mit einem feſten, etwas hohlen Ton ausgeſprochenen Worte machten einen ſonderbaren Eindruck auf mich; ich hatte allerdings ſchon von dieſem ſeltſamen Weſen etwas gehört, aber um meine Verwirrung nicht merken zu laſſen, wandte ich mich von ihm ab und ſagte ſo keck als möglich: Ich habe von dem Kerl zeitlebens nichts gehört.“

„So will ich dich mit ihm bekannt machen, ſagte Klaus, denn ich glaube nicht, daß du ihn abſichtlich verleugneſt; ſo du es thäteſt, würde es dein großer Schade ſein, denn ſo wie er es erfährt, wird er dich verlaſſen, und wie es alsdann um dich ſteht, wirſt du zu deinem Unglück nur allzubald erfahren.“

„Der Klabautermann, — fuhr der lange Klaus zu mir allein gewendet fort, denn

unſere Kameraden hatten ſich längs dem Strande zerſtreut, — der Klabautermann iſt ein Geiſt, der auf jedem Schiffe einheimiſch iſt, und es vor Gefahren ſchützt, ſo daß man dreiſt wetten kann, es wird dem Schiffe, ſo wie der Mannſchaft, kein Schaden geſchehen, ſo lange er an Bord aushält; doch kann man ihn leicht verlieren, und einmal fort, findet er ſich nicht wieder ein.“

„Klaus machte eine kleine Pauſe, zog eine Korbflaſche mit Rum gefüllt aus der Taſche, that einen langen Zug und fuhr fort: Ich hatte mein Lebtage nicht gehört, was der Klabautermann iſt und wohin er geht, ſobald er das Schiff verläßt, aber nur zu bald ſollte ich's erfahren. Du erinnerſt dich, daß ich in frühern Jahren mich tüchtig unter den Seeleuten auswärtiger Nationen herumgetrieben habe, und nur ihnen kann ich es danken, daß ich geworden bin, was ich bin. So trieb ich mich denn auch einmal dienſtlos in

Plymouth umher, und war mit einem alten Fischer, bei dem ich mich in Kost gegeben hatte, nach dem Eddystone hinausgefahren. Das schöne Wetter, welches uns auf die offne See hinausgelockt hatte, hörte bald auf, ein heftiger Sturm tobte aus Nordwest, wir suchten die Küste, und legten uns hinter den schützenden Felsen von Eddystone. Wir saßen um ein wärmendes Feuer und sahen, so wie wir jetzt, auf das offne Meer hinaus, dessen hochaufgeregte Wellen ein Schiff mit französischer Flagge hoch in die Luft hoben, und von der betrüglichen Höhe wieder in den tiefen Abgrund schleuderten. Ich äußerte meine Besorgniß, das Schiff möchte, zumal da kein kundiger Lootse an Bord zu sein schien, untergehn, und forderte meine Gefährten auf, dies Unglück zu verhüten und uns bei dem Franzosen an Bord zu begeben."

„Obgleich kein eigentlicher Lootse unter ihnen war, so hatten doch fast alle, unter

Voraussetzung eines klingenden Verdienstes, große Lust dazu. Der alte Sym aber, der erfahrenste und tüchtigste Seemann unter uns allen, meinte, das wäre eine unnütze und vergebliche Arbeit, er habe das Schiff schon lange bemerkt, und gesehen, daß der Klabautermann es verlassen; es sei also ausgemacht, daß es untergehen müsse, und zwar noch vor der Sonne."

„Diese Aeußerung des alten Sym machte ganz verschiedenartigen Eindruck auf die Zuhörer. Ich, der ich nie etwas vom Klabautermann gehört hatte, wandte mich an Vater Sym und bat ihn, er möchte doch so gut sein, mir darüber eine Erklärung zu geben."

„Nachher, mein Sohn, sagte dieser; jetzt aber stelle dich hier zu mir her und laß uns um ein seliges Ende für diejenigen bitten, welche auf jenem Schiffe sind."

„Mit den Worten zog er andächtig den Hut ab und faltete leiſe betend die Hände. Ich ahmte ihm nach, aber während des Gebets ſchweifte mein Auge auf der Waſſerfläche bei dem franzöſiſchen Schiffe umher, um zu ſehn, was mein Gebet für eine Wunderkraft ausüben möchte. Da erhob ſich plötzlich der Sturm mit ungeheurer Kraft, zwei hohe Wellen liefen von Nordweſten her gerade auf das Schiff zu, eine ſchwarze Wolke, welche über demſelben ſchwebte, brach auseinander, leuchtende Blitze entfuhren derſelben, der Donner hallte bebend in allen vier Himmelsgegenden wieder.“

„Gott ſei uns gnädig! rief der alte Sym, um den iſt es geſchehen.“

„Die Wolken theilten ſich, die Sonne warf einige matte Strahlen auf die zürnende See, die Wellen ſtanden eine Sekunde lang wie gefeſſelt, der Wind ſchwieg, wie nach einem langen Athemzuge, in der ganzen Na-

tur herrſchte eine Todtenſtille, die Trümmer des franzöſiſchen Fregattenſchiffs begruben ſich in der Tiefe des Meeres.“

„Ich ſtand wie erſtarrt, erzählte der lange Klaus nach einer kleinen Pauſe weiter, und fragte den Vater Sym, als ich mich einigermaßen wieder erholt hatte: wie er dieß habe vorher wiſſen können?“

„Weil ich geſehen habe, ſagte er, daß der Klabautermann das Schiff verlaſſen hat.“

„Und wollt Ihr mir denn nicht den Gefallen thun, mir zu ſagen, was das für ein Weſen iſt? Ich ſchwöre Euch zu Gott, daß ich es noch nicht kenne.“

„Er winkte bejahend und führte mich auf die höchſte Höhe des Eddyſtones. Wir ſetzten uns mit dem Geſichte nach der See zu und ſchauten in die weite Ferne hinaus. Vater Sym begann: Klabautermann, das iſt der Name des Schutzgeiſtes, der ſowohl das

Schiff, als auch die Schiffenden beſchützt, und wo er ſich an Bord befindet, da darf man nicht befürchten, daß dem Schiffe irgend ein Unheil widerfahre, denn er hält ſeine ſchützende Hand über alle. Er verläßt ein Schiff, welches er einmal bewohnt, nicht gerne, und thut es nur immer gezwungen. Du mußt auch nicht glauben, daß nur ein einziger ſolcher Schutzgeiſt exiſtire; es ſind deren mehrere, und auf jedem Schiffe, wo die Leute es verdienen, wirſt du einen ſolchen vorfinden. Er iſt nicht immer ſichtbar, ſondern erſcheint nur zur Stunde der Gefahr, und wehrt den drohenden Wellen, feſſelt die vernichtenden Winde, und verdrängt die lauernden Klippen mit ſeinen ſchützenden Händen. Und nun rücke mir näher, mein Sohn, und erfahre das Entſtehen und Vergehen dieſes ſchützenden Geiſtes. Der Klabautermann iſt ein Weſen, welches niemand ſieht, als nur zur Stunde der Gefahr, wo er bald größer,

bald kleiner erscheint, und das drohende Unglück von seinen Freunden abwehrt, bis er entweder siegt, oder der Gewalt unterliegen muß. Es ist kein Wesen, das zum Schutz der Menschen aus dem Himmel herabgesendet wird, um diesen beizustehn in der Stunde der Gefahr, sondern sie haben die Kraft, diesen Schutzgeist sich selbst zu schaffen und der eigene Schöpfer ihres Vertheidigers zu werden. Weißt du, was unsere Väter sich von dem Klabautermann erzählten, und welche Sage von ihm an Englands Gestaden geht, die der Deutsche nicht kennt, sondern wirklich glaubt, es sei ein Gespenst, welches zwischen seinen Tauen und Segeln umherwandle, und Schiffe und Mannschaft mit segnender Hand beschütze? Unsere Väter hörten auch von dem Klabautermann, denn schon lange vor ihnen lief die Sage von ihm im Volk umher, und ist aus fernen unbekannten Ländern zu uns hergekommen; aber sie schüttelten die

Köpfe und sprachen lächend: wollen es nicht glauben, sondern die Sache so betrachten. Wenn ein Schiffer mit seinem Schiffe hinausgeht in die See, und er geht mit seinen Leuten christlich und liebevell um, und diese wiederum mit ihrem Brodherrn, und sind ihm treu in jeglicher Noth und dienen ihm gerne, und in den Ländern, wohin sie kommen, thun sie viel Gutes, beide, sowohl der Herr, als die Knechte, so sind das gute Werke, Gott und Menschen angenehm, und wird daraus für sie ein schützender Engel, der sie beschützt und sie nicht untergehn läßt im Strudel des Lebens. So aber der Schiffsherr mit seinen Leuten den Weg der Liebe verläßt, und betritt den Weg des Zorns, oder sie gehen vom Schiffe ab, und andere kommen an ihre Stelle, die es nicht so redlich meinen, so wird die schützende Gestalt, aus Schmerz über die Uebelthaten, welche sie sehen muß, immer kleiner und kleiner und

verſchwindet am Ende ganz. Wenn ſie aber verſchwunden iſt, dann iſt der Geiſt des Guten von ihnen gewichen und es bleibt ihnen nichts, was ſie von ihrem leiblichen Untergang rette."

„Hier hielt der lange Klaus mit ſeiner Erzählung inne," ſo fuhr Martin Koch, gegen ſeinen Freund Röhrs gewendet, langſam fort. „Er zog ſeine Korbflaſche wieder hervor, that einen langen Zug und reichte ſie mir hin. Mir war über das, was ich gehört hatte, angſt und bange geworden, ſo daß ich heftig zitterte, und die mir dargebotene Flaſche kaum mit den Händen zu halten vermochte."

„Der lange Klaus bemerkte dieß, und rief, indem er mir einen ſtechenden Blick zuwarf: trink friſch, du kannſt es nöthig haben; haſt du den Klabautermann, der dein Freund geweſen iſt, verleugnet, weil du ſein Feind geworden biſt, da du ihm abtrünnig

wurdest, so fürchte ihn, denn die Strafe bleibt nicht aus. Darauf wandte er sich von mir und warf den scharfprüfenden Blick über die grüne Meeresfläche nach dem Schiffe, welches noch immer in augenscheinlicher Gefahr schwebte, und welchem wir nur darum nicht zu Hülfe geeilt waren, weil wir wußten, daß sich tüchtige Lootsen an Bord desselben befanden."

„Ich stand auf und starrte auf das öde Meer hinaus, dessen tobende Wellen einander vernichteten, und wäre gern in ihren offnen Rachen gesprungen, und hätte mich von ihnen begraben lassen, so war mir zu Muthe."

„Da war es plötzlich, als ob ein matter Blitz den ganzen-westlichen Horizont durchzuckte, und ein leiser Donner rollte über die horchenden Wellen nach Norden."

„Nothschüsse! Nothschüsse! Geschwind, geschwind in den Ever! so schrie Klaus, als

ein zweiter und dritter Schuß fiel und den andern nachhallte."

„Schnell waren wir in unser Fahrzeug, und das dreifach gereffte Segel*) führte uns durch die schäumenden Wellen, als ob es dem jüngsten Tag entgegen ginge. Klaus stand am Steuerruder, ich stand vorne am Hals des Segels, um bei etwanigen Wendungen daselbe sogleich herumwerfen zu können."

„Unser Ever lief schnell, aber noch schneller rollten die Wellen hinter uns her und bedeckten unser Fahrzeug in einem fort, der Wind stürmte heftig und der Mast beg sich gleich einem Bogen durch die Gewalt des Segels. Wir können das Segel nicht so führen, sagte Klaus, wenn wir nicht das ganze Fahrzeug in Grund und Boden segeln wollen; gebt nach und laßt uns noch mehr einreffen."

---

*) Reffen der Segel, oder Kleinmachen derselben.

„Das geſchah, das Segel wurde herun-tergelaſſen und der Ever, aller und jeder Stütze beraubt, tanzte nun von einer Welle zur andern.“

„Da ſchlug plötzlich ein dumpfer Krach an unſer Ohr, wir alle ſprangen auf und warfen die Augen unwillkührlich nach dem Schiffe, welchem wir zur Hülfe eilten. Wie früh wir auch kommen, ſo kommen wir doch zu ſpät, ſagte Klaus, und unſere Mühe iſt vergebens. Laßt uns immer umlenken der Küſte zu; von dem iſt nichts mehr zu holen. Wie von der Erde vertilgt war das Schiff plötzlich aus unſern Augen entſchwunden, kei-ne Trümmer trieben auf der Oberfläche umher, der reißende Wirbelſtrom hatte es in die tief-ſte Tiefe hinabgezogen.“

„Unterdeſſen erreichten wir glücklich das Ufer, und ich kam nach einigen Tagen zu meinen Lieben nach Hauſe zurück.“

So endete Vater Koch seine Erzählung von dem Klabautermann, und warf den fixen Blick auf die schäumende Elbe, indem er zugleich vom Bratspill aufsprang und sich mit dem ganzen Körper an den Mast lehnte.

Röhrs, der seinem alten Freund mit Aufmerksamkeit zugehört hatte und während der Erzählung bald beifällig genickt, bald unwillig den Kopf geschüttelt hatte, nahm jetzt theilnehmend die Hand des Angegriffenen, drückte sie treuherzig und sagte mit gutmüthigem Ernst: „Wie kann nun wohl ein alter vernünftiger Mann an solche Dinge glauben? Geh mir doch mit dem subtilen Geschwätz der Engländer, oder mit unserm deutschen Gespensterglauben; das mag wohl vor langen Jahren einmal Mode gewesen sein, aber jetziges Tages denkt kein Mensch mehr daran."

„Doch, doch!“ sagte Koch, „mehr als du denkst, und daß ich's kurz mache, ich habe diesen Klabautermann selbst gesehen.“

„Du?“ fragte Röhrs ungläubig und sprang von seinem Sitze auf, indem er seinen alten Freund mit einem ängstlich fragenden Blick betrachtete.

„Ja, ich!“ versetzte dieser langsam, „und weil es nun doch einmal scheint, als ob die Stunde des Gerichts gekommen ist, und als ob du, der du mit diesem ängstlich fragenden Blick mir gegenüber stehst, mein Richter seist, so setze dich zu mir her und höre mir ferner zu, denn ich will dir beichten und alles erzählen, was mein Herz bewegt.“

Röhrs gehorchte, halb wider seinen eignen Willen; man sah es dem helldenkenden, vorurtheilsfreien Manne an, daß es ihm Mühe kostete, der Erzählung seines

Freundes einigen Glauben beizumessen, aber auch wiederum hatte diese letzte Aeußerung ihn so außer Fassung gebracht, daß er nicht wußte, welcher von beiden Stimmen, die sich jetzt in ihm erhoben hatten, er zuerst und willig Gehör geben sollte. In dieser Stimmung rutschte er gedankenlos von dem eben eingenommenen Sitze auf das bloße Verdeck, stützte den Kopf mit der Linken, indem er die Rechte in seinem braunen Kaput verbarg, vermuthlich um damit die heftigen Schläge seines Herzens zu dämpfen, und sah nun mit ängstlichen Blicken von unten auf seinem alten Freund in das matte Auge, welches dieser rasch zu Boden senkte und damit über das Verdeck weg auf die Wasserfläche hinausirrte.

„Höre mich an," begann der alte Koch nach einer ziemlich langen Pause, während welcher er sich mühsam gesammelt hatte, „ich will dir alles erzählen. Ich bin immer-

dar ein armer Teufel gewesen und habe mich nach Befinden als Knecht oder als Tagelöhner durch die Welt bringen müssen; oft habe ich um ein Stückchen Brod Tage und Nächte lang arbeiten müssen, oft aber habe ich auch dieses nicht einmal gehabt. So ging ein Tag meines Lebens nach dem andern unter lauter Mühseligkeiten dahin, und machte mir es manchmal gar zu kraus; aber dann blickte ich in die schöne Gotteswelt und auf das herrliche dunkelgrüne Meer hinaus, und alle und jede Sorge war plötzlich verschwunden."

„Es wäre auch wohl noch recht lange so gut gegangen, und ich würde gewiß, trotz meiner beschränkten Lage, mein Leben mit Fröhlichkeit zu Ende gebracht haben, wenn nicht die Liebe sich in mein Herz eingenistet, und mich Armen zeitlich und vielleicht auch ewig unglücklich gemacht hätte."

„Du haſt den alten Veit, den Vater meines in Gott entſchlafenen Weibes gekannt. Er galt für den reichſten Lootſen nicht allein in unſerm Blankeneſe, ſondern auch in der Umgegend und den jenſeitigen hannövriſchen Elbediſtrikten. Ich ſah ſeine Tochter, die ſchöne Elsbeth, zuerſt auf dem Jahrmarkt in Altona, nachdem ſie von ihrer Mutter Schweſter, die in Stade wohnte zurückgekommen war, welche das mutterloſe Mädchen bis in ihr ſechszehntes Jahr bei ſich gehabt und erzogen, und ſie jetzt dem Vater zurückgebracht hatte, damit das raſche, flinke Mädchen demſelben die Wirthſchaft führe.“

„Als ich das Mädchen geſehen hatte, fühlte ich, daß meine Ruhe dahin und mein Leben ohne ſie gar nichts mehr werth ſei. Ich machte mich, ſobald es nur irgend thunlich war, an ſie heran, und ſagte ihr, wer ich ſei, nehmlich ein weitläuftiger Vetter ih-

res Vaters. Sie war recht freundlich und sprach im Vorbeigehn einige herzliche Worte mit mir."

„Den andern Tag begab ich mich zu dem alten Veit. Ich wußte mir selbst keine Rechenschaft davon zu geben, woher es komme, daß ich den alten Veit heute aufsuchte, zu dem ich sonst fast nie gekommen, weil mir der Stolz, womit er mich und seine übrigen armen Verwandten so schonungslos behandelte, in der Seele zuwider war."

„Ich traf ihn in der Laube sitzend, welche vor der Thür seines Wohnhauses stand, wie er eben einen blankgescheuerten zinnernen Bierkrug zum Munde führte. Ich ließ ihn erst ganz austrinken, und nachdem er seinen Krug beiseite gestellt hatte, redete ich ihn mit einem wohlgemeinten Gruß an."

„Er drehte sich um, besah mich von oben bis unten, und fragte gedehnt, und wie im voraus alles abschlagend: Was willst du?"

„Ich weiß nicht, woran ich eigentlich gedacht hatte, als ich zu dem alten Veit ging, da ich nicht einmal im Stande war, ihm hierüber Auskunft zu geben. Ich ward bei der Frage blutroth und schlug die Augen so fest zu Boden, als ob ich in dem Grase vor mir etwas suchte. Ich sann vergebens auf Worte und war nicht im Stande irgend etwas hervorzubringen."

„Das ist nun einmal wieder eine stillschweigende Bettelei," sagte der alte Veit und wandte sich von mir ab; die Mühe hättest du sparen können, denn du weißt, daß ich ein für allemal nichts gebe, als am Weihnachtsheiligenabend."

„Das war meiner Ehre zu nahe getreten, ich riß die Augen gewaltsam vom Boden auf und heftete sie fest auf den Alten. Herr Vetter, sagte ich, ich habe von seiner Güte am Weihnachtsfest noch niemals Gebrauch gemacht, und will es auch nicht thun, so

lange ich noch jung und rüstig bin. Arm sein schändet nicht, aber Allmosen nehmen schändet, sobald man noch arbeiten kann, und um dieses letztern willen komme ich zu ihm, und da ich nun eben brodlos geworden bin, so wollte ich ihn fragen, ob er nicht einen Knecht brauchen könne, der ihm seine Arbeit thäte und als rechtschaffner Mann fleißig nach dem Rechten sähe?"

„Ich weiß nicht, welch ein besonderer Geist der Milde den alten Veit heute beseelte, aber er stand von seinem Sitze auf und sagte recht freundlich: Einen solchen Menschen brauche ich allerdings, ich habe mir einen ganz neuen Ever bauen lassen und will ein Paar tüchtige Kerle damit in die See hinaus schicken. Ich brauche noch einen Knecht auf demselben und wenn du Lust hast, kannst du gleich heutiges Tages den Anfang machen."

„Ich war allerdings damit zufrieden, und mußte nun mit ihm in sein Haus gehen, um meinen Handschlag und meine Unterschrift abzugeben. Alsdann mußte ich bei ihm zum Essen bleiben. Während der Mahlzeit erzählte er seiner Elsbeth, daß ich in seinen Diensten sei, und ich freute mich, als ich wahrzunehmen glaubte, daß ihr das noch lieber zu sein schien, als sie es mit Worten äußerte."

„Nun lebte ich abwechselnd entweder auf meinem neuen Ever in der See, oder am Lande in Veits Hause. Elsbeth wurde mir von Tag zu Tag lieber und unentbehrlicher, und auch sie schien fast nicht mehr ohne mich sein zu können, so traurig war sie, wenn ich ging, und so freudig wurde sie, wenn ich wieder kam."

„Eine Menge von Schiffen, die sich eines Tages vor der Mündung der Elbe befanden, weshalb plötzlich ein Mangel an Lootsen

entſtand, hatten es nöthig gemacht, daß ich, der ich längſt des Fahrwaſſers hinlänglich kundig war, den Ever verlaſſen und an Bord eines Schiffs gehen mußte. Ich vollführte mein neues Amt, ſo gut es ging, und betrat nun außer mir vor Freuden das Haus meines Vetters. Dieſer hörte meine Berichterſtattung ſchweigend und mit einem behaglichen Lächeln an, indem er nur von Zeit zu Zeit wohlmeinend mit dem Kopfe nickte; aber Elsbeth, die auch herzugekommen war, konnte ſich nicht bezwingen, ſie äußerte ihre Freude laut und gab mir dieſe auf jede Art und Weiſe zu erkennen. Als ich geendet hatte, ſagte mein Vetter zu mir: Laß nur den Muth nicht ſinken, es freut mich daß du in mein Haus gekommen biſt, wer weiß noch was geſchehen kann, wenn wir über's Jahr wieder ſo beiſammen ſind."

„Ich weiß nicht, was er damit meinte, aber das was nun geſchah hatten wir uns

alle nicht dabei gedacht, denn als ich das nächstemal wieder aus der See zurückkam, aus welcher ich ein großes englisches Fregattschiff glücklich in die Elbe gebracht hatte, und ich nun, mein wohlverdientes Lootsgeld in der Tasche, freudig auf das Haus meines Vetters zuschritt, da trat mir Elsbeth in tiefer Trauer und lautweinend entgegen, ihr Vater war vor fünf Tagen an einem Schlagfluß plötzlich des Todes verblichen, und jetzt eben kam sie von seinem Begräbniß zurück."

„Ich wich ein paar Wochen nicht von Elsbeths Seite, und machte dann mit meinen frühern Gefährten noch einige glückliche Reisen."

„Als die Leid- und Trauertage vorüber waren, reichte Elsbeth mir ihre Hand, und ich wurde ihr glücklicher Mann. Sechs Jahre lang lebten wir zusammen, drei gesunde Knaben gebar sie mir in der Zeit; am

Morgen des siebenten Jahres reichte sie mir lächelnd den vierten, meinen Jakob, entgegen und verschied in meinen Armen."

„Mein gutes, verstorbenes Weib hatte ein Leben geführt, so rein, so schuldlos, als nur irgend ein menschliches Wesen seine Tage auf Erden hinbringen kann, sie lebte nur für mich und ihre Kinder, und bekümmerte sich wenig um die Außenwelt. Daß sie reich, und ich arm war, darüber hatte ich von ihr nie ein Wort, nie eine leise Anspielung gehört, ja es schien ihr sogar, als ob alles, was sie haben müßte, ein Geschenk meiner Güte wäre, so sehr behutsam war sie mit ihren Forderungen und Ansprüchen. Dagegen war ich nun ganz anders; ich berührte in der ersten Zeit nur immer mit einer gewissen Scheu, das ihr zugehörige Vermögen, und machte mir Vorwürfe wenn mir etwas davon zu Gute gekommen war. Nach und nach reizte es meinen Stolz und

ich wünschte mich in den Stand gesetzt zu sehn, eben so viel Geld aufweisen zu können, als meine Frau mir zugebracht hatte. Ich fing es auf allerlei Art und Weise an mein Vorhaben ins Werk zu richten, aber keins wollte mir glücken."

„Je öfterer mir meine Unternehmungen fehl schlugen, um so eifriger wurde ich, und es war, als ob mein guter Geist von mir gewichen und dem Teufel des Geitzes und der Habsucht ausschließlich Platz gemacht habe. Dazu kamen Verdrießlichkeiten in der Familie, die mir alle diejenige heitre Laune raubten, welche mir meine sonstigen bösen Gedanken übrig ließen, und in der letzten Zeit meiner Ehe hatte ich mit meiner Elsbeth beinahe auf einem gespannten Fuß gelebt."

„Nun war sie todt, und hatte ich es bei ihrer Lebszeit arg getrieben, so wurde es jetzt nach ihrem Tode noch zehnmal ärger.

Bei der Regulirung des Vermögens (welches nehmlich, da kein Testament vorhanden war, unter mir und meinen Söhnen gleich getheilt ward) fand es sich, daß dasselbe durch die Theilung bedeutend eingeschmolzen sei und ich nicht mehr so gut fortleben könne, als ich es bisher gethan. Daß ich mich jetzt einschränken sollte, wollte mir gar nicht in den Kopf, und meine Jungens, die nun nach und nach heranwuchsen, und denen das gute Leben, welches früher im älterlichen Hause herrschte, auch zu Gute gekommen war, fanden die neuen Einrichtungen nicht nach ihrem Sinn, doch hatte ich sie durchaus in meiner Gewalt, und wenn sie mir es gar zu bunt machten, fuhr ich mit lauten Flüchen und Donnerwettern dazwischen."

„So waren nun ein Paar Jahre und wieder ein Paar Jahre verstrichen, ich nahm mit dem Anfang eines jeden neuen

ich wünschte mich in den Stand gesetzt zu sehn, eben so viel Geld aufweisen zu können, als meine Frau mir zugebracht hatte. Ich fing es auf allerlei Art und Weise an mein Vorhaben ins Werk zu richten, aber keins wollte mir glücken."

„Je öfterer mir meine Unternehmungen fehl schlugen, um so eifriger wurde ich, und es war, als ob mein guter Geist von mir gewichen und dem Teufel des Geitzes und der Habsucht ausschließlich Platz gemacht habe. Dazu kamen Verdrießlichkeiten in der Familie, die mir alle diejenige heitre Laune raubten, welche mir meine sonstigen bösen Gedanken übrig ließen, und in der letzten Zeit meiner Ehe hatte ich mit meiner Elsbeth beinahe auf einem gespannten Fuß gelebt."

„Nun war sie todt, und hatte ich es bei ihrer Lebszeit arg getrieben, so wurde es jetzt nach ihrem Tode noch zehnmal ärger.

Bei der Regulirung des Vermögens (welches nehmlich, da kein Testament vorhanden war, unter mir und meinen Söhnen gleich getheilt ward) fand es sich, daß dasselbe durch die Theilung bedeutend eingeschmolzen sei und ich nicht mehr so gut fortleben könne, als ich es bisher gethan. Daß ich mich jetzt einschränken sollte, wollte mir gar nicht in den Kopf, und meine Jungens, die nun nach und nach heranwuchsen, und denen das gute Leben, welches früher im älterlichen Hause herrschte, auch zu Gute gekommen war, fanden die neuen Einrichtungen nicht nach ihrem Sinn, doch hatte ich sie durchaus in meiner Gewalt, und wenn sie mir es gar zu bunt machten, fuhr ich mit lauten Flüchen und Donnerwettern dazwischen."

„So waren nun ein Paar Jahre und wieder ein Paar Jahre verstrichen, ich nahm mit dem Anfang eines jeden neuen

Monats vor, mich einzuschränken, aber nie hatte ich die Kraft dazu, und so kam es denn bald dahin, daß nicht allein mein Vermögensantheil, sondern auch der meiner Kinder nach und nach darauf ging. Es währte auch nicht lange, so war selbst das Letzte ausgegeben und sogar unser Haus mit Schulden belastet. Meine Söhne (unter diesen vorzüglich der Aelteste), die nach und nach herangewachsen und zur Vernunft gekommen waren, machten mir Vorwürfe über Vorwürfe, und verlangten von mir, daß ich ihnen ihr mütterliches Vermögen wieder ergänzen sollte. Ich hielt mir die Jungens durch Toben und Schelten vom Leibe, bei mir selbst aber machte ich Plane auf Plane, wie ich ihren Entwürfen genügen und für mich selbst wieder eine Geldquelle, deren Ertrag mich einigermaßen befriedigte, öffnen könne, aber alles mein Nachsinnen war vergebens. Unterdessen ging ich noch immer

von Zeit zu Zeit mit meinem Ever in See, und nahm in der letzten Zeit nie jemand anders als meine Söhne mit. Warum? kann ich selbst nicht sagen, aber ein dunkles Gefühl flüsterte mir zu, ich müßte fremde Augen scheuen."

„Zu Anfang des Winters im Jahre 18** lagen wir auf der Kurhafener Rhede, um am andern Morgen in See zu gehen, und einige Schiffe in Empfang zu nehmen, welche noch in Hamburg erwartet wurden. Meine Söhne waren alle drei schlafen gegangen; ich stand, weil der Schlaf mich schon lange, wenigstens vor Mitternacht floh, am Steuerruder und blickte in die See hinaus, da durchfuhr mich auf einmal eine schaurig süße Ahnung, als müsse mir von daher plötzlich die Hoffnung kommen. Als ich noch mein geübtes Auge anstrengte, um in der dunklen Ferne etwas zu entdecken, knickte und knackte es vorne am Ever, als

ob der ganze Vorderbug eingedrückt würde. Schnell eilte ich dahin, aber schon auf dem halben Weg blieb ich stehn; in der Nähe der Ankerwinde bewegte sich etwas auf und nieder, welches ich auf den ersten Augenblick nicht recht unterscheiden konnte. Es war eine kleine, schwärzliche Figur, beinah durchsichtig und kaum zwei Fuß hoch; sie hatte eine solche Gelenkigkeit in den Gliedern, daß sie keinen Augenblicke still zu stehen vermochte, sondern immer hin und her hüpfte, ohne irgend ein Geräusch zu verursachen."

„Martin Koch! Martin Koch! erscholl es plötzlich, aber so fein, als ich noch nie einen menschlichen Ton gehört hatte."

„Zitternd an Händen und Füssen trat ich näher."

„Martin Koch! Martin Koch! rief es noch einmal."

„Nur mit Mühe vermochte ich die Worte über die Zunge zu bringen: Wer biſt du? Was willſt du?“

„Einige Minuten vergingen, ehe ich eine Antwort bekam, da hörte ich folgendes, während die kleine Figur in ſteter Bewegung blieb: Klabautermann bin ich und meine es gut mit dir; nimm dich in Acht, der Böſe hat dein Herz gefaßt und iſt mit einem Kabeltau geankert; ſchneide es ab, ſchneide es ab, damit du dich und deine unſterbliche Seele retteſt.“

„Und kaum waren dieſe Worte verhallt, als das kleine ſchwarze Weſen verſchwunden war. Mir ſtanden die Haare zu Berge und kaum war ich im Stande, mich von der Stelle zu bewegen. Als ich etwas zur Beſinnung gekommen war, ſtürzte ich nach der Stelle hin, wo ich den Klabautermann geſehen hatte, aber alles umſonſt, ich entdeckte nichts und mußte mich zufrieden geben; mit

Angſt und Schrecken erwartete ich den Anbruch des Tages."

„Dieſer kam, und mit ihm ſprangen meine Jungens friſch und wohlgemuth aufs Verdeck. Sie hatten feſt geſchlafen und wunderten ſich, daß ich nicht den einen oder den andern von ihnen geweckt hatte, und beſtürmten mich mit Fragen. Ich war noch tief bewegt, aber ich antwortete ihnen nichts, ſondern befahl ihnen, den Anker zu lichten und das Segel zu hißen*). Beides geſchah, nach einer Viertelſtunde gingen wir in See."

„Gegen Mittag erblickten wir ein Schiff, welches heftig gegen die Wellen ankämpfend, kaum noch vermögend war, ſich über dem Waſſer zu erhalten. Es war ein wohlgebautes Fregattſchiff, welches aber ſowohl den Hintermaſt als auch den größten Theil des

*) Aufziehen.

Vormastes verloren hatte. Es war ganz aus dem Fahrwasser herausgetrieben und konnte jeden Augenblick zu Grunde gehn."

„Da es ein tüchtiges Stück von uns oberhalb des Windes lag, so refften wir unser Segel noch mehr ein und lavirten dann in Gottes Namen darauf los. Ach, ich sage in Gottes Namen, ich kann wohl sagen ins Teufels Namen. Sobald sie von dem Schiffe unserer ansichtig wurden, zogen sie die dänische Flagge auf und machten damit allerlei Nothzeichen. Ich ertheilte meinen Söhnen den Befehl, immer in unserer Nähe zu bleiben, sich indessen doch zur Vorsicht auf eine gewisse Distanz entfernt zu halten, und begab mich nun mit der augenscheinlichsten Gefahr an Bord des dänischen Schiffes."

„Kaum hatte ich das Verdeck betreten, als ein freundliches Lächeln über jedes Gesicht, flog. Auch der Verzagteste gewann plötzlich

eine Sicherheit in allen ſeinen Bewegungen und der Kapitain trat mir mit ſolcher Freundlichkeit entgegen, daß ich gleich in demſelben Augenblick nicht wenig ſtolz auf mich ſelbſt wurde, und ohne irgend ein freundliches Wort zu erwiedern, ſogleich meine Befehle ertheilte. Mit Blitzesſchnelle wurden ſie vollzogen, und nach einer Arbeit von ein Paar Stunden war das Schiff ins rechte Fahrwaſſer gebracht. Ich hütete mich aber, mir irgend etwas davon merken zu laſſen, und wies jede Frage über unſere Lage, ſie mochte kommen von wem ſie wollte, mit einem unwilligen Kopfſchütteln zurück."

„Gegen Abend endlich, als die Gefahr ſo ziemlich vorüber war, konnte ich mein Schweigen, ohne verdächtig zu werden, nicht länger behaupten. Ich gab dem Kapitain die ungefähre Lage des Schiffs an und tröſtete ihn damit, daß wir nun bald das Schlimmſte überſtanden hätten."

„Dieſe Nachricht ſchien einen Stein von ſeiner Bruſt zu wälzen; die Eisrinde, welche die Gefahr um ſein Herz gezogen hatte, begann aufzuthauen, und er erzählte mir, daß er für ein Koppenhagner Haus führe und ein geborner Schwede ſei. Das Schiff kam von St. Croix*) und war nach Hamburg beſtimmt, es führte außer einer reichen Ladung an Kaffe, Zucker und andern Kolonialwaaren noch einen bedeutenden Geldvorrath mit ſich, der die Summe von hundert tauſend Piaſter in Gold betrug, welche Summe der Kapitain bei ſich in der Kajüte hatte."

„Das fuhr mir vor den Kopf; das Geld machte mich ſo unruhig, daß ich mir alle mögliche Gewalt anthun mußte, um von außen ſo ruhig und unbefangen als möglich zu erſcheinen. Ich berathſchlagte zum

*) Däniſche Beſitzung in Weſtindien.

Schein mit dem Kapitain, welche Mittel wir anwenden wollten, wenn der Wind die Nacht über mit gleicher Stärke, als während des Tags aushalten sollte, und machte ihm begreiflich, mit welch einem schlimmen Fahrwasser wir es zu thun hätten. Ich sagte ihm, daß ich für nichts stehen könnte, und daß es ein möglicher Fall wäre, wir würden zur Nacht durch den Ebbestrom, der eben jetzt auszulaufen beginne, wieder aus dem Fahrwasser geworfen; er möge daher seine Schiffspapiere und was sonst von bedeutendem Werth an Bord sei, in Bereitschaft halten, damit es im Fall der Noth schleunig gerettet werden könne."

„Der Kapitain, welchem die Angst vor der Stirn geschrieben stand, war völlig meiner Meinung und lobte meine Vorsorge. Er raffte die Schiffspapiere zusammen, packte sie in eine blecherne Dose, welche er auf allen Seiten verpichte; dann holte er drei le-

derne Beutel hervor, worin ſich das Gold befand, und ſchnallte ſich den einen derſelben um den Leib feſt, den zweiten drang er mir auf, und den dritten übergab er ſeinem Sohn, welcher ſich als Unterſteuermann an Bord befand. So ausgerüſtet gingen wir, ich mit geſpannter Erwartung, der Kapitain mit Angſt und Schrecken, der kommenden Nacht entgegen."

„Der Teufel mußte in meinem Herzen geleſen haben, was ich vorhatte, denn er that alles, mir mein Verhaben ſo leicht und bequem als möglich zu machen. Um allen Verdacht von mir abzuwälzen und den Leuten glauben zu machen, ich verwalte mein Amt ſo gewiſſenhaft als nur immer möglich, hieß ich den Bootsmann, der am Steuerruder ſtand, ſolches verlaſſen, und nahm es ſelbſt in meine Hand. Unterdeſſen fing der Wind aus Süd-Oſt immer ſtärker an zu toben, und der Ebbeſtrom, welcher

mit furchtbarer Gewalt aus der Mündung der Elbe schoß, trieb uns immer weiter nordwärts. Statt mit dem Schiffe soviel als möglich gegen den Strom aufzuarbeiten, oder wenn dieß unmöglich war, einen sichern Ankerplatz auszukundschaften, ließ ich das Schiff ruhig forttreiben, fest darauf bauend, daß die ganze Schiffsmannschaft nicht wußte, welchen Weg wir zu nehmen hätten. Uebrigens wußte ich sie vom Steuerruder aus durch unaufhörliche Befehle, wozu auch unter andern ein unabläßliches Sondiren gehörte, in Bewegung zu erhalten, so daß sie auch nicht Zeit behielten, Beobachtungen anzustellen. Meine Söhne waren mit dem Cver, wie ich es ihnen befohlen hatte, immer in unserer Nähe."

„Die Nacht brach herein, der Himmel war pechrabenschwarz und auf dem Wasser lag dazu ein so dichter Nebel, daß man keine fünf Schritte vor sich hinsehen konnte. Der

Wind stürmte heftig, die Wellen drangen höher und höher; wir trieben immer weiter nordwärts und der Grundsand schlug schon auf das Verdeck."

„Ich schrie dem Kapitain und der Mannschaft zu, daß, wenn wir nicht gleich einen andern Wind bekämen, oder das Wetter sich sonst auf eine Weise ändere, wir ganz gewiß unwiederbringlich verloren wären. Dann werft nur schnell die Böte aus, beschloß ich, vielleicht ist's möglich, daß wir mit dem Leben davon kommen."

„Noch eine halbe Stunde verging, das Wetter wurde immer ungestümer, die Luft verdichtete sich immer mehr und mehr. Ich war dem rechten Fahrwasser so lange muthwillig aus dem Wege gefahren, daß ich nun selbst nicht mehr wußte, wo ich war; ich befand mich jetzt in derselben Angst und Ungewißheit, worein ich die andern schon seit langer Zeit gestürzt hatte, das Herz

pochte mir gewaltig, meine Hände zitterten und der Angſtſchweiß ſtand mir vor der Stirn."

„Der Kapitain mochte es mir anſehen, daß ich eben nicht in der erwünſchten Faſſung war; er trat lebhaft auf mich zu und fragte: Wie es um das Schiff ſtehe?"

„Schlecht, erwiederte ich ihm, das Schiff iſt unwiederbringlich verloren, und wenn Gott kein Wunder thut, kommt keiner von uns lebend davon."

„Lootſe! rief dieſer aus und ſah mich dabei mit einem ſchrecklichen Blick an, habt Ihr alles gethan, was Ihr als rechtſchaffner Mann zu thun ſchuldig geweſen ſeid?"

„Alles! ſagte ich."

„Könnt Ihr mit der Ausſage ruhig vor Gott hintreten, und das geopferte Leben von vierzehn unſchuldigen Men-

ſchen*) mit gutem Gewiſſen von Cucy wälzen?"

„So haltet doch ein mit Euren dummen Reden, rief ich aus, und wollte dem Geſagten noch einen kräftigen Fluch beifügen, als ich plötzlich von mehreren Stimmen unterbrochen wurde."

„Brandung! Brandung in Lee**)! ſchallte es mit langanhaltendem Tone vom Vorderbug her."

„Der Unterſteuermann hatte ſchon ſeit geraumer Zeit wie unbeweglich am großen Maſt geſtanden, und ſchweifte mit ſeinen Augen unabläßig auf der Waſſerfläche umher; plötzlich ſtürzte er von ſeiner Stelle weg nach dem Hinterdeck. Brandung! Brandung am Lufbord***)! rief er laut."

---

*) So ſtark war die Beſatzung des Schiffs.
**) Unterwindſeite.
***) Luf, oder Oberwindſeite.

„Geradeaus hatte mein jahrelang geübtes Auge die Brandung ſchon lange bemerkt, jetzt faßte die Schiffsmannſchaft auch dieſe ins Auge, wir trieben mit dem Strom vor dem Winde hin, alſo war an keine Rettung zu denken. Die Verwirrung war allgemein, alles kreiſchte laut durcheinander, kein Laut, kein Wort wurde verſtanden.“

„Jetzt, als die Gefahr anſcheinend auf uns eindrang, jetzt verwünſchte ich meinen vorhin bewieſenen Leichtſinn, und faßte den feſten Entſchluß, das Schiff zu retten, es möge koſten was es wolle. Aber es war zu ſpät; noch ehe ich mir die Unmöglichkeit nur oberflächlich vorgehalten, ſaß das Schiff mit dem Vorderſteven feſt. Es war mit einer ſolchen Gewalt auf den Grund geſtoßen, daß der Kiel abſprang, die ſämmtlichen Unterholzplanken aus einander wichen und das Waſſer von allen Seiten ungehindert hineinſtürzte.“

„Laß mich's kurz machen," sagte der alte Koch, nachdem er einige Zeit mit der Erzählung eingehalten und Luft geschöpft hatte. „Nach einer Stunde war an keine Erhaltung des Schiffs mehr zu denken. Der Kapitain, der Untersteuermann und noch neun Mann waren ins große Boot gesprungen, sie trieben von dem Schiffe fort, ohne uns übrige vier mitzunehmen. Wir ließen die Schaluppe und darauf die Hängejolle über Bord, aber die anlaufenden Wellen warfen sie mit einer solchen Gewalt gegen das Schiff, daß sie augenblicklich zertrümmerten. Nichts blieb uns nun übrig, als auf dem Wrack auszuhalten und geduldig den Tag abzuwarten. Die drei Matrosen gingen in die Kajüte, suchten einige Wein- und Rumflaschen hervor und vergaßen ihre Noth beim Trinken; ich warf mich auf das Verdeck und wälzte mich in dumpfer Verzweiflung hin und her."

„Der Tag brach an, und mit ihm die Gefahr; das Wrack konnte nicht mehr bis Mittag zusammen halten, so schlimm war dieses zugerichtet. Schon fand ich mich in mein Schicksal, und flehte Gott um Vergebung meiner Sünden, als ich selbst während dieses Gebets die Hoffnung auf Rettung nicht sinken ließ, und mit den Augen auf der öden Wasserfläche umherirrend, ein Fahrzeug zu erblicken glaubte, welches mit vollen Segeln auf uns zuhielt. Gebet und alles war vergessen, ich hatte blos zu thun, um mich von der Wirklichkeit der Erscheinung zu überzeugen. Es war wirklich so; laut aufschreiend vor Freude stürzte ich zu den drei Matrosen in die Kajüte, schrie diese aus ihrem Schlaf und eilte mit der Flagge auf das Verdeck. Hierein schlug ich einen Knoten*) und zog sie alsdann immer auf und nieder.

*) Nothzeichen.

Das Fahrzeug kam näher, jetzt erkannte ich es, es waren meine Söhne mit meinem Ewer."

„Sie legten uns zur Seite und nahmen uns auf; vom Schiffe konnten wir wenig oder gar nichts mitnehmen, es drohte jeden Augenblick zusammenzustürzen, und kaum waren wir eine halbe Schußweite davon entfernt, als es wirklich geschah."

„Ich war sehr erschöpft, und legte mich nieder; vorher befahl ich meinen Söhnen, in die Elbe zu steuern. Solches geschah."

„Bei Kurhafen setzte ich die drei geretteten Matrosen ans Land und begab mich mit ihnen zu der dortigen Behörde, um daselbst eine Anzeige von dem stattgehabten Unglück der letztvergangenen Nacht zu machen. Als ich gehörig vernommen worden, ließ man mich gehn, die drei Matrosen behielt man da, um sie nach Hamburg zu schicken und ihrem Konsul zu empfehlen."

„Als ich mit meinen Söhnen allein war, offenbarte ich ihnen theilweiſe die Begebenheiten der Nacht; ich verſchwieg oder verdeckte vielmehr meine abſichtliche Bosheit, aber ich zeigte ihnen das erworbene Geld und zählte es triumphirend vor ihnen auf.“

„Du wirſt es doch wohl nicht abliefern wollen? fragte der Jüngſte, indem er mich blitzend anſah und den linken Arm krampfhaft um den Maſt ſchlug.“

„Nichts da! wir behalten das Geld, und wenn es dem Teufel aus der Hölle abgeborgt wäre! rief der Aelteſte, die Mütze auf ein Ohr ſchiebend.“

„Der Mittlere ſtand langſam auf und ging auf das Geld zu, indem er mich ſeitwärts anſah. Fangt nur gleich an zu theilen, Vater, rief er, damit wir ſehen, wieviel ein Jeder von uns kriegt, ich bin recht neugierig darauf.“

„Nur mit Mühe gelang es mir, den Jungens begreiflich zu machen, daß wir erst abwarten müßten, ob der Kapitain an Land gekommen sei, der mir das Geld anvertraut hatte, und daß ich es nicht eher aus den Händen geben könne, als bis ich mich davon unterrichtet hätte."

„Wir segelten nach Hamburg und legten uns mit möglichster Vorsicht auf Kundschaft; das Boot, womit sie vom Schiffe geflüchtet waren, war umgekehrt an der Mündung der Eider gefunden, man hatte es an dem Schiffsnamen und an dem des Kapitains erkannt, welche beide darauf standen; von der Mannschaft fand sich keiner."

„Jetzt hielten wir uns für berechtigt, das Geld als unser Eigenthum anzusehn, und theilten es ungescheut. Nachdem wir einige Wochen in lautem Wohlleben zugebracht und bereits die Aufmerksamkeit Aller auf uns gezogen hatten, gingen wir wieder einmal in die

See. Der letzte Streifzug hatte uns gefallen, wir kamen ſtillſchweigend darin überein, ſolche Gelegenheit öfter zu benuzzen."

Der alte Röhrs ſprang hier auf: „Das hat mir der gute Gott gerathen, daß ich aus Freundſchaft gegen deine verſtorbene Frau, deinen jüngſten Sohn, den Jakob, aus deinem Hauſe nahm, um ihn unter die Aufſicht der Meinigen zu ſtellen."

„Der Name des Herrn ſei gelobt, denn er macht alles weiſe!" ſagte der alte Koch und fuhr fort:

„Wir gingen in die See hinaus, und ein ziemlich heftiger Sturm, welcher ſchon ſeit geraumer Zeit anhaltend herrſchte, verſprach uns einen glücklichen Erfolg unſeres Vorhabens. Laut jauchzten wir auf, als wir ein däniſches Barkſchiff erblickten, welches dem ſichern Unglück entgegen eilte. Wir hielten auf den Dänen zu und waren ſchon bis auf eine klei-

ne Viertelmeile an ihn heran, als wir weiter in See einen Amerikaner erblickten, welcher in gleicher Noth war. Vor Freuden wußten wir kaum, wohin wir uns wenden sollten. Da war es mir, als ob eine leise Stimme mir zurief: Martin Koch, Martin Koch! ich verlasse dich! — und gleich darauf schien es mir, als ob eine kleine schwarze und durchsichtige Gestalt über den Vorderbug des Evers in die See sprang."

„Angst und Schrecken ergriffen mich, als mir dieß Gesicht vorkam, und nur mit Mühe rang ich nach Fassung. Wir legten bei dem dänischen Barkschiff an, ich sprang bei diesem an Bord und befahl meinen Jungen, dem Amerikaner zu Hülfe zu eilen. Es geschah. Kaum war ich auf dem Verdeck des Schiffs angekommen und hatte meine ersten Befehle gegeben, als ich eine Helgolander Schaluppe gewahrte, welche ebenfalls auf den Amerikaner zuhielt. Mir pochte das Herz,

ich beſorgte, der doppelte Fang möchte uns aus der Naſe gehen. Auch meine Söhne mochten den Helgolander gewahren, denn ſie nahmen die Reffe theilweiſe aus den Segeln und lengten *) vor dem Winde hin, auf den Amerikaner zu. Mein Auge ruhte unverwandt auf den drei Fahrzeugen, eine Welle hob ſich hoch empor und lief auf den Ever zu; dieſer beugte ſich vor der Gewalt des Waſſers und des Windes, das Segel ſchöpfte Waſſer und in einem Augenblick war das Fahrzeug in den Wellen begraben."

„Ich ſchrie laut auf, der Kapitain des Barkſchiffs, ein alter, freundlicher Mann, trat beſorgt hinzu und fragte mich, was mir fehle? Ich zeigte nach der Stelle hin, wo der Ever geſunken war und nannte meine Söhne. Der alte Mann bemitleidete mich herzlich und ſprach mir Troſt ein. Soviel

*) Lengen, forcirtes Segeln.

Angſt und Schrecken brach mein Herz, ich wandte mich gewaltſam von der Schauderſtelle weg, griff nach dem Steuerruder und fuhr redlich in die Elbe hinein."

„Mit klopfendem Herzen, mit trockenen Augen, die keine Thräne mehr erquicken wollte, kam ich zu Hauſe an. Mein erſtes war, das unrechtmäßig erworbene Geld zuſammenzuraffen und ſolches mit mir fortzunehmen. Als ich das nächſtemal in See ging, verſenkte ich es in eine Untiefe."

„Seitdem habe ich mich rein erhalten von allem Böſen, aber ich fühle es recht gut, daß eine vier Jahr lange Reue mich noch nicht entſündigt hat. Meine Stunde wird kommen; es rufe der Herr, ich bin bereit."

So endete Koch ſeinen langen Bericht, und legte ſich ganz auf ſeinen Sitz zurück, vergebens um die Wohlthat einer einzigen Thräne flehend.

Röhrs ſtand auf, ging von ihm weg und mit heftigen Schritten auf und nieder; es that ihm leid, ſeinen alten Freund verachten zu müſſen, der ſich aus niedriger Habſucht ſo weit vergeſſen hatte; an Geiſter konnte und wollte der klare beſonnene Mann nicht glauben und ſchrieb daher alles um ſo mehr dem böſen Willen ſeines Gefährten zu.

Der Tag brach an, die Sonne ſtieg glühend in Oſten auf. Martin Koch ſtand mechaniſch von ſeinem Lager auf, und ging mit den Worten: „es wird Zeit, daß wir in See gehen!“ hin, um ſeinen Sohn und den Knecht zu wecken. Als dieſes geſchehen war, kehrte er zurück; Röhrs war bereits beſchäftigt, Anſtalten zur Abreiſe zu treffen. Koch nahm eine gleiche Arbeit vor, beide ſprachen kein Wort mit einander, als nur, was höchſt nöthig war; der neue Tag, welcher ihnen ins Geſicht glühte, machte ſie

noch fremder gegen einander, sie schienen sich gar nicht mehr zu kennen. Jakob fiel dieses auf; er ging von dem Einen zum Andern, und fragte um die Ursache ihres Trübsinns, aber er wurde von beiden barsch zurückgewiesen.

Der Wind schwellte das Segel und dies leichte Fahrzeug schoß durch die Wellen. Den ganzen Tag kreuzten sie umher, aber kein Schiff, welches noch eines Lootsen bedürftig gewesen wäre, kam ihnen entgegen, alle waren bereits von Helgoland aus versorgt. Am Abend legten sie sich unter der Insel Wangeroog vor Anker.

Als die Nacht völlig eingetreten war, sagte Martin Koch ganz kurz: „Geht nur alle hinunter, ich kann doch nicht schlafen, ich nehme die erste Wache.“ Sie gingen. Röhrs war der letzte, er sah sich stillschweigend nach dem Freund um. Dieser kam auf ihn zu und sagte leise: „Wenn mich der Klabau-

termann nicht holt, ſehen wir uns wieder.“ Röhrs ſah ihn fragend an. „Hinunter, hinunter! ich wecke dich!“ ſagte Koch und drängte den Freund hinunter.

Aber Röhrs konnte nicht ſchlafen, er hörte den Freund heftig auf- und abgehen, und betete leiſe für ihn; hinaufgehen und ihm Muth einſprechen, konnte er auch nicht, das Bekenntniß der vergangenen Nacht hatte zu ſehr auf ihn gewirkt, es war ihm alles zu neu, er mußte ſich erſt mit dem Gehörten etwas befreunden. Er ſank in ein ſtilles Träumen, während welcher Zeit der arme gequälte Koch noch immer auf dem Verdeck auf- und niederſchritt. Im Traum erſchien der Troſtbedürftige bittend vor ſeinem Lager und ſtreckte weinend die Hände aus. Röhrs fuhr empor und horchte auf, das Traumbild war entflohen. Alles war rings umher ſtill, er vernahm nur das leiſe Athemholen der beiden Schlafenden um ſich her und das bre-

chen der Wellen an dem Verderbug des Fahrzeuges. Wie von einer böſen Ahnung erſchreckt, ſprang er auf und eilte auf's Verdeck. Das war leer, der Wind hatte ſich gelegt, die ganze See rollte im leichten Faltenwurf, aus öder Ferne immer näher und näher ans Land, der helle Vollmond ſchaute herab und leuchtete den murmelnden Wanderern.

Röhrs rief angſtvoll nach dem Freunde, welchen er vermißte, aber umſonſt, er hörte nichts von ihm. Nach vielem Suchen fand er das Taſchenbuch des Freundes in der Nähe des Maſtes, an demſelben ſtand mit Kreide geſchrieben: „Lebt wohl!“

Mit ſanfter Schonung brachte Röhrs dem Jakob die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters bei, die Urſache deſſelben verſchwieg er. Der gute, unverderbene Jüngling war untröſtlich. Röhrs, der das Ta-

ſchenbuch ſeines Freundes behalten hatte, fand darin Nachricht über alles, was demſelben gehöre und nicht gehöre, und beſchloß, dem Jakob alles zu entziehen, was der Vater nicht auf eine rechtliche Art erwerben. Dazu gehörte auch ein niedliches Häuschen in ihrem Geburtsort, welches der Alte für das Sündengeld an ſich gekauft und bequemer ausgebaut hatte; noch hatte er ſich davon nicht trennen können.

Als ſie mit einem friſchen Nordweſtwind die Elbe heraufbrauſten, zog ſich über ihnen ein Gewitter zuſammen, bedenklich ſahen Röhrs und Jakob in die ziehenden Wolken. Als das Fahrzeug um die Schubauer Landzunge ſchnitt, lag das kürzlich erſt verlaſſene Blankeneſe vor ihnen; mit welchem ſchmerzlichen Gefühl ſahen ſie es jetzt vor ſich liegen. Das Gewitter brach los, der Donner rollte, die

Blitze ziſchten, ein endloſer Regen ſtürzte herab.

Der Wind trieb das Fahrzeug mit immer raſcherer Eile durch die Fluth, das Gewitter wurde immer heftiger, da warf Röhrs das volle Gewicht des Segels nieder vom Maſt und Jakob ſtieß den klirrenden Anker über Bord, dieſer ſchleifte langſam über den Boden hin, endlich faßte er, und das Fahrzeug ſtand gegen Sturm und Strom.

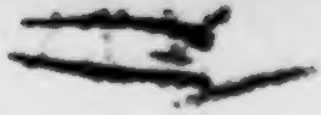
Als Röhrs und Jakob vor dem rauhen Wetter Friede hatten und halb erlößt umherblickten, wirbelte eine ſchwarze Rauchſäule von den Bergen auf. Des Martin Kochs Wohnhaus hatte Feuer gefangen und war bis auf den Grund abgebrannt, die Nebenhäuſer ſtanden unverſehrt.

Der alte Röhrs ſah es, wandte ſich erſchüttert ab und zog andächtig betend ſeine Bärenmütze ab.

Acht Tage darauf, nach Sonnenuntergang, legte Röhrs Jakobs und Mikens Hände auf den Ruinen des väterlichen Hauses in einander.

SA 4623

Gedruckt bei C. H. Henning in Greiz.



Seemanns-Sagen

und

Schiffer-Märchen.

2464

Mitgetheilt

von

Heinrich Smidt.

Erstes Bändchen.

Berlin 1835.

Bei Rudolph Zesch.

Universitäts- und Landesbibliothek

Sr. Hochwohlgeboren,

Herrn

Fr. Wilken, Dr.,

Königl. Geh. Regierungsrath, Professor u. Ober-Bibliothekar, Ritter u. s. w.

als ein Zeichen seiner besonderen Hochachtung und Ergebenheit

gewidmet.

Indem ich von der gütigen Erlaubniß Gebrauch mache, dieser Sammlung von Schiffer-Märchen und Seemanns-Sagen Ihren Namen vorsetzen zu dürfen, sei es mir vergönnt, die Hochachtung und Ergebenheit, welche ich längst für einen Mann hege, der für das Gedeihen der Wissenschaft mit so unermüdlicher Thätigkeit sorgt und schafft, öffentlich aussprechen zu dürfen. Segensreich und belohnend ist jeder Platz, von welchem aus es uns vergönnt ist, für das Gesammtwohl unseres deutschen Vaterlandes zu wirken, am segensreichsten aber wirkt, wer die geistigen Schätze, welche seit Jahrtausenden

aus dem Schachte des Wissens an das Licht gefördert wurden, mit sorglicher Treue pflegt und wartet, damit sie immer neue Blüthen treiben und unter ihrem schützenden Laubgezelt edle Früchte reifen. Dies ist Ihr beneidenswerthes Loos. Freudig wird dies überall und mit dankbarem Herzen anerkannt, und ich schätze mich glücklich, daß es mir vor allen Anderen vergönnt ward, mich als den Dollmetscher dieser allgemeinen Stimmung bezeichnen zu können.

Heinrich Smidt.

Vorwort.

Es ist eine sehr schwere, aber auch mitunter eine sehr leichte Arbeit, zu einem bereits fertigen Werke ein Vorwort zu schreiben. Nur in wenigen Fällen ist diese belohnend, meistens undankbar und unnütz, denn die Mehrsten überschlagen dasselbe, und fangen erst da an zu lesen, wo das eigentliche Werk beginnt: Dennoch werde ich, in der Hoffnung, Einer oder der Andere mache eine Ausnahme, zu diesem meinen neuen Buche ein Vorwort, — um mich seemännisch auszudrücken, — vom Stapel lassen. —

Ich will nicht thun, was in der neuesten Zeit so Viele gethan haben, welche die Vor-

reden ihrer Bücher als eine Gelegenheit betrachteten, ihre politischen Glaubensbekenntnisse auszusprechen, oder gar auf zehn bis zwölf Blättern mit aller Welt Zank und Hader anzufangen, die Himmel und Erde in Bewegung setzen, damit ihnen so viel Feuer werde, um ihren Ofen damit zu heizen, und die mit dem Gefühl vom Schauplatz treten, welches stets in der Brust Derjenigen geweckt wird, die ungeheure Mittel zur Erreichung eines kleinen Zweckes in Bewegung setzen, ähnlich dem, was eine gewisse schriftstellernde Dame*) empfand, welche die Ostsee benutzte, „um sich die Hände darin zu waschen.“

Dem Freunde des Seelebens übergebe ich hiermit eine Schrift, die vielleicht im Stande ist, ihm einiges Vergnügen zu machen; es war bei weitem nicht so leicht, dieselbe zusammen zu stellen, als man wohl denkt,

*) Henriette von Montenglaut.

und mehrere Jahre gingen vorüber, ehe ich alle die Materialien fand, die mir dazu unumgänglich nöthig waren. Vor hundert und mehreren Jahren wäre es leichter gewesen, ein Werk dieser Art zu schreiben, das obendrein vielleicht in mancher Beziehung reichhaltiger ausgefallen wäre. Der Reisende wird verstehen, wie ich das meine. Die Menschen sind cultivirter geworden, sie haben freiere Ansichten gewonnen, und schämen sich der Einfalt ihrer Altvordern. Der Köhler in den Waldungen, der Hirte in den Thälern, und der auf den Bergen umherschweifende Jäger, gesellten sich sonst vertraulich zu dem Wanderer und sprachen mit ihm über die Wunder der Umgegend. Manche heilige Sage, manches schaurig-schöne Märchen ward bei dem rauschenden Sturze des Wasserfalles, oder am ruhig fließenden Bach bei'm lieblichen Mondschein erzählt, und der Wanderer trug die empfangenen Bilder weiter fort, über Meer

und Land, bis in die entfernteſten Gegenden; der fahrende Sänger erſann eine freundliche Weiſe dazu, und ſang dieſe in dem Goldpalaſt des Königs und unter dem Blüthenbaume des Landmannes. — Dieſe Zeit der Poeſie iſt vorüber, unſere aufgeklärte, geläuterte und deſtillirte Generation duldet den zarten Duft eines Mährleins höchſtens in zierlichen Almanachen; aus der wirklichen Welt will ſie dieſe verbannt wiſſen, ihr genügt nur eine reelle Wirklichkeit, und ſo kam es denn, daß man die Bewohner der Berge und der Thäler, — wenn dieſe, feſt an dasjenige glaubend, was ihre Väter ihnen erzählten, den Schatz ihrer Poeſie ausſchütteten — beſpöttelte und als abergläubiſche, dumme Menſchen verhöhnte. Seit jener Zeit ſind dieſe verſtummt, ſie ſchweigen ſtörriſch, und verbergen ihr Wiſſen ſelbſt ihren Kindern, damit dieſe nicht gleichen Schimpf erdulden möchten. Aber ſeit jener Zeit iſt die Poeſie aus der Wirk-

lichkeit verschwunden, und spukt nur noch im Gehirn der Dichter; die Quelle ist jetzt nichts als ein Wasser, womit man seinen Durst löschen kann; der Baum mit seinen hundertjährigen, laubbedeckten Aesten nur willkommen, weil unter seinem Schatten der Erhitzte Abkühlung findet, und die stille Pracht der Blumen wird kaum würdig gefunden, in zierlichen Kristallvasen geordnet, die Tafel der Gourmands zu verschönern. Daß eine Seele in diesen Blumen lebt, daß eine fromme Najade aus dieser Quelle zu uns auflispelt, daß eine Götterstimme im Rauschen der Eiche zu uns spricht, das fällt keinem Gescheuten mehr ein, denn um uns her ist nur eine constante, reale Wirklichkeit, die dem Leben ihre Zinsen tragen muß, denn

„Was nicht dem Leben nützt, ist Spielerei!"

Aber die Vorzeit hat für uns gesorgt und der Sagenkreis jedes Landes und Volkes ist gesammelt und lebt im Liede unter uns fort.

Nur dem Meere ward es nicht so gut, und viele Tausende leben, die nicht wissen, daß dasselbe außer Wellen und Fische noch irgend etwas an und in sich habe, als was man vermeiden müsse, — zum Beispiel: Klippen. Und doch athmet eine Welt von Poesie in diesen anscheinend wüsten Räumen, doch spricht ein freundlicher Geist aus jeder vorüberrauschenden Welle, doch steigen die furchtbaren Gestalten des Abgrunds aus dem Wogengrabe auf, und auf den pfeilschnell vorüberfliegenden Wolken wiegt sich die unsterbliche Fee, die mit ihrem Zauberstabe dies mächtige Fluthenreich beherrscht. Vielfach und vielseitig sind die Märchen und Sagen, welche die alten Schiffer, entweder auf flüchtigem Kiel, oder am sichern Strande sich erzählten, und nichts hat mich mehr gewundert, als daß es noch kein Deutsches Werk giebt, worin sie den Unterhaltung suchenden Lesern mitgetheilt werden. Aber auch das

Ausland hat bis jetzt eine solche Sammlung noch nicht aufzuweisen; — ohne in die Literär-Geschichte fremder Völker besonders eingeweiht zu sein, behaupte ich dies keck, denn wäre es der Fall, wie hätte sich dafür nicht irgend eine übersetzungslustige Feder gefunden? — Mir ist es indessen schon recht, daß meine Landsleute bis jetzt noch so wenig vom fliegenden Holländer, vom Klabautermann, vom Todtenvogel, vom Seegespenst, vom fliegenden Fisch, und all' diesen tausend Herrlichkeiten wissen, denn ich habe Zeit und Gelegenheit, ihnen hierüber die genauesten und gewissenhaftesten Berichte abstatten zu können.

Diplomatisch treu anzugeben, wie mir dies möglich sei, wird nicht nöthig sein; es genügt, zu sagen, daß ich praktischer Seemann bin, und mich als solcher tüchtig um die Windesrose herumgetummelt habe. Ich erzähle also nicht nach Ueberlieferungen und nach Mittheilungen, die mir durch die dritte

Hand geworden sind, sondern ich habe selbst geforscht und zum Theil selbst gesehen, und diese Ergebnisse sollen Dir, lieber Leser, nach und nach in drei Bändchen (das zweite und dritte werden an äußerer Form, und hoffentlich auch an Geist dem ersten gleich kommen,) vorgeführt werden. Daß Du dann das Meer, wegen seiner ruhigen Majestät, nicht blos bewundern, in seiner wilden Aufgeregtheit nicht blos fürchten, sondern um der Zartheit und dem lieblichen Wesen seiner Poesie willen, auch lieben mögest, das wünsche ich um Deinet- und meinetwillen.

Heinrich Smidt.

Inhalt.

	Seite
Das steinerne Schiff	1
The man of war	15
Helgoland	31
Die Meeresfee	46
Das Leuchten des Meeres	57
Die Sturmvögel	70
Der fliegende Fisch	86
Klabautermann	103
Insel Neuwerk	161
Die glückliche Probe	175

Das steinerne Schiff.

Es war eine laue, mondhelle Sommernacht; ein leichter Ostwind kräuselte die Wellen des Oceans, und eine Schaar fliegender Fische tauchte silberglänzend aus seinem Schooße auf. Da schoß ein kühner Segler durch die krystallhelle Fluth, die großen, vollen Segel dem Mondlicht entgegenbreitend. Es war die königlich französische Fregatte „Ludwig der Vierzehnte," welche am folgenden Tage den einstweiligen Ort ihrer Bestimmung, die dänische Insel St. Thomas, zu erreichen hoffte. Der Aufenthalt im Freien war erquickend, und die Offiziere saßen an einer runden Tafel in der Mitte des Quarterdecks, fleißig dem Glase zusprechend.

Der Capitain der Fregatte, Jaques de St. Ange, ein junger, lebensfroher Mann, nahm das

Wort, und zum Segelmeister gewendet, der unruhig umher spähend an der Gallerie lehnte, sagte er: „Was habt Ihr, Valry? Ihr vergeßt Glas und Gesellschaft, und das ist doch sonst Eure Sache nicht.“

„Ich suche das steinerne Schiff,“ entgegnete dieser fast mürrisch, „und kann die verdammte Klippe nicht finden. Nach meiner Berechnung hätten wir sie schon vor zwei Stunden und ganz in der Nähe haben müssen.“

„Wie kommt es, daß ein steinernes Schiff Euch so mißmuthig machen kann?“ entgegnete der Capitain, „Habt Ihr doch eine Fregatte unter Euren Füßen, so gut als je eine aus Holz und Eisen auf den Werften von Brest und Toulon erbaut ward.“

Der Segelmeister nahm das Wort: „Weil ich von dem Dinge aus einen neuen Cours setzen wollte, und weil es mich ärgert, daß das Auge eines Mannes trügen kann, in mondheller Nacht.“

Das Gespräch über diesen Gegenstand wurde allgemein; mehrere Offiziere gaben ihre Meinung ab, und der Segelmeister hörte aufmerksam zu,

während er oftmals den forschenden Blick über die weite Fläche hingleiten ließ.

Am Bord der Fregatte war noch ein Geschöpf, das die Aufmerksamkeit eines jeden Fremden auf sich ziehen mußte. Es war ein kleiner, mißgeschaffener Negerbursche, dessen Jahre seiner Gestalt weit voran geeilt waren. Er gehörte zur Bedienung des Capitains, die muthwillige Laune desselben hatte ihn in ein phantastisch-orientalisches Costüm gesteckt, und das schwarze Gesicht mit den glänzenden Augen, blickte unter dem schneeweißen Turban gar seltsam hervor. Dieser Negerknabe, von allen Monkey geheißen, stand hinter dem Sessel des Capitains, und hörte dem Gespräch aufmerksam zu, das eben jetzt mit erneuerter Lebhaftigkeit geführt wurde.

„Gewiß bleibt es doch," sagte der Capitain, „daß jene Klippe, welche man das steinerne Schiff zu nennen beliebt hat, namentlich zur Nachtzeit, die größte Aehnlichkeit mit einem Schiffe hat, das mit vollen Segeln durch die Fluth dahin schießt; ja einer meiner Vorgänger im Dienst, fühlte sich sogar durch solche Täuschung veranlaßt,

auf sie zu schießen, weil das steinerne Schiff seinen Signalen nicht die gebührende Antwort gab. Er blieb die ganze Nacht in seiner Nähe, und ihr könnt denken, daß er am andern Morgen mit nicht geringer Beschämung von dannen zog."

Die Offiziere lachten laut auf, und Valry sagte: „Es sollte mich wundern, wenn darüber nicht im Munde des Volkes eine lange Geschichte von Hexen und Zaubereien existirte; das muß gleich Alles mit seinen albernen Märchen beklexen, sonst glaubt es nicht durchzukommen."

„Das fehlte noch, daß die Offiziere einer Bourbonischen Fregatte sich von Kindermährchen unterhalten!" sprach St. Ange mit Lachen. „Aber unser Segelmeister hat doch nicht eher Ruhe, als bis dieser Stein von seinem Herzen gewälzt ist. Wer also etwas weiß, der bringe es vor." Er sah mit einem auffordernden Blick im Kreise umher, aber Alle schwiegen still. Da richtete Monkey sich auf, und das Haupt seltsam hin- und herbewegend, sprach er: „Ich weiß es!"

„Dacht' ich's doch!" rief Valry mürrisch, und nachdem man sich hinlänglich über die Dreistigkeit

des Negers, auf dem Quarterdeck ungefragt das Wort zu nehmen, gewundert hatte, befahl ihm St. Ange zu erzählen. Monkey duckte nieder, setzte sich nach orientalischer Sitte mit kreuzweis verschlungenen Beinen auf das Deck, und begann mit singendem Tone:

„Ein rauher Sturmwind hatte mit den Palmen-Wäldern meiner Heimath gespielt, jetzt kam die Sonne und verjagte die trüben Wolken und der ganze Himmel glänzte lieblich und milde. Da trat Zora aus ihrer Hütte, kniete nieder und betete zu dem Unsichtbaren, den mein Volk verehrt, und nicht, wie die übrigen Stämme unseres Landes, einen albernen Fetisch, der Nichts ist, und Nichts kann. Zora aber war ein schönes Mädchen, und als sie hinkniete, da sangen die Vögel und die Zweige fächelten Kühlung und die Palmenblätter rauschten zusammen, Alles zum Lobe Zora's und des Unsichtbaren. Jetzt hatte sie ihr Gebet geendet, und vom Boden aufstehend, blickte sie forschend in den Bananenwald, der sich längs der Küste ausdehnte. Gleich darauf erschien Abu am Eingange desselben, und leicht wie eine flüch-

tige Gazelle, lief ihm Zora entgegen. Abu war der schönste Mann im ganzen Stamm und der Geliebte Zora's. Beide setzten sich neben einander und scherzten und küßten. Da trat Thorus zu ihnen und grüßte sie schweigend. Thorus aber war ein alter Mann und von dem ganzen Volke hoch geehrt, denn er war gut und weise, hatte Wissenschaft von vielen Dingen, und besaß die Gabe, Gutes und Böses vorher zu verkünden.. Abu und Zora aber standen von ihren Sitzen auf und knieten vor Thorus hin, daß er sie segne. Der Alte that es, dann aber hieß er sie aufstehen und sagte: „Das Licht flammt in meinem Haupte, und ich sehe in meinem Geiste trübe Dinge nahen; darum gebt Acht, daß Ihr nicht unterliegen möget."

Die Liebenden waren erschrocken und fragten den weisen Vater um die Ursache seines Trübsinnes, der aber sagte: „Es giebt noch andere Völker auf Erden, von anderer Farbe und von andern Sitten als wir. Ihr Gesicht ist weiß und glänzend und sie rühmen sich die Lieblinge und Auserwählten des großen Unsichtbaren zu sein.

Nie haben wir sie, noch sie uns gesehen, jetzt aber fürchte ich ihre Ankunft, denn mein Sinn ist unruhig und ich bin gezwungen, stets an sie zu denken."

Die beiden Liebenden fürchteten sich vor der Verkündigung, die ihnen geworden, und schlossen sich fest an einander, mit Thränen in den Augen. Gerührt blickte Thorus auf die Liebenden und sprach: „Wenn die Fremdlinge kommen und thun uns Gewalt, und wenn sie den Bund unschuldiger Liebe stören, dann soll die Rache der Finsterniß sie treffen und keine Macht soll sie von dem Verderben erlösen. Ja, diese Rache soll sie treffen, denn nichts ist schrecklicher, als den Frieden liebender Herzen mit Vorsatz vernichten."

Er murmelte noch viele unverständliche Worte, schwang seinen Stab nach allen Himmelsgegenden, und blieb aufrecht stehen. Zora und Abu fürchteten sich fast vor ihm und wollten heimlich davon gehen, aber in dem Augenblick erhob sich ein seltsames Sausen und Brausen, die Luft zitterte hin und her, der Boden wankte. Die Liebenden schrieen laut auf, Thorus aber sprach ruhig: „Der

Seewind erhebt sich plötzlich mit ungewöhnlicher Stärke; laßt uns sehen, was er uns zuführen wird." Er nahm die Liebenden bei der Hand, und ging mit ihnen an den äußersten Strand des Meeres. Ein seltsames Gebilde, wie es die Bewohner jener Gegend noch nie gesehen hatten, schwamm auf dem Wasser heran und kam immer näher.

„Das sind die Weißen!" rief Thorus unruhig „sie fahren mit ihren Häusern auf dem Meere und spielen mit dem Donner."

Bald hatte sich der ganze Strand mit Menschen angefüllt, und Alle betrachteten neugierig das ihnen ungewohnte Schauspiel. Die Fremdlinge kamen an das Ufer, mischten sich unter die Eingebornen, verständigten sich mit ihnen durch Zeichen und wurden gute Freunde. Die Fremden führten ein flüssiges Feuer mit sich, wovon sie den Leichtbetrogenen mit großer Bereitwilligkeit zu trinken gaben, und kaum hatten diese den Feuertrank genossen, als sie in unsinniger Lust durch einander rasten, und Alles herbeiholten was sie nur irgend besaßen. Lange Zeit brachten die

Weißen am Ufer zu, ließen sich von den Schwarzen bedienen, und reichten ihnen jedesmal von dem Feuertrank. Umsonst suchte Thorus seine Landsleute zur Besinnung zurückzuführen, der Taumel war zu groß und seine Rede fand taube Ohren, außer bei Abu und Zora, die sich in diesem Treiben nicht gefielen.

„Euch wenigstens sollen sie nichts anhaben," sprach Thorus zu den Liebenden. „Vertrauet mir, und kann ich Euch auch nicht schützen, will ich mit Euch untergehn."

Endlich war es dem Häuptling der Fremden gelungen, Einiges aus der Sprache des Volkes zu erlernen, und eines Tages sagte er: „Ich habe von Euch so viel des Guten erfahren, ich will wieder gefällig sein, kommt Alle, soviel nur Platz finden am Bord meines Schiffes, ich will Euch bewirthen und Euch bedienen lassen, wie meine Brüder."

Mit lautem Jubelgeschrei wurde das Anerbieten aufgenommen, und was in den Böten, die am Ufer lagen, nicht Platz fand, sprang in die See und schwamm nach dem Wunder-Gebäude her

das sie schon lange mit geheimer Sehnsucht betrachtet hatten.

Zora und Abu wollten zurückbleiben, aber ihre Väter zwangen sie mitzugehn und Thorus geleitete sie, indem er seinen Stab sorgfältig an sich hielt, damit er nicht verloren gehe. Als Alle auf dem Schiffe angelangt waren, ließ sich Musik hören, und hocherfreut sprangen die armen, getäuschten Neger durcheinander. Dabei wurde ihnen mit der größten Freigebigkeit von dem Feuertrank gereicht, sie tranken in langen Zügen, Einer fiel nach dem Andern um, und bald lagen sie Alle vom ohnmächtigen Schlafe ergriffen, hingestreckt, nur Thorus nicht und die beiden Liebenden, welche in einer Ecke des Schiffsraumes saßen und unruhig das Ende der Dinge erwarteten.

Jetzt änderte sich auf dem Schiffe plötzlich die Scene. Die Musik schwieg, die Trinkgeschirre wurden entfernt, raubbegierig stürzten sich die Weißen auf die betrogenen Unglücklichen, knebelten sie an Händen und Füßen, und warfen sie in den Schiffsraum neben einander hin. Nach und nach erwachten sie, und des Winselns und Ge-

heuls ward kein Ende. Da stürzte Thorus auf's Verdeck und vor den Häuptling hintretend, stellte er diesen zur Rede. Der aber lachte laut auf und befahl, die schwarze Bestie zu greifen. Während dessen hatte die Mannschaft die Anker gelichtet, und das Schiff flog mit vollen Segeln auf die hohe See hinaus.

Mehrere fielen den Thorus sogleich an, er aber wehrte sie mit seinem Stabe von sich ab, und schlug den Zunächststehenden damit über den Kopf, daß er laut winselnd zu Boden fiel. Dabei richtete er sich drohend auf, und die Augen rollten im Kopfe, wie zwei glühende Kohlen. Alle wichen scheu zurück, der Häuptling aber sagte mit leisem Schauer „Der Eine wird uns nicht mehr schädlich werden, laßt ihn gehn, er soll uns noch manchmal mit seinen Albernheiten die Zeit verkürzen." So blieb Thorus von der schmählichen Fessel befreit, Abu und Zora lagen aber gebunden neben ihren Vätern im Schiffsraume.

Ein Tag nach dem andern ging hin, der Lauf des Schiffes ward durch Nichts gehemmt, und bald erreichten sie die Gegend wo der Ort

ihrer Bestimmung lag. „Wir werden einen guten Handel machen, wenn wir mit der schönen Waare an den Westindischen Markt kommen,“ sprach der Hauptmann zu seinem nächsten Untergebenen, und dieser wollte eben, satanisch grinsend, etwas darauf erwiedern, als Thorus herantrat und fragte: „Ob es wahrhaft seine Absicht sei, sie zu verkaufen?“ Und als beide Offiziere dies lachend bekräftigt hatten, warf er ihnen einen stechenden Blick zu, drehte sich um und stieg schweigend in den Schiffsraum, den er bis dahin noch nicht betreten hatte.

„Thorus! Thorus!“ schrien Alle wie aus Einem Munde, als sie den Alten erblickten; dieser aber winkte ihnen mit der Hand und plötzlich trat eine Todtenstille ein. Nun begann er in der Sprache seines Volkes zu reden lange Zeit, während sie aufmerksam zuhörten, und als er geendet hatte, brachen Alle in ein lautes Beifallsjauchzen aus. Darauf ward es still und Thorus legte sich zu ihnen. Am andern Morgen stieg er aufs Verdeck in dem Augenblick, als die Wärter die karge Nahrung brachten. Aber mit furcht-

barem Geschrei kehrten diese zurück, denn keiner der Gefangenen bewegte sich mehr, Thorus hatte sie während der Nacht Alle mit seinem Stabe getödtet.

Außer sich vor Wuth stürzten der Hauptmann und seine Leute auf Thorus ein; dieser aber drängte sie mit seinem Stabe zurück und berührte Einen nach dem Andern damit, so daß sie unbeweglich standen. Darauf begann er seine Beschwörungen; neigte sich nach allen Himmels-Gegenden, warf seinen Stab in die See, und sprang ihm nach.

Unbeweglich stand die Besatzung, unbeweglich stand auch das Schiff. Die Sonne ging unter und die Nacht brach herein, ohne daß irgend Eines Leben und Bewegung empfangen hätte; wie angefesselt lag es in der flüchtigen Fluth.

Am andern Morgen erblickte ein fremdes Schiff einen Segler in geringer Entfernung von sich. Verwundert über die eigenthümliche Bauart desselben, hielt es gerade auf ihn hin, bald aber kehrte es auf die rechte Bahn zurück, denn vor ihm lag ein großer Stein.

Der Erzähler schwieg. Die Offiziere der Fregatte „Ludwig der Vierzehnte," sahen einander an, während Monkey aufstand und fortging. In demselben Augenblick erscholl vom Vortopp eine tiefe Baßstimme: „Ein Segler im Lee!"

„Ein Segler im Lee! — Ein Segler im Lee!" erscholl es von allen Seiten. Die Offiziere sprangen auf und der Segelmeister Valry eilte zum Fernrohr. „Wahrhaftig!" rief er „ein stolzes Schiff! wie sonderbar seine Segel sich blähen, fast unheimlich! Capitain St. Ange! was haltet ihr von diesem Segler?"

Bei diesen Worten drehte er sich um, vor ihm aber stand Monkey und sagte grinsend: „Das ist kein Segler, das ist der Stein!"

The man of war.

(Das Kriegsschiff.)

Fern von allen freundlichen Küsten, mitten im Ocean schwamm ein kleines Boot, worin Niemand befindlich, als ein alter Mann, dessen Haar sich schon weiß färbte und ein blondgelockter Knabe von höchstens zehn Jahren. In diesem Fahrzeuge, das dem gewaltigen Gewässer nur in einer so warmen Sommernacht Trotz zu bieten vermochte, befand sich außer den beiden Menschen und den schwachen Rudern nichts als ein kleines Fäßchen, worin ein geringer Vorrath an süßem Wasser und einige wenige Zwiebacke. Leicht zu errathen ist es, daß dieses Boot einem Schiffe angehörte, welches mitten im Ocean verbrannte, und von welchem nichts gerettet ward, als dies kleine Fahrzeug, worin sich der Schiffsherr mit

seinem Enkel geflüchtet hatte, die allein dem schmählichen Wasser- und Feuertod glücklich entgangen waren.

Zum dritten Male ging die Sonne auf, der alte Mann lag halb träumend, den Kopf auf den schmalen Bord gestützt, der Knabe saß aufrecht im Vordertheil und spähte fröhlichen Muthes in die Ferne. Da schwamm ein kleines, in den hellsten Farben erglänzendes Ding, gestaltet wie eine aufrechtstehende Muschel heran, und sie neugierig betrachtend, rief der Knabe: „Großvater! was ist das? Ach, das ist gar zu niedlich! Soll ich das haben?"

Der Alte erhob das Haupt, und kaum hatte er gesehen, wovon die Rede war, als er sagte: „Das ist ein Man of war und für uns eine trübe Erscheinung. Wenn diese Seethiere sich sehen lassen, giebt es gemeinhin Sturm, und trifft uns der hier, sind wir verloren." Mit diesen Worten sank er in seinen vorigen, halb bewußtlosen Zustand zurück.

Der Knabe begnügte sich aber keineswegs bei dieser für ihn sehr unzulänglichen Erklärung,

und

und kaum hatte der Alte die Augen geſchloſſen, als er ſich über den Bord hinauslehnte und verlangend die Hand nach dem Man of war ausſtreckte. Wirklich ſchwamm dieſer näher heran, und der Knabe gerieth in die lebhafteſte Verzükkung, denn was er jetzt ſah, war doch gar zu niedlich. Das Ganze hatte die Form einer ovalen Muſchel von einer lebhaften, rothen Farbe, die oft von blauen oder weißen Streifen unterbrochen ward; die kleinere Hälfte ſchmückte eine Bedachung, ſo blendend weiß, daß es ſchien, ſie ſey aus den glänzendſten Schneeflocken des Nordpols zuſammen geſetzt, und wie dieſer mit tauſend blitzenden Sternen beſäet, wie es geſchieht, wenn die bleiche Sonne des Nordens die Eisberge beſcheint. In der Mitte erhob ſich eine Stange, nicht höher als der ſchwankende Stengel einer üppig blühenden Tulpe, und glänzend wie das herrlichſte, gediegenſte Gold. Am Hintertheil war ein Steuer ſichtbar, deſſen Handhabe der Splitter eines Diamants zu ſeyn ſchien, denn irgend etwas anderes vermochte nicht, ſolchen Glanz um ſich her zu verbreiten. Der kleine John ſah die

etwas ungewöhnliche Erscheinung mit großer Freude und konnte nicht müde werden, die Hände in voller Verwunderung zusammen zu schlagen. Als er aber fortwährend und immer angestrengter hinblickte, wollte es ihm bedünken, als stände unfern von dem diamantenen Steuer ein Männlein, über die Maßen winzig, aber sehr manierlich geformt, welches ihm freundlich zunickte.

Erschrocken fuhr der Knabe mit dem Kopfe zurück, aber bald besiegte die Neugierde seine alberne Furcht, und gleich darauf gewahrte er nicht nur das kleine Männlein wieder, sondern er hörte auch, wie dies zu ihm sagte: „Komm herab, freundlicher Knabe, komm herab, ich habe dir gar Liebliches zu verkünden."

Der kleine John erschrak sehr über diese Einladung und faßte den Entschluß, ihr nicht zu folgen, aber der kleine Mann bat so süß, und in seinem Kopf ging Alles so konfus durch einander, daß er sein Fahrzeug verließ und mit beiden Füßen in den fast allzuzierlich gebauten Man of war sprang.

Man hätte denken ſollen, daß dieſer auf der Stelle zuſammenbrechen und mit dem armen John ſchmählich in den Abgrund ſinken müſſe; dem war aber nicht ſo, ſondern der Knabe ſtand zu ſeiner eigenen Verwunderung mitten drin und hatte noch Raum genug, um ſich hin und her zu bewegen. Der Steuermann dieſes etwas ungewöhnlichen Seeſchiffs bewillkommte den Knaben mit höflichen Redensarten, und ſetzte hinzu, daß er Alles aufbieten werde, ihm den Aufenthalt in ſeinem Schiffe ſo angenehm als nur möglich zu machen, vor allen Dingen aber bäte er, ihm in die Kajüte zu folgen, denn unerhört ſei es, einen ſo ehrenwerthen Gaſt auf dem Verdeck und unter gemeinem Pöbel zu laſſen.

Jetzt erſt bemerkte John, daß das ganze Verdeck mit kleinen Figuren belebt war, die ſich noch winziger darſtellten als ihr Herr, aber ehe es ihm gelang, deshalb die nothwendigen Erkundigungen einzuziehen, trat ſein Wirth näher, und nöthigte ihn mit vielen Redensarten, in die Kajüte hinabzuſteigen, was dann dieſer auch that.

Wie soll ich es aber wohl anfangen, Alles zu beschreiben, was der kleine Mann hier sah? Wenn du, günstiger Leser, selbst in der Nähe der Antillen und am Bord eines Man of war gewesen bist, so hast du die höchst sonderbare Einrichtung selbst gesehen, war dies aber nicht der Fall, so verrichte ich ein unnützes Werk, denn, so viele Mühe ich mir auch geben würde, dir von Allem eine deutliche Vorstellung beizubringen, so würdest du doch Alles für Lug und Trug halten. Darum schweige ich von den Wänden aus Edelsteinen, die in den seltensten Farben erglänzten, von den aus kostbaren Metallen verfertigten Mobilien, und dem wunderlichen Lichte, das sich allenthalben verbreitete, ohne daß die Ursache seines Entstehens kund wurde.

Als nun John Alles besehen, sich auf einen goldenen Sessel niedergelassen, und von seinem gefälligen Wirthe mit einem leckern Mahle bewirthet worden, welches in zierlichen, aus Perlen geformten Schüsseln aufgetragen ward, nahm Jener ihm gegenüber Platz, und erzählte:

„Ich bin ein Westindier, und Mirus ist mein Name. Du mußt nur nicht glauben, daß wir wirklich solche ungehobelte Völker waren, ehe ihr uns entdecktet, wie eure Reisebeschreiber es euch vorfabeln, sondern wir hatten erträgliche Bildung und sehr viele Kultur. Im Innern des Landes blühten unsere Städte, wir waren lebensfrohe Leute, trieben Viehzucht und Ackerbau, und vervollkommten uns täglich in Künsten und Wissenschaften. Auch eine sehr ansehnliche Flotte führten wir, deren unglücklichen Admiral du hier vor dir siehst, und da wir zugleich eine stattliche Land-Armee besaßen, so fehlte uns nichts, um uns den civilisirten Völkern Europa's an die Seite stellen zu können. Ich sehe Dich verwundert darüber, wie wir dies Alles besitzen konnten, ohne mit der alten Welt jemals in Berührung gekommen zu sein, aber du wirst es leicht erklärlich finden, wenn ich dir sage, daß wir von einer guten und wohlthätigen Fee beschützt wurden, die uns mit diesen Dingen genugsam bekannt machte. Sie hatte uns sehr weise Gesetze gegeben, und auf das strengste untersagt, uns um dasjenige zu

bekümmern, was außer den Gränzen unseres Reiches vorging, am wenigsten aber mit unserer Flotte aus dem Gesichtskreis des Ufers zu steuern, weil daraus ein sehr großes Unglück entstehen könne.

Da wir von jeher gewohnt waren, die Befehle unserer wohlthätigen Gebieterin blindlings zu befolgen, so geschah es auch bei dieser Gelegenheit Anfangs sehr gewissenhaft. Aber bald reizte die Neugier unsern Vorwitz, wir versahen einige unserer Schiffe mit hinlänglichem Proviant, und segelten, unsere glücklichen Inseln ganz verlassend, auf's Gerathewohl in's Blaue hinein. Da uns unsere gütige Fee vor allen andern Geschöpfen dieser Erde mit vorzüglichen Augen und noch bessern Fernröhren versehen hatte, so erblickten wir bald in weiter Entfernung große Schiffe, die in ihrem Bauche wohl tausend der unsern hätten aufnehmen können. Weil aber unsere Gehörwerkzeuge die Gesichtsorgane weit übertrafen, so hörten wir, wie die Leute auf jenen Schiffen schrien: „Nun, Capitain Columbus! wo ist das verheißene gelobte Land? Wenn es nicht

bald erscheint, müßt ihr von unserer Hand eines schmählichen Todes sterben."

So riefen sie, und zu gleicher Zeit sahen wir, daß sie drohende Mienen machten, und der arme Capitain sich nur mit Mühe von ihnen befreite.

Das that mir leid, und in der Angst befahl ich, Alles in die See zu werfen, was wir an grünen Zweigen, Blumen und dergleichen mit uns führten, und zwar in der Absicht, daß jene Fremdlinge es auffischen und sich daran erquicken möchten, bis sie endlich das Land selbst sähen. Als dies geschehen, eilten wir mit der größten Schnelligkeit heimwärts.

Aber, ihr gütigen Götter! was mußten wir erleben, als wir in unserer Heimath anlangten! Mitten über unserm Lande schwebte die Fee in ihrem Wolkenwagen, und die Bewohner der Ebenen und der Berge standen, an allen Gliedern zitternd, umher. Ihre Strafpredigt schien beendigt, aber wir kamen hinlänglich zur rechten Zeit, um das Schlimmste zu hören, was wir je vernommen hatten.

„Mit der Annäherung dieser Fremden," sprach sie, „endet meine Herrschaft über euch. Allein, was ich aus euch herausgebildet, Vortheile, die ich euch verschaffte, sollen nicht in die Hände dieser Corsaren fallen, die sich freventlich das Eigenthum fremder Welttheile aneignen und darauf Dankgebete für die glücklich gelungene Erwerbung halten. Darum, weil ihr den abscheulichen Mirus, der all' dies Unglück über euch gebracht hat, mit seiner Flotte seewärts ziehen ließet, und noch dazu lachtet und jubilirtet, nehme ich Alles zurück, was ihr von meiner Güte jemals empfangen habt, und mögt ihr werden, wofür jene Ankömmlinge euch halten, nämlich ein rohes, unwissendes Volk, das sich ihrem Sklavenjoche willig beugt."

Zornig schwang sie ihren Stab, da versanken die Städte und die Dörfer verschwanden, die Kirchen stürzten ein, unsere Museen und Schauspielhäuser traf der Blitz, und Künste und Wissenschaften feierten ihr eigenes Leichenbegängniß. Die große Anzahl der versammelten Landesbewohner sank in die Erde mit trostlosem Wim-

mern, bis ſich dieſe über ihren Häuptern ſchloß, und das ganze Land einer ausgeſtorbenen Wüſte glich.

Wer aber beſchreibt unſer Erſtaunen, als plötzlich ein ſchwarzbraunes Rieſenvolk aus den Wäldern hervorbrach und mit lautem Geheul nach dem Strande eilte, die Europäer zu begaffen, deren ungeheure Schiffe ſich mit reißender Schnelligkeit unſern Geſtaden näherten.

Da trat die Fee zu uns an das Ufer mit zornfunkelnden Augen, und du kannſt wohl denken, daß uns Allen das Herz hörbar klopfte, als ſie ihren keineswegs angenehmen Sermon mit folgenden Worten ſchloß: „Weil euch denn ſo ſehr gelüſtet nach der Unendlichkeit des Oceans, ſo ſchwimmt auf ſeinem Spiegel umher euer Lebelang, aber nicht als glückliche Sieger und Beherrſcher der Fluth, ſondern gejagt und verſcheucht von jedem ärmlichen Fiſchlein, verfolgt von dem Kiel jener Rieſenhäuſer, die ihr mit euren Blumen und Zweigen hierher locktet, und zerdrückt von den Händen muthwilliger Buben. Und für alle dieſe Schmach bleibe euch keine Freude, als

zu Zeiten verirrte Schiffbrüchige auf den rechten Weg zu leiten. Dieſe aber müſſen euch die vollbrachte Rettung mit Hohn und Undank lohnen."

Als ſie dies im höchſten Zorn geſprochen hatte, ſchwang ſie ihren Stab über uns und verſchwand. Unſere Schiffe aber, die ſich bis dahin einer angenehmen Größe erfreuten, ſchrumpften zu der winzigen Geſtalt zuſammen, wie du jetzt eines derſelben vor dir ſiehſt. Wir ſelbſt hatten ein gleiches Schickſal, und zugleich erhob ſich ein furchtbarer Sturm, der führte uns auf die offene See hinaus, wo wir gleich den Schmerz hatten, zu ſehn, wie die Europäer einen der Unſern aufiſchten, als ſeltnes Seegewächs. —

Viele Male hat es ſich ſeit der Zeit wirklich begeben, daß wir ſchiffbrüchige Europäer vom Untergange retteten, aber jedesmal ſind wir mit Undank belohnt worden, was um ſo ſchmerzhafter iſt, als wir wiſſen, daß ein dankbares Gemüth durch Anerkennung deſſen, was wir für ihn gethan, uns aus dieſer ſchmählichen Knechtſchaft befreien und uns zu unſerer alten Freiheit zurückführen wird.

So endete der unglückliche Mirus seine Erzählung, und der kleine John fühlte sich tief ergriffen. Er stand alsobald auf, und beklagte sehr das Unglück des wackeren Admirals und seiner Flotte, entschuldigte sich auch, daß er es gewagt habe, sich in Gegenwart eines so hohen Offiziers zu setzen, und zuletzt gelobte er, im Fall es Mirus darauf wagen wollte, ihn und den Großvater wohlbehalten an's Land zu bringen, er ihn durch seine Dankbarkeit gewiß von der Knechtschaft der erzürnten Fee befreien wollte.

Der Admiral erhob sich gerührt von seinem Ruhebette, auf welches er sich in seinem Schmerz geworfen, und sagte mit Thränen in den Augen: „Ich glaube dir und freue mich deiner Bekanntschaft. Wenn es Abend wird, werde ich meine Ankertaue an eurem Vorderbug befestigen lassen, und mit Tagesanbruch seid ihr der gewünschten Küste nahe. Jetzt aber geh und verlaß mein Schiff, denn es will mich bedünken, dein Gefährte wird gleich erwachen, und ich traue seiner Dankbarkeit nicht so wie der deinen."

John, der Weisung des Admirals folgend, verließ den Man of war, und kaum hatte er in seinem Boote wieder Platz genommen, als der Alte wirklich erwachte.

Nun hatte John es freilich dem unglücklichen und würdigen Admiral beim Abschiede versprechen müssen, zu schweigen, aber Kinderherzen wallen leicht über, und nicht umhin konnte er, dem Großvater zu erzählen, was ihm in der letztverflossenen Stunde begegnet sei. Dieser aber hörte das, nach seiner Meinung höchst dumme Geschwätz nicht zur Hälfte an, und sagte sehr böse: „Das fehlte mir noch, in unserer unglücklichen Lage solche alberne Träume anzuhören; behalte sie für dich.“

Nun schwieg John still, verzehrte mit dem Großvater den Rest des Zwiebacks und des Wassers, hörte, wie der alte Mann bei dem Untergange der Sonne sagte: „Wenn wir morgen in der Frühe kein Land sehen, so ist es das Beste, wir springen beide über Bord,“ und war überhaupt sehr froh, als jener wieder einschlief.

Kaum war dies geschehen, so vernahm John deutlich, wie die flinken Matrosen des Admirals Mirus die Taue befestigten und das Boot mit sich fortschleppten, er hörte es mit innigem Vergnügen, bis auch er endlich, von den mancherlei Anstrengungen ergriffen, einschlummerte.

Am andern Morgen erwachten Großvater und Enkel zu gleicher Zeit, und erblickten eine wunderbar schöne, mit hellem Grün bedeckte Küste vor sich. John wollte dem Vater abermals erklären, wer sie hierhergebracht, jener aber fuhr ihn zornig an und sprach: „Schweig mir von deinen dummen Träumen, und danke vielmehr Gott auf deinen Knieen, daß er uns so gnädig gerettet hat.“ Das that John freilich, aber er dachte doch in'sgeheim an seinen Freund Mirus.

Bald erreichten sie das Ufer. Sie kamen unter Menschen, und es fand sich Vieles zu hören und zu sehen. Das überstandene Ungemach war verschmerzt und die wunderbare Rettung vergessen. Eines Abends stand John am Ufer des Meeres. Ein Man of war schwamm heran und ließ sich von den Wogen bis in die Nähe des

Ufers tragen. John erblickte ihn, ſeine Rettung ſtand lebhaft vor ihm, er erlebte ſie in dieſem Augenblick noch einmal; aber indem er die Seemuſchel und ihr ſeltſames Farbenſpiel wiederholt betrachtet hatte, ſprach er lächelnd, indem er ſich landeinwärts wandte: „Der Großvater hat Recht, was man doch für ſeltſames Zeug träumen kann.“ —

Lautlos ſchwamm die Muſchel dem Meere zu.

Helgoland.

Sturm und Wellen trotzend, liegt dieser merkwürdige Felskoloß frei in der Nordsee, rund um ihn her erheben sich die schneeweißen Sanddünen, die halb neugierig, halb verschämt, aus dem Meeresspiegel auftauchen, aber zwischen diesen und dem Festlande rollen die immergrünen Wogen und peitschen den Felsen von allen Seiten, der ihnen alljährlich seinen Tribut zollt; ein Splitter nach einander wird ein Opfer der Fluth, so daß es in spätern Jahrhunderten kein Helgoland mehr geben wird, wie es auch früher keines gab.

Denn einst waren die Dünen die äußerste Spitze des Festlandes, und wo jetzt die Wasser

der Nordsee brausen, grünten üppige Weiden und reichgesegnete Felder, und prachtvolle Heerden, noch bis auf diesen Tag die Quelle des Reichthums in den umgebenden Ländern, füllten den Raum. Ein fröhliches Volk von Hirten waren die Herren des Bodens und lebten unter dem weisen Scepter ihrer Königin ruhig und zufrieden. Weit und breit war diese wegen ihrer Klugheit berühmt, und aus den entferntesten Gegenden kamen Fremdlinge herbei, um sich Raths bei ihr zu erholen. Sie besaß auch viele kostbare Schätze, von denen sie ihren Lieblingen reichliche Spenden mittheilte. Aber ein kostbares Juwel übertraf alle andern bei weitem an Schönheit, das war ihre Tochter, die wunderbar-schöne Walguna, deren Lieblichkeit und Anmuth nichts Aehnliches erreichte. Unter diesen Umständen hätte die Königin sehr glücklich sein können, aber sie war es nicht, denn sie sah voraus, daß sich ihr ein Unglück nahe, welches sie mit aller ihrer Weisheit nicht abzuwehren vermochte. Ligur, der Wasserriese, der nicht nur der Schrecken der Nordsee, sondern auch aller andern Meere war,

und sie mit furchtbarer Strenge beherrschte, tauchte einst aus den Wogen auf, um sich den Anblick der Oberwelt zu gönnen, als eben die Königin mit ihrer Tochter am Ufer auf und abwandelte. Kaum erblickte die Erstere dies von Allen gefürchtete Wesen, als sie das Antlitz der Tochter mit einem Schleier bedeckte, aber zu spät! denn schon hatte er die Holde gesehn. Er gab seine Ueberraschung durch ein lautes Geschrei zu erkennen und stürzte dann plötzlich in die Tiefe zurück, so daß die Wellen mit lautem Gezisch auseinander fuhren. Seit jenem Augenblick litt es die Königin nicht, daß ihre Walguna sich der Küste nahe, und war auf das Innigste bekümmert, denn sie befürchtete mit Recht, daß die Stunde nahe sei, die das Unglück ihres Hauses fördern sollte. Und nicht lange blieb dieses aus, denn als sie einst, trüben Gedanken nachhängend, in der Vorhalle ihres Palastes saß, watschelte eine große, schwarze Robbe heran, richtete die klugen Augen auf die Königin, und sagte: „Mich sendet Ligur, der Beherrscher der Meere und der angränzenden Länder, und läßt Dich wissen, daß er Dich einst

mit Deiner Tochter an dem Ufer wandeln sah; er hat Gefallen gefunden an ihrer Schönheit, und mit Königlicher Großmuth beschlossen, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Er hofft, daß Du diese Gnade mit geziemender Demuth anerkennen wirst, und mir Deine Tochter sofort überlieferst, damit ich sie an das Ufer des Meeres führe, wo die Perlenmuschel bereit liegt, mit der sie in ihre künftigen Reiche hinabfahren soll."

Die Königin war von dieser Anrede nicht sonderlich erbaut, nnd da sie durchaus keine Neigung verspürte, ihrer Tochter jenem Ungeheuer zur Beute zu überlassen, so ersann sie allerlei Ausflüchte, und als es ihr damit nicht glücken wollte, lehnte sie den Antrag kurzweg ab, und befahl der Robbe, augenblicklich ihres Weges zu gehen. Diese hatte dafür Anfangs keine Ohren, als sie aber sah, daß die Königin fest bei ihrem Entschlusse beharrte; watschelte sie langsam und träge nach dem Ufer zurück, um dem Riesen das unglückliche Ende ihrer Gesandtschaft zu verkünden. Dieser wartete schon mit äußerster Ungeduld und mit offenen Armen, denn er glaubte

nicht anders, als daß man seinen Antrag mit der größten Freude aufgenommen habe und die Braut sogleich mitsende. Um desto unbändiger wurde er, als er vernahm, was geschehn. Er zermalmte mit dem Druck seines kleinen Fingers die unglückliche Abgesandtin, und erregte durch das unwillige Schütteln seines Hauptes eine solche Bewegung in der Fluth, daß die Schiffe heftig auf- und niederstießen und wie Nußschalen zerschellten. Am meisten kränkte es ihn, von der alten Königin mit solcher Geringschätzung behandelt zu sein, und er schwur, nicht eher zu ruhen, bis Walguna, durch List oder Gewalt, in seine Macht gegeben sei. Zu dem Ende erscholl ein Aufgebot an alle Geschöpfe seines Reiches, denen es gegeben war, in dem Wasser und auf dem Trocknen auszudauern, sich in das Land jener Widerspenstigen zu begeben und sich der Prinzessin zu bemächtigen, es koste was es wolle. Aber hierbei blieb er nicht stehen, sondern mit einem kleinen Theile des Goldes und der Edelsteine, die seine Grotten zierten, ließ er die Bewohner der Küsten bestechen, damit sie seinen Zwecken dienen sollten.

Dies gelang ihm auch bei den meisten, und es begann nun eine so heftige Verfolgung, daß sich die Prinzessin vor Angst nicht zu lassen wußte. Weinend ging sie zur Mutter, und sprach: „So solltest Du doch endlich das Flehen des schönsten aller Schäfer erhören, der in heißer Liebe zu mir entbrannt ist. Mein Herz ist ihm zugewandt, und wenn Du ihn Sohn nennst, haben wir eine treue Stütze in ihm gefunden.“ Die Königin, deren Stolz sonst von einer Verwandtschaft mit einem niedrigen Schäfer nichts hören wollte, war jetzt schmiegsamer geworden, und bestimmte die feierliche Vermählung auf den nächsten Neumond. Die Spione des Riesen brachten diesem alsbald die neue Kunde, und er befahl zürnend, den Schäfer an das Ufer zu locken. Dies geschah, und als sich der Unglückliche in dem Bereich seines Nebenbuhlers befand, ergriff ihn dieser und drückte ihn mit seinen Eisenhänden zu einem unscheinbaren Ball zusammen, legte denselben zwischen zwei Austerschalen, die er durch Zauberkraft fest verschloß, und warf ihn auf die äußerste Spitze des Ufers, indem er ihm zurief: „Da liege Du nun

und sei ein stummer Zeuge dessen, was hier vorgeht! Deine Verwegenheit hat diese Strafe verdient, und Du wirst Deine Freiheit nicht eher wieder erhalten, als bis das Ende aller Tage herannaht."

„Walguna, die durch vertraute Diener das ganze unselige Schicksal ihres heißgeliebten Freundes erfahren hatte, weinte unaufhörlich, und begehrte nichts weiter, als nach dem Orte zu wandern, wo ihr treuer Freund in der Verbannung lebte. In dieser großen Noth besann sich die Königin, daß ihr noch ein Verwandter lebe, der ein mächtiger Zauberer sei; derselbe hatte in dem Herzen von Hollstein, an dem Ufer des jetzigen Plöner-See's, seine Wohnung aufgeschlagen. Diesen beschickte sie augenblicklich, und ließ ihm durch einen treuen Diener eine genaue und bewegliche Schilderung von ihrer Lage machen. Jener hörte den Boten aufmerksam an, und gab diesem das heilige Versprechen, sobald als möglich an dem Hofe seiner geliebten Base zu erscheinen. Unterdessen hatte die Königin den Bitten Walguna's nicht widerstehen können, sie nach dem Orte zu

führen, wo der Geliebte in einem schmachvollen Kerker lag. Um sie aber vor der Gewalt des Riesen zu schützen, händigte sie ihr einen Talisman ein, wohl wissend, daß, so lange dieser in ihrer Gewalt sei, weder der Wasserriese noch irgend ein Anderer sie mit seinen unheiligen Händen berühren dürfe. Als aber Walguna an dem Orte des Jammers anlangte, und die Muschel sah, die einsam und traurig auf dem weißen Sande lag, ward sie tiefbewegt, weinte ohne Unterlaß, und war nicht dazu zu bewegen, diesen Ort zu verlassen. Die Mutter, darauf rechnend, daß der erste Schmerz sich bald legen werde, und sie von dem Talisman beschützt wissend, überließ sie sich selbst, und ging, um den Zauberer zu begrüßen, der nun jeden Augenblick eintreffen mußte. Dieser aber gehörte zu den Leuten, die mit der größten Bereitwilligkeit etwas versprechen, es aber eben so schnell wieder vergessen. Tiefgeheime Dinge treibend, dachte er längst nicht mehr an die unglückliche Königin, die mit jedem Augenblicke dem Verderben mehr in die Arme lief.

Der Riese, wohl wissend, daß die Prinzessin im Schutze des Talisman sicher sei, und er ihr mit Gewalt nichts anhaben könne, nahm die List zur Hülfe, und lachte tückisch in sich hinein, als sich ihm ein Ausweg darbot, der die Prinzessin in seine Hände liefern mußte. Er ertheilte seine Befehle, und schnell stäubte das ganze Heer dienstfertiger Trabanten auseinander, mit Blitzesschnelle schwamm der Eine hierhin, der Andere dorthin, und schon in der nächsten Minute war der Riese allein. Jetzt begann ein seltsames Treiben; geschäftig nagten und zerrten die Bewohner des Meeres an den festen Boden, der die Sanddüne, worauf sich die Prinzessin befand, von dem übrigen Lande trennte, ein Stück nach dem andern bröckelte ab, und die Düne ward immer mehr einer Insel gleich. Die unglückliche Königin sah dies Beginnen mit stillem Schmerze, und da es nicht in ihrer Macht stand, jener verderblichen Arbeit Einhalt zu thun, schickte sie nochmals Boten auf Boten an ihren Verwandten, damit er sich beeilen möchte. Erschreckt flog dieser aus seinen gelehrten Träumereien auf, hatte

nichts Eiligeres zu thun, als sich mit den allernothwendigsten Hülfsmitteln zu versehn und sich schleunigst auf den Weg zu machen. Aber zur Abwendung der Hauptgefahr kam er zu spät, schon war es den vereinten Bemühungen der fleißigen Trabanten des Riesen gelungen, die ihnen befohlene Zerstörung zu vollenden, die herrlichen Ebenen waren nach und nach verschwunden, eine breite Strömung floß zwischen der Düne und dem festen Lande, jeden Augenblick rissen die Wellen ein neues Stück weg und machten die Wiedervereinigung immer unmöglicher.

Kopfschüttelnd betrachtete der Zauberer, was vorgefallen war, und hatte eine lange Unterredung mit Walguna's trostloser Mutter. Als beide endlich mit einander einig waren, sprach er: „So sei es denn! jetzt wird die Arme noch von dem Talisman beschützt, aber mir ist bekannt, daß derselbe nach hundert Jahren seine Kraft verliert, alsdann würde die Unglückliche dennoch in die Gewalt ihres grausamen Verfolgers fallen, darum will ich eine Mauer um sie her aufrichten, die der Verräther nicht zu zerbrechen im Stande sein

soll. Hell und durchsichtig will ich diese machen, damit er immer vor Augen hat, was er begehrt, ohne es erreichen zu können, — das soll seine Strafe sein. Alsobald baute er eine künstliche Brücke und begab sich nach der Düne, aber die Wassergeister zerstörten die Brücke, so daß es dem Scharfsinne des Zauberers überlassen blieb, den Rückweg auf eine andere Weise zu finden. Da er wußte, daß Walguna sogleich in die Hände ihres Feinde fallen würde, wenn er sie über das Wasser wegtrüge, so unterließ er alle unnützen Versuche und zing sogleich an's Werk. Zuerst wiegte er die Bejammernswerthe in einen süßen, aber festen Zauberschlaf, dann begann er um sie her eine Mauer aufzuführen, von durchsichtigem Kristall, die er oben in eine Kuppel zusammenfügte. Bald war der Bau beendet, und wenn die Sonne darauf schien, erglänzte die Gegend ringsumher in tausend und tausend Farben, die lieblichsten Träume bewegten die Brust der Schlummernden, und ruhig athmend sang sie allerlei liebliche Weisen. Zum Ueberfluß berief er aus ferner, gebirgiger Gegend einen ihm unterthänigen

Feuergeiſt, dem er einen Platz auf der Kuppel anwies, damit er zur Nachtzeit die Dienſte der Sonne verſehe, und als er dies Alles mit klugem Geiſte angeordnet hatte, winkte er einige Adler herbei, die ihn bereitwillig auf ihren Rücken nahmen und wohlbehalten nach dem Feſtlande trugen.

Spottend hatte der Waſſergeiſt der Arbeit des Zauberers, den er nicht zu ſtören vermochte, zugeſehn, aber kaum hatte der Baumeiſter ſich entfernt, als er Alles anwandte, das Werk deſſelben zu vernichten. Er ergriff, was ihm in die Hände kam, und warf immer größere Steine oder Blöcke an die Glocke, aber heller und heller erklang es in allerlei wunderſamen Weiſen, und die ganze Meeresfläche ward mit geheimnißvollem Geſang erfüllt, doch ſeinen Zweck erreichte er nicht. Zürnend, daß ein ſo ſchwaches Hinderniß im Stande ſei, ihm Widerſtand zu leiſten, ſtieg der Rieſe aus den Wellen, warf ſich über die Kuppel, den furchtſamen Feuergeiſt mit ſtarker Hand ergreifend, und wandte nun alle Kräfte an, den Kryſtall durch das Gewicht ſeines Kör-

pers zu zerdrücken, allein vergebens. Als er aber, ohne Absicht, den Feuergeist dem untern Theile der Mauer nahe brachte, bemerkte er, daß sie von dem glühenden Athem desselben erweiche, und erfreut, endlich am Ziele zu sein, stieß er ein lautes Freudengeschrei aus. Dies vernahm der Zauberer, der noch in der Nähe weilte, und schnell entschlossen, großes Unheil zu verhüten und den Wasserriesen für immer unschädlich zu machen, winkte er das ganze Heer seiner dienstbaren Geister herbei, und befahl ihnen, was sie thun sollten. Alsobald stoben sie auseinander, und kamen in kurzer Zeit mit einem Stein durch die Luft zurück, der von einem so großen Umfange war, als man in dieser Gegend noch nie einen gesehen hatte. Der Wasserriese, zu sehr mit seinem Vorhaben beschäftigt, bemerkte es nicht, und als er es mit großer Anstrengung so weit gebracht hatte, daß die gläserne Mauer nachgab, ließen die Geister den Stein fallen, und begruben Alles unter seiner Schwere. Weithin erscholl des Riesen furchtbares Gebrüll, der die Last von seinen Schultern zu werfen suchte, aber

umſonſt. Da bemächtigte ſich ſeiner eine ungeheure Wuth, er griff mit ſtarkem Arm durch das Geſtein, und ſtreckte dieſen drohend zum Himmel empor. Der Feuergeiſt aber, — der noch in ſeiner Fauſt gefangen ſaß, — beleuchtete mit einem magiſchen Lichte ringsum die ſeltſame Scene. Allein, der ungeheure Felsblock ſenkte ſich immer tiefer und ſog ſich feſt in den Grund des Meeres. Seinen Arm konnte der Begrabene nicht wieder zurückziehen, er ſtarrte wie eine furchtbare Zuchtruthe zum Himmel auf, aber oft hörte man in ſtiller Nacht ſein grauenvolles Schmerzgeheul, das mit den ſüßen Wonnelauten der Prinzeſſin, die ruhig fortträumt, ſich auf ſeltſame Weiſe vermiſcht.

Längſt ſchon hat man die Stimmen der lebendig Begrabenen nicht mehr gehört, auch der Feuergeiſt iſt aus der regungsloſen Hand ſeines Quälers entwichen, aber bei nächtlicher Weile zünden die jetzigen Bewohner von Helgoland auf dem nackten Rieſenarm eine Reihe ſchimmernder Lampen an, damit der Schiffer

auf der wüſten Bahn einen freundlichen Leitſtern finde.

Das iſt die Sage von der Entſtehung Helgolands.

Die Meeresfee.

Mitten im weiten Atlantiſchen Ocean lag eine Inſel, lieblich anzuſchaun, und Jeden beglückend, der ſie bewohnte. Ein ewiger Frühling herrſchte hier, und die Natur ſpendete ihre ſchönſten Schätze mit verſchwenderiſcher Güte. Abgeſchnitten von allem Verkehr mit der Welt, waren die Bewohner derſelben unbekannt geblieben mit den Sitten und Gebräuchen der kultivirten und unkultivirten Länder, ja, ſie wußten von ihrem Daſein nichts, und lebten in patriarchaliſcher Ruhe ihre Tage hin.

Da begab es ſich, daß kühne Segler, denen es in der Heimath zu enge wurde, ſich aufgemacht hatten, um jenſeits ferner Meere neue

Länder und mit ihnen neue Reichthümer zu entdecken. Der Lauf des Schiffes war bald nach dieser, bald nach jener Himmelsgegend gerichtet, und so geschah es, daß die Fremden bald in den Gesichtskreis jener glücklichen Insel kamen.

Die Bewohner liefen am Ufer zusammen, und betrachteten mit neugierigen Blicken den ihnen ganz unbekannten Ankömmling. Die Jugend lief in froher Ausgelassenheit durcheinander hin, die Alten schüttelten die Köpfe, und äußerten unverhohlen die Furcht, von den nahenden Fremdlingen in ihrer gewohnten Lebensweise unterbrochen zu werden, die Männer aber suchten in der Stille nach Waffen, und bereiteten sich vor, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Das Schiff schwamm indessen näher heran und warf in geringer Entfernung vom Ufer die Anker aus. Sie betraten das Land, trugen die freundschaftlichsten Gesinnungen zur Schau, und wurden in gleicher Art empfangen. Bald sahen sie wohl, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, und doch hätten sie nur allzugern von dem Wunder-Eiland Besitz genommen. Sie

nahmen ihre Zuflucht zur List, mischten sich unter die einzelnen Haufen der Eingebornen, und sprachen so lange von der Lebensweise ihrer Heimath mit hinreißendem Feuer, bis die Insulaner einander zweifelnd anblickten; dann hielten sie schlau mit Reden inne, zogen sich mit ihren Freunden und Genossen zurück, und begannen in fröhlicher Ungezwungenheit ganz nach der Sitte ihrer Heimath zu leben. Anfangs wandten sich die frommen Insulaner von ihnen ab, aber bald kehrten Einige, von Neugierde getrieben, zurück, wieder Andere nahmen versuchsweise theil, bis endlich alle mit den Fremdlingen gemeinschaftliche Sache machten, und die Bewohner der Insel, fremde und einheimische, in Saus und Braus dahinlebten. Von dem Augenblick an war es, als ob die Bäume und Blüthen trauerten, und der magische Wolkenschleier zerriß, der bis dahin die Insel mit lieblichem Zauber umfangen hatte. Stürme heulten durch die Nacht, und die wilde Brandung peitschte das Ufer.

Da floh Maja, die Königstochter dieser wilden Insulaner, in den dichten Wald, und ließ

ihren

ihren Thränen freien Lauf. Sie fand keinen Gefallen an der Lebensweise, der sich ihr Volk ergeben hatte, und fühlte sich einsam und verlassen. Trüben Auges schaute sie in das Dickicht, und Seufzer hoben ihre Brust, da ergoß sich plötzlich eine flammende Röthe über ihr Gesicht, denn vor ihr stand Bianor, der Sohn des Häuptlings jener Fremdlinge. Bianor war ein Jüngling von der vollendetsten Schöne, auf der Stufe stehend, wo die Anmuth des Jünglings zur kräftigen Männlichkeit übergeht, Maja dagegen war von einer so bezaubernden Schönheit, daß sie schon oft den Neid der Liebesgöttin erregt hatte, weil diese die Reize der Grazien entbehrte, die Maja in so hohem Grade besaß. Oft schon hatte Bianor die Jungfrau, für die er in reiner Liebe erglühte, zu sprechen gesucht, aber immer war diese ihm in holder Schaam ausgewichen. Jetzt standen sie einander gegenüber, und wenn auch die Lippen schwiegen, so sprach doch das Auge, und bald saßen sie in traulicher Unbefangenheit neben einander.

„Mir gefällt eure Lebensweise nicht!“ sprach Maja, „ich fühle mich so verlassen.“

„Mir auch nicht,“ entgegnete Bianor zu der Jungfrau gewendet, „könnte ich doch diesem tod-ten Gewühle entfliehn.“

„Und wohin?“ fragte das Mädchen.

„Zu Dir!“ rief der Jüngling freudig, „zu Dir, und mit Dir allein im dichten Waldesdunkel oder auf den schwankenden Wogen.“

So ging das unschuldige Gespräch der Bei-den immer weiter, bis sie endlich, Herz und Seele gegen einander austauschend, sich ewige Liebe schwuren. —

Am andern Morgen unterrichtete Bianor den Vater von seiner Liebe, und ging dann, ohne dessen Antwort abzuwarten, zu dem Inselkönig, diesen um die Hand seiner Tochter zu bitten. Aber in dem Herzen der Väter wohnte nicht die Liebe der Kinder, gegenseitig sprach Stolz und Eigennutz aus ihnen, jeder glaubte sich zu ver-kleinern, wenn er die Hand zu diesem Bündnisse böte, und Beide verboten mit Härte den Kindern, sich einander je wieder zu nähern.

Lange Zeit ehrten beide Kinder das strenge Gebot der Väter, aber endlich siegte die Liebe und sprengte die Fessel. Sie sahen sich öfter, begünstigt vom Dunkel der Nacht, sie wiederholten sich die Schwüre einer ewigen Liebe, und schlossen sich stets inniger aneinander, aber der Engel der Unschuld wich nicht von ihnen, und hielt ihren Sinn und ihre Herzen rein.

So hatten sie manche Stunde in der Einsamkeit mit einander hingebracht, die traurige Gegenwart beseufzend und eine glückliche Zukunft träumend. Da ergoß sich plötzlich ein lichter Schein um sie, erschrocken fuhren sie auf, und in einem Glanzmeer, das sie umwallte, erblickten sie die zarten Umrisse einer ätherischen Frauengestalt. Zitternd vor Furcht und Erwartung, schlossen Beide sich fester aneinander.

„Fürchtet euch nicht," begann die Erscheinung mit überaus lieblicher Stimme, „ich bin zu eurem Heile hierhergekommen. Die Fee des Meeres nennt man mich, und diese Insel war bisher mein Wohnsitz, es war der einzige Ort auf der Erde, der von der Sitten-Verderbniß der Men-

schen noch rein erhalten und meiner würdig war. Nun sind sie auch hierhergekommen, haben mein Paradies zerstört und mich heimathlos gemacht. Jetzt habe ich mir ein Reich geschaffen, das dem Auge des Menschen verborgen bleiben muß, es ist nicht hier, es ist nicht dort, aber überall ist es zu finden für das Auge, so es erkennen will. Allein Menschen, die ich beglücken kann, fehlen, ich wohne allein in meiner weiten Schöpfung. Ihr Beide habt euch bisher rein gehalten in dem allgemeinen Strudel des Verderbens, wollt ihr warten, bis er auch euch endlich ergreift, oder wollt ihr mir folgen?"

„Wir wollen Dir folgen!" riefen Beide wie aus einem Munde.

„So geht unverweilt heimwärts zu den Euren," sprach die Erscheinung weiter, „und was in der dritten Nacht, von heute an gerechnet, der Traum euch lehrt, das thut." Die Meeresfee breitete die Hände wie zum Segen über sie aus, und verschwand.

Tief erschüttert und hocherhoben zugleich trennten sich die Liebenden und gingen jeder für sich

in ihre Wohnung. Und als die dritte Nacht einbrach, ſenkte ſich ein ſanfter Schlaf auf ihre Augenlieder, aber nach einigen Stunden hatten Beide einen und denſelben Traum. Es däuchte ihnen, als ob die Erſcheinung aus dem Walde vor ihr Lager hintrat und ſie mit ſanften Worten aufſtehen hieß. Sie folgten dieſem Winke, die Erſcheinung ſchwebte vor ihnen her und führte ſie ungehindert durch ihre Wächter, denn ſeit der letzten Zuſammenkunft im Walde, welche die Väter entdeckt hatten, wurden ſie ſcharf bewacht. Der Weg ging durch Feld, Wieſen und Wald mit unglaublicher Schnelle. Am Meeresſtrom trafen ſie zuſammen und umarmten ſich innigſt. Die See glänzte ihnen entgegen, als ob ſie im Sonnenlichte hell aufglühte, ein Fahrzeug lag am Ufer, und die Fee winkte ihnen, einzuſteigen, indem ſie über die Wogen hinausſchritt in die Nacht. Die beiden Liebenden folgten dem Befehl, und die Fee verſchwand, aber bunte Lichter ſtrichen über die Wogen hin, dem Oſten zu, und ohne Steuer und Segel zog die Gondel ihnen nach.

Mit ruhigem Gleichmaaß ward die Fahrt fortgesetzt, Maja's heimathliche Insel war längst aus ihrem Gesichtskreise entschwunden, die Lichter erloschen und die erste Morgendämmerung brach herein; fester schmiegte sich Maja an ihren Bianor, als sie sich in der großen Wasserwüste mit dem Geliebten allein befand; da stand plötzlich die Gondel fest, als sei ein sicherer Anker von dem Bug in die Tiefe hinabgerollt. Ein leiser Lufthauch zitterte über die Meeresfläche und die gütige Fee tauchte aus derselben empor. „Seid mir willkommen in meinem Reiche," sprach sie sanft, „möge ein günstiges Gestirn über euch leuchten, damit ihr dieser Gunst nie unwürdig werdet. Kommt, ihr meine Lieben."

Da tauchten die ersten Strahlen der Alles belebenden Sonne im Osten auf, und wie durch einen Zauberschlag war plötzlich die ganze Gegend verwandelt. Hohe, grünende Ufer entstiegen den Wogen, und prachtvolle Palmenwälder schmückten die Hügel, die üppigen Thäler waren von Seen durchschnitten und ihre Ufer von Blumen eingefaßt, deren Farbenpracht das Auge blen-

dete und doch unwiderſtehlich feſſelte, mächtige Schlöſſer hoben die ſtolzen Thürme in die blaue Morgenluft, und die lichten Mauern glänzten wie Silber und Gold, die beiden Liebenden jauchzten auf vor Entzücken und umarmten ſich mit Thränen in den Augen.

Die Fee des Meeres deutete auf ihr zauberiſches Reich: „Kommt, meine Kinder!“ ſprach ſie, und verſchwand hinter den Bergen. Da ſchwammen zwei lichtweiße Schwäne heran, umkreiſten die Gondel, die ſie mit Roſenketten umſchlangen, und führten ſie mit Flügelſchnelle von dannen.

Das iſt die Sage von der Meeresfee! Noch jetzt, wenn unter den ſüdlichen Breiten die ſcheidende Nacht mit dem kommenden Tage um die Herrſchaft kämpft, wallen die Nebel auf, und der gütigen Fee phantaſtiſches Reich ſteigt aus den Wogen auf. Aber der überkluge Schiffer lehnt am Steuer, ſieht wohlgefällig auf das bunte Farbenſpiel, und ſpricht vor ſich hin: „Da iſt die

fala morgana wieder, nun werden wir wohl Sturm kriegen.“ Das hört die Fee, unwillig ſchüttelt ſie das Haupt, die Zauberinſel verſinkt, zürnend erheben ſich die Wogen und peitſchen den Schiffer und ſein Schiff von dannen. Wer aber mit unbefangenem Gemüth und ſchuldloſem Sinn die heitere Erſcheinung ſieht, dem geht ein ganzer Himmel auf in ſeinem Innern, und aus Wellenſchaum und Nebelflor bildet er ſich eine Welt voll ſchuldloſer Freude und lieblicher Poeſie. Des Lebens höchſte Poeſie aber iſt die Liebe! —

Das Leuchten des Meeres.

Wenn das eilende Schiff jenseits der Canarischen Inseln steuert, und bei einbrechender Nacht die Wellen durchschneidet, da pflegt es zu geschehen, daß es plötzlich still steht, und sich Minuten lang weder vorwärts noch rückwärts bewegt. Der Schiffer pflegt dann zu sagen: „Die Windstille im Ostpassat ist im Anzuge!“ aber in Wahrheit erschrickt das Fahrzeug vor der unermeßlichen Wasserwüste, die ihm hier entgegen gähnt, allein schnell sitzt der günstige Wind in den Nacken seiner Segel, und peitscht es fort auf die endlose Bahn, die es sich selbst auf der beweglichen Fläche erst schaffen muß. Dann fahren die Wogen zu beiden Seiten auseinander, es glänzt wie tau-

send und aber tausend Sterne, und die reiche Perlenfluth scheint des Firmamentes im ewigen Blau zu spotten. Mit forschendem Auge folgt der Kenner der Natur dieser Erscheinung, und nennt diese funkelnden Sterne Thierchen, die einen so seltsamen Glanz von sich ausströmen, oder beweist in einer gelehrten Abhandlung, daß es Salztheile sind, die diesen Schein verursachen, und verliert sich dabei in eine Unendlichkeit von Combinationen. Der alte Willy aber, der nun bereits mehr als vierzig Mal über den Tropikus hinaussegelte, und jetzt mit klugem Blick, vom Steuerruder aus, über die Fläche hinschaut, weiß es besser, und erzählt von dem Leuchten des Meeres Allen, die es hören wollen, folgende wunderbare, aber höchst wahrhafte Geschichte:

Es ist eine lange Zeit her, noch ehe der eilende Kiel irgend eines kühnen Seemanns in diese Gewässer kem, als die Dinge rings umher eine ganz andere Gestalt hatten als jetzt. In diesem Augenblick heben sich am äußersten Horizont die Wellen gleich stattlichen Hügeln empor, und dann stürzen sie in sich zusammen; das ge-

schah aber vormals nicht, sondern sie blieben aufrecht stehen, und waren nichts anders als wunderliche Inseln, die aus dem weiten Ocean auftauchten, und mit ihrem lieblichen, zarten Grün das Auge des Schauenden erfreuten. In einem weiten Halbkreis standen sie in einer unabsehbaren Reihe neben einander, und mit leichtgebauten Fahrzeugen wurde eine gegenseitige Verbindung unterhalten. Da fand sich ein Ueberfluß an schönen Früchten und lieblich duftenden Blumen vor, und die Bäume neigten ihre Zweige zur Erde und bildeten natürliche Lauben. Weiter aber bedurften die genügsamen Menschen, die diese glücklichen Inseln bewohnten, nichts, sie lebten in stiller Zufriedenheit mit einander, ohne Wunsch, ohne Sehnsucht nach irgend etwas außer ihnen, als ob das Reich ihrer Inseln das Einzige in der Welt wäre, und es keine andere Beschäftigung gebe, als Früchte zu essen und lustig in den Tag hineinzuspringen. Eine gütige Fee beherrschte diese Unschuldswelt, und sorgte mit zarter Sorgfalt, daß keinem ihrer geliebten Unterthanen ein Leid widerfahre, oder daß ihm Kunde werde von

dem, was jenseits seiner glückseligen Inseln vorgehe.

Unfern von diesem Erden-Paradiese erhob sich eine finstre Gebirgsmasse, dem Auge der Sterblichen nicht sichtbar, denn die wohlthätige Fee hatte sie mit einem lichten Nebelschleier verhüllt. Hier herrschte ein böser Zauberer, der natürliche Sohn des Neides und der Mißgunst, der das Glück jener Insulaner mit verbissenem Grimm anschaute, und gerne alles Mögliche dazu beigetragen hätte, um sie dem Verderben zu opfern. Aber die Fee, wohl merkend, was die Absicht ihres bösgesinnten Nachbars sei, suchte alle seine Anschläge zu vereiteln, und wußte vermittelst eines seltenen Talisman alle seine Unternehmungen zu schanden zu machen. Darob erboßte sich jener arglistige Zauberer sehr, verließ in einer dunklen Nacht seine Gebirge, und erregte einen furchtbaren Sturm, der das Meer in eine solche Bewegung brachte, daß die Wellen sich bis zu den Wolken aufthürmten, und sich dann auf die zarten Hügelreihen stürzten, so daß diese in die augenscheinlichste Gefahr geriethen. Aber die Fee

tauchte aus den Wogen auf, und ſah die toben-den Elemente mit einem ſo mild bittenden Blick an, daß ſie ihren Zorn fahren ließen und ruhig vorüber zogen. Nun warf der böſe Zauberer ſeinen ſchwarzen Mantel um die Schultern, aus dem plötzlich ein Paar mächtige Flügel entſtan-den, mit denen er ſich hoch in die Luft erhob und ſeinen Flug nach Hiſpaniens Bergen nahm. Dort, in der Mitte ſeiner Genoſſen, hielt er ei-nen langen Rath, und kehrte dann nicht wieder nach ſeinem Wohnſitz zurück, ſondern dieſer ward immer kleiner und verſank endlich ſpurlos in die Tiefe des Meeres. Darüber wurde die gute Fee ſehr froh, ſie glaubte ſich von ihrem böſen Feinde gänzlich befreit, und ward deshalb noch ſorgloſer als vorher, aber zu ihrem eigenen Verderben.

Eine lange Zeit war ſeit jener fürchterlichen Nacht verſtrichen, die Fee war abweſend, um mehrere ihrer geliebten Schweſtern im Orient zu beſuchen und mit Rath und That beizuſtehen, da ſah man eines Morgens die Bewohner der Hü-gel verwundert an ihren Ufern ſtehen und eine ſtattliche Inſel anſtaunen, die über Nacht aus

dem Meere hervorgewachſen war. Sie war grö-
ßer und höher als die übrigen, das Grün, mit
dem ſie bedeckt war, war blendender, und mit
vielen anderen ſchönen Farben untermiſcht, die
ſich gar lieblich in der Morgenſonne ſpiegelten.
Lange ſtaunten die Inſulaner dieſe neue Erſchei-
nung an, endlich aber beredeten ſie ſich miteinan-
der, und, ihre Böte beſteigend, ſchifften ſie dem
neuentſtandenen Eilande zu. Kaum hatten ſie ihr
Unternehmen begonnen, als ein ſchwarzer Vo-
gel, — man konnte kaum ſehen, woher er ſo
ſchnell kam, — in die Luft ſtieg und mit ſeinen
weitausgebreiteten Flügeln die ganze Gegend ver-
finſterte. Dieſes böſe Zeichen hätte ſie warnen
ſollen, aber ſie gaben mitnichten etwas darauf,
und landeten an der unbekannten Inſel. Aber
je tiefer ſie in das Land hineingingen, je weiter
dehnte es ſich vor ihnen aus, ſo daß ſie ſchon
die Beſorgniß hegten, ſie würden den Ort, wo
ſie gelandet, nicht wiederfinden. Mehrere von ih-
nen riethen bereits zur Umkehr, als ſie einen
Mann, auf dem Raſen ſitzend, gewahrten, der
ganz ſo gebildet war als ſie, nur daß er ſich durch

seine ansehnliche Körperlänge merklich von ihnen unterschied. Der Mann rief ihnen mit einem freundlichen Lächeln ein Willkommen zu, und bat sie, neben ihm auf dem Rasen Platz zu nehmen. „Ich wollte euch wohl von den Früchten, die meine Insel hervorbringt, Einiges zur Stärkung anbieten," sprach er schlau, „aber ich weiß nicht, wie es damit aussieht, denn ich bekümmere mich nicht darum; ich bedarf dieser Nahrung nicht, da mir viel etwas Besseres bleibt, als jene Früchte, deren Benutzung ja auch jedem Thiere und jedem Vogel freisteht." Mit diesen Worten griff er mit beiden Händen vor sich in den Rasen hinein, und brachte eine Menge glänzender Dinge hervor, mit denen er spielte und um sich herwarf, so daß die Insulaner erstaunt um sich blickten und sich nicht genug verwundern konnten über das, was sie sahn. Der Mann aber lachte über sie, und forderte sie auf, ein gleiches Spiel zu versuchen, es würde ja auch ihnen gelingen, meinte er. Da griffen alle Hände in den Rasen hinein und brachten des glänzenden Schmuckes so viel zum Vorschein, als sie fassen konnten, und bald

leuchtete die Ebene, als ob es ſchien, die Sonne habe ſich auf ſie herabgeſtürzt und blicke die Bahn zurück, welche ſie durchſchnitten. Als nun die unbefangenen Inſulaner ſich noch immer über dieſe Herrlichkeiten wunderten, und darüber Hunger und Durſt vergaßen, ſprach der Mann mit verweiſender Stimme: „Ihr Thoren! das habt ihr nun davon, weil ihr den Befehlen einer geizigen Frau gehorcht, die euch jene Herrlichkeiten nicht gönnt, welche die Tiefe birgt; das habt ihr davon, daß ihr ſtets auf der Oberfläche eurer Fluren einhergeht, und nicht eindringt in das Geheimniß eurer Berge, die eben ſolche Herrlichkeiten verſchließen, als die meinigen. Jetzt aber geht und verlaßt mich, denn eure Gegenwart iſt meinem weitern Beginnen zuwider.“ Damit wandte er ihnen den Rücken, und die Inſulaner, welche ſich im Nu an den Strand und zu ihren Böten verſetzt ſahen, ſchifften wortkarg aber gedankenvoll zu ihren Inſeln zurück. Dort angelangt, gingen ſie ſtumm neben einander her, nichts machte ihnen Freude, und tagelang ſtarrten ſie nach jener Inſel, wo ſie Alle den fremden Mann zu erblicken glaubten,

wie

wie er mit jenen unterirdiſchen Schätzen ſpielte. Endlich wagte es einer von ihnen, das ſeltſame Spiel des Fremden in ſeiner Heimath zu beginnen, er warf ſich auf den Raſen hin, wühlte ihn auf, und brachte mit einem Freudengeſchrei eine handvoll jenes glänzenden Spielwerks hervor. Alle Uebrigen machten es ihm nach, und binnen Kurzem waren die lieblich grünen Hügel aufgewühlt, die Blumen wurden als unnütz weggeworfen, die Bäume, als dem fernern Nachſuchen hinderlich, aus dem Wege geräumt, und Jeder ſuchte ſo viel Gold, Perlen und Edelſteine an ſich zu bringen, als er nur eben zu laſſen im Stande war. Mit dieſen Schätzen aber war der Geiſt einer heitern Zufriedenheit von ihnen geflohen, Einer beneidete den Andern, und Jeder glaubte, er beſitze noch lange nicht ſo viel, als ſein Nachbar, während dieſer mit gierigen Blicken nach dem Haufen ſeiner zuſammenſcharrenden Genoſſen ſchielte.

Nun hielten ſie ſich mit ihren Reichthümern in den Hütten, welche ihnen die Natur erbaut hatte, nicht mehr ſicher genug, und ſuchten daher

festere Wohnungen herzustellen, als sie bisher hatten. Aber dennoch war Einer vor dem Andern nicht sicher, ein offenbarer Krieg brach aus — und ein geheimer, denn wem es nicht gelingen wollte, sich fremder Schätze mit Gewalt zu bemächtigen, der versuchte es durch List oder Betrug, und ruhte nicht eher, als bis er sein Vorhaben ausgeführt hatte, oder darüber zu Grunde gegangen war.

Um diese Zeit kehrte die Fee von ihrer Wallfahrt aus dem Orient zurück, und fuhr in ihrer Rosengondel, welche vier silberne Schwäne zogen, über den Ocean hin. Als sie die neu aufgetauchte Insel entdeckte, erstaunte sie sehr, aber alsbald verwandelte sich ihr Erstaunen in Schrekken, denn ihr alter Erbfeind, der Zauberer, schwamm, auf einem Wallfisch sitzend, heran, und sagte: „Nun wirst Du sehn, ob ich in der Zeit Deiner Abwesenheit die Wirthschaft gut bestellt habe, und ob ich hoffen darf, daß Du mit meiner Aussaat zufrieden bist. Sie ist bereits zum Verwundern gut aufgegangen, und ich wünsche nur, daß ihre Früchte Dir so wohl bekommen mögen, als Dei-

nen lieben Kindlein.“ Und als er dies gesagt hatte, lachte er laut auf und versank mitsammt seiner Insel, die nur ein neckendes Phantom gewesen war, in die Tiefe.

Außer sich vor Schmerz und Kummer, begab sich die Fee nach ihren geliebten Inseln, sah die Zerstörung, welche hier vorgefallen war, und rief alsobald sämmtliche Insulaner zusammen, welche nur lässig im Gehorchen waren, denn sie konnten es kaum über sich gewinnen, sich so lange von ihren Gütern zu trennen, bis sie erfahren hätten, was ihre Gebieterin ihnen zu sagen habe. Diese fing nun mit bewegter Stimme an, ihnen ihr Unrecht vorzuhalten, und suchte sie zu bewegen, auf den alten Weg der Mäßigung zurückzukehren, damit sie ihr eigenes Heil nicht verscherzten. Dazu waren sie aber nicht zu bewegen, sondern sie trotzten ihrer Wohlthäterin, und machten ihr Vorwürfe, daß sie das Geheimniß der Berge so lange vor ihnen verborgen gehalten habe, und das Alles nur, um ihrem Geize und ihrer eignen Habsucht zu fröhnen; das aber sollte ihr ferner nicht gelingen. Ueberdem brauchten sie ih-

rer ferner nicht, denn sie wollten von jetzt ab ihrer eignen Neigung leben. Darüber betrübte sich die Fee sehr, aber sie beschloß auch, die Verwegenen zu bestrafen, und sagte daher mit hohem Ernst: „Ihr Undankbaren habt es verschérzt, daß ich euch fernerhin wohlthätig beschirme, und ich will es auch nicht. Ihr habt euch ein eigenes Loos gewählt, so behaltet es denn, ich verlasse euch. Aber die Schätze der Finsterniß gehören nicht an das Licht der Sonne. Darum mögen sie versinken in die Nacht des Meeres, und wenn euch nach ihnen gelüstet, so folget ihnen nach." Und kaum hatte sie dies gesprochen, als alle Edelsteine, alle Perlen und alles Gold hinabrollte in die Tiefe des Meeres. Die Insulaner aber sahen den entschwundenen Schätzen mit stieren Blicken nach, und stürzten sich mit lautem Geheul in die Fluth.

Da warf die Fee, überwältigt vom tiefen Schmerz, den Talisman, mit dem sie bis dahin diese glückliche Gegend beherrscht hatte, weit von sich, und entschwebte in der Gestalt einer Taube zum Himmel. Die Hügel aber gingen auseinander,

floſſen rechts und links hinab und miſchten ſich mit den Wellen, die Roſengondel und die Silberſchwäne bedeckend. Die Inſulaner aber raffen gierig die verſunkenen Schätze auf dem Boden des Meeres zuſammen, und wenn ſie ſich genugſam beladen, dann ſtreben ſie nach dem Sonnenlicht. Aber den feſten Boden vermiſſend, laſſen ſie die blinkende Laſt fallen, und tauchen auf's Neue bis auf den Grund, das trügeriſche Spiel zu wiederholen.

Das iſt das Leuchten des Meeres.

Die Sturmvögel.

Unfern von Norwegens felsiger Küste, dort wo die Schiffer den Hafen von Bergen ansegeln, liegt ein Felsen mitten im Meer, der hoch aus der Fluth emporragt. Er ist bekannt unter dem Namen der Vogelklippe. — Zeit und Wellenschlag haben das ihrige gethan, und immer ein Stück nach dem andern davon abgerissen, früher aber starrte sie, bei einem zehnmal größeren Umfange, den Schiffer als ein furchtbares Schreckbild an, denn wohl wußte er, alten Ueberlieferungen trauend, daß es hinter diesen Felsenwänden nicht geheuer sei, und ein böser Dämon, in der Gestalt eines alten Weibes, dort sein Wesen treibe. Noch hat sich die Sage von der alten Mutter Carp und

ihrer Küchlein im Munde des Volkes erhalten, und der treuherzig gemachte Küstenfischer erzählt dem neugierig gemachten Fremden davon Folgendes:

Die Sonne tauchte blutig roth aus dem Meere auf, die Herbstnebel schwammen auf den Wogen, und wallten unbeständig hin und her. Da erhob sich die riesige Gestalt eines Norwegischen Streiters von seinem harten Steinlager auf der Vogelklippe, und blickte forschend auf die Wasserfläche hinaus. Es war Helgo, der mit seinen Schiffen und Mannen von Drontheim gekommen war, und nach England ziehen wollte, um den aufrührerischen Alfred zu strafen, der sich gegen ihn empörte. Aber in der Nähe der Vogelklippe ereilte ihn über Nacht ein heftiger Sturm, schleuderte sein und seiner Gefährten Schiffe gegen die eisenharten Wände, und als der Morgen graute, war er von allen Streitern nur allein übrig, von den Schiffen aber erblickte er keine Spur. Ungeduldig schritt Helgo, während des Tages, am Ufer auf und ab, und spähte sinnend umher, ob nicht auf irgend eine Weise von die-

sem Felsen zu entkommen sei, aber nirgends bot sich ihm eine Gelegenheit dar, und mürrisch warf er sich bei einbrechender Nacht in voller Eisenrüstung auf den steinigen Boden. Lange schon starrte Helgo, und stets mit demselben ungünstigen Erfolge, in das offene Meer hinaus, als die oben bezeichnete alte Bewohnerin dieses Felsens sich mit einem grinsend freundlichen Gesichte nahte und ihm einen guten Morgen bot. Sie lud den vornehmen Fremdling in ihre Hütte, und Jener, erfreut, endlich ein menschliches Wesen zu erblikken, folgte ihr ungesäumt. Sie führte ihn in eine geräumige Bretterhütte, er nahm Platz am Feuer, und bald loderte dies, durch die Sorgsamkeit der alten Frau geschürt, in hellen Flammen auf. Darauf setzte sie ihrem Gast ein freundliches Mahl von Fischen, Vogeleiern und Waldbeeren vor, und schob ihm einen tüchtigen Krug Meth hin. Helgo ließ es sich wohlschmecken, konnte aber doch nicht umhin, sich zu verwundern, woher seine Wirthin diesen Vorrath plötzlich genommen, denn kein Strauch grünte auf dieser Klippe, der Beeren spenden könnte, und

nirgends zeigte sich eine Spur, daß man Vorkehrungen zur Bereitung von Speisen getroffen hatte. Die Alte grinsete ihren Gast an, und sagte mit langgezogener Stimme: „Ei, mein tapferer Held! wie mögt ihr euch doch wundern! wir haben lange auf euch gewartet, denn die heilige Frigga, deren Bild in dem Haine zu Drontheim steht, hat meiner frommen Tochter Asla längst versprochen, ihr einen schmucken Freier hierher zu senden auf den Fittichen des Sturmes. Diesem Ausspruche haben wir vertraut, und lange mit dem hochzeitlichen Mahle gewartet; nun aber seid ihr da, und könnt alsobald eure Braut heimführen.“

Helgo lachte bei dieser Eröffnung laut auf, die Alte aber nahm das sehr übel, und kreischte: „Ei seht doch! man soll euch wohl gar noch bitten, das schönste Mädchen in Norwegen mit eurer Liebe zu beglücken? Daß ich nie mehr dergleichen von euch höre, sonst möchte es leicht geschehen, daß ich euch meinen Segen zu dem Ehebündnisse nicht gebe, ihr möchtet auch nachher so viel winseln als ihr nur wolltet.“ Mit diesen Worten ging sie hinaus, und Helgo, der ihr folgte,

sah, wie sie an einen Käsicht von Eisendraht geflochten, trat, und den darin befindlichen kleinen Vögeln Futter streute. Diese pickten die goldnen Körner gierig auf, und riefen beständig: „Laß uns los! laß uns los!“ Jene aber entgegnete: „Noch nicht, ihr Zügellosen! der Schiffer braucht eurer Warnung nicht; warum durchschneidet er mit seinem hölzernen Hause den kristallenen Spiegel des Meeres? Laßt ihn daheim bleiben, und wenn es ihn so sehr gelüstet nach fremden Schätzen und andern Ländern, so sollen Mutter Cary's Zöglinge ihn wenigstens nicht warnen vor der Gefahr des nahenden Sturmes.“ — Die kleinen Thiere fuhren aber dennoch fort zu rufen: „Laß uns los! laß uns los!“ bis jene mit einer langen Ruthe unter die Schnatternden fuhr und sie zum Schweigen brachte. Bald darauf verschwand sie hinter den Felsen.

Helgo, der längst die Verheißung der Alten vergessen hatte, lehnte am Eingange der Hütte; als ein lieblicher Gesang, der unfern von ihm erscholl, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er blickte forschend umher, und bald ge-

wahrte er eine junge nordische Maid, die furchtlos um sich schauend, der Hütte zuschritt. Ihre goldenen Locken flatterten frei im Morgenwinde, und die sprechenden blauen Augen schweiften munter und sorglos umher. Dies, so wie die liebliche Frische ihrer Wangen, und ihr zarter Wuchs, hatten so ungemein viel Anziehendes für Helgo, daß er ihr einige Schritte entgegenging und sich sittig vor ihr verneigte. Anfangs stand die Jungfrau zitternd und verwirrt vor dem Helden, aber bald faßte sie sich, und hieß ihn in dem Hause ihrer Mutter auf das freundlichste willkommen. Es währte nicht lange, so waren Beide mit einander in Gesprächen vertieft, und hatten die Ankunft der Alten nicht vernommen, die sich längst in ihrer Nähe befand.

„So recht, Kinderchen!" begann sie endlich, „schämt euch nicht vor mir, noch vor euch selber. Die großen Götter haben euch einmal für einander bestimmt, und es wäre sehr unbedacht gehandelt, ihren Beschlüssen zu widerstreben. Darum, mein Sohn Helgo, reiche Du meiner Tochter Asla die Hand, und laßt mich den Segen über

euch aussprechen, der euch unauflöslich mit einander verbindet. Helgo schaute die Alte mit einem seltsamen Blicke an, aber er vermochte nicht ein Wort hervorzubringen und ging stumm auf die Seite.

Aber noch desselben Abends traf er mit Asla wieder zusammen, herzlicher und inniger wurde das Zwiegespräch Beider, als am Morgen, und auch jetzt gewahrten sie nicht, daß die Alte herzugetreten war, bis diese ihre Aufforderung wiederholte. Auch jetzt schlich Helgo zur Seite, aber bewegter und hingebender als am Morgen; er vermied es, in die Hütte zurückzukehren, und irrte die ganze Nacht im Freien umher, bald sehnsüchtig nach dem Orte blickend, wo Asla jetzt weilte, bald mit dem Auge über die Meeresfläche hingleitend, und gleiche Sehnsucht erfaßte hier und dort sein Herz.

So trieb er es fort, bis am andern Morgen das liebliche Mädchen ihm begegnete, und ihr Gespräch noch zärtlicher und hingebender ward als jemals, ja er wagte es, die sich nicht Sträubende in seine Arme zu ziehn und einen süßen

Kuß auf ihre blühenden Lippen zu drücken, und als nun die Alte aufs Neue mit ihrem Anerbieten hervortrat, da weigerte sich Helgo nicht länger, und er kniete neben Asla nieder, um den Segen ihrer Mutter zu empfangen. Jene aber sprach: „Erst mußt Du mir einen heiligen Eid schwören, daß Du diesen Felsen und mein Kind nie verlassen willst, und daß die übrige Welt für Dich nicht mehr sein soll.“ Er schwur, von Leidenschaft geblendet, denn Asla legte das goldlockige Haupt auf seine Schulter und sah ihn mit süßschmachtenden Blicken an. Nun hatte Helgo ein junges Weib, und die Tage flogen wie in einem süßen Rausche dahin. Da trat die Alte eines Morgens vor das Lager ihrer Kinder, und sprach mit ihrem gewohnten Grinsen: „Es freut mich, daß ihr so still und einträchtig bei einander wohnt, ich habe jetzt wenig mit euch zu thun, bekomme euch überdies nur selten zu sehen, und habe deshalb Langeweile. Darum will ich eine Wallfahrt nach dem südlichen Norwegen unternehmen, wo wichtige Geschäfte meiner warten; wenn mir das Glück wohl will, sind diese binnen

Mondesfrist beendet. Bis dahin, lieben Kinder, lebt wohl, wir werden uns ja, wenn es den Göttern gefällt, allesammt glücklich und zufrieden wiedersehn. Auch bringe ich euch prächtige Gaben mit, wie ihr solche noch nicht gesehen habt, um euch damit zu schmücken." Und als sie das gesagt hatte, schied sie alsbald von dannen.

Helgo lebte nun mit Asla in ungestörter Ruhe auf dem Felsen, der ihnen, wenn gleich auf eine unerklärliche Weise, hinreichende Nahrung bot, ohne daß sie sich deshalb sonderlich abmühten, und sich nur mit Küssen, Scherzen und fröhlichen Wanderungen ergötzten.

Einstmals gelangten sie auch zu jenem Käficht, worin die Vögelein gesperrt waren, und diese riefen den Kommenden entgegen: „Laß uns los! laß uns los!" und als Helgo sich nun bei seiner Asla erkundigte, was es mit diesen Thieren für eine Bewandniß habe, da erzählte sie ihm, mit der Bitte, der Mutter ob ihres seltsamen Beginnens nicht zu zürnen, daß diese mit geheimen Dingen vertraut sei, und Wissenschaft

von Vielem habe, was Andere nicht wüßten. „Diese Vögel," fuhr sie fort, „haben die seltsame Eigenschaft, daß sie den Sturm vorher verkünden; sie fliegen dann auf die offne See hinaus, und warnen den Schiffer, der gelassen seine Segel einzieht und der Gefahr entrinnt. Der weise Mann, der diesen Thieren solche geheime Kraft gegeben hat, war vor vielen Jahren der Geliebte meiner Mutter und machte ihr damit ein Geschenk. Jedesmal, wenn sie nun einen Sturm heraufziehen sah, ließ sie die Vögel los, die dann den sorglosen Schiffer warnten und darauf ruhig in ihren Käficht zurückkehrten. So blieb manches Menschenkind am Leben, und der tiefe Abgrund entbehrte der zahllosen Opfer. Darüber ergrimmte der Gott, der in der Tiefe des Meeres herrscht, er suchte den weisen Mann an sich zu locken und ihn meiner Mutter abwendig zu machen. Es gelang ihm, Jene ward verlassen und fühlte von dem Augenblick an nur Haß und Rache in ihrer Brust. Sie fing die Vögel ein, und schwur einen fürchterlichen Eid, daß sie ihre Freiheit nicht eher wieder erhalten

ſollten, bis ihre Tochter in treuer Liebe mit Norwegens erſtem Helden verbunden ſei."

„Das biſt Du nun, mein ſüßes Lieb!" ſprach Helgo, „und der Eidſchwur iſt gelöſt. Darum laß uns dem Unheil ein Ende machen und jenen Thieren die Freiheit gebeſſl, damit der Sohn des Meeres ſeine freundlichen Warner wiederſehe."

Er ſtreckte die Hand nach dem Käfich aus und wollte verſuchen, ihn zu öffnen, Asla aber hielt ihn mit ängſtlicher Haſt zurück, und ließ nicht eher mit Schmeicheln und Bitten nach, bis ihm ſein Entſchluß wieder leid geworden war.

Die Sonne ſtieg aus dem Meere auf, und fernhin am Horizont wurde ein Segel ſichtbar. Helgo, der, ſo lange er auf der Vogelklippe war, dieſes Anblicks entbehrt hatte, ergriff einen mächtigen Feuerbrand, raffte alles Holz zuſammen, was in der Nähe war, und warf es darauf, ſo daß die Flamme hell auf zum Himmel leuchtete. Asla ſah ſeinem Beginnen verwundert zu, und Jener ſtarrte bald in die Flamme, bald nach dem Segel in der Ferne. Aber bald jauchte er laut auf

vor Freuden, denn die Schiffer hatten ſein Zeichen geſehen, und ſteuerten der Klippe näher. Schon waren ſie dem Ufer nahe, die Helden entſtiegen dem Schiffe, und Helgo erblickte unter ihnen ſeine liebſten Waffengefährten Nös und Ourdal, die gleich ihm in jener furchtbaren Sturmnacht ſich gerettet und ſich nun aufgemacht hatten, die Spur ihres Führers aufzuſuchen. Allgemein war die Freude über den wiedergefundenen Helden, und eine heitere Luſt herrſchte am Strande, bis Nös und Ourdal ihren Führer aufforderten, ſofort den unwirthbaren Felſen zu verlaſſen und mit ihnen in den Kampf zu ziehn, denn immer mächtiger werde der Engländiſche Alfred, und wage es ſogar, die Norwegiſchen Küſten zu beunruhigen. Nun nahm Helgo das Wort und theilte ſeinen Freunden mit, was ihn hier zurückhalte. Anfangs wollten die Kämpfer ihren Ohren nicht trauen, als ſie aber Asla ſahen, deren Lieblichkeit auch ſie bezauberte, entgegneten ſie: „Wohlan, ſo ſei ſie denn Dein Weib, wenn ſie gleich keine Königstochter iſt, aber nimm ſie mit Dir und

kehre in Dein Vaterland zurück, wo ruhmvolle Gefahr Deiner wartet."

So sprachen jene Männer, Aëla aber entgegnete: „Mitnichten werde ich den Felsen verlassen, und auch Helgo darf nicht mit euch ziehen, denn ihn hält sein Eid hier zurück und der ist ihm heilig."

In der Brust des Helden begann ein gewaltiger Kampf, den die Hin- und Herreden seiner Freunde und seines Weibes immer mehr anfeuerten, und schon hatte Aëla's Beredsamkeit den Sieg davon getragen, als ein neues Segel sichtbar wurde.

„Ha!" riefen Nös und Ourdal aus, „das ist Alfred selbst, den seine Verwegenheit so kühn macht, bis in das Herz unserer Nordischen Gewässer vorzudringen. Nun, er darf es immer wagen, unser Helgo wird ihm gastfrei Thor und Thür öffnen und als ein dienender Knecht auf der Schwelle sitzen."

Das war zu viel für ihn! nicht achtend auf das Angstgeschrei seines Weibes, warf er

ſich in ſeine Rüſtung, ergriff die Hand ſeiner alten Gefährten und ſchiffte ſich mit ihnen ein.

Nun irrte Asla troſtlos am Ufer umher, ihr Angſtgeſchrei erfüllte die Luft, und ihre Thränen miſchten ſich mit der ſchäumenden Brandung. Kaum aber war die Mitternacht hereingebrochen, als ihre Mutter heimkehrte und nach Helgo fragte. Unter vielem Schluchzen erzählte die Verloſſene, was vorgegangen ſei, und als ſie geendet, ſtürzte ſie ohnmächtig nieder.

Die Alte ward über und über roth, und ſchäumte vor Wuth, kein Wort kam über ihre Lippen, aber mit ſtiller Bosheit blickte ſie auf die eingeſperrten Sturmvögel, die ſich diesmal ganz ruhig verhielten, und ging dann an ihr mitternächtliches Werk, das in nichts Geringerem beſtand, als einen tüchtigen Sturm zu brauen und die Verräther zu ſtrafen.

Um Asla hatte ſie ſich während dieſer Zeit nicht gekümmert, und als dieſe aus ihrer tiefen Ohnmacht langſam erwachte, hörte ſie, daß die Vögel in ihrem Käfigt ängſtlich hin- und her-

flatterten und riefen: „Laß mich los! laß mich los!“ Erschreckt raffte sie sich auf, sah ihre Mutter in der Ferne, vom Feuer geröthet, bei dem Zauberkessel stehn, und vernahm die geheimnißvollen Sprüche, welche diese vor sich hin murmelte. Nur zu bald errieth sie, was hier vorging, und mit kühner Entschlossenheit eilte sie zu dem Käfich, dessen geheimnißvolle Art, ihn zu öffnen, ihr bekannt war. Der Deckel flog auf, und die Thiere erhoben sich mit einem lauten, freudigen Gezwitscher in die Luft. Sinnlos lief die Alte herbei, und konnte sich nicht mäßigen, als sie sah, was geschehen war, doch Asla sprach: „Um meinetwillen soll Keiner mehr sterben, und hat er mich auch treulos verlassen, so liebe ich ihn dennoch, und will mein Leben hier einsam vertrauern, bis die Götter mir ein gnädiges Ende schenken. Möge dies bald geschehn!“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie leblos zu Boden sank, denn das treuliebende Herz war gebrochen. Lautheulend stürzte die Alte bei ihr nieder, und als sie die theure Leiche umschloß, entfloh auch ihre Seele. Der felsige

Boden that sich auseinander und gewährte ihnen ein ruhiges Grab. —

Die Sturmvögel erreichten noch zeitig genug die Höhe des Meeres, die Schiffer wurden gewarnt und der Sturm zog machtlos vorüber, als aber die Norwegischen Helden den streitlustigen Engländer erreichten, da traf, ehe noch das Gefecht begonnen hatte, ein schwerer Bolzen, aus dem feindlichen Schiffe entsendet, den kühnen Helgo auf der Brust und stürzte den Treulosen rücklings in's Meer. Die Wellen begruben ihn.

Die Vögel eilten nach ihrem Felsen zurück, als sie aber ihre treue Pflegerin vermißten, stoben sie nach allen Himmels-Gegenden auseinander, und durchkreuzen jetzt die Meere; dem aufmerksamen Schiffer ein treuer Warner bis auf den heutigen Tag.

Der fliegende Fisch.

Ehe noch der, nach unmäßigem Gewinn dürstende Europäer seine Ruhmsucht zu Hülfe rief, um die Länder jenseits seiner Hemisphäre zu erforschen, war jener Himmelsstrich, gleich wie einst der leben- und liebeglühende Orient, von Geschöpfen ganz anderer Art bewohnt. Versunken ist die ganze schöne Inselwelt früherer Tage, und nur die großen und kleinen Antillen sind die traurigen Ueberreste jener wundervollen Unschuldswelt. Südlich von diesen lag früher ein großes und blühendes Königreich, dessen mächtiger Beherrscher nicht nur ein frommer König, sondern auch ein weiser Mann war. Er war der Sohn eines großen Zauberers und einer schönen Fee, und als

seine Aeltern, durch eine höhere Macht bezwungen, diese Gegend verließen, erschufen sie für ihren Liebling dieses gepriesene Königreich. Sorgfältig forschte der weise König, — denn die Wissenschaft seines Vaters und seiner Mutter war ihm keine fremde geblieben, — nach dem Schicksale, was ihm und seinen Unterthanen noch bevorstehe, und immer kehrte er mit heiterm Angesicht aus dem Innern seines Palastes zurück, denn nimmer trübte sich die hellglänzende Tafel, auf welche eine unsichtbare Hand den Orakelspruch niederschrieb. Aber plötzlich ergriff ihn eine namenlose Angst. Ein schwarzer Fleck ward auf der glänzenden Fläche bemerkbar, und breitete sich immer mehr und mehr aus, nur einzelne Zeichen traten hier und da aus den verhüllenden Nebeln hervor, er konnte den Orakelspruch nicht ergründen. Tief gebeugt, ging er aus dem Palast, durchschritt die Straßen der Stadt, und suchte Ruhe in einem Wäldchen an dem Ufer des Meeres. Hier wartete seiner ein sonderbarer Anblick. Vor sich, auf der krystallhellen Fluth, erblickte er schwimmende Häuser, auf das herrlichste

verziert mit Blumen und kostbarem Gestein, eine angenehme Musik ertönte darin, und liebliche Gesänge wurden laut. Die Fremdlinge, welche diese Häuser bewohnten, sprangen lustig durch einander, und legten ihre Freude über das schöne Land, dem sie sich genaht hatten, durch allerlei seltsame Gebehrden an den Tag. Noch wunderte sich der König über den ungewohnten Anblick, als einer jener Fremdlinge an ihn herantrat und ihn ehrfurchtsvoll begrüßte: „Großer König!“ sprach er, „Du siehst auf jenen Schiffen den Kern eines tapfern Volkes; wir sind die Bewohner des Sonnenlandes *), und ziehen auf den Befehl unseres mächtigen Schutzgottes umher, um für unsern tapfern Prinzen, den großmüthigen Liar, eine Braut zu suchen, die würdig genug sei, ihm ihre Hand zu reichen. So sind wir auf unsern Wanderungen auch in Dein Reich gekommen, und wenn Du es uns vergönnst, so nehmen wir auf einige Zeit unsere Wohnung an diesen herrlichen Küsten und erholen uns von der langen Wallfahrt.“

*) die jetzigen Antillen.

Gerne gewährte der König den Fremdlingen diese Bitte, und während Jener sich beurlaubte, um seinen Gefährten diese Nachricht zu hinterbringen, dachte er unwillkührlich an den fremden Prinzen, an seine liebliche Tochter Maja, an die metallene Schicksalstafel, und seufzte. Unterdessen war der Prinz mit seinem ganzen Gefolge von den Schiffen gekommen, und begrüßte den König mit ausgesuchter Höflichkeit; dieser empfing dagegen seinen Gast auf die freundlichste Weise und führte ihn nach seiner Königsstadt und in den Palast. Hier trat ihnen Maja, die liebliche Königstochter entgegen, und als sie den Prinzen, und dieser das holdselige Mädchen erblickte, da war es, als ginge Beiden eine Sonne auf, und das Leben fange plötzlich an, einen doppelten Reiz für sie zu gewinnen. Der König bemerkte bald, was hier vorgegangen war, und beeilte sich, das Schicksal um Rath zu fragen, das aber starrte ihn von der Metalltafel eben so düster an, als vorher. Liar und Maja hatten sich unterdessen, als ob sie sich das Wort darauf gegeben hätten, von der Menge losgemacht, und trafen sich luft-

wandelnd in dem herrlichen Garten, der den Pa-
laſt umgab. Aengſtliche Scheu hielt ihre Zungen
gefeſſelt, kein Wort trat über ihre Lippen, aber
ſie wechſelten Blicke mit einander, und dieſe ſag-
ten ihnen genug; denn als ſie nach-geraumer
Zeit zu dem feſtlichen Mahle gerufen wurden, was
den Fremden zu Ehren veranſtaltet worden war,
und ſie nun ſtumm von einander Abſchied nah-
men, glaubte Jeder von ihnen zu wiſſen, was er
von dem Andern zu hoffen habe. Bald ſuchte
der Prinz eine Gelegenheit, ſeinem Gefühle Worte
zu geben, und zog ſeinen vertrauteſten Miniſter, —
derſelbe, der den König um die Gabe der Gaſt-
freundſchaft angeſprochen hatte, — in das Ge-
heimniß ſeiner Liebe. Dieſer hörte ſehr aufmerk-
ſam zu, und während der Prinz vor Liebe ganz
außer ſich war, und nur von den Gefühlen ſeines
Herzens ſprach, überlegte Jener, ob hier mit Vor-
theil ein Bündniß zu ſchließen ſei, und als er
hiervon hinlänglich überzeugt zu ſein glaubte, rief
er: „Eine glückliche Stunde, vielleicht der un-
ſichtbare Wille unſeres mächtigen Beſchützers
ſelbſt, hat uns an dieſe Küſte geführt! Alles Gute

geſchehe euch, mein Prinz; ich will ſogleich zum Könige gehen, und ihm euren Wunſch mittheilen.“

Mit großem Ernſt vernahm der König die Werbung des Prinzen aus dem Munde des Miniſters. Er lehnte ſie keinesweges ab, und begehrte nur zuvor mit ſeiner Tochter zu reden. Dieſe hatte unterdeſſen der Zufall wieder mit dem Prinzen zuſammen geführt, aber diesmal waren Beide nicht ſo wortkarg geweſen, als das erſtemal, ſie hatten vieles mit einander zu reden, und als ſie ſich trennten, geſchah es nur unter der Verſicherung, ſich bald wieder zu ſehn, und wo möglich für immer beiſammen zu bleiben.

Maja erſchien vor ihrem Vater, und dieſer las bald in den thränenfeuchten Augen ſeines Lieblings die Gefühle ihres Herzens. Er ſchloß ſie innig gerührt in ſeine Arme, führte ſie in ihr Gemach, und ließ den Prinzen rufen. Dieſer kam eiligſt, nahm ſogleich das Wort, ſprach von ſeiner gränzenloſen Liebe zu der holden Maja, und wie er nie glücklich ſein könne, es wäre denn in ihrem Beſitze.

Der König ließ ihn ganz ausreden, dann sprach er: „Ich habe euch als werthen Gast in meinem Reiche willkommen geheißen, und bin auch wohlgeneigt, euch als Sohn in meinem Hause aufzunehmen; aber ehe ich euch das Liebste überlasse, was mir ein wohlthätiges Geschick gegeben hat, müßt ihr mir einen heiligen Eid schwören, ein Bedingniß zu erfüllen, sonst kann Maja nie die eurige werden."

Der Prinz, nichts als glühend von Liebe zu dem reizenden Mädchen, hörte nicht sobald, daß er sich der Erfüllung seines heißesten Wunsches, bis auf einen Schwur, genähert hatte, als er versprach, Alles zu thun, was der König von ihm verlangen würde.

„Wohl!" sprach dieser, „so schwöre mir, daß Du alsobald Deine Genossen in ihre Heimath senden, und selbst nie dahin zurückkehren, noch davon sprechen willst; dann will ich Deiner Bitte willfahren, ich selbst will mich in das Innere meines Hauses zurückziehen, Du sollst die Krone dieses glücklichen Landes tragen, und Maja soll Deine Königin sein."

Nichts schien dem Prinzen leichter, als die Erfüllung dieses Versprechens; er legte sogleich einen feierlichen Eid in die Hände des Königs nieder, und dieser athmete leicht, von einer schweren Last befreit, denn die metallene Tafel glänzte hell und rein und verkündete das Glück künftiger Tage.

Der Prinz rief sogleich alle seine Reisegefährten zusammen, und verkündete ihnen, daß sie sich sogleich bei dem Könige zu beurlauben hätten, und in ihre Heimath zurückkehren sollten, aber ohne ihn. Darüber waren Alle sehr erstaunt, und der Minister wollte viele Einwendungen machen. Der Prinz aber hörte nicht darauf, sondern ging in den Palast zurück, und Jene verfügten sich an das Ufer zu ihren Schiffen. Hier redete der Minister sämmtlichen Männern zu, daß sie dieselben besteigen und davonsegeln möchten, aber nicht weiter, als bis sie von der Küste aus nicht mehr gesehen werden könnten. Noch verabredete er mit ihnen gewisse Zeichen, welche er ihnen geben wollte, sobald sie zurückkehren sollten, und als jene bald darauf ab-

reisten, verbarg er sich in dem nahe gelegenen Walde.

Kaum hatten die Fremdlinge das Land verlassen, als auch der König dem Prinzen sein Versprechen hielt, und seine Krone, zu Gunsten des eingewanderten Fremdlings, niederlegte, und kaum war dieser mit der neuen Krone geschmückt, als die Prinzessin mit dem jungen Könige vermählt wurde.

Glückliche Tage begannen nun für das Reich, denn ein Fest verdrängte das andere, und Alles lebte in Jubel und Entzücken. Aber nicht lange sollte diese Freude währen, denn der zurückgebliebene Minister, der niemand anders war, als der unsichtbare Beschützer der Sonnen-Inseln, erschien jetzt unter der Gestalt eines klugen Vogels an dem Hofe des jungen Königs. Es währte zwar eine geraume Zeit, ehe er bei dem, von seinem neuen Glücke Berauschten ein offnes Ohr fand, aber endlich gelang es doch seinen schlau gestellten Worten, ihn aufmerksam zu machen, und mit großem Wohlgefallen bemerkte er die Wirkung seiner Rede, denn es hatte ihn, den

Wissenden, tief gekränkt, von dem alten Könige so überlistet worden zu sein, und er wollte sich deshalb rächen. Nicht besser glaubte er diesen seinen Wunsch erreichen zu können, als wenn er den jungen König bewege, democh in sein Vaterland zurückzukehren, seine Gemahlin, die ihre Hand zu dem Betruge ihres Vaters geboten, zu verstoßen, das gewonnene Reich als einen Theil des seinigen zu betrachten, und ihn, den Minister, als einstweiligen Statthalter daselbst zurück zu lassen. Er wußte dem jungen, nach Ehre dürstenden Mann das Alles gar lieblich vorzustellen, und da er zugleich mehrere, ihm zu Gebote stehende, geheime Kräfte anwendete, so sah er bald seine Wünsche mit dem besten Erfolge gekrönt.

Einst hatte er auch zu diesem Zweck eine lange Rede gehalten, als der junge König sagte: „Ei ei! mein kluger und gelehrter Vogel! das ist Alles gut und schön; ich wollte mich freuen, mein eigentliches Vaterland wiederzusehn, will es mir auch gefallen lassen, dieses Reich nur als einen Nebentheil meines väterlichen Erbes zu betrachten, und, meinen Minister als einstweiligen

Statthalter hierselbst zurück zu lassen, ja ich bin auch geneigt, meine Gemahlin zu verstoßen, die mir gar nicht mehr so gefällt, als vormals, zumal Du mir eine Prinzessin versprichst, die hundertmal schöner ist, als sie; aber Du vergissest die Hauptsache. Ich habe nicht solche schöne Flügel wie Du, und werde also nicht über das Wasser von dannen eilen wie Du, da ich die Schiffe mit allen meinen Genossen weggeschickt habe."

„Ist es nur das, was Dich abhält, zu Deinem eigenen Besten meine Rathschläge zu erfüllen," rief der Vogel erfreut aus, „nun, so gedulde Dich nur, und bleibe gutes Muthes, denn ehe der neue Tag anbricht, sollst Du die Deinigen wiedersehn." Er entfaltete seine glänzenden Schwingen, und durch das offene Thor des Palastes entwischend, flog er auf das Meer hinaus, und der junge König folgte seinem Fluge mit den Augen, bis das seltsame Geschöpf wie ein kaum bemerkbarer Nebelfleck am Horizonte verschwand.

Am andern Morgen saß der Prinz nachdenkend in seinem Gemache und regierte, als der

Vogel

Vogel durch das offene Fenster flog, und ihn in der gewohnten Weise begrüßte. „Wenn Du Deine treuen Freunde sehen willst," rief er, „so brauchst Du nur die Augen aufzuschlagen und dort hinaus zu schauen."

Der junge König that alsobald, wie ihm geheißen wurde, und sah zu seinem großen Erstaunen die Schiffe auf derselben Stelle liegen, welche sie vor nicht gar langer Zeit verlassen hatten. Die Bewohner des Landes standen neugierig am Ufer, und hätten gerne erfahren, was die Fremdlinge wollten, die doch auf Befehl des Königs das Land hatten verlassen müssen. Schnell wandte sich der Herrscher um, und wollte dem gescheuten Vogel für seine Hülfe danken, aber dieser war verschwunden und an seiner Stelle stand der alte Minister. Nun wußte der auf diese Art Ueberraschte in der That nicht, ob er wache oder träume; Jener aber sagte: „Verzeiht mir die kleine List, ich nahm eine andere Gestalt an, um stets um Euch zu sein; was ich gethan habe, es geschah nur zu Eurem Besten."

Gleich darauf trat auch der alte König ein, und fragte seinen Sohn, was jene Anstalten bedeuten sollten, und ob er etwas davon wisse? Anfangs blieb dem Gefragten das Wort im Munde stecken, aber da sein Minister ihm heimlich einen Wink gab, faßte er sich ein Herz und sagte dem Vater seines Weibes mit wenigen Worten, was er Alles zu thun im Begriff stehe.

Jener hörte ihn mit wachsendem Erstaunen an und wurde sehr traurig, denn schon seit einigen Tagen war die metallene Tafel sehr trübe gewesen, ohne daß er die Ursache davon hatte ergründen können. Als er seine Fassung wieder mühsam errungen hatte, suchte er mit herzlichen Worten den unseligen Entschluß seines Schwiegersohnes zu entkräften; auch die junge Königin, die eiligst herbeigekommen war und von dem betrübten Vater vernommen hatte, wovon hier die Rede sei, bot Alles auf, ihrem Gatten seine böse Absicht auszureden. Als sie endlich sah, daß Alles vergebens sei, denn der böse Minister wich nicht von der Stelle, bat sie nur noch in wehmüthigen Ausdrücken, daß es ihr vergönnt sein

möge, den Gatten zu begleiten, dem zu Liebe sie Alles aufgeopfert habe. Aber der schönen Prinzessin gedenkend, welche sein Minister ihm versprochen hatte, versagte er auch diese Bitte mit rauhen Worten, und als die Königin dennoch nicht abließ, stieß er sie von sich, daß sie bewußtlos in die Arme ihres greisen Vaters sank. Nun überreichte er seinem Minister die Krone, damit dieser an seiner Statt hier regiere, und begab sich mit allen seinen Genossen auf die Schiffe, die alsobald der alten Heimath zusteuerten. Aber die Strafe folgte ihm auf dem Fuße, denn die zurückgebliebenen Bewohner des Landes hatten, da ihr Prinz so lange ausgeblieben war, einen andern Herrscher erwählt, und wollten ihn nicht wieder anerkennen. Jetzt ward ein schwerer Kampf unvermeidlich, der auch alsobald von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt wurde und, weil kein Vermittler da war, der die aufgeregten Gemüther beruhigte, wurden sie immer wüthender und blutgieriger, bis auch der letzte von beiden Partheien vertilgt war, und Keiner übrig blieb, der einer spätern Zeit hätte

erzählen können, was einſt geſchehen war. Und dies iſt der Fluch, der dem treuloſen König und ſeinen abtrünnigen Unterthanen nachfolgte: Ihr Land blieb, aber ſein Name und ſein Volk gingen verloren, und Alle, die es jetzt bewohnen, ſind aus fremden Ländern eingewandert, ſei es aus dem eiſigen Norden, oder dem warmen Süden, und eine ewige Sklaverei faßte Wurzel auf dem Boden der Freiheit. —

Jener boshafte Miniſter aber, dieſes halb menſchliche, halb geiſterhafte Weſen, fing alſobald an, in dem ihm übergebenen Lande auf eine furchtbare Weiſe zu hauſen. Er erregte die Gemüther, und brachte Jeden gegen ſich auf, aber Keiner wagte ihn anzutaſten, denn er war zu mächtig, und Alle fürchteten ſeinen böſen Zauber. Da ging der alte König mit ſchwerbelaſtetem Herzen in den tiefgeheimſten Winkel ſeines Palaſtes und befragte ſein Orakel. Und als er lange daſelbſt geweilt, und der geheimnißvolle Sinn der Sprüche ihm kund geworden, verließ er mit ſeiner Tochter, die ſich vor Schmerz blind geweint hatte, den Palaſt, durchzog das Land nach allen Rich-

tungen, hieß die mißvergnügten Bewohner ihm folgen, und als die meiſten derſelben um ihn verſammelt waren, und mit tiefer Rührung auf ihren alten Herrn blickten, fragte dieſer: Ob ſie ſich noch länger von einem ſo grauſamen Wüthrich möchten beherrſchen laſſen, oder ob ſie lieber ſterben wollten? Alle entſchieden für das letztere, und der König ſprach: „Wohl! ſo ſehet dieſe goldene Tafel; der Orakelſpruch des Geſchickes ſteht darauf, er weiht uns dem Meere, dort ſollen wir die Geſtalt ſeiner Bewohner annehmen und, ſtumm wie das Grab der Wellen, unſern ewigen Schmerz darin begraben, dort wird uns eine ewige Vergeſſenheit zu Theil werden. So geſchehe denn der Wille des Unerforſchlichen!“ —

Und kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als Land und Menſchen in die Tiefe verſanken. Der böſe Statthalter aber erboſte ſich ſehr, nahm die Geſtalt eines furchtbaren Delphins an, und verfolgte die unſchuldigen Fiſchlein mit gränzenloſer Wuth. Da erbarmte ſich eine wohlthätige Gottheit ihrer Noth und ſchuf ihnen lange Floſſen. Wenn nun der Delphin ſie verfolgt, dann

erheben ſie ſich aus der Fluth und entrinnen dem Tode. Aber wenn ſie das blaue Himmelszelt über ſich ſehen, dann wacht für Augenblicke die Erinnerung an ihre entſchwundene Herrlichkeit in ihnen auf, und mit einem leiſen Schmerzenslaut ſinken ſie in ihr ſalziges Naß zurück.'

Klabautermann.

Mit übereinander geſchlagenen Armen ſtand der alte Martin Koch an der Bruſtwehr des Blankeneſer*) Fährhauſes, und ſchaute auf den Elbſtrom hinaus, deſſen Wellen von einem ſanften Weſtwind gekräuſelt, von der Fluth bewegt, langſam fortrollten. Zur Seite des alten erfahrnen Seemanns ſtand Jakob, ſein jüngſter Sohn, der einzige, der ihm von vier hoffnungsvollen Knaben übrig geblieben war; denn die übrigen drei waren in der Blüthe ihrer Jahre ein Raub der Wellen geworden und unter den Augen des Vaters ertrunken, ohne daß dieſer im Stande ge-

*) Fiſcherdorf, eine Meile unterwärts Hamburg.

weſen war, zu ihrer Rettung etwas beizutragen. Der Wind ſpielte mit den Wipfeln der alten Linden, die an dem Abhang des Berges ſtehen, und trieb das gelbliche Laub, welches noch hin und wieder an den kahlen Zweigen hing, vor ſich her.

Endlich unterbrach Jakob die Stille, und indem er den Vater mit ſtarkem Arm rüttelte, ſprach er: „Aber ſagt mir doch einmal, worüber Ihr ſo ernſt nachſinnt? Ich ſtehe hier nun doch ſchon eine geraume Zeit bei Euch, und ich glaube, Ihr habt mich noch gar nicht einmal geſehen. Was habt Ihr denn? Ich ſehe doch eben nichts Beſonderes, und die Elbe, die Ihr da ſo finſter anſchauſt, iſt doch wohl ruhig genug. Ich glaube, wir werden eine gute Fahrt haben.“

„Vielleicht!“ brummte der Alte etwas unſanft, ohne die Richtung ſeines Blicks zu verändern.

„Vielleicht? Und warum denn nicht gewiß?“ fiel Jakob ein. „Die letzten Nachrichten ſind gut. Seit dem anhaltenden Oſtwind haben ſich in der Nordſee und in dem Kanal viele Schiffe geſammelt; der ſeit heute früh wehende Nord-

weſt führt ſie uns zu. Was gilt's? wir machen eine gute Beute."

„Oder laſſen ſie zurück," ſagte der Alte.

„Ihr habt heute einmal wieder Euer böſes Schauer," begann Jakob unwillig, „da darf Euch kein Menſch ein Wort ſagen, oder Ihr brummt ſtundenlang."

„Junge!" rief der Alte, und drehte ſich raſch um, indem er mit abgewandtem Geſicht nach Weſten hinzeigte, „in der Richtung liegt die Nordſee; weißt Du denn nicht, daß ich heute vor vier Jahren Deine drei Brüder vor meinen Augen ertrinken ſah?"

Jakob wurde feuerroth und ſeine hellen Augen füllten ſich mit Thränen. „Alle drei," ſagte er leiſe, „Hans, Nicolaus und Chriſtoph; ſie gingen an einem Sonntag-Morgen fröhlich und wohlgemuth in die See hinaus; ich habe keinen von ihnen wiedergeſehn."

Der Alte wurde ungewöhnlich weich, und indem er ſeine Augen mit der flachen Hand bedeckte, betete er leiſe: „Gott nehme ihre Sünden von ihnen und gebe ihren Seelen Frieden."

Vater und Sohn ſtanden eine Weile bei einander und ſtarrten vor ſich hin, ohne die Stille zu unterbrechen. Der Nordweſt erhob ſich friſcher und die Fluth ließ allmählig nach.

Da trat der alte Röhrs, Martin Kochs langjähriger Freund und Gefährte, in ſeinen braunen Kaput gehüllt, die ſchwarze Bärenmütze über die Ohren gezogen, aus dem Fährhauſe. In der einen Hand trug er ein langes Sehrohr, in der andern ein großes Glas Grog, welches er ſeinem alten Freund entgegenhielt. „Da," rief er aus, „trink, und dann vorwärts! Ehe wir hinunterkommen, iſt es hohe Zeit; die Ebbe kommt und der Wind wird nach Süden laufen, wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

„Das habe ich dem Vater auch ſchon ſagen wollen," ſagte Jakob, „aber mit dem iſt heute nicht viel Geſcheutes anzufangen." Bei dieſer Rede wandte er ſich näher an den alten Röhrs: „Heute iſt der Tag, als vor vier Jahren meine Brüder untergingen; Ihr wißt's ja wohl, der Ever ſchlug um, als ſie dem großen Amerikaner zu Hülfe eilen wollten, welcher im heftigen Sturm

ohne Maſten vor der Elbe umhertrieb; der Vater war als einziger Lootſe auf einem däniſchen Barkſchiff, er ſah vom Verdeck aus das Unglück und konnte nicht helfen."

„Hm, hm!" ſagte der alte Röhrs, und wiſchte ſich die Augen; „wer mag dem Alten das nun wieder in den Sinn gebracht haben?" Er legte ſeinem Gefährten die Hand auf die Schulter, und ſagte mit weicher Stimme: „Laß ruhn die Todten, ſie ſchlafen in Frieden!"

„Laß ruhn, laß ruhn!" ſagte Martin Koch mit tiefem Seufzer, nahm das von ſeinem Freund ihm noch immer vorgehaltene Glas, und leerte es langſam.

Die Fluthzeit war vorüber, die Fahrzeuge lagen queer in dem Strom, und zwiſchen den hannövriſchen Elbinſeln war die volle Ebbe ſchon eingetreten. Auf dem Ever, welcher Koch und Röhrs gemeinſchaftlich gehörte, zog Hans, der fünfundzwanzigjährige Knecht, die Signalflagge auf.

„Kommt an Bord, an Bord!" rief Jakob, die beiden Alten antreibend, „es iſt die höchſte Zeit."

„Der Junge hat Recht," ſagte Röhrs, „laß uns eilen, der Wind iſt contrair und wir müſſen jede Minute benutzen." Damit ergriff er den Arm des Freundes und zog ihn den Berg hinunter, Jakob ſprang luſtig vorauf. Als er unten ankam, ſtand Mike, des alten Nachbars Tochter und Jakobs Erkohrne, da, mit Thränen in den Augen, und blickte den lebensluſtigen Jüngling wehmüthig lächelnd an.

„Du gehſt ſchon wieder von uns in See," ſagte das Mädchen, „und biſt doch kaum drei Tage hier, und in den drei Tagen habe ich Dich kaum zweimal geſehen; das macht mich ſo traurig."

„Weinen mußt Du nicht," ſagte Jakob, und umſchlang das betrübte Mädchen, „das ſchickt ſich nicht für das Weib eines braven Seemanns. Komm, küſſe mich, entlaſſe mich freundlich und kehre in Frieden heim in Dein Haus, bete für mich, daß es mir wohl gehe, und in acht Tagen ſehen wir uns mit Gott geſund und wohl wieder."

„Oder auch niemals!" antwortete das Mädchen weinend; „ach, wenn Du das unglückliche Schickſal Deiner Brüder hätteſt!"

„Wer wird denn an ſolche trübſelige Dinge denken? Die Sturmzeit iſt ja vorüber und das Wetter hat ſich geſetzt. Sei gutes Muths, mein Mädchen, wenn dieſe Reiſe glückt, ſo wird ſo viel verdient, daß wir Hochzeit halten können, dann beginnen wir ein neues Leben.“

So tröſtete Jakob das weinende Mädchen; da ertönte die rufende Stimme der beiden Alten vom Ever her, er entriß ſich den Armen des weinenden Mädchens und ſprang an Bord.

Der Anker wurde gelichtet und das große Segel aufgezogen, raſch durchſchnitt das Fahrzeug die kräuſelnden Wellen. Jakob ſtand auf der äußerſten Spitze des Verdecks und blickte nach dem Ufer, wo ſeine Mike mit einem weißen Tuche winkend ſtand. Er ſchwenkte ſeinen Hut, und rief ein lautes „Hurrah!“ Sein Falkenauge erblickte das liebende Mädchen noch immer, als ſchon die Hammerſchläge der arbeitenden Schiffszimmerleute auf dem Schulauer Werft ihnen entgegen tönten.

Die Ebbe verlief nach und nach; mit der eintretenden Fluth brach auch die völlige Finſter-

niß ein; der Wind stürmte aus Nordwest, die Fahrt konnte nicht weiter fortgesetzt werden. Die kundigen Lootsen suchten sich einen bequemen Ankerplatz, ließen das Segel nieder und warfen den Anker aus.

Die Wachen wurden vertheilt. Jakob erhielt die erste, Röhrs die zweite. Als die Zeit des Letztern um war, ging er hin, den alten Koch zu wecken. Dieser kam ihm bereits entgegen. „Ich habe Dich schon gehört," sagte er, „geh nur hinunter und lege Dich schlafen." Dieser that wie ihm geheißen wurde, Martin Koch stieg auf's Verdeck und hüllte sich fest in seinen warmen Kaput, denn der Wind wehte kühl und die Luft war sehr frisch. Die Einsamkeit wirkte nicht wohlthätig auf ihn, die traurigen Bilder, welche vor der Abfahrt seine Sinne umdüsterten, stiegen auf's Neue vor ihm auf; er seufzte tief und ging mit heftigen Schritten auf und nieder, aber die Ruhe wollte ihm nicht kommen. Er war in einer bejammernswerthen Lage.

Eine halbe Stunde war ungefähr vergangen, da trat der alte Röhrs wieder auf das Verdeck.

„Den möchte ich ſehen," begann er, der da ſchlafen könnte, wenn Du anfängſt mit Deinen Füßen den Marſch zu ſchlagen. Was fehlt Dir denn?"

Martin Koch ſeufzte tief auf: „Gieb mir meine Kinder wieder! ich bin verwaiſt, ich bin kinderlos."

„Kinderlos?" fragte Röhrs, „haſt Du denn nicht noch einen tüchtigen, kräftigen Jungen, welcher zu Deiner und aller Menſchen Freude heranwächſt?"

„Den habe ich," ſagte dieſer, „aber nur ſo lange, als es Gott und dem Klabautermann gefällt."

„Der Klabautermann?" fragte Röhrs. „Pfui, Alter, ich hätte Dich für zu vernünftig gehalten, als daß ich mir eingebildet hätte, Du glaubteſt an dergleichen Unſinn."

„Unſinn?" ſeufzte der unglückliche Vater, „dafür habe ich es auch lange Zeit gehalten, aber ich bin bald zu meinem Unglück eines Andern belehrt worden. Höre mir zu."

Er zog seinen Freund zu sich auf das Brat-spill *) nieder und begann: „Wir saßen einst unserer sieben bis acht junge Kerle am Strande der Insel Neuwerk **) und schauten neugierig in die See hinaus nach einem Schiff, welches vom letzten Südost-Sturm nordwärts geschleudert wor-den war. Einige von uns äußerten lebhaft die Gefahren, welchen das Schiff in der letztvergan-genen Nacht ausgesetzt gewesen sein müsse. Alles geht gut, sagte der lange Klaus, so lange noch der Klabautermann bei ihnen aushält; sobald der aber das Schiff verläßt, so ist weder an Glück noch an Segen zu denken."

„Einige lachten, Einige schwiegen still; ich wußte nicht recht, ob ich scherzen oder böse wer-den sollte, und fragte endlich, als hätte ich nie etwas davon vernommen: Was ist denn das für ein Kerl, der Klabautermann?"

„Der lange Klaus erhob sich von seinem Sitze, sah mir fest in die Augen, und sagte: Kennst

*) Die Ankerwinde.
**) Siehe diese Sage.

Kennſt Du ihn nicht, ſo iſt es gut, kennſt Du ihn aber und verleugneſt ihn, ſo ſteht es ſchlimm um Dich.“

„Dieſe, mit einem feſten, etwas hohlen Ton ausgeſprochenen Worte machten einen ſonderbaren Eindruck auf mich; ich hatte allerdings ſchon von dieſem ſeltſamen Weſen etwas gehört, aber um meine Verwirrung nicht merken zu laſſen, wandte ich mich von ihm ab und ſagte ſo keck als möglich: Ich habe von dem Kerl zeitlebens nichts gehört.“

„So will ich Dich mit ihm bekannt machen, ſagte Klaus, denn ich glaube nicht, daß Du ihn abſichtlich verleugneſt; ſo Du es thäteſt, würde es Dein großer Schade ſein, denn ſo wie er es erfährt, wird er Dich verlaſſen, und wie es alsdann um Dich ſteht, wirſt Du zu Deinem Unglück nur allzubald erfahren.“

„Der Klabautermann, — fuhr der lange Klaus zu mir allein gewendet fort, denn unſere Kameraden hatten ſich längs dem Strande zerſtreut, — der Klabautermann iſt ein Geiſt, der auf jedem Schiffe einheimiſch iſt, und es vor Ge-

fahren schützt, so daß man dreist wetten kann, es wird dem Schiffe, so wie der Mannschaft, kein Schaden geschehen, so lange er an Bord aushält; doch kann man ihn leicht verlieren, und einmal fort, findet er sich nicht wieder ein."

„Klaus machte eine kleine Pause, zog eine Korbflasche, mit Rum gefüllt, aus der Tasche, that einen langen Zug, und fuhr fort: Ich hatte mein Lebtage nicht gehört, was der Klabautermann ist und wohin er geht, sobald er das Schiff verläßt, aber nur zu bald sollte ich's erfahren. Du erinnerst Dich, daß ich in frühern Jahren mich tüchtig unter den Seeleuten auswärtiger Nationen herumgetrieben habe, und nur ihnen kann ich es danken, daß ich geworden bin, was ich bin. So trieb ich mich denn auch einmal dienstlos in Plymouth umher, und war mit einem alten Fischer, bei dem ich mich in Kost gegeben hatte, nach dem Eddystone hinausgefahren. Das schöne Wetter, welches uns auf die offne See hinausgelockt hatte, hörte bald auf, ein heftiger Sturm tobte aus Nordwest, wir suchten die Küste, und legten uns hinter den schützenden Felsen von Eddystone. Wir

ſaßen um ein wärmendes Feuer und ſahen, ſo wie wir jetzt, auf das offne Meer hinaus, deſſen hochaufgeregte Wellen ein Schiff mit franzöſiſcher Flagge hoch in die Luft hoben, und von der betrüglichen Höhe wieder in den tiefen Abgrund ſchleuderten. Ich äußerte meine Beſorgniß, das Schiff möchte, zumal da kein kundiger Lootſe an Bord zu ſein ſchien, untergehn, und forderte meine Gefährten auf, dies Unglück zu verhüten und uns bei dem Franzoſen an Bord zu begeben."

„Obgleich kein eigentlicher Lootſe unter ihnen war, ſo hatten ſie doch faſt Alle, unter Vorausſetzung eines klingenden Verdienſtes, große Luſt dazu. Der alte Sym aber, der erfahrenſte und tüchtigſte Seemann unter uns Allen, meinte, das wäre eine unnütze und vergebliche Arbeit, er habe das Schiff ſchon lange bemerkt, und geſehen, daß der Klabautermann es verlaſſen; es ſei alſo ausgemacht, daß es untergehen müſſe, und zwar noch eher denn die Sonne."

„Dieſe Aeußerung des alten Sym machte einen ganz verſchiedenen Eindruck auf die Zuhörer. Ich, der ich, nie etwas vom Klabautermann ge-

hört hatte, wandte mich an Sym, und bat ihn, er möchte doch so gut sein, mir darüber eine Erklärung zu geben."

„Nachher, mein Sohn, sagte dieser; jetzt aber stelle Dich hier zu mir her und laß uns um ein seliges Ende für diejenigen bitten, welche auf jenem Schiffe sind."

„Mit den Worten zog er andächtig den Hut ab und faltete, leise betend, die Hände. Ich ahmte ihm nach, aber während des Gebets schweifte mein Auge auf der Wasserfläche bei dem französischen Schiffe umher, um zu sehn, was mein Gebet für eine Wunderkraft ausüben möchte. Da erhob sich plötzlich der Sturm mit ungeheurer Kraft, zwei hohe Wellen liefen von Nordwesten her gerade auf das Schiff zu, eine schwarze Wolke, welche sich über dasselbe zusammengezogen, brach auseinander, leuchtende Blitze entfuhren derselben, der Donner hallte bebend in allen vier Himmelsgegenden wieder."

„Gott sei uns gnädig! rief der alte Sym, um den ist es geschehen."

„Die Wolken theilten sich, die Sonne warf einige matte Strahlen auf die zürnende See, die

Wellen ſtanden eine Sekunde lang wie gefeſſelt, der Wind ſchwieg, wie nach einem langen Athemzuge, in der ganzen Natur herrſchte eine Todtenſtille, die Trümmer des franzöſiſchen Fregatten-Schiffs begruben ſich in der Tiefe des Meeres.“

„Ich ſtand wie erſtarrt, erzählte der lange Klaus nach einer kleinen Pauſe weiter, und fragte den Vater Sym, als ich mich einigermaßen wieder erholt hatte: wie er dies habe vorher wiſſen können?“

„Weil ich geſehen habe, ſagte er, daß der Klabautermann das Schiff verlaſſen hat.“

„Und wollt Ihr mir denn nicht den Gefallen thun, mir zu ſagen, was das für ein Weſen iſt? Ich ſchwöre Euch zu Gott, daß ich es noch nicht kenne.“

„Er winkte bejahend und führte mich auf die höchſte Höhe des Eddyſtone's. Wir ſetzten uns mit dem Geſichte nach der See zu, und ſchauten in die weite Ferne hinaus. Vater Sym begann: Klabautermann, das iſt der Name des Schutzgeiſtes, der ſowohl das Schiff, als auch die Schiffenden beſchützt, und wo er ſich an Bord

befindet, da darf man nicht befürchten, daß dem Schiffe irgend ein Unheil widerfahre, denn er hält seine schützende Hand über Alle. Er verläßt ein Schiff, welches er einmal bewohnt, nicht gerne, und thut es nur immer gezwungen. Du mußt auch nicht glauben, daß nur ein einziger solcher Schutzgeist existire; es sind deren mehrere, und auf jedem Schiffe, wo die Leute es verdienen, wirst Du einen solchen verfinden. Er ist nicht immer sichtbar, sondern erscheint nur zur Stunde der Gefahr, und wehrt den drohenden Wellen, fesselt die vernichtenden Winde, und verdrängt die lauernden Klippen mit seinen schützenden Händen. Und nun rücke mir näher, mein Sohn, und erfahre das Entstehen und Vergehen dieses schützenden Geistes. Der Klabautermann ist ein Wesen, welches Niemand sieht, als nur zur Stunde der Gefahr, wo er bald größer, bald kleiner erscheint, und das drohende Unglück von seinen Freunden abwehrt, bis er entweder siegt, oder der Gewalt unterliegen muß. Es ist kein Wesen das zum Schutz der Menschen aus dem Himmel herabgesendet wird, um diesen beizustehn in der

Stunde der Gefahr, sondern sie haben die Kraft, diesen Schutzgeist sich selbst zu schaffen und der eigene Schöpfer ihres Vertheidigers zu werden. Weißt Du, was unsere Väter sich von dem Klabautermann erzählten, und welche Sage von ihm an Englands Gestaden geht, die der Deutsche nicht kennt, sondern wirklich glaubt, es sei ein Gespenst, welches zwischen seinen Tauen und Segeln herumwandle, und Schiff und Mannschaft mit segnender Hand beschütze? Unsere Väter hörten auch von dem Klabautermann, denn schon lange vor ihnen lief die Sage von ihm im Volk umher, und ist aus fernen unbekannten Ländern zu uns hergekommen; aber sie schüttelten den Kopf und sprachen lächelnd: wollen es nicht glauben, sondern die Sache so betrachten: Wenn ein Schiffer mit seinem Schiffe hinausfährt auf die See, und er geht mit seinen Leuten christlich und liebevoll um, und diese wiederum mit ihrem Brodherrn, und sind ihm treu in jeglicher Noth und dienen ihm gerne, und in den Ländern, wohin sie kommen, thun sie viel Gutes, Beide, sowohl der Herr, als die Knechte, so sind das gute

Werke, Gott und Menſchen angenehm, und wird daraus für ſie ein ſchützender Engel, der ſie bewahrt und ſie nicht untergehn läßt, im Strudel des Lebens. So aber der Schiffsherr mit ſeinen Leuten den Weg der Liebe verläßt, und betritt den Weg des Zorns, oder ſie gehen vom Schiffe ab, und andere kommen an ihre Stelle, die es nicht ſo redlich meinen, ſo wird die ſchützende Geſtalt, aus Schmerz über die Uebelthaten, welche ſie ſehen muß, immer kleiner und kleiner, und verſchwindet am Ende ganz. Wenn ſie aber verſchwunden iſt, dann iſt der Geiſt des Guten von ihnen gewichen, und es bleibt ihnen nichts, was ſie von ihrem leiblichen Untergang rette."

„Hier hielt der lange Klaus mit ſeiner Erzählung inne," ſo fuhr Martin Koch, gegen ſeinen Freund Röhrs gewendet, langſam fort. „Er zog ſeine Korbflaſche wieder hervor, that einen langen Zug und reichte ſie mir hin. Mir war über das, was ich gehört hatte, angſt und bange geworden, ſo daß ich heftig zitterte, und die mir dargebotene Flaſche kaum mit den Händen zu halten vermochte."

„Der lange Klaus bemerkte dieß, und rief, indem er mir einen ſtechenden Blick zuwarf: Trink friſch, Du kannſt es nöthig haben; haſt Du den Klabautermann, der Dein Freund geweſen iſt, verleugnet, weil Du ſein Feind geworden biſt, da Du ihm abtrünnig wurdeſt, ſo fürchte ihn, denn die Strafe bleibt nicht aus. Darauf wandte er ſich von mir und warf den ſcharfprüfenden Blick über die grüne Meeresfläche nach dem Schiffe, welches noch immer in augenſcheinlicher Gefahr ſchwebte, und welchem wir nur darum nicht zu Hülfe geeilt waren, weil wir wußten, daß ſich tüchtige Lootſen an Bord deſſelben befanden.“

„Ich ſtand auf und ſtarrte auf das öde Meer hinaus, deſſen tobende Wellen einander vernichteten, und wäre gern in ihren offnen Rachen geſprungen, und hätte mich von ihnen begraben laſſen, ſo war mir zu Muthe.“

„Da war es plötzlich, als ob ein matter Blitz den ganzen weſtlichen Horizont durchzuckte, und ein leiſer Donner rollte über die horchenden Wellen nach Norden.“

„Nothschüsse! Nothschüsse! Geschwind, geschwind in den Ever! so schrie Klaus, als ein zweiter und dritter Schuß fiel und den andern nachhallte.“

„Schnell sprangen wir in unser Fahrzeug, und das dreifach gerefste Segel *) führte uns durch die schäumenden Wellen, als ob es dem jüngsten Tag entgegen ginge. Klaus führte das Steuerruder, ich stand vorne am Hals des Segels, um bei etwanigen Wendungen dasselbe sogleich herumwerfen zu können.“

„Unser Ever lief schnell, aber noch schneller rollten die Wellen hinter uns her und bedeckten unser Fahrzeug in einem fort, der Wind stürmte heftig und der Mast bog sich, gleich einem Bogen, durch die Gewalt des Segels. Wir können das Segel nicht so führen, sagte Klaus, wenn wir nicht das ganze Fahrzeug in Grund und Boden segeln wollen; gebt nach und laßt uns noch mehr einreffen.“

---

*) Reffen der Segel, oder Kleinmachen derselben.

„Das geſchah, das Segel ward heruntergelaſſen, und der Ever, aller und jeder Stütze beraubt, tanzte nun von einer Welle zur andern.“

„Da ſchlug plötzlich ein dumpfer Krach an unſer Ohr, wir Alle ſprangen auf und warfen die Augen unwillkührlich nach dem Schiffe, welchem wir zur Hülfe eilten. Wie früh wir auch kommen, ſo kommen wir doch zu ſpät, ſagte Klaus, und unſere Mühe iſt vergebens. Laßt uns immer umlenken, der Küſte zu; von dem iſt nichts mehr zu holen. Wie von der Erde vertilgt war das Schiff plötzlich aus unſern Augen entſchwunden, keine Trümmer trieben auf der Oberfläche umher, der reißende Wirbelſtrom hatte es in die größte Tiefe hinabgezogen.“

„Unterdeſſen erreichten wir glücklich das Ufer, und ich kam nach einigen Tagen zu meinen Lieben nach Hauſe zurück.“

So endete Vater Koch ſeine Erzählung von dem Klabautermann, und warf den ſtieren Blick auf die ſchäumende Elbe, indem er zugleich vom

Bratspill aufſprang und ſich mit dem ganzen Körper an den Maſt lehnte.

Röhrs, der ſeinem alten Freund mit Aufmerkſamkeit zugehört hatte, und während der Erzählung bald beifällig genickt, bald unwillig den Kopf geſchüttelt hatte, nahm jetzt theilnehmend die Hand des Erſchütterten, drückte ſie treuherzig und ſagte mit gutmüthigem Ernſt: „Wie kann nun wohl ein alter vernünftiger Mann an ſolche Dinge glauben? Geh mir doch mit dem ſubtilen Geſchwätz der Engländer, oder mit unſerm deutſchen Geſpenſterglauben; das mag wohl vor langen Jahren einmal Mode geweſen ſein, aber jetziges Tages glaubt kein Menſch mehr daran.“

„Doch, doch!“ ſagte Koch, „mehr als Du denkſt, und daß ich's kurz mache, ich habe dieſen Klabautermann ſelbſt geſehen.“

„Du?“ fragte Röhrs ungläubig und ſprang von ſeinem Sitze auf, indem er ſeinen alten Freund mit einem ängſtlich fragenden Blick betrachtete.

„Ja, ich!“ verſetzte dieſer langſam, „und weil es nun doch einmal ſcheint, als ob die Stunde

des Gerichts gekommen iſt, und als ob Du, der Du mit dieſem ängſtlich fragenden Blick mir gegenüber ſtehſt, mein Richter ſeiſt, ſo ſetze Dich zu mir her und höre mir ferner zu, denn ich will Dir beichten und Alles erzählen, was mein Herz bewegt."

Röhrs gehorchte, halb wider ſeinen eignen Willen; man ſah es dem helldenkenden, vorurtheilsfreien Manne an, daß es ihm Mühe koſtete, der Erzählung ſeines Freundes einigen Glauben beizumeſſen, aber auch wiederum hatte dieſe letzte Aeußerung ihn ſo außer Faſſung gebracht, daß er nicht wüßte, welcher von beiden Stimmen, die ſich jetzt in ihm erhoben hatten, er zuerſt und willig Gehör geben ſollte. In dieſer Stimmung rutſchte er gedankenlos von dem eben eingenommenen Sitze auf das bloße Verdeck, ſtützte den Kopf mit der Linken, indem er die Rechte in ſeinem braunen Kaput verbarg, vermuthlich um damit die heftigen Schläge ſeines Herzens zu dämpfen, und ſah nun mit ängſtlichen Blicken von unten auf ſeinem alten Freund in das matte Auge, welches dieſer raſch zu Boden ſenkte und

damit über das Verdeck weg auf die Waſſerfläche hinausirrte.

„Höre mich an," begann der alte Koch nach einer ziemlich langen Pauſe, während welcher er ſich mühſam geſammelt hatte, „ich will Dir Alles erzählen. Ich bin immerdar ein armer Teufel geweſen und habe mich nach Befinden als Knecht oder als Tagelöhner durch die Welt bringen müſſen; oft war ich genöthigt, um ein Stückchen Brod Tage und Nächte lang zu arbeiten, oft aber habe ich auch dieſes nicht einmal gehabt. So ging ein Tag meines Lebens nach dem andern unter lauter Mühſeligkeiten dahin, und machte mir es manchmal gar zu kraus; aber dann blickte ich in die ſchöne Gotteswelt und auf das herrliche dunkelgrüne Meer, und alle und jede Sorge war plötzlich verſchwunden."

„Es wäre auch wohl noch recht lange ſo gut gegangen, und ich würde gewiß, trotz meiner beſchränkten Lage, mein Leben mit Fröhlichkeit zu Ende gebracht haben, wenn nicht die Liebe ſich in mein Herz eingeniſtet, und mich Armen zeitlich und vielleicht auch ewig unglücklich gemacht hätte."

„Du haſt den alten Veit, den Vater meines in Gott entſchlafenen Weibes, gekannt. Er galt für den reichſten Lootſen nicht allein in unſerm Blankeneſe, ſondern auch in der Umgegend und den jenſeitigen hanövriſchen Elb-Diſtrikten. Ich ſah ſeine Tochter, die ſchöne Elsbeth, zuerſt auf dem Jahrmarkt in Altona, nachdem ſie von ihrer Mutter Schweſter, die in Stade wohnte, zurückgekommen war, welche das mutterloſe Mädchen bis in ihr ſechszehntes Jahr bei ſich gehabt und erzogen, und ſie jetzt dem Vater zurückgebracht hatte, damit das raſche, flinke Mädchen demſelben die Wirthſchaft führe.“

„Als ich das Mädchen geſehen hatte, fühlte ich, daß meine Ruhe dahin und mein Leben ohne ſie gar nichts mehr werth ſei. Ich machte mich, ſobald es nur irgend thunlich war, an ſie heran, und ſagte ihr, wer ich ſei, nehmlich ein weitläuftiger Vetter ihres Vaters. Sie war recht freundlich und ſprach im Vorbeigehn einige herzliche Worte mit mir.“

„Den andern Tag begab ich mich zu dem alten Veit. Ich wußte mir ſelbſt keine Rechen-

ſchaft davon zu geben, woher es komme, daß ich den alten Veit heute aufſuchte, zu dem ich ſonſt faſt nie gekommen, weil mir der Stolz, womit er mich und ſeine übrigen armen Verwandten ſo ſchonungslos behandelte, in der Seele zuwider war."

„Ich traf ihn in der Laube ſitzend, welche vor der Thür ſeines Wohnhauſes ſtand, wie er eben einen blankgeſcheuerten zinnernen Bierkrug zum Munde führte. Ich ließ ihn erſt ganz austrinken, und nachdem er ſeinen Krug beiſeite geſtellt hatte, redete ich ihn mit einem wohlgemeinten Gruß an."

„Er drehte ſich um, beſah mich von oben bis unten, und fragte gedehnt, und wie im voraus Alles abſchlagend: Was willſt Du?"

„Ich weiß nicht, woran ich eigentlich gedacht hatte, als ich zu dem alten Veit ging, da ich nicht einmal im Stande war, ihm hierüber Auskunft zu geben. Ich ward bei der Frage blutroth und ſchlug die Augen ſo feſt zu Boden, als ob ich in dem Graſe vor mir etwas ſuchte.

Ich

Ich ſann vergebens auf Worte und war nicht im Stande, irgend etwas hervorzubringen.“

„Das iſt nun einmal wieder eine ſtillſchweigende Bettelei,“ ſagte der alte Veit und wandte ſich von mir ab; „die Mühe hätteſt Du ſparen können, denn Du weißt, daß ich ein für allemal nichts gebe, als am heiligen Weihnachts-Abend.“

„Das war meiner Ehre zu nahe getreten, ich riß die Augen gewaltſam vom Boden auf und heftete ſie feſt auf den Alten. Herr Vetter, ſagte ich, ich habe von Seiner Güte am Weihnachtsfeſt noch niemals Gebrauch gemacht, und will es auch nicht thun, ſo lange ich noch jung und rüſtig bin. Arm ſein ſchändet nicht, aber Almoſen nehmen ſchändet, ſo lange man noch arbeiten kann, nur um dieſes letztern willen komme ich zu Ihm, und da ich jetzt eben brodlos geworden bin, ſo wollte ich Ihn fragen, ob Er nicht einen Knecht brauchen könne, der Ihm Seine Arbeit thäte und als rechtſchaffner Mann fleißig nach dem Rechten ſähe?“

„Ich weiß nicht, welch ein beſonderer Geiſt der Milde den alten Veit heute beſeelte, aber er ſtand von ſeinem Sitze auf und ſagte recht freund-

lich: Einen ſolchen Menſchen brauche ich allerdings, ich habe mir einen ganz neuen Ever bauen laſſen und will ein Paar tüchtige Kerle damit in die See hinaus ſchicken. Ich brauche noch einen Knecht auf demſelben, und wenn Du Luſt haſt, kannſt Du gleich heutiges Tages den Anfang machen."

„Ich war allerdings damit zufrieden, und mußte nun mit ihm in ſein Haus gehen, um meinen Handſchlag und meine Unterſchrift abzugeben. Alsdann mußte ich bei ihm zum Eſſen bleiben. Während der Mahlzeit erzählte er ſeiner Elsbeth, daß ich in ſeinen Dienſten ſei, und ich freute mich, als ich wahrzunehmen glaubte, daß ihr das noch lieber zu ſein ſchien, als ſie es mit Worten äußerte."

„Nun lebte ich abwechſelnd entweder auf meinem neuen Ever in der See, oder am Lande in Veits Hauſe. Elsbeth wurde mir von Tag zu Tag lieber und unentbehrlicher, und auch ſie ſchien faſt nicht mehr ohne mich ſein zu können, ſo traurig war ſie, wenn ich ging, und ſo freudig wurde ſie, wenn ich wieder kam."

„Eine Menge von Schiffen, die ſich eines Tages vor der Mündung der Elbe befanden, weshalb plötzlich ein Mangel an Lootſen entſtand, hatten es nöthig gemacht, daß ich, der ich längſt des Fahrwaſſers hinlänglich kundig war, den Ever verlaſſen und an Bord eines Schiffs gehen mußte. Ich vollführte mein neues Amt, ſo gut es ging, und betrat nun, außer mir vor Freuden, das Haus meines Vetters. Dieſer hörte meine Berichterſtattung ſchweigend und mit einem behaglichen Lächeln an, indem er nur von Zeit zu Zeit wohlmeinend mit dem Kopfe nickte; aber Elsbeth, die auch herzugekommen war, konnte ſich nicht bezwingen, ſie äußerte ihre Freude laut und gab mir dieſe auf jede Art und Weiſe zu erkennen. Als ich geendet hatte, ſagte mein Vetter zu mir: Laß nur den Muth nicht ſinken, es freut mich, daß Du in mein Haus gekommen biſt; wer weiß, was noch geſchehen kann, wenn wir über's Jahr wieder ſo beiſammen ſind.“

„Ich wußte nicht, was er damit meinte, aber das, was nun geſchah, hatten wir uns alle nicht dabei gedacht; denn als ich das nächſtemal wie-

der aus der See zurückkam, aus welcher ich ein großes engliſches Fregattſchiff glücklich in die Elbe gebracht hatte, und ich nun, mein wohlverdientes Lootſengeld in der Taſche, freudig auf das Haus meines Vetters zuſchritt, da trat mir Elsbeth, in tiefer Trauer und laut weinend, entgegen; ihr Vater war vor fünf Tagen an einem Schlagfluß plötzlich des Todes verblichen, und jetzt eben kam ſie von ſeinem Begräbniß zurück."

„Ich wich ein paar Wochen lang nicht von Elsbeth's Seite, und machte dann mit meinen frühern Gefährten noch einige glückliche Reiſen."

„Als die Leid- und Trauertage vorüber waren, reichte Elsbeth mir ihre Hand, und ich wurde ihr glücklicher Mann. Sechs Jahre lang lebten wir zuſammen, drei geſunde Knaben gebar ſie mir während der Zeit; am Morgen des ſiebenten Jahres reichte ſie mir lächelnd den vierten, meinen Jakob, entgegen und verſchied in meinen Armen."

„Mein gutes, verſtorbenes Weib hatte ein Leben geführt, ſo rein, ſo ſchuldlos, als nur irgend ein menſchliches Weſen ſeine Tage auf Erden hinbringen kann, ſie lebte nur für mich und

ihre Kinder, und bekümmerte ſich wenig um die übrige Welt. Daß ſie reich, und ich arm war, darüber hatte ich von ihr nie ein Wort, nie eine leiſe Anſpielung gehört, ja es ſchien ihr ſogar, als ob Alles, was ſie haben müßte, ein Geſchenk meiner Güte wäre, ſo ſehr behutſam war ſie mit ihren Forderungen und Anſprüchen. Dagegen war ich nun ganz anders; ich berührte in der erſten Zeit nur immer mit einer gewiſſen Scheu das ihr zugehörige Vermögen, und machte mir Vorwürfe, wenn mir etwas davon zu Gute gekommen war. Nach und nach regte ſich mein Stolz, und ich wünſchte mich in den Stand geſetzt zu ſehn, eben ſo viel Geld aufweiſen zu können, als meine Frau mir zugebracht hatte. Ich fing es auf allerlei Art und Weiſe an, mein Vorhaben ins Werk zu richten, aber keins wollte mir glücken.“

„Je öfterer mir meine Unternehmungen fehlſchlugen, um ſo eifriger wurde ich, und es war, als ob mein guter Geiſt von mir gewichen und dem Teufel des Geizes und der Habſucht ausſchließlich Platz gemacht habe. Dazu kamen Ver-

drießlichkeiten in der Familie, die mir alle diejenige heitre Laune raubten, welche mir meine sonstigen bösen Gedanken übrig ließen, und in der letzten Zeit meiner Ehe hatte ich mit meiner Elsbeth beinahe auf einem gespannten Fuß gelebt."

„Nun war sie todt, und hatte ich es bei ihrer Lebzeit arg getrieben, so wurde es jetzt, nach ihrem Tode, noch zehnmal ärger. Bei der Regulirung des Vermögens (welches nehmlich, da kein Testament vorhanden war, unter mir und meinen Söhnen gleich getheilt ward) fand es sich, daß dasselbe durch die Theilung bedeutend eingeschmolzen sei und ich nicht mehr so gut fortleben könne, als ich es bisher gethan. Daß ich mich jetzt einschränken sollte, wollte mir gar nicht in den Kopf, und meine Jungen, die nun nach und nach heranwuchsen, und denen das gute Leben, welches früher im älterlichen Hause herrschte, auch zu Gute gekommen war, fanden die neuen Einrichtungen nicht nach ihrem Sinn, doch hatte ich sie durchaus in meiner Gewalt, und wenn sie mir es gar zu bunt machten, fuhr ich mit lauten Flüchen und Donnerwettern dazwischen."

„So waren nun ein Paar Jahre und wieder ein Paar Jahre verſtrichen; mit dem Anfang eines jeden neuen Monats nahm ich mir vor, mich einzuſchränken, aber nie hatte ich die Kraft dazu; und ſo kam es denn bald dahin, daß nicht allein mein Vermögens-Antheil, ſondern auch der meiner Kinder nach und nach drauf ging. Es währte auch nicht lange, ſo war ſelbſt das Letzte ausgegeben und ſogar unſer Haus mit Schulden belaſtet. Meine Söhne (unter dieſen vorzüglich der Aelteſte), die nach und nach herangewachſen und zur Vernunft gekommen waren, machten mir Vorwürfe über Vorwürfe, und verlangten von mir, daß ich ihnen ihr mütterliches Erbe wieder ergänzen ſollte. Ich hielt mir die Jungen durch Toben und Schelten vom Leibe, bei mir ſelbſt aber machte ich Plane auf Plane, wie ich ihren Forderungen genügen und für mich ſelbſt wieder eine Geldquelle, deren Ertrag mich einigermaßen befriedigte, öffnen könne; aber all' mein Nachſinnen war vergebens. Unterdeſſen ging ich noch immer von Zeit zu Zeit mit meinem Ever in See, und nahm in der letzten Zeit nie jemand

Anderes als meine Söhne mit. Warum? kann ich ſelbſt nicht ſagen, aber ein dunkles Gefühl flüſterte mir zu, ich müßte fremde Augen ſcheuen."

„Zu Anfang des Winters im Jahre 17** lagen wir auf der Kuxhafener Rhede, um am andern Morgen in See zu gehen, und einige Schiffe in Empfang zu nehmen, welche noch in Hamburg erwartet wurden. Meine Söhne waren alle drei ſchlafen gegangen; ich ſtand, weil der Schlaf mich ſchon lange, wenigſtens vor Mitternacht, floh, am Steuerruder und blickte in die See hinaus, da durchfuhr mich auf einmal eine ſchaurige Ahnung, als müſſe mir von daher plötzlich die Hoffnung kommen. Als ich noch mein geübtes Auge anſtrengte, um in der dunklen Ferne etwas zu entdecken, knickte und knackte es vorne am Ever, als ob der ganze Vorderbug eingedrückt würde. Schnell eilte ich dahin, aber ſchon auf dem halben Weg blieb ich ſtehn; in der Nähe der Ankerwinde bewegte ſich Etwas auf und nieder, welches ich auf den erſten Augenblick nicht recht unterſcheiden konnte. Es war eine kleine, ſchwärzliche Figur, beinah durchſichtig und kaum

zwei Fuß hoch; sie hatte eine solche Gelenkigkeit in den Gliedern, daß sie keinen Augenblick still zu stehen vermochte, sondern immer hin und her hüpfte, ohne irgend ein Geräusch zu machen."

„Martin Koch! Martin Koch!" erscholl es plötzlich, aber so fein, als ich noch nie einen menschlichen Ton gehört hatte."

„Zitternd an Händen und Füßen, trat ich näher."

„Martin Koch! Martin Koch!" rief es noch einmal."

„Nur mit Mühe vermochte ich die Worte über die Zunge zu bringen: Wer bist Du? Was willst Du?"

„Einige Minuten vergingen, ehe ich eine Antwort bekam, da hörte ich Folgendes, während die kleine Figur in steter Bewegung blieb: „Klabautermann bin ich und meine es gut mit Dir; nimm Dich in Acht, der Böse hat Dein Herz gefaßt und ist mit einem Kabeltau geankert; schneide es ab, schneide es ab, damit Du Dich und Deine unsterbliche Seele rettest."

„Und kaum waren dieſe Worte verhallt, als das kleine ſchwarze Weſen verſchwunden war. Mir ſtanden die Haare zu Berge, und ich war nicht im Stande, mich von der Stelle zu bewegen. Als ich etwas zur Beſinnung gekommen war, ſtürzte ich nach dem Orte hin, wo ich den Klabautermann geſehen hatte; aber Alles umſonſt, ich entdeckte nichts, und mußte mich zufrieden geben; mit Angſt und Schrecken erwartete ich den Anbruch des Tages.“

„Dieſer kam, und mit ihm ſprangen meine Jungen friſch und wohlgemuth aufs Verdeck. Sie hatten feſt geſchlafen und wunderten ſich, daß ich nicht den einen oder den andern von ihnen geweckt hatte, und beſtürmten mich mit Fragen. Ich war noch tief bewegt, aber ich antwortete ihnen nichts, ſondern befahl ihnen, den Anker zu lichten und das Segel zu hißen *). Beides geſchah; nach einer Viertelſtunde gingen wir in See.“

„Gegen Mittag erblickten wir ein Schiff,

*) Aufziehen.

welches heftig gegen die Wellen ankämpfend, kaum noch vermögend war, ſich über dem Waſſer zu erhalten. Es war ein wohlgebautes Fregattſchiff, welches aber ſowohl den Beſanmaſt, als auch den größten Theil des Vormaſtes verloren hatte. Es war ganz aus dem Fahrwaſſer herausgetrieben und konnte jeden Augenblick zu Grunde gehen."

„Da es ein tüchtiges Stück von uns oberhalb des Windes lag, ſo refften wir unſer Segel noch mehr ein und lavirten dann in Gottes Namen darauf los. Ach, ich ſage in Gottes Namen, ich kann wohl ſagen ins Teufels Namen. Sobald ſie von dem Schiffe aus unſerer anſichtig wurden, zogen ſie die däniſche Flagge auf und machten damit allerlei Nothzeichen. Ich ertheilte meinen Söhnen den Befehl, immer in unſerer Nähe zu bleiben, ſich indeſſen doch zur Vorſicht auf eine gewiſſe Diſtanz entfernt zu halten, und begab mich nun mit der augenſcheinlichſten Gefahr an Bord des däniſchen Schiffes."

„Kaum hatte ich das Verdeck betreten, als ein freundliches Lächeln über jedes Geſicht flog.

Auch der Verzagteſte gewann plötzlich eine Sicherheit in allen ſeinen Bewegungen, und der Kapitain trat mir mit ſolcher Freundlichkeit entgegen, daß ich gleich in demſelben Augenblick nicht wenig ſtolz auf mich ſelbſt wurde, und ohne irgend ein freundliches Wort zu erwiedern, ſogleich meine Befehle ertheilte. Mit Blitzesſchnelle wurden ſie vollzogen, und nach einer Arbeit von ein Paar Stunden war das Schiff ins rechte Fahrwaſſer gebracht. Ich hütete mich aber, mir irgend etwas davon merken zu laſſen, und wies jede Frage über unſere Lage, ſie mochte kommen von wem ſie wollte, mit einem unwilligen Kopfſchütteln zurück."

„Gegen Abend endlich, als die Gefahr ſo ziemlich vorüber war, konnte ich mein Schweigen, ohne verdächtig zu werden, nicht länger behaupten. Ich gab dem Kapitain die ungefähre Lage des Schiffs an und tröſtete ihn damit, daß wir nun bald das Schlimmſte überſtanden hätten."

„Dieſe Nachricht ſchien einen Stein von ſeiner Bruſt zu wälzen; die Eisrinde, welche die Gefahr um ſein Herz gezogen hatte, begann auf-

zuthauen, und er erzählte mir, daß er für ein Kopenhagner Haus führe und ein geborner Schwede sei. Das Schiff kam von St. Croix *) und war nach Hamburg bestimmt, es führte außer einer reichen Ladung an Kaffee, Zucker und andern Kolonial-Waaren noch einen bedeutenden Geldvorrath mit sich, der die Summe von hundert tausend Piaster in Gold betrug, welche Summe der Kapitain bei sich in der Kajüte hatte."

„Das fuhr mir vor den Kopf; das Geld machte mich so unruhig, daß ich mir alle mögliche Gewalt anthun mußte, um äußerlich so ruhig und unbefangen als möglich zu erscheinen. Ich berathschlagte zum Schein mit dem Kapitain, welche Mittel wir anwenden wollten, wenn der Wind die Nacht über mit gleicher Stärke, als während des Tages aushalten sollte, und machte ihm begreiflich, mit welch' einem schlimmen Fahrwasser wir es zu thun hätten. Ich sagte ihm, daß ich für nichts stehen könnte, und daß es ein

*) Dänische Besitzung in Westindien.

möglicher Fall wäre, wir würden zur Nacht durch den Ebbestrom, der eben jetzt auszulaufen beginne, wieder aus dem Fahrwasser geworfen; er möge daher seine Schiffspapiere und was sonst von bedeutendem Werth an Bord sei, in Bereitschaft halten, damit es im Fall der Noth schleunig gerettet werden könne."

„Der Kapitain, welchem die Angst vor der Stirn geschrieben stand, war völlig meiner Meinung und lobte meine Vorsorge. Er raffte die Schiffspapiere zusammen, packte sie in eine blecherne Dose, welche er auf allen Seiten verpichte; dann holte er drei lederne Beutel hervor, worin sich das Gold befand, und schnallte sich den einen derselben um den Leib fest, den zweiten drang er mir auf, und den dritten übergab er seinem Sohn, welcher sich als Untersteuermann an Bord befand. So ausgerüstet, gingen wir, ich mit gespannter Erwartung, der Kapitain mit Angst und Schrekken, der kommenden Nacht entgegen."

„Der Teufel mußte in meinem Herzen gelesen haben, was ich vorhatte, denn er that Alles, mir mein Vorhaben so leicht und bequem als

möglich zu machen. Um allen Verdacht von mir abzuwälzen und den Leuten glauben zu machen, ich verwalte mein Amt so gewissenhaft als nur immer möglich, hieß ich den Bootsmann, der am Steuerruder stand, solches verlassen, und nahm es selbst in meine Hand. Unterdessen fing der Wind aus Süd-Ost immer stärker an zu toben, und der Ebbestrom, welcher mit furchtbarer Gewalt aus der Mündung der Elbe schoß, trieb uns immer weiter nordwärts. Statt mit dem Schiffe soviel als möglich gegen den Strom aufzuarbeiten, oder, wenn dies unmöglich war, einen sichern Ankerplatz auszukundschaften, ließ ich das Schiff ruhig forttreiben, fest darauf bauend, daß die ganze Schiffsmannschaft nicht wußte, welchen Weg wir zu nehmen hätten. Uebrigens wußte ich sie vom Steuerruder aus durch unaufhörliche Befehle, wozu auch unter andern ein unabläßliches Sondiren gehörte, in Bewegung zu erhalten, so daß sie auch nicht Zeit behielten, Beobachtungen anzustellen. Meine Söhne waren mit dem Ever, wie ich es ihnen befohlen hatte, immer in unserer Nähe.

„Die Nacht brach herein, der Himmel war pechrabenſchwarz, und auf dem Waſſer lag dazu ein ſo dichter Nebel, daß man keine fünf Schritte vor ſich hinſehen konnte. Der Wind ſtürmte heftig, die Wellen drangen höher und höher; wir trieben immer weiter nordwärts, und der Grundſand ſchlug ſchon auf das Verdeck.“

„Ich ſchrie dem Kapitain und der Mannſchaft zu, daß, wenn wir nicht gleich einen andern Wind bekämen, oder das Wetter ſich ſonſt auf eine Weiſe ändere, wir ganz gewiß unwiederbringlich verloren wären. Dann werft nur ſchnell die Böte aus, beſchloß ich, vielleicht iſt's möglich, daß wir mit dem Leben davon kommen.“

„Noch eine halbe Stunde verging, das Wetter wurde immer ungeſtümer, die Luft verdichtete ſich immer mehr und mehr. Ich war dem rechten Fahrwaſſer ſo lange muthwillig aus dem Wege gefahren, daß ich nun ſelbſt nicht mehr wußte, wo ich war; ich befand mich jetzt in derſelben Angſt und Ungewißheit, worein ich die andern ſchon ſeit langer Zeit geſtürzt hatte, das Herz

pochte

pochte mir gewaltig, meine Hände zitterten und der Angstschweiß stand mir vor der Stirn."

„Der Kapitain mochte es mir ansehen, daß ich eben nicht in der erwünschtesten Fassung war; er trat lebhaft auf mich zu und fragte: Wie es um das Schiff stehe?"

„Schlecht, erwiederte ich ihm, das Schiff ist unwiederbringlich verloren, und wenn Gott kein Wunder thut, kommt keiner von uns lebend davon."

„Lootse! rief dieser aus, und sah mich dabei mit einem schrecklichen Blick an, habt Ihr Alles gethan, was Ihr als rechtschaffner Mann zu thun schuldig gewesen seid?"

„Alles! sagte ich."

„Könnt Ihr mit dieser Aussage ruhig vor Gott hintreten, und das geopferte Leben von vierzehn unschuldigen Menschen *) mit gutem Gewissen von Euch wälzen?"

„So haltet doch ein mit Euren dummen Reden, rief ich aus, und wollte dem Gesagten

*) So stark war die Besatzung des Schiffs.

noch einen kräftigen Fluch beifügen, als ich plötzlich von mehrern Stimmen unterbrochen wurde."

„Brandung! Brandung in Lee *)! schallte es mit langanhaltendem Tone vom Vorderbug her."

„Der Unterſteuermann hatte ſchon ſeit geraumer Zeit wie unbeweglich am großen Maſt geſtanden, und ſchweifte mit ſeinen Augen unabläſſig auf der Waſſerfläche umher; plötzlich ſtürzte er von ſeiner Stelle weg nach dem Hinterdeck. Brandung! Brandung am Lufbord **)! rief er laut."

„Geradeaus hatte mein jahrelang geübtes Auge die Brandung ſchon lange bemerkt, jetzt faßte die Schiffsmannſchaft auch dieſe ins Auge, wir trieben mit dem Strom und vor dem Winde hin, alſo war an keine Rettung zu denken. Die Verwirrung war allgemein, Alles kreiſchte laut durcheinander, kein Laut, kein Wort wurde verſtanden.

*) Unterwindſeite.
**) Luf, oder Oberwindſeite.

„Jetzt, als die Gefahr anscheinend auf uns eindrang, jetzt verwünschte ich meinen vorhin bewiesenen Leichtsinn, und faßte den festen Entschluß, das Schiff zu retten, es möge kosten, was es wolle. Aber es war zu spät; noch ehe ich mir die Unmöglichkeit nur oberflächlich vorgehalten, saß das Schiff mit dem Vordersteven fest. Es war mit einer solchen Gewalt auf den Grund gestoßen, daß der Kiel absprang, die sämmtlichen Unterholzplanken aus einander wichen und das Wasser von allen Seiten ungehindert hineinstürzte."

„Laß mich's kurz machen," sagte der alte Koch, nachdem er einige Zeit mit der Erzählung eingehalten und Luft geschöpft hatte. „Nach einer Stunde war an keine Erhaltung des Schiffs mehr zu denken. Der Kapitain, der Unter-Steuermann und noch neun Mann waren ins große Boot gesprungen, sie trieben von dem Schiffe fort, ohne uns übrige vier mitzunehmen. Wir ließen die Schaluppe und darauf die Hängejolle über Bord, aber die anlaufenden Wellen warfen sie mit einer solchen Gewalt gegen das Schiff,

daß ſie augenblicklich zertrümmerten. Nichts blieb uns nun übrig, als auf dem Wrack auszuhalten und geduldig den Tag abzuwarten. Die drei Matroſen gingen in die Kajüte, ſuchten einige Wein- und Rumflaſchen hervor, und vergaßen ihre Noth beim Trinken; ich warf mich auf das Verdeck und wälzte mich in dumpfer Verzweiflung hin und her.“

„Der Tag brach an, und mit ihm wuchs die Gefahr; das Wrack konnte nicht mehr bis Mittag zuſammen halten, ſo ſchlimm war daſſelbe zugerichtet. Schon fand ich mich in mein Schickſal, und flehte Gott um Vergebung meiner Sünden, als ich ſelbſt während dieſes Gebets die Hoffnung auf Rettung nicht ſinken ließ, und, mit den Augen auf der öden Waſſerfläche umherirrend, ein Fahrzeug zu erblicken glaubte, welches mit vollen Segeln auf uns zuhielt. Gebet und Alles war vergeſſen, ich hatte genug zu thun, um mich von der Wirklichkeit der Erſcheinung zu überzeugen. Es war wirklich ſo; laut aufſchreiend vor Freude ſtürzte ich zu den drei Matroſen in die Kajüte, ſchrie dieſe aus ihrem Schlaf, und eilte mit der

Flagge auf das Verdeck. Hierein ſchlug ich einen Knoten *) und zog ſie alsdann immer auf und nieder. Das Fahrzeug kam näher, jetzt erkannte ich es, es waren meine Söhne mit meinem Ever.“

„Sie legten uns zur Seite und nahmen uns auf; vom Schiffe kennten wir wenig oder gar nichts mitnehmen, es drohte jeden Augenblick zuſammenzuſtürzen, und kaum waren wir eine halbe Schußweite davon entfernt, als es wirklich geſchah.“

„Ich war ſehr erſchöpft, und legte mich nieder; vdrher befahl ich meinen Söhnen, in die Elbe zu ſteuern. Solches geſchah.“

„Bei Kuxhafen ſetzte ich die drei geretteten Matroſen ans Land und begab mich mit ihnen zu der dortigen Behörde, um daſelbſt eine Anzeige von dem ſtattgehabten Unglück der letztvergangenen Nacht zu machen. Als ich gehörig vernommen worden, ließ man mich gehn, die drei Matroſen behielt man da, um ſie nach

*) Nothzeichen.

Hamburg zu ſchicken und ihrem Konſul zu empfehlen.“

„Als ich mit meinen Söhnen allein war, offenbarte ich ihnen theilweiſe die Begebenheiten der Nacht; ich verſchwieg oder verdeckte vielmehr meine abſichtliche Bosheit, aber ich zeigte ihnen das erworbene Gold und zählte es triumphirend vor ihnen auf.“

„Du wirſt es doch wohl nicht abliefern wollen? fragte der Jüngſte, indem er mich blitzend anſah und den linken Arm krampfhaft um den Maſt ſchlug.“

„Nichts da! wir behalten das Geld, und wenn es dem Teufel aus der Hölle abgeborgt wäre! rief der Aelteſte, die Mütze auf ein Ohr ſchiebend.“

„Der Mittlere ſtand langſam auf und ging auf das Gold zu, indem er mich ſeitwärts anſah. Fangt nur gleich an zu theilen, Vater, rief er, damit wir ſehen, wieviel ein Jeder von uns kriegt, ich bin recht neugierig darauf.“

„Nur mit Mühe gelang es mir, den Jungen begreiflich zu machen, daß wir erſt abwar-

ten müßten, ob der Kapitain ans Land gekommen ſei, der mir das Gold anvertraut hatte, und daß ich es nicht eher aus den Händen geben könne, als bis ich mich davon unterrichtet hätte."

„Wir ſegelten nach Hamburg und legten uns mit möglichſter Vorſicht auf Kundſchaft; das Boot, womit ſie vom Schiffe geflüchtet waren, war umgekehrt an der Mündung der Eider gefunden, man hatte es an dem Schiffsnamen und an dem des Kapitains erkannt, welche beide darauf ſtanden; von der Mannſchaft fand ſich keiner."

„Jetzt hielten wir uns für berechtigt, das Geld als unſer Eigenthum anzuſehn, und theilten es ungeſcheut. Nachdem wir einige Wochen in lautem Wohlleben zugebracht und bereits die Aufmerkſamkeit Aller auf uns gezogen hatten, gingen wir wieder einmal in die See. Der letzte Streifzug hatte uns gefallen, wir kamen ſtillſchweigend darin überein, ſolche Gelegenheit öfter zu benutzen."

Der alte Röhrs ſprang hier auf: „Das hat mir der gute Gott gerathen, daß ich, aus Freundſchaft gegen Deine verſtorbene Frau, Deinen

jüngſten Sohn, den Jakob, aus Deinem Hauſe nahm, um ihn unter die Aufſicht der Meinigen zu ſtellen.“

„Der Name des Herrn ſei gelobt, denn er macht Alles weiſe!“ ſagte der alte Koch, und fuhr fort:

„Wir gingen in die See hinaus, und ein ziemlich heftiger Sturm, welcher ſchon ſeit geraumer Zeit anhaltend herrſchte, verſprach uns einen glücklichen Erfolg unſeres Vorhabens. Laut jauchzten wir auf, als wir ein däniſches Barkſchiff erblickten, welches dem ſichern Unglück entgegen eilte. Wir hielten auf den Dänen zu und waren ſchon bis auf eine kleine Viertelmeile an ihn heran, als wir weiter in See einen Amerikaner erblickten, welcher in gleicher Noth wär. Vor Freuden wußten wir kaum, wohin wir uns wenden ſollten. Da war es mir, als ob eine leiſe Stimme mir zurief: Martin Koch, Martin Koch! ich verlaſſe Dich! — und gleich darauf ſchien es mir, als ob eine kleine ſchwarze und durchſichtige Geſtalt über den Vorderbug des Evers in die See ſprang.“

„Angſt und Schrecken ergriffen mich, als mir dies Geſicht vorkam, und nur mit Mühe rang ich nach Faſſung. Wir legten bei dem däniſchen Barkſchiff an, ich ſprang bei dieſem an Bord, und befahl meinen Jungen, dem Amerikaner zu Hülfe zu eilen. Es geſchah. Kaum war ich auf dem Verdeck des Schiffs angekommen und hatte meine erſten Befehle gegeben, als ich eine Helgolander Schaluppe gewahrte, welche ebenfalls auf den Amerikaner zuhielt. Mir pochte das Herz, ich beſorgte, der doppelte Fang möchte uns verloren gehen. Auch meine Söhne mochten den Helgolander gewahren, denn ſie nahmen die Reffe theilweiſe aus den Segeln und lenzten *) vor dem Winde hin, auf den Amerikaner zu. Mein Auge ruhte unverwandt auf den drei Fahrzeugen, eine Welle hob ſich hoch empor und lief auf den Ever zu; dieſer beugte ſich vor der Gewalt des Waſſers und des Windes, das Segel ſchöpfte See, und in einem Augenblick war das Fahrzeug in den Wellen begraben.“

*) Lenzen, forcirtes Segeln.

„Ich schrie laut auf, der Kapitain des Barkschiffs, ein alter, freundlicher Mann, trat besorgt hinzu und fragte mich, was mir fehle? Ich zeigte nach der Stelle hin, wo der Ever gesunken war und nannte meine Söhne. Der alte Mann bemitleidete mich herzlich und sprach mir Trost ein. Soviel Angst und Schrecken brachen mein Herz, ich wandte mich gewaltsam von der Schauderstelle weg, griff nach dem Steuerruder, und fuhr redlich in die Elbe hinein.“

„Mit klopfendem Herzen, mit trockenen Augen, die keine Thräne mehr erquicken wollte, kam ich zu Hause an. Mein Erstes war, das unrechtmäßig erworbene Geld zusammenzuraffen und solches mit mir fortzunehmen. Als ich das nächstemal in See ging, versenkte ich es in eine Untiefe.“

„Seitdem habe ich mich rein erhalten von allem Bösen, aber ich fühle es recht gut, daß eine viele Jahre lange Reue mich noch nicht entsündigt hat. Meine Stunde wird kommen; es rufe der Herr, ich bin bereit.“

So endete Koch seinen langen Bericht, und legte sich ganz auf seinen Sitz zurück, vergebens um die Wohlthat einer einzigen Thräne flehend.

Röhrs stand auf, ging von ihm weg und mit heftigen Schritten auf und nieder; es that ihm leid, seinen alten Freund verachten zu müssen, der sich aus niedriger Habsucht so weit vergessen hatte; an Geister konnte und wollte der aufgeklärte, besonnene Mann nicht glauben, und schrieb daher Alles um so mehr dem bösen Willen seines Gefährten zu.

Der Tag brach an, die Sonne stieg glühend in Osten auf. Martin Koch erhob sich mechanisch von seinem Lager, und ging mit den Worten: „es wird Zeit, daß wir in See gehen!“ hin, um seinen Sohn und den Knecht zu wecken. Als dies geschehen war, kehrte er zurück; Röhrs war bereits beschäftigt, Anstalten zur Abreise zu treffen. Koch nahm eine gleiche Arbeit vor, Beide sprachen kein Wort mit einander, als nur, was höchst nöthig war; der neue Tag, welcher ihnen ins Gesicht glühte, machte sie noch fremder gegen einander, sie schienen sich gar nicht mehr zu ken-

nen. Jakob fiel dieſes auf; er ging von dem Einen zum Andern, und fragte um die Urſache ihres Trübſinns, aber er wurde von Beiden barſch zurückgewieſen.

Der Wind ſchwellte das Segel, und das leichte Fahrzeug ſchoß durch die Wellen. Den ganzen Tag kreuzten ſie umher, aber kein Schiff, welches noch eines Lootſen bedürftig geweſen wäre, kam ihnen entgegen, alle waren bereits von Helgoland aus verſorgt. Am Abend legten ſie ſich unter der Inſel Wangerog vor Anker.

Als die Nacht völlig eingetreten war, ſagte Martin Koch ganz kurz: „Geht nur Alle hinunter, ich kann doch nicht ſchlafen, ich nehme die erſte Wache.“ Sie gingen. Röhrs war der Letzte, er ſah ſich ſtillſchweigend nach dem Freund um. Dieſer kam auf ihn zu, und ſagte leiſe: „Wenn mich der Klabautermann nicht holt, ſehen wir uns wieder.“ Röhrs ſah ihn fragend an. „Hinunter, hinunter! ich wecke Dich!“ ſagte Koch und drängte den Freund von ſich.

Aber Röhrs konnte nicht ſchlafen, er hörte den Freund heftig auf- und abgehen, und betete

leise für ihn; hinaufgehen und ihm Muth einsprechen, konnte er auch nicht, das Bekenntniß der vergangenen Nacht hatte zu sehr auf ihn gewirkt, es war ihm Alles zu neu, er mußte sich erst mit dem Gehörten etwas befreunden. Er sank in ein stilles Träumen, während welcher Zeit der arme gequälte Koch noch immer auf dem Verdeck auf- und niederschritt. Im Traum erschien der Trostbedürftige bittend vor seinem Lager und streckte weinend die Hände aus. Röhrs fuhr empor und horchte auf, das Traumbild war entflohen. Alles war rings umher still, er vernahm nur leise das Athemholen der beiden Schlafenden um sich her und das Brechen der Wellen an dem Vorderbug des Fahrzeuges. Wie von einer bösen Ahnung erschreckt, sprang er auf und eilte auf's Verdeck. Das war leer, der Wind hatte sich gelegt, die ganze See rollte im leichten Faltenwurf aus dunkler Ferne immer näher und näher ans Land, der helle Vollmond schaute herab und leuchtete den murmelnden Wanderern.

Röhrs rief angstvoll nach dem Freunde, welchen er vermißte, aber umsonst, er hörte nichts

von ihm. Nach vielem Suchen fand er das Taschenbuch des Freundes in der Nähe des Mastes, an demselben stand mit Kreide geschrieben: „Lebt wohl!“

Mit sanfter Schonung brachte Röhrs dem Jakob die Nachricht von dem Tode seines Vaters bei, die Ursache desselben verschwieg er. Der gute, unverdorbene Jüngling war untröstlich. Röhrs, der das Taschenbuch seines Freundes behalten hatte, fand darin Nachricht über Alles, was demselben gehöre und nicht gehöre, und beschloß, dem Jakob Alles zu entziehen, was der Vater nicht auf eine rechtliche Art erworben. Dazu gehörte auch ein niedliches Häuschen in ihrem Geburtsort, welches der Alte für das Sündengeld an sich gekauft und bequemer ausgebaut hatte; noch hatte er sich davon nicht trennen können.

Als sie mit einem frischen Nordwestwind die Elbe heraufbrausten, zog sich über ihnen ein Gewitter zusammen; bedenklich sahen Röhrs und Jakob in die ziehenden Wolken. Als das Fahrzeug um die Schulauer Landzunge schnitt, lag

das kürzlich erſt verlaſſene Blankeneſe vor ihnen; mit welchem ſchmerzlichen Gefühl ſahen ſie es jetzt vor ſich liegen. Das Gewitter brach los, der Donner rollte, die Blitze ziſchten, ein endloſer Regen ſtürzte herab.

Der Wind trieb das Fahrzeug mit immer raſcherer Eile durch die Fluth, das Gewitter wurde immer heftiger, da warf Röhrs das volle Gewicht des Segels nieder vom Maſt, und Jakob ſtieß den klirrenden Anker über Bord, dieſer ſchleifte langſam über den Boden hin, endlich faßte er, und das Fahrzeug ſtand gegen Sturm und Strom.

Als Röhrs und Jakob vor dem rauhen Wetter Friede hatten, und halb erlöſt umherblickten, wirbelte eine ſchwarze Rauchſäule von den Bergen auf. Des Martin Koch Wohnhaus hatte Feuer gefangen und war bis auf den Grund abgebrannt, die Nebenhäuſer ſtanden unverſehrt.

Der alte Röhrs ſah es, wandte ſich erſchüttert ab, und zog andächtig betend ſeine Bärenmütze ab.

Acht Tage darauf, nach Sonnen-Untergang, legte Röhrs Jakobs und Mikens Hände auf den Ruinen des väterlichen Hauses in einander.

Insel Neuwerk.

Dort, wo die Wellen der Nordsee der Mündung der Elbe entgegenrollen, liegt die genannte Insel mit ihren flachen Ufern, mit den wenigen grünen Saat-Gefilden, dem hohen Leuchtthurm und den einfachen Häusern der sparsam anzutreffenden Bewohner. Diese unterhalten nur selten eine Verbindung mit den Bewohnern des Festlandes, oder mit der Felsen-Insel Helgoland, und noch seltener kommen Fremde dahin und halten die unscheinbare Insel ihrer Beachtung werth.

Vor vielen tausend Jahren, — so erzählt mancher märchenkundige Fischer von den benachbarten Inseln, — war dies anders. Die Insel erhob sich von allen Seiten stolz und kühn aus

den wallenden Fluthen empor, und in der Mitte derſelben befanden ſich üppige Gärten und buntbeblümte Wieſen, eine noch reicher und ſchöner als die andere; dort hingen goldene Früchte an ſilbernen Aeſten, und aus dem ſmaragdenen Boden blitzte es auf wie Sonne, Mond und Sterne, und ein balſamiſcher Duft ſtrömte von ihnen auf das Meer hinaus.

Eine mächtige Königin herrſchte hier und verlebte ihre Tage im Wohlthun und mit der Erziehung ihrer Tochter beſchäftigt. Kein glücklicher Volk war zu ſchauen, als die Bewohner dieſer Inſel, denn Alles, was ſie ſich nur wünſchen konnten, ward ihnen gewährt, was ſie irgend bedurften, empfingen ſie aus der Hand ihrer Gebieterin. Darum liebten ſie auch ihre Königin gar ſehr, und wenn dieſe ſich entweder allein oder mit ihrer Tochter zeigte, dann war große Freude im Lande und Alle riefen: „Es lebe unſere Mutter, die gute Königin, und die huldreiche, ſchöne Prinzeſſin!“

Ja, ſie war ſchön, ſchön wie noch niemals ein irdiſches Geſchöpf, ſchön wie ein Weſen aus

vollkommeneren Welten. Wer sie anblickte, und wäre er auch noch so unzufrieden, noch so unglücklich gewesen, dessen Antlitz klärte sich auf, sein Auge strahlte hell und er ging, zufrieden mit sich, von dannen. Darum nannte man sie auch Augentrost, und wer einmal einen guten Tag haben wollte, der suchte sich der Prinzessin zu nahen, und blickte in ihr hellstrahlendes Auge.

Aber was allen Bewohnern des Ländchens Glück und Ruhe gewährte, das war bestimmt, zu ihrer Verflichtung beizutragen.

Die Schönheit der Prinzessin war nicht allein in der Heimath derselben bekannt, auch jenseits der Wellen, die die glückliche Insel umrauschten, vernahm man davon, und das tausendzüngige Gerücht trug mächtig dazu bei, die Wahrheit nicht zu verkürzen, und kaum war die Neugier rege gemacht, als es auch nicht an Prinzen und selbst regierende Herren fehlte, die herbeieilten, um Prinzessin Augentrost zu sehen, und sie zum Weibe zu erwählen. Aber Keiner unter Allen, welche kamen, vermochte das Herz derselben zu rühren, und die Mutter hatte nichts zu thun,

als die Bewerber, einen nach dem andern, mit einem zierlich geflochtenen Korbe nach Hause zu ſchicken.

Endlich ward es wieder ſtill auf der Inſel, denn die hochgebornen Freier wurden es müde, um nichts und wieder nichts die Gefahren des Meeres zu beſtehen. Alles ging ſeinen gewohnten Beſchäftigungen nach, bis ein unerwartetes Ereigniß die ganze Inſel in Angſt und Schrecken verſetzte.

Die Prinzeſſin hatte ſich ſo eben ihrem Lager enthoben und den einfachen Morgenanzug vor dem hellgeſchliffenen Demantſpiegel beendet, worin ſie ſich dann noch einmal wohlgefällig beſah, als ſie von Außen eine Stimme vernahm, die nach ihr verlangte. „Prinzeſſin Augentroſt! Prinzeſſin Augentroſt!“ rief es, „gönne mir doch nur einen Augenblick die Wonne Deines Anblicks, denn mein Herz iſt traurig, und ich will ſchier vergehen vor Schmerz.“

Mitleidig, wie die Prinzeſſin immer war, eilte ſie ſogleich, dem Bittenden ſeinen Wunſch zu erfüllen, doch wie ward ihr, als ſie auf den

Balkon hinaustrat und das gluthstrahlende Auge umherwarf, sie schrie laut auf und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Ein mächtiger Riese stand vor ihr, er stützte sich mit beiden Ellenbogen auf das Geländer des Balkons, und das große, unförmlich gestaltete Haupt ruhte zwischen beiden Händen.

„Grüß Dich Gott, schönes Prinzeßchen mein!" fing der Riese mit einer ungebührlich rauhen Stimme an, „betrachte mich einmal, und sage mir dann, ob ich nicht ein schmucker Freiersmann bin? Du siehst in mir den Wasserkönig von Wangeroog, und ich komme hierher, um eine Königin für meinen Palast und ein Weib für mein Bette zu werben. Für beides bist Du mir gut genug, und darum schlage ein, und ziehe mit mir in Deine neue Heimath."

Die Prinzessin, auf das Aeußerste erschrokken, wagte kaum die Augen aufzuschlagen, und konnte nichts anderes hervorbringen, als daß der Fremde sich mit seinem Gesuch an die Mutter wenden möge, denn so sei es in diesem Lande Sitte, und kaum hatte sich der Fremde ihrem

Willen gefügt, als ſie voll Angſt und Schrecken das Schloß verließ, und in dem entfernteſten Theile des Gartens ihrer Lieblingslaube zueilte. —

Aber als ob der heutige Tag dazu beſtimmt ſei, ſie in fortwährender Furcht zu erhalten, ſo wich ſie auch hier vor Erſtaunen zurück, als ſie ihren Lieblingsplatz bereits beſetzt fand. Diesmal war es aber nicht banges Grauſen, was ihren Schritt hemmte, ſondern ein ſüßes Staunen bemächtigte ſich ihrer, und eine leichte Röthe färbte ihre Wangen. Ein holdſeliger Jüngling, der ſo ätheriſch gebaut war, daß er aus Morgenduft und Roſenſchein gewebt ſchien, ſtand vor ihr, verneigte ſich beſcheidentlich, und ſprach: „Wolle mir nicht zürnen, daß ich es gewagt habe, Dich in Deinem Heiligthum aufzuſuchen, aber ſchon lange belauſche ich Dich von ferne, und mein Herz iſt in heiliger Liebe zu Dir entbrannt, länger kann ich nicht ſchweigen. Ich bin der Beherrſcher der Blumen-Inſel Terſchelling, und wenn Du mich würdig hälſt, mein reiches Erbe mit mir zu theilen, ſo haſt Du mich glücklich gemacht.“

Der Prinzeſſin ſchien dieſer Antrag viel Ver-

gnügen zu machen, was den Prinzen ermuthigte, seine Werbung weiter fortzusetzen, und als Beide eine geraume Weile mit einander gekost hatten, wurden sie einig, daß der Prinz vor der alten Königin erscheinen und um die Prinzessin anhalten solle, für das Weitere wolle diese dann schon sorgen. Sich darauf mit den heiligsten Versicherungen ihrer Liebe trennend, gingen sie auf verschiedenen Wegen dem Schlosse zu.

Unterdessen hatte sich der Wasserkönig von Wangeroog bei der alten Königin melden lassen, und da er wegen seiner ungewöhnlichen Länge nicht durch die Pforten des Schlosses in dasselbe treten konnte, so war Letztere genöthigt, ihm die Audienz in dem großen Hofraume zu gewähren. Zum Erstaunen und Schrecken des ganzen Hofes brachte nun der Riese seine Werbung an; aber ehe noch die Königin irgend etwas von dem erwiedern konnte, was man bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt, trat die Prinzessin hinter ihrer Mutter hervor und, mit beiden Händen abwehrend, schrie sie: „Ich will nicht! ich will nicht!“

„Nicht?“ schrie der Wasserkönig, und that einen Schritt vorwärts, daß die Erde ringsum erbebte, „und warum nicht?“

Da trat der Beherrscher der Blumen-Insel von Terschelling mit keckem Anstande hervor und sagte: „Weil ich sie liebe, weil sie mich wieder liebt, und weil ich hier jetzt gleich um sie werben will.“ Und damit trat er zur alten Königin und brachte seine Werbung an; Prinzessin Augentrost aber rief: „Der ist es, den ich liebe, und den ich mir auserwähle von allen Anderen.“

Da solches die Hofleute und das Volk ringsumher vernahmen, erhob sich ein allgemeines Beifallsjauchzen, der Riese aber schlug eine so helle Lache auf, daß er Alles betäubte und Jeder meinte, diesen allein zu hören. Und als Jedermann ob des grausenhaften Lärmens ringsumher verstummte, hob er den jungen Prinzen vom Boden auf, setzte ihn auf seiner Schulter und sagte: „Gut! so sollt ihr denn sehen, daß Wasserkönig nicht allein ein mächtiger Riese, sondern auch ein gewaltiger Zauberer ist. Ich nehme jetzt diesen da aus eurer Mitte und will nach einiger Zeit

wiederkehren, um zu vernehmen, ob ihr anderen Sinnes geworden seid; damit aber dies Männlein mir meine Freude nicht fernerhin verderbe, so will ich ihn unschädlich machen."

Er fuhr mit seiner gewichtigen Hand über die zarte Gestalt des Prinzen hin, so daß Alles vor Angst laut aufschrie, und als dieser die Arme ausstreckte, sich zu vertheidigen, gestalteten diese sich plötzlich zu zwei Flügeln; zu derselben Zeit wuchs aus seinem Gesichte ein langer Schnabel hervor, ein hellglänzender Busch von farbigen Federn bedeckte den Kopf, und die Füße gestalteten sich zu mäßigen Klauen. Er war dabei mächtig zusammen geschrumpft, so daß er nicht viel größer, als ein gut genährter Papagei erschien, aber die Pracht seines Gefieders übertraf Alles, was man bis dahin gesehen hatte.

„Ich gehe jetzt!" rief der Wasserkönig aus, „aber bald kehre ich wieder, und dann fürchtet meinen Zorn, wenn Ihr Euch nicht besonnen habt."

Der Riese hielt Wort. Alsobald schritt er mit dem so unglücklich verwandelten Prinzen über

das Meer hinweg, nach seiner Insel, sperrte diesen in einen kunstvoll vergitterten Käfigt, den er selbst aus Gold- und Silberdraht zusammenflocht, und kehrte darauf nach dem Reiche der Prinzessin Augentrost zurück. —

Seinen Zweck aber erreichte er nicht, denn er ward mit schnöden Worten abgewiesen und hart angelassen ob seines Frevels. Da erboßte er sich sehr und rief mit zornglühenden Augen: „Gut, so sei es denn! ich will von meiner Werbung ablassen, aber von diesem Augenblick an ist auch Euer Verderben bei mir beschlossen. Liebt nur immer Euren unbärtigen Prinzen, der jetzt in seinem Bauer hin- und herflattert, aber Ihr sollt ihn und das Sonnenlicht nicht wiedersehen."

Mit diesen Worten sprang er rücklings in's Meer und tauchte unter. In demselben Augenblick verfinsterte sich der Himmel, ein fürchterlicher Sturm erhob sich und wühlte das Meer in seinen Tiefen auf. Die armen Insulaner erhoben ein lautes Wehklagen, aber bald zerschmolz ihr Jammerton mit dem Heulen des Windes und der Fluth. Als aber nach vielen Stunden

der Tag anbrach, da ſah man deutlich, welche Zerſtörung das Unwetter angerichtet hatte. Die Wellen hatten den Boden des Meeres aufgewühlt und an die Oberfläche deſſelben gebracht, dieſen dann ſtückweiſe auf die Inſel der Prinzeſſin Augentroſt geſchleudert, ſo, daß dieſe, ſammt ihrer Mutter und ihren Unterthanen und allen Schlöſſern und Gärten, darunter begraben lag, und ein außerordentlich hoher, ſandiger Hügel ſich aus der unruhig wogenden Fluth erhob.

Da tauchte der Rieſe aus den Wogen auf, legte den Mund auf den Hügel und ſchrie: „Jetzt jammere in Eurem Grabe darüber, ſchöne Prinzeſſin! daß Ihr mich verworfen habt, und macht, daß Ihr Euch eines Beſſern beſinnt, damit dieſer Zuſtand ein Ende nehmen kann. Zu Ende jeden Jahres will ich den Prinzen zu Euch ſenden, der mag Euch fragen, ſich ſelbſt zur Schmach, wie Ihr gegen mich geſinnt ſeid, und ſobald Ihr mich mit Eurer Einwilligung beglückt, löſe ich den Zauber, der Euch und ihn gefangen hält. Bis dahin lebt wohl.“

Er entfernte ſich ſchnell, und in ſeinem Reiche angekommen, trat er zu dem verwandelten Prinzen, der traurig in ſeinem Käfiche ſaß, und ſprach: „Harre in Geduld, bis das Jahr ſich zu Ende neigt, dann will ich Deinen Käfiche öffnen. Du fliegſt nach dem Reiche Deiner angebeteten Prinzeſſin, ſetzeſt Dich auf den Hügel, den Du findeſt, und frägſt: Ob ſie ſich zu unſer Aller Heil geändert hat? Halte Dich aber nicht mit anderen Fragen auf, denn nur kurze Zeit darfſt Du weilen; ich weiß Dich zu bannen.“

Deß wurde der verzauberte Prinz ſehr froh, denn es war doch eine Hoffnung, die ihm ward; und als das Jahr um war, flog er aus dem ihm geöffneten Kerker, ſetzte ſich auf den Hügel, der ſeine Geliebte deckte, und rief: „Ich frage Dich nicht, wie Du denkſt, denn das weiß ich vorher. Aber traue meinen Worten, ich befreie Dich aus Deinem Gefängniß. Treue Liebe vermag Alles! Jetzt aber ruft mich mein tyranniſcher Gebieter zurück, ich kann nicht länger weilen. Leb' wohl!“

Er flog hinweg, indem er ſeinen Schnabel mit Erde füllte, die er von dem Grabe ſeiner

Geliebten aufpickte und weit davon in's Meer fallen ließ.

So wiederholt er es Jahr um Jahr, und indem er ſeinem Herrn dieſelbe abſchlägige Antwort bringt, trägt er immer mehr Erde weg, verhoffend, die ſchuldlos eingekerkerte Geliebte endlich zu befreien. Und wonach er ſtrebt, das wird ihm gelingen, denn ſchon iſt der Hügel verſchwunden, und nur eine glatte Fläche iſt ſichtbar; wenn aber hohe Sturmfluthen kommen, ſo decken ſie bereits einen großen Theil derſelben mit ihren rollenden Wogen. —

So, beinah wörtlich, wie ich ſie hier erzählt, empfing ich die Sage aus dem Munde eines alt-ehrwürdigen Küſten-Bewohners. Als er geendet, konnte ich ein ungläubiges Lächeln nicht unterdrücken. Da ſtand er auf, blickte mich faſt zornig an, und ſprach: „Es ſteht geſchrieben: „„Und wenn ein Vogel der Wildniß käme, und flöge zu dem Gipfel des höchſten Berges in Meſopotamien, und trüge jedes Jahr ein Sandkorn

hinweg, damit er ihn in's Meer verſenke, ſo würde endlich der Berg von der Erde verſchwindeſt, aber Gottes Gnade und Güte bleibet ewiglich.“ Die höchſte Gnade und Güte aber, die Gott uns erzeigte, iſt, daß er die reine und uneigennützige Liebe in unſer Herz pflanzte, und wer ſie im reinen Geiſte empfangen und erkannt hat, der wird an ſie glauben in der Einfalt ſeines Herzens.“

Die glückliche Probe.

Wenn gegen den Untergang der Sonne hin ſich leichte Nebelwölkchen auf den Spiegel des Mittelmeers lagern, auf die der letzte Strahl des Tages einen leichten Roſenſchimmer hinhaucht, dann ſagt der Küſten-Bewohner der lieblichen Provence: „Meerkönig führt den Brautreigen an.“

Meerkönig iſt an der ganzen Provençaliſchen Küſte ein geliebter und gefürchteter Mann. Wenn ein Brautpaar getraut werden ſoll, dann wirft der Brautvater, oder wer ſonſt der Liebesleute nächſter Anverwandter iſt, ein Geldſtück in's Meer und ſpricht oder ſingt dazu folgendes Lied:

„König im kryſtall'nen Schloß,
Thue auf den Wellenſchooß!

Lieblich blinket das röthliche Gold,
Sei der ſiehenden Liebe hold!
Was wir haben, bringen wir dar,
Freundlich lächle dem jungen Paar!“

Wenn aber der Fremde, erſtaunt über einen Gebrauch ſolcher Art, ſich an die Eingebornen mit der Bitte um Aufklärung wendet, erzählt man ihm folgende Geſchichte:

Auf dem Grund des Meeres iſt eine Welt, die der unſrigen vollkommen gleich ſieht. Wenn ihr hinabtaucht in die Tiefe und den Kreis durchdrungen habt, wo die Fiſche und die See-Ungeheuer hauſen, dann gelangt ihr auf den äußerſten Grund des Meeres, der eben ſo geſtaltet iſt, wie die Oberfläche der Erde, nur daß hier unten Alles viel reicher, ſchöner und mannichfaltiger iſt; ein ganz anderes Licht, eine ganz andere Farbengluth umſtrahlt alle Gegenſtände; die Blätter ſind Smaragden und die Thautropfen funkeln wie mächtige Brillanten.

Hier iſt das Reich des Meerkönigs, hier herrſcht er an der Seite einer liebevollen Gemahlin. Ihr Beſitz iſt ihm auf's Neue für ein

Jahr-

Jahrtausend gesichert, er ging aus dem Kampf mit höhern Mächten als Sieger. Dieser Ruhe erfreut er sich noch nicht lange, nur vor zwei kurzen Jahrhunderten war er mit dem gänzlichen Verluste seines größten Kleinodes bedroht. Meerkönigs Geliebte ist eine Staubgeborne, er entbrannte in Liebe für sie, und sie stieg mit ihm in die Tiefe des Meeres hinab.

Die dunklen Mächte der Unterwelt, die dem schwachen Sterblichen keine Liebe zutrauen, die über die Dauer des Menschenlebens hinausreicht, bestimmten, daß Meerkönig seine Gattin nach einer gewissen Zeit ihrer eigentlichen Bestimmung zurückgeben solle, es sei denn, er fände ein Mägdlein, dem Geliebten unerschütterlich treu, das jeder Versuchung widerstände und nur ihr Glück in dem Auserwählten ihres Herzens finden würde. Die finstern Richter der Unterwelt glaubten, zweimal könne die schwache Menschheit ein so seltenes Wesen nicht hervorbringen, aber sie täuschten sich, denn die Treue der Provençalischen Mädchen ist weltkundig.

In einer heitern und reizenden Gegend, zehn Meilen oberhalb Marseille, liegt hart am Mittelmeer ein kleines, aber von wohlhabenden Leuten bewohntes Fischerdorf: réseau beni genannt. Vater Claude war der reichste und angesehenste Mann dieses Ortes, er hatte das beste Haus, ein beträchtliches Vermögen, einen fruchtreichen Garten und mehrere gesegnete Felder. Was ihm aber in den Augen der jungen Mannschaft von réseau beni ein besonders wichtiges Ansehn gab, war eine hübsche Tochter, ein liebenswürdiges Kind von achtzehn Jahren, la belle Thérèse genannt. Keiner, der sie sah, blieb bei den mannigfaltigen Reizen derselben gleichgültig, Jedem schien sie ein begehrenswerthes Gut, um dessen Besitz man sich die größte Mühe geben müsse; die Zahl der Bewerber ward immer größer, denn auch aus den entferntern Dörfern kamen sie herbei, und Vater Claude hatte genug zu thun, die vielen Freier stets mit guter Manier abzuweisen, denn Therese bezeigte noch immer, so schien es, keine Lust zum Heirathen. Wie gesagt, so schien es, aber eigentlich hatte sie längst ihr Herzchen verschenkt, und

einem braven, redlichen aber armen Jungen zugewendet, der, von Jugend auf eine Waise, nicht viel mehr mit in den künftigen Hausstand brachte, als einen guten Willen, und ein Paar Hände, unermüdlich zum Arbeiten.

Lange hatten die beiden Liebesleute es nicht gewagt, sich dem Vater, der überall für eben so stolz als wohlhabend galt, zu entdecken. Endlich faßten sie sich ein Herz, und zur guten Stunde, denn der Vater willigte nach einigen Bedenklichkeiten ein, und der Handel war richtig. Viele der abgewiesenen Freier wollten zwar vor Neid platzen, und sprengten aus: Vater Claude habe seine Tochter auf keine andere Art loswerden können, darum habe er sie diesem Bettelkerl an den Hals geworfen. Jene aber ließen sich nicht stören, und als wäre bereits Vieles versäumt worden, traf der Alte ohne Zaudern die wirksamsten Anstalten zu einer glänzenden Hochzeit.

Alles wurde nun angeordnet, der festliche Tag ward bestimmt, von nah und von fern kamen die Gäste herbei, viele mit frohem, viele mit neidischem Herzen, alle aber mit dem festen Vor-

ſatze, tüchtig zu eſſen und zu trinken. Früh mit dem anbrechenden Morgen war der Platz vor dem Hauſe des Brautvaters bis zum Meere hin mit fröhlichen Menſchen bedeckt, man aß, man trank, man jubelte. Um die Mittagſtunde wollte man ſich in die Kirche begeben, wo die Trauung vollzogen werden ſollte, und darauf ſollten die Luſtbarkeiten von Neuem beginnen.

Als aber die Sonne ſich völlig aus dem Meeresſpiegel erhoben hatte, und der helle Tag rings umher erglänzte, trat Vater Claude mit den Brautleuten aus dem Hauſe, ſtellte die jungen Leute nochmals den verſammelten Freunden vor, ermahnte alleſammt zum Frieden und zur nachbarlichen Freundſchaft, und trat an das Ufer des Meeres, um, wie bereits am Eingang dieſes Geſchichtchens erwähnt iſt, dem Meerkönig das übliche Opfer zu bringen. Kaum hatte aber der alte Mann den ſilberharigen Scheitel entblößt und das übliche Reimlein abgeſungen, kaum hatte er das blinkende Goldſtück in die ſalzige Fluth geworfen, als auf einmal die Wogen zuſammenrauſchten, das Meer in Aufruhr gerieth, und die

Brandung hoch emporziſchte. Alle ſtanden erſtaunt ob dieſes ſeltſamen Ereigniſſes, und noch hatte Keiner vor Schreck den Mund öffnen können als der plötzliche Aufruhr des Meeres ſich eben ſo ſchnell wieder legte.

Bedächtig ſchüttelten die Aelteſten in der Verſammlung das weiſe Haupt, als ein junger Mann mit heiterm Angeſicht unter ſie trat und ihnen mit herzlichem Lachen einen guten Tag bot. Er war wie ein Bewohner der dortigen Gegend gekleidet, und trug einen großen hochzeitlichen Blumenſtrauß in der Hand, den er ſogleich der Braut zur Morgengabe darreichte. Dieſe wollte ſich zwar darüber wundern, daß die Blumen, ſo ſchön wie ſie ausſahen, ſämmtlich ohne Geruch waren, und daß ſie manchmal aufblitzten, als ob unter ihren Blätterkronen Perlen und Edelſteine verborgen lägen, doch gebot ihr die Sitte, das dargebotene Geſchenk zu behalten, und als ihr Vater darauf mit der freundlichſten Miene den jungen Mann zur Hochzeit einlud, gehörte dieſer mit zur Geſellſchaft.

Bis nun die bestimmte Zeit zur Trauung herannahte, trieb sich Alles in buntem Gewühl durch einander. Vater und Schwiegersohn gingen zusammen fort, um mehrere Vorkehrungen für den Abend zu treffen, und Theresen blieb das Geschäft, für die Unterhaltung der Gäste zu sorgen. Aber nicht lange dauerte es, so befand sie sich, — sie wußte selbst nicht, wie es zugegangen, — auf einem einsamen Flecke nicht weit von ihrem Hause, von wo aus sie das ganze Meer überschauen konnte. Der junge Fremdling stand ihr zur Seite. Er hatte seine ganze Munterkeit verloren und richtete einen festen, durchdringenden Blick auf das Mädchen. Therese erschrack vor dem stechenden Blick seines Auges, und wollte entfliehen, doch Jener vertrat ihr den Weg, ergriff ihre Hand, bat sie mit rührender Stimme, ihn anzuhören, und als sie ihm diese Bitte gewährte, und einen fragenden Blick auf ihn richtete, begann er, ihr seine Liebe zu gestehen, beschwor sie mit den glühendsten Worten der Leidenschaft, ihm Gehör zu geben und den faden Charles laufen zu lassen, da dieser sie doch nie

ſo glücklich machen werde, als er es zu thun im Stande ſei. Anfangs ſuchte ſie ſich in Güte und unter Scherzen von ihm loszumachen, als ihr dies aber nicht gelingen wollte, überhäufte ſie ihn mit den bitterſten Vorwürfen, hieß ihn ſich augenblicklich entfernen, und lief mit lautem Hülfe-Geſchrei von dannen. Nicht weit von dieſem Platze fand ſie Charles, der bereits nach ihr ſuchte. Sie erzählte ihm, was vorgegangen, bat ihn, ſie von dem Zudringlichen zu befreien, und eilte mit ihm zurück; aber ſchon war dieſer verſchwunden, und Charles ſchickte dem feigen Flüchtlinge einige derbe Flüche nach. —

Nicht lange nachher, — die Liebenden ſtanden noch an demſelben Orte, — kam ein junges Mädchen geſprungen. Der Schnitt ihres Kleides deutete auf eine Städterin. Sie ſuchte einen der Küſte kundigen Fiſcher, der ihre Gebieterin an Bord jenes großen Schiffes brächte, das dort am äußerſten Vorgebirge vor Anker lag. Charles und Thereſe blickten auf, und ſahen in der That ein großes Schiff von majeſtätiſchem Aeußern, das ſie bis dahin noch nicht geſehen

hatten. Charles hatte zwar Anfangs Luſt, den Antrag anzunehmen, als er aber der nach einem Paar Stunden ſtattfindenden Hochzeit gedachte, beſann er ſich, und wies denſelben von der Hand. Da ſprang das Mädchen nahe an den Jüng'ing heran, zog eine Börſe mit Gold hervor, klingelte ihm damit vor den Ohren, drückte ſie ihm in die Hand, und ſprach: „Auch dafür nicht?“

Als aber Charles den Klang des Goldes hörte, war er auf einmal ein anderer Menſch. Das Gefühl ſeiner Armuth drang mächtig auf ihn ein, die Gelegenheit, ſich ein gutes Stück Geld zu verdienen, hatte einen zu mächtigen Reiz für ihn, als daß er widerſtehen konnte, er bat Thereſe, ihm die kurze Abweſenheit zu verzeihen, verſprach, ſich ſo ſchnell als möglich zu beeilen, und rannte mit der Fremden auf und davon, um die Gebieterin derſelben an den Ort ihrer Beſtimmung zu bringen.

Thereſe blieb allein zurück, ſie konnte ihres Unmuths nicht Herr werden, und ſchon wollte ſie zu ihrem Vater gehn, um ihren Gram an ſeiner

Bruſt auszuſchütten, als ein unerhörtes Ereigniß ihre Schritte feſſelte. Sie ſah deutlich, wie ein geräumiger Kahn um die Felſenecke lenkte, und völlig ſichtbar wurde. Vorne ſaßen zwei Ruderer, die aus Leibeskräften arbeiteten, Charles befand ſich im Hintergrunde und lenkte das Steuer. Ihm zur Seite ſaß ein reichgeputztes, wunderſchönes Frauenzimmer, die ihre dunkel erglühenden Augen mit der größten Zärtlichkeit auf den Steuermann richtete; Beide hielten ſich zärtlich umſchlungen und ſangen ein liebeglühendes Lied.

Das war zu viel für das arme Mädchen, eine ſolche Treuloſigkeit hatte ſie nicht erwartet. Helle Thränen ſtürzten aus ihren Augen, und ſie bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Ein bitteres Gefühl des erduldeten Undanks beſchlich ihr Herz, und ſchon gerieth ſie auf den Gedanken, ihrem Jammer durch einen Sprung in's Meer ein Ende zu machen, als plötzlich die ganze Scene ſich änderte. Ein wilder Sturm erhob ſich, das Meer gerieth in Bewegung, die Wellen rauſchten auf, Blitze zerriſſen den ſchnell ſich bildenden Wolkenſchleier, und der Donner hallte am

Ufer wieder. Zu ihrem größten Schrecken ſah ſie den Kahn, womit Charles abgefahren war, und zwar mit dieſem allein, zurücktreiben. Sie kümmerte nicht das Schickſal der drei Uebrigen, welche ſie gänzlich vermißte, ſie ſah nur ihren Geliebten, wie er, mit einem zerbrochenen Ruder, machtlos gegen die aufgeregten Wellen ankämpfte und mit jeder Sekunde dem Untergange raſcher entgegenging.

Unterdeſſen war auch, aufgeſtört von dem fürchterlichen Wetter, Vater Claude mit ſämmtlichen Hochzeitsgäſten herbeigekommen, und Alle ſtürzten nach dem Ufer, um Rettung zu bringen. Allein, als ob ein böſer Geiſt den Kiel der Böte feſtgeſchmiedet hatte, verſuchten ſie umſonſt, irgend eines derſelben von der Stelle zu bewegen. In demſelben Augenblicke ſtand der junge, zudringliche Fiſcher von vorhin, Thereſen zur Seite. Er ergriff ihre Hand, flüſterte ihr zu, Charlzs retten zu wollen, und ermahnte ſie, um dies bewerkſtelligen zu helfen, ihm ungeſäumt zu folgen. Unbewußt ging das Mädchen mit dem dringenden Mahner fort, der mit ihr einer Anhöhe zueilte, die ſich

jählings am Ufer erhob, ohne auf die rufende Stimme ihres Vaters und die ihrer Freunde zu hören, denn sie hatte nur Augen für Charles, der eben in der augenscheinlichsten Gefahr auf der Spitze einer Welle schwamm. Als sie aber die höchste, vorragendste Spitze des Felsens erreicht hatten, umschlang der Fremdling das Mädchen mit seiner Linken, streckte die Rechte, wie abwehrend gegen die Nacheilenden aus, und rief mit lauter Stimme: „Sie ist Meerkönigs Braut!“ dann stürzte er sich mit ihr in die Wellen. Ein Schrei des Entsetzens ward laut, Alle standen wie in den Boden gewurzelt. —

Charles war indessen in die Tiefe hinabgesunken, in einer engen Grotte erwachte er zum Leben. Er dehnte sich, rieb sich die Augen, und als plötzlich die ganze Vergangenheit in ihm klar geworden, sprang er vom Boden auf. Da erschienen augenblicklich mehrere Mädchen, auf eine seltsam-phantastische Weise gekleidet. Sie tanzten um den Fremdling herum, boten ihm Speise und Trank, in silbernen Schaalen und aus goldenen Bechern; hießen ihn in dem Reiche ihrer

Gebieterin willkommen, und führten ihn unter Scherzen und Lachen von dannen. Charles folgte halb neugierig, halb unwillkührlich, er hatte keine Ahnung davon, daß er auf dem Boden des Meeres sei.

Unterdessen versuchte der mächtige Gebieter des Meeres, denn Niemand anders war jener junge Fischer gewesen, alle Künste der Verführung, um über Theresens Herz zu siegen und sie in ihrer Liebe zu ihrem Verlobten wankend zu machen. Die Sage meldet nicht, was der, seine Gattin innig liebende Fürst der Meere empfunden habe, als er um etwas flehte, dessen Erfüllung ihn namenlos unglücklich gemacht haben würde, wohl aber meldet sie, daß jede Kraft der Rede verloren ging an dem festen und tugendhaften Sinn der jungen Provençalin.

Jetzt rief Meerkönig seine magischen Gewalten zu Hülfe. Er winkte mit der Hand, und aus der Tiefe des Meeres stieg die morganische Fee mit allen ihren Nymphen hervor, sie bereiteten ein Zauberreich um die halbbetäubte Therese. Hohe Palmenwälder rauschten über ihrem Haupte,

unter den blätterreichen Kronen dieſer majeſtätiſchen Waldrieſen blühten reichduftende Blumen und Sträucher, im Roſenlicht erglühende Berge ſchloſſen den ganzen Proſpekt, ein breiter Silberſtrom rauſchte vorüber, und eine mächtige Stadt mit ſilberglänzenden Mauern und goldſtrahlenden Kuppeln breitete ſich längs dem Ufer aus. Thereſe ſtand wie geblendet von dieſem Anblick, ſie verdeckte ihre Augen mit der Hand, um nicht mehr zu ſehn, und ließ dem verführeriſchen Geiſt willenlos ihre Hand, der ſie alsbald weiter führte. Sie ſchwebte eine breite Marmortreppe hinan, gelangte in eine weite Halle, und ward hier von einer ganzen Schaar anmuthiger und reizend gekleideter Mädchen empfangen. Sie führten ſie unter Spiel und Geſang in einen großen Saal, der über und über mit Gold und Edelſteinen bedeckt war, hohe Spiegel ſtanden rings umher, und vervielfältigten den Glanz um das tauſendfache; hochſchwellende Divans ſtanden, mit den reichſten Stoffen behangen, an den Wänden umher, und tauſend goldene Armleuchter mit farbigen Wachskerzen ſtrahlten einen ſolchen Glanz

von sich, daß man den Anblick kaum zu ertragen vermochte. Jetzt erwiesen sich die Mädchen noch zehnfach geschäftiger, sie umringten Thereſe, die sie ihre Gebieterin nannten, nöthigten sie, ihren einfachen Anzug abzulegen, schmückten sie mit den kostbarsten Gewändern und mit dem reichsten Schmuck, daß sie gleich einer Königin strahlte, und führten sie dann in ein Gemach, das zwar nicht so groß, aber unendlich reizender und verführerischer ausgeschmückt war, als das erste. Hier überließen sie Thereſe sich selbst, aber ganz verwirrt durch das, was mit ihr vorging, und geblendet durch den niegesehenen Reichthum, den man vor ihr ausgebreitet hatte, versank sie in ein bewußtloses Träumen, so daß sie den Eintritt des Meerkönigs nicht gleich bemerkte.

Aber auch aus diesem Kampfe ging sie siegreich hervor, und als sie sich den verführerischen Reden des Meerkönigs durch die Flucht entriß, gelangte sie in einen weiten Park. Dieser erglänzte in einem zauberhaften Lichte, große Blumen-Terrassen erhoben sich von allen Seiten, buntbeschwingte Vögel flatterten durch seltsam gestal-

tete, fremdartige Bäume, murmelnde Quellen plätscherten unter Rosenbüschen dahin, goldene Sterne blitzten vom Firmament herab, und spiegelten sich in der krystallhellen Fluth, eine unsichtbare, wollustathmende Musik ertönte, und Tänzer und Tänzerinnen schwebten die langen Gänge auf und ab.

Ganz betäubt von Allem, was mit ihr vorging, sank Therese auf den üppig schwellenden Rasen, und suchte umsonst ihre Gedanken zu ordnen, als auch hier Meerkönig ihr zur Seite stand und seine Bewerbungen erneuerte. Die verführerische Umgebung hatte Theresens freien Willen gelähmt, ihre Phantasie war zu mächtig aufgeregt, als daß die süßen Schmeicheleien eines so mächtigen Wesens hätten in ein müßiges Ohr fallen sollen; schon fühlte sie sich geneigt, dem mächtigen Werben nachzugeben, da war es ihr, als dringe ein Schrei des Schmerzes an ihr Ohr, und dieser Schrei kam von Charles. Plötzlich ermannt und zum Bewußtsein erwacht, sprang sie von ihrem Sitze auf, stieß den mit ihr ringenden Verführer von sich, und erklärte laut, sie

wolle lieber des bitterſten Todes ſterben, als von ihrer Liebe laſſen und von Charles.

Kaum aber waren dieſe Worte ihren Lippen entflohen, als Meerkönig zornig aufſprang, und ſeinem Ingrimm in wilden und ungezügelten Reden Luft machte. Er bereute jede Gefälligkeit, die er an ihr verſchwendet hatte, erklärte ſie ſeiner Gnade für unwürdig, und verurtheilte ſie, in der finſterſten und ſchrecklichſten Höhle, die der Grund des Meeres aufzuweiſen habe, ihre Tage zu verjammern. Zornig ſtieß er mit dem Fuß gegen den Boden, da war die ganze Herrlichkeit der Gegend verſchwunden, der Abgrund that ſich auf, und Thereſe ſank in die Tiefe hinab.

Als die Unglückliche nach einer geraumen Zeit aus einer todtenähnlichen Ohnmacht erwachte, ſah ſie ſich in einer finſtern, grauenerregenden Höhle, neben ihr gähnte ſie ein furchtbares Meer-Ungeheuer mit weitaufgeſperrtem Rachen an, erſchreckt floh ſie auf die andere Seite, da fuhr ein Krokodil mit dem Kopf durch die Felswand,

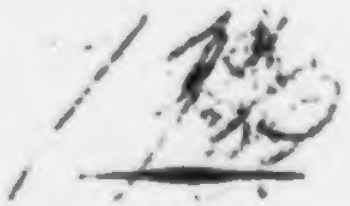
und drohte sie zu verschlingen. Uebermannt von Angst und Entsetzen, sank sie in die Kniee und flehte zu Gott um Rettung aus diesem Elend, aber die Hülfe kam nicht, sondern Meerkönig trat ein und verhöhnte sie in ihrem Schmerz. Als aber alle seine Drohungen und sein Hohn in taube Ohren fiel, fing er an überlaut zu lachen, und nannte sie eine unbedachtsame, nie genug zu verspottende Thörin, die ihre Treue einem Menschen so fest bewahre, der eines solchen Opfers gar nicht werth sei, der sie längst vergessen habe, und in den Armen jener Fremden, die er heute in seinem Kahn aufgenommen, ihrer spotte. Da überkam der armen Thereſe ein tiefer Schmerz, sie fühlte sich bis in das Innerſte verwundet, aber noch konnte ihr reines Herz an eine solche Treuloſigkeit nicht glauben, und sie wies den Verläumder mit strengen Worten von sich. Der aber streckte mit einem höhniſchen Lachen die Hand aus, die Felsen stürzten zuſammen, und in einer mit Gold- und Silbermuscheln ausgelegten Grotte, die von einem magiſchen Lichte erhellt

wurde, saß Charles an der Seite eines wunderherrlichen Frauenbildes, das sich umsonst bestrebte, die Aufmerksamkeit des Jünglings auf sich zu lenken. Kaum aber erblickten sich die beiden, so lange Getrennten, als sie, ihre ganze Umgebung vergessend, einander lautjauchzend bei Namen riefen, sich in die Arme eilten und fest umschlungen hielten. Für sie war, außer sich selbst, nichts mehr auf der Welt, darum bemerkten sie auch nicht, daß ringsumher Alles verschwand und eine formlose Gestalt annahm, daß sie von dem Grund des Meeres aufgehoben und emporgetragen wurden an das Licht. Am heimathlichen Strande, unfern des väterlichen Hauses, fanden sie sich wieder. Freudig bestürzt über dieses glückliche Ereigniß, eilten sie dem Hause zu, wo seit dem Morgen der tiefste Kummer seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Angemeldet durch das frohe Jauchzen der Nachbarn, welche sie zuerst erblickt hatten, betraten sie die väterliche Wohnung, und wurden als längst verloren Geglaubte mit Liebe und Entzücken empfangen.

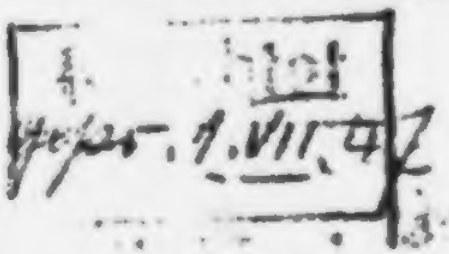
Den Stunden des Jammers folgten die der lauten und ungebundenen Freude, der ganze Strand war in freudiger Bewegung, Thereſe und Charles hatten genug zu erzählen, die Andern zu hören. Der Abend brach herein, man zündete Freudenfeuer an, man ſang und ſpielte. Da verbreitete ſich plötzlich ein rother Schein über das ganze Meer, und eine Muſchelgrotte ſtieg aus der Tiefe herauf, umgeben von Waſſergeiſtern und Nixen, die den Meerkönig und ſeine Gattin umgaben, die ſich nun mit huldvoller Freundlichkeit zu dem liebenden Paare wandten, denn dieſe waren es, die durch ihre felſenfeſte Treue das Glück ihrer Liebe auf's Neue begründet hatten. Sie empfingen den Dank der Neuverbundenen und dieſe wurden von ihnen reichlich beſchenkt und mit glückbringenden Netzen geſegnet. Alles Erdenglück war mit Charles und Thereſen, die ein hohes Alter erreichten und eine zahlreiche Nachkommenſchaft hinterließen.

Bald iſt ein neues Jahrtauſend verfloſſen, und dem Meerkönig ſteht eine neue Trennung

von ſeiner Geliebten bevor. In welchem Küſten-Orte der Provençe wird er jetzt das treueſte Paar finden? Ein Jahrtauſend ändert viel, und weltenkundig iſt der Wankelmuth der jetzigen Mädchen der Provençe.



Gedruckt bei C. Feiſter.



Seemanns-Sagen

und

Schiffer-Märchen.

2465

Mitgetheilt

von

Heinrich Smidt.

Zweites Bändchen.

Berlin 1836.

Bei Rudolph Zesch.

Universitäts- und Landesbibliothek
Halle
(Saale)

Meinem Hochverehrten Freunde

Herrn

Friedrich Wilhelm Lemm

Königlichen Schauspieler

als einen schwachen Beweis meiner unwandelbaren Hochachtung und Freundschaft

gewidmet.

Geſtatten Sie mir, Ihnen mit dieſen Zeilen einen Theil jener Mährchen und Sagen zu übergeben, die ich in den Küſtenländern des Atlantiſchen Océans und der benachbarten Meere geſammelt habe. Es ſoll mir nur Gelegenheit geben, auch öffentlich dem großen Talente eines Mannes zu huldigen, der die dramatiſche Kunſt in ihrer Tiefe erfaßte und mit einer Wahrheit zur Anſchauung

brachte, die nur wenigen Begünſtigten verliehen iſt. Möge noch manches Decennium der immer grünende Kranz des Verdienſtes, den eine dankbare Mitwelt Ihnen gewunden hat, Ihr Haupt ſchmücken.

Ihr dankbar ergebener

Heinrich Smidt.

Inhalt.

	Seite
Das Seegeſpenſt	11
Der Geiſterlootſe	26
Die Reiſe von Seeland	40
Der Knurrhahn	57
Vom windmachenden Zinnen	71
Der Schiffbrüchige	119
Das Todtenſchiff	140
Die frommen Schläfer	159

Ergebene Mittheilung.

Indem die unterzeichnete Verlagshandlung das Publikum von dem Erscheinen des zweiten Bandes dieses Sagenkreises in Kenntniß setzt, erlaubt sie sich, auf einige günstige Urtheile hinzuweisen, welche in den geachtetsten Deutschen Blättern über den ersten Band gefällt worden sind:

Die allgemeine Preußische Staatszeitung:

Den Freunden der Cooper'schen Romane, die mit den Eigenthümlichkeiten des See-Lebens in mannigfaltiger Weise bekannt sind, wird es wünschenswerth seyn, ihre Bekanntschaft mit den Mächten der Wasser-Welt auch auf die Feen und Elfen des Oceans ausdehnen zu können. Auf dem Festlande hat jedes Fluß-Thal, jede Wälder-Gruppe, jede Gebirgs-Formation einen eigenthümlichen Sagen-Kreis, und den Aberglauben der Vorzeit verklärt unser gläubiges Lächeln, wenn

der Dichter uns die Einfalt der träumerischen Kinder-Seele eines Volkes psychologisch deutet. Je weniger bisher in den Literaturen den Geistern der Meerwelt ihr Recht zugestanden ist, um so mehr muß jeder Beitrag zur Dämonologie derselben willkommen geheißen werden. Wären wir Deutsche ein seefahrendes Volk, so hätten wir längst eine Literatur von oceanischen Mährchen, und die Quelle derselben ist noch keinesweges versiegt, da der Matrose die Stufe der Befangenheit, wo die Seele, von den Gefahren des Lebens umstürmt und umfinstert, schöpferisch wird, weit weniger als der Bauer und der Flur-Schütz unserer Zeit verlassen hat und verlassen kann. So wird denn bei einer Sammlung von Mährchen dieser Art, eine Darstellung des seemännischen Lebens selbst bedingt, da die Sage selten ohne dieses in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden kann. Dieser Anforderung hat Herr Smidt vorzugsweise Genüge geleistet und auch den Titel seiner Sammlung von oceanischen Feen-Mährchen danach modificirt. Das erste Bändchen derselben, dem

noch zwei andere folgen ſollen, iſt vornehmlich ein Beitrag zur Kenntniß des Matroſen-Lebens; an die Erzählung vom fliegenden Holländer, vom Klabautermann, vom Todtenvogel, vom See-Geſpenſt, vom fliegenden Fiſch, vom Leuchten des Meeres und Andere knüpft ſich in der Regel als Vorſpiel eine ſceniſche Gruppe auf dem Verdecke des Schiffes. Wenn die Rhein-Sage oder ein Mährchen vom Rübezahl eines Vorſpieles dieſer Art, etwa in einer Winzer-Hütte oder einer Bauern-Schenke, nicht bedarf, ſo liegt der Grund eben darin, daß die Sagen des Feſtlandes weit mehr zum allgemeineren Volks-Mythus geworden ſind und in ihren reicheren Beziehungen zum ethiſchen Leben der Nation einer ſelbſtſtändigeren und dichteriſcheren Darſtellung näher liegen. Dagegen hat der Erzähler der See-Mährchen, der ohnedies ſo vielfach in materieller Hinſicht das Amt eines Erklärers und Wort-Deuters übernehmen muß, den beſten Spielraum für ſich, die Sage ganz als Produkt der Gemüths-Stimmung des Schiffer-Volkes hinzuſtellen.

Der Autor des vorliegenden Bändchens hat nicht bloß durch die vieljährige Praxis als Seemann, sondern auch durch den Sinn seiner Auffassung den nächsten Beruf, die Mährchen-Literatur zu erweitern. Aus seiner Darstellung spricht jene gemächliche Gemüthlichkeit, welche die Vertrautheit mit den überstandenen Gefahren des See-Lebens erzeugen mag. Er sucht uns nicht bloß die Schauer der oceanischen Welt zu vergegenwärtigen, er gewinnt uns auch für die freundlichen Launen seines gewaltigen Elementes. Der Leser wird gewiß gern dem Erscheinen der nächsten Bändchen entgegensehen. K.

Die Haude und Spenersche Zeitung:

Unter dem einfachen Titel: „Seemanns-Sagen und Schiffer-Mährchen" ist von Hrn. H. Smidt eine Sammlung von Erzählungen (bei Zesch) erschienen, die durch ihre Details und den „Seegeruch," den sie haben, bei allen Denen, die zur See gewesen sind, die angenehmsten Erinnerungen erwecken. Die zehn Erzählungen, welche

dieſer erſte Band enthält, ſind alle mehr oder weniger anziehend, ganz beſonders haben uns aber der „man of war“ und namentlich der „Klabautermann“ zugeſagt, ſo verſchieden auch beide in der Behandlung gehalten ſind. Daß die Erzählungen von einem praktiſchen Seemann herrühren, läßt ſich nicht an den Ausdrücken, die, am Ende wohl noch zuſammenzubringen ſind, wohl aber an der Wahrheit der Darſtellungen verkennen, beſonders was die nördliche Natur der Meeresſcenen und ihre Staffage betrifft.

S.

Die Berliner Voſſiſche Zeitung:

Der Verfaſſer, der ſich ſchon durch Arbeiten ähnlicher Gattung vortheilhaft bekannt gemacht hat, iſt, wir wiſſen dies nicht nur durch ſeine Vorrede von ihm, auf dem Element, deſſen reichen Schatz von Sagen und Dichtungen er uns mittheilt, einſt thätig zu Haus geweſen. — Wie bei Novalis, die ſchönſten Lieder und die anziehendſten Kapitel und Charakterzüge von Heinrich von Ofterdingen diejenigen ſind, welche er dem Berg-

mannsleben, das er ſelbſt geführt, entnommen: ſo wird jedem dichteriſchen Beſtreben der Stoff am meiſten zuſagen, der nicht blos äußerlich von ihm aufgefaßt, ſondern in ſeinen innerſten Lebensanſchauungen übergegangen iſt. Wie manches ſich auch gegen die Form ſagen ließe, in der der Verfaſſer uns obige Dichtungen vorbringt, ſo möchte ſie doch ſchwerlich ein Andrer mit der Naturwahrheit vortragen, die ihm ſeine Beziehung zu dem Stoff ausgiebt. Uebrigens hat er einiges auch in ein glückliches Gewand zu kleiden gewußt. Am meiſten ſagen uns von den vorliegenden diejenigen Sagen zu, die ſich auf nordiſche Meere beziehen, oder auf Erzählungen, die bei unſern norddeutſchen auf der See verkehrenden Landsleuten heimiſch ſind, gründen. Hier iſt die Anſchauung der Wirklichkeit am Lebendigſten in dem Dichter, und daher haben uns der Klabautermann, die Entſtehung Helgolands die Inſel Neuwerk u. ſ. w. am beſten behagt. L. R.

Das Literaturblatt zum Phönix:

Eine durch Bescheidenheit des Verfassers und innern Werth doppelt anziehende Arbeit. Wir segeln mit dem seekundigen Dichter auf offnem Meere, und haschen aus Sturm und Sonnenschein alle die Erzählungen auf, welche die Tradition auf den Schiffen über versunkene Inseln und Schätze, über verzauberte Fische und Schiffe, über Meerriesen, fliegende Holländer und Klabautermänner jung und wach erhält. Die Darstellung ist dem Stoffe angemessen, deshalb einfach und zurückhaltend, und wo die Erfindungen eigens sind, oder doch ausgeschmückt wurden, da verharren sie immer im Geiste der Sage. Gegen die eigenthümliche Oekonomie des Wunderbaren glaub' ich nur einen Verstoß entdeckt zu haben. In der Erzählung: „die Insel Neuwerk" soll ein Riese auch zugleich die Kraft der Zauberei besitzen. Durch sich selbst? Das wäre eine selten vorkommende Inkonsequenz des Volksglaubens, der im Riesen nur das Ungeschlachte, die Excrescenz des Ele-

mentariſchen, das Wuchernd-Ueppige des Naturtriebes ſieht, aber nie die in allen Sagen einzig an die menſchliche Perſon geknüpfte Kraft, Wunder zu thun. G.

Der Berliner Modenſpiegel:

Sagen und Mährchen ſind der eigentliche, wahre Wohnſitz der Poeſie und Romantik. Die ſchönſten und am lieblichſten duftenden Blumen ſind auf dieſem Felde gepflückt worden, und die einfachſte Erzählung dieſer Art, dem Munde des Volkes entnommen, hat nachher Tauſende gebildeter Leſer vielleicht mehr entzückt, als irgend ein Kraftroman des erſten und gefeiertſten Schriftſtellers. Obwohl es nun der Sagen- und Mährchen-Sammlungen eine Menge giebt, obgleich die Sagen einzelner Länder, die daran beſonders fruchtbar ſind, manche Roman- und Schauſpieldichter vielfach beſchäftigt haben, ſo iſt doch noch keiner derſelben auf den Einfall gekommen, die gewiß ſehr zahlreichen Schiffermährchen nachzuerzählen, und Hr. Heinrich Smidt hat ſich daher durch

die Herausgabe des vorliegenden Werkchens ein nicht geringes Verdienst um die vaterländische schöne Literatur erworben. Der größte Theil der hier mitgetheilten Sagen ist in hohem Grade poetisch, und die Phantasie wird dadurch sehr angenehm beschäftigt. Die Art, wie sie der Verf. wiedergegeben hat, darf das größte Lob in Anspruch nehmen; er weiß am rechten Orte schlicht und einfach zu erzählen, zu rühren, zu erschüttern, und versteht es auch wieder, da, wo es hingehört, zu malen und so auszuschmücken, daß sein Talent als Dichter sich neben dem des Erzählers vollständig geltend macht. Einen besondern Werth gewinnt das Werkchen noch durch den Umstand, daß der Verf. selbst Seemann ist, sich als solcher weidlich herumgetummelt hat, und also nicht nach Ueberlieferungen erzählt, die ihm durch die dritte Hand zugekommen sind. Die Sammlung, welche wir allen Freunden des Schönen bestens empfehlen können, ist auf drei Bände berechnet. — Die Ausstattung des Werkchens ist elegant und gereicht der Verlagshandlung zur Ehre. —ſ—

Der neue Beobachter:

Sagen ſind die Blumen und Ruinen der Gräber, ſie hat die Wirklichkeit geboren, aber ſie ſind poetiſch, denn in ihnen ſpielen die Empfindungen und Meinungen ganzer Geſchlechter und tauſend und aber tauſend Mäulchen und Mündchen haben daran gearbeitet — deshalb heißen ſie Sagen. Der Verfaſſer der in Rede ſtehenden hat daher gut gethan, daß er ſie aus dem Munde des Volks genommen, ohne alle Ausſchmückung und Zuſätze, denn dieſe zerſtören ihren eigenthümlichen, poetiſchen Werth. Es ſind Seemannsſagen, der Schaum, den die Wellen ſeit Jahrhunderten an das Ufer geſpritzt haben, aber auch viele Perlen ſind darunter, die das Meer geboren.

B.

Berlin, Oſter-Meſſe 1836.

Rudolph Tesch.

Das Seegeſpenſt.

„Willy! Willy!“

„Hier, Bruder Jack!“ —

„Komm her, mein Junge! Komm! Hier am Backbord im Schaafhock! Lehne dich mit dem Rücken gegen den Poller und laß deinen Kopf auf der Hand des Ankers ruhen. Ich will mich bei dir niederſtrecken.“

„Hier iſt Raum genug für uns Beide, Jack!“

„Still! Wir dürfen nur leiſe mit einander ſprechen, ſonſt hören ſie uns. Siehſt du die dunkeln Geſtalten dort auf dem Quarterdeck? Das ſind Capitain und Steuermann; ſie dürfen uns nicht hören, Willy.“ —

„Ach, Jack, mich hungert, aber mich dürſtet noch mehr! Als wir noch zu Hauſe waren, ging ich einmal aus, wie es heftig regnete; ich wurde

durchnäßt und ſchrie: Ach, der verdammte Regen! Ich glaube, Gott ſtraft mich darum mit dieſem Durſt, weil ich einſt das ſüße Waſſer verdammt habe.“ —

„Still, Bruder, ſtill, mein ſüßer Willy! — Wir wollen zuſammen aushalten. Unter einem Herzen haben wir gelegen, zu derſelben Stunde ſind wir geboren worden, zu derſelben Stunde hat unſer treuloſe Vater die arme Mutter verlaſſen, die Tag und Nacht weinte, bis ſie blind ward. Wir haben es oft von ihr gehört, und werden es nie vergeſſen. Weißt du noch, was wir in ihre ſterbende Hand ſchwuren? —

„Nichts weiß ich, als daß mich fürchterlich dürſtet! Bekommen wir denn nicht bald die kleine Nation?“

„Es ſind noch ſieben Stunden bis dahin. Ich wollte dir wohl ein Dutzend Tropfen ſtehlen, aber der Capitain hat den Schlüſſel zum letzten Faſſe an einer eiſernen Kette um den Hals hängen, und der Steuermann bewacht ihn mit Luchsaugen. Alles dürſtet in dieſer ſchaurigen Einöde.

Sieh nur die Sterne an, wie matt und traurig sie herunterblicken, es ist kein Glanz mehr in ihnen; die ganze Südsee durstet und lechzt nach einem Regentropfen. Da liegt sie, matt und regungslos, wie ein Sterbender, seit sechs Wochen hat kein Lufthauch sie bewegt, seit sechs Wochen liegen wir auf derselben Stelle. Es muß ein großer Sünder am Bord sein, Willy, um dessetwillen der Himmel uns mit einem Bann belegt hat. Hu! Wie entsetzlich ist solche Stille in der Südsee!" —

„Ich halte es nicht aus, Jack! Soll ich über Bord springen und mich von dem Hai fressen lassen?"

„Noch nicht sterben, Willy! Hunger ist stark, der Durst ist noch stärker, aber die Hoffnung ist am stärksten, sie macht Beide zu schanden. Ich hoffe noch, Bruder." —

„Hilf, Himmel! was ist das? Sieh doch, Bruder Jack! Vorne auf dem Bugspriet, auf der Nock des Klüverbaums! Jene schwärzliche Wolke! Sie wallt hin und her, man kann sie durch

und durchschauen, sie sieht so grauenhaft aus, ich fürchte mich."

„Nicht fürchten, Bruder! Wir sind gute Christen! Ich will ein Kreuz schlagen! Weiche Unhold! — Es weicht nicht! — Es wird größer! — Weh' uns, was ist das?" —

„Nun weiß ich's! Das ist das Seegespenst! Mein alter Bootsmann hat mir oft davon erzählt, und ich habe ihn heimlich ausgelacht und alle Geister dazu. Nun kommt es und wird mich fressen und dich auch! Das ist die Strafe für mein Lachen! — Heißt es nicht, wir wären mitten im heißen Sommer und das Schiff läge in der Südsee? Ich glaube es nicht, denn mich friert! — Hu! hu! mein Bruder! Und wie sind meine Augenlieder so schwer! Laß mich schlafen! Hörst du?" —

Beide Brüder entschliefen.

Auf dem Quarterdeck gingen Capitain und Steuermann, der Erstere am Steuerbord, der Letztere am Backbord hin und her.

„Noch viel Waſſer vorräthig, Meiſter Blank?“ fragte der Capitain herüber.

„Was fragt ihr mich?“ war die mürriſche Antwort, „den Schlüſſel zum letzten Faſſe tragt ihr, wie der Irländer ſein Crucifix auf der Bruſt, alſo müßt ihr es ja wohl beſſer wiſſen.“ —

„Ich habe nicht darauf Acht gegeben, Meiſter Blank, aber ich will gleich hinunter und nachſehen.“

Der Steuermann trat ihm in den Weg und ergriff ihn mit eiſerner Fauſt:

„Nicht ohne mich, Herr! nicht ohne alle, die noch am Bord und im Stande ſind, zu gehen. Stehlt Diamanten wo ihr könnt, es wird euch eher vergeben, als hier der Raub eines einzigen Waſſertropfens.“ —

„Laßt uns allein gehen, Meiſter Blank! Nur einen Zug für meinen glühenden Schlund, ihr ſollt zwei nehmen, und eine Achtel Pinte Branntwein iſt noch übrig, die will ich mit euch theilen.“

Der Steuermann legte ſeine Hand auf die

Schulter des Capitains und blickte ihm feſt in's Auge:

„Sechszehn Menſchen ſind mit euch auf die See hinausgefahren, wo uns ein namenloſes Elend ereilt hat. Ihr und ich ſtehen noch hier, zwei junge Burſchen kriechen da vorne umher, fünf liegen krank in ihrer Hängematte und harren ſtündlich auf eine ſelige Erlöſung; die Andern haben einen ſchnellen Tod vorgezogen und ſind über Bord geſprungen. Uns bleibt nur übrig, daſſelbe zu thun, wenn nicht einer über den andern das Loos werfen will, um ihn zu erſchlagen und um von ſeinem Blute zu trinken oder von ſeinem Fleiſche zu eſſen. Entſetzlich!“

„Möge es ſo kommen, Meiſter Blank! Wir ſind die Herren und bleiben bis zuletzt! Laß die andern jetzt gleich ſterben! Was verſchlägt es, ob ſie einen Tag länger leben! Für uns beide reicht der Vorrath dann noch acht Tage aus. In acht Tagen kann Vieles geſchehen! Es kann regnen, ein günſtiger Wind kann ein Schiff herbeiführen;

wir brauchen um nichts beſorgt zu ſein. Hinunter mit ihnen in die Tiefe.“ —

„Capitain! Ihr ſeid ein Ungeheuer, und die Strafe des Himmels folgt euern verworfenen Gedanken auf dem Fuße nach, ſchon lauert ſie auf der Nock euers Klüverbaums, ſie wird auch das Quarterdeck erreichen, denn das Seegeſpenſt wächſt von Stunde zu Stunde. Wohl dem, der dann ſeine Seele freudig dem Herrn befehlen kann!“

„Ja, wohl dem!“ lallte der Capitain und ſtierte vor ſich hin.

„Ihr habt der Unthaten gar viele verübt,“ fuhr Jener fort, „aber ich bin nicht der Mann, der ſie euch nachzählt. Mich hätte euer Auge nie mehr geſehen, aber ich wußte nicht, daß ihr es unter falſchem Namen bis zum Capitain gebracht hattet, als ich auf dieſem Schiffe Dienſte nahm. Es iſt der Geiſt meiner Schweſter Hannah, der euch jetzt erſcheint und euch das Gewiſſen rührt!“

„Ich habe deine Schweſter ſchwer beleidigt, ich weiß es! Aber ich fühle Reue und will es

wieder gut machen. Ich will ſie heirathen und wieder zu Ehren bringen.“ —

„Und wo wollt ihr ſie finden? Als ſie von euch verlaſſen ward und zwei liebe Knaben gebar, als die Mutter ſie von ſich ſtieß und alle Nachbarn mit Fingern auf ſie deuteten, hat ſie zur Nachtzeit das Dorf und die Grafſchaft verlaſſen, und iſt ſeitdem nicht mehr geſehen worden. Sie ruht wohl längſt in kühler Erde. Aber wenn ſie auch noch lebte, für euch iſt ſie todt, von ihren Lippen muß keine Vergebung für euch ertönen, dieſer Stachel muß eurem Gewiſſen bleiben.“

„Seht nach dem Geſpenſt, Steuermann Blank! Es wächſt von Minute zu Minute! Sieht es nicht aus, wie eine Rauchſäule? Mich dünkt, es iſt Feuer im Schiff! Zum Teufel mit eurer Schweſter Hannah und eurem Geplärre! Hier gilt es Herrendienſt! Geht nach vorne, Herr, und ſucht nach dem Feuer!“ —

„Geht ſelber, wenn ihr euch die Finger verbrennen wollt. Wen Gott ſo ſchwer gezüchtigt hat als uns, der erkennt kein irdiſches Geſetz,

kein Herkommen mehr an. Geht euern Cours, Herr, und so bald wir uns hier trennen, bin ich überzeugt, daß unsere Wege nie mehr zusammentreffen, denn ihr werdet, wie ich hoffe, wohlbehalten in der Hölle anlangen." —

„Willy! Willy! Wache auf!"

„Laß mich schlafen, Jack! Ich kann die Augen nicht aufhalten und wenn ich sie öffne, erblicke ich das furchtbare Seegespenst, das hoch über uns hinwegragt. Seit den vier Tagen da es erschien, ist es furchtbar gewachsen. Es frißt alle unsre Leute. Laß mich schlafen!"

„Du sollst nicht! Wenn du so fortfährst zu schlafen, wirst du die Augen nie wieder öffnen können; es ist dein Todesschlaf."

Ein helles Geläute flog über die Meeresfläche hin, Willy erhob den Kopf und sah den Bruder gedankenlos an.

„Was ist das? Mich dünkt, der Vicar in unserm Dorfe läßt zur Messe läuten?"

„Es ist der Steuermann, Willy! Er zieht

die Schiffsglocke an, denn er hat eben den letzten unſerer Kranken über Bord geworfen. Wir ſind jetzt nur noch unſrer viere. So eben ſinkt die Leiche unter, es war Thoms."

„Er iſt glücklich! Wie brennt doch die Sonne ſo heiß! Ich ſchließe die Augen wieder!"

„Ich will es nicht! Ermuntre dich! Der Steuermann giebt uns einen Wink, es giebt heute zum letztenmale Waſſer!" —

„Waſſer!"

Willy ſprang auf und blickte umher. Da ſtand der Steuermann und hielt dem Schmachtenden das gefüllte Maaß hin. — „Er winkt mir zu kommen! Ich kann nicht! Ich bin ſo ſchwach."

„Ich will dir's holen!" ſprach Jack und ſchwankte fort. Als er wiederkehrte, drückte Willy die Hand des Bruders an ſeine brennenden Lippen und ſchlürfte dann die ſüßen Tropfen hinunter.

„Ach! Welche Labung! Gott ſei geprieſen! — Bin ich ſchon am Ende? — Nichts mehr darin! — Und das war das letzte Mal? Trinken wir

nun niemals wieder? — O mein Gott! Niemals!" —

„Ja!" rief Jack, und betrachtete seinen Bruder mit unendlicher Rührung, „ja, du sollst noch einmal trinken!"

Er entriß ihm das Maaß, empfing seinen Antheil und kehrte damit zurück. Aber auf dem Wege zu ihm übermannte ihn die eigne Schwäche zu sehr, er schwankte und fiel mit dem unschätzbaren Reichthum zu Boden, der augenblicklich über das glühend heiße Verdeck hinſtrömte. Die Brüder stürzten darüber her, und hefteten die Lippen fest auf die benetzte Stelle.

„Nun stirb, Willy! Nun stirb! Ich kann dich nicht länger schützen, und dich zu trösten vermag ich auch nicht mehr! Ich will mit dir sterben. Wenn es im Himmel eine kühle Quelle giebt, wie schön muß es dann dort sein!"

Beide Brüder umschlossen sich fest, sie hofften die Augen nie mehr aufzuschlagen! —

„Steuermann Blank! Kommt zu mir!“ —

„Was wollt ihr, Capitain?“

„Habt Erbarmen! Seht, wie weit das Seegespenst über das Schiff hinragt! Es lehnt schon über den großen Mast weg. Wenn es den Besanmast erreicht hat, wird es das Schiff in den Abgrund drücken, dann sind wir Alle geliefert. Ich will aber nicht geliefert sein! — Wie es mich packt! Es wird mir schwarz vor den Augen!“ —

„Befehlt eure Seele Gott, Capitain, wie ich es gethan habe, dann werdet ihr auch eben so ruhig sterben, als ich!“ —

„Sterben! Possen! — Wir werden mit Sonnen-Untergang Regen bekommen und dann noch lange leben. Hört nur! Ich habe einen tollen Einfall! Ich will das Seegespenst erschießen! Man kann eine Wasserhose schießen, daß sie machtlos zusammenfällt, warum nicht solche Rauch- und Dunstwolke? Seegespenst! Wahnsinn! Tollheit! — Ich will es bannen!“

„Ihr seid ein hartgesottner Sünder, Capi-

tain! Thut was ihr wollt, ich bereite mich zum Abmarsch! — Das Seegespenst wird bald wieder seinen Rachen öffnen, ich bin hin, und dort meine jungen Kameraden werden auch die Augen nicht mehr aufschlagen."

Der Capitain hatte mit wahrhaft riesiger Stärke eine Kanone gefaßt und gerade auf die schwarze Nebelgestalt gerichtet. Jetzt hatte er Pulver auf die Pfanne geschuttet, und leitete mit einem Brennglase den Sonnenstrahl darauf.

Plötzlich entladete sich das Geschütz, die Kugel flog zischend über das Verdeck hin, das Schiff, welches sich seit Wochen nicht bewegt hatte, schwankte von der ungewohnten Erschütterung leise auf und nieder und bewegte die spiegelglatte Fluth. Der Dampf verzog sich, aber das Gespenst war nicht verschwunden, es senkte sich immer tiefer auf das Verdeck hinab.

„Noch immer da, Unhold?" fragte der Capitain. „Helft! — Mir wird schwarz vor den Augen — ich unterscheide nichts mehr. Wer ist es, der mir dort aus der Nacht entgegentritt, und

mich mit Hohn anblickt? Es ist ein Weib, sie hat zwei Kinder auf dem Arm, zwei liebe Kinder! Es sind die meinigen! Hannah Blank! Was willst du, Hannah Blank?" —

„Laßt die arme Todte ruhn!" gebot der Steuermann mit gebrochenen Augen.

„Ich kann nicht! Sie schreitet auf mich zu, sie erfaßt mich mit ihren Knochenhänden! Hannah Blank! Sei barmherzig!" —

„Wer ruft hier den Namen unserer Mutter?" sprach Jack mit bebenden Lippen, und schwankte herbei, Willy's Leiche im Arme. —

„Heiliger Gott!" schrie der Steuermann auf, und der Capitain lallte:

„Wer seid ihr?"

„Jack und Willy!" war die Antwort, „die Söhne des unglücklichsten Weibes, die Söhne der armen Hannah Blank zu Belford in Exeterſhire! Wir sterben um der Verbrechen unseres sündigen Capitains willen! Fluch ihm, der meinen Willy tödtete und mich!"

„Das ist Gottes Gericht," sprach der Steuer-

mann sterbend. „Hierher, meine Kinder! Hierher zu Hannah's Bruder; laßt dort jenen verbrecherischen Vater mit seinem Gewissen allein. Jetzt ist es am Ende." —

Eine tiefe, lautlose Stille herrschte rings umher, kein Athemzug, kein Stöhnen ward mehr gehört; das Seegespenst hing drohend über dem Schiff. Als die Sonne sich senkte, senkte sich auch die Nebelgestalt immer tiefer und tiefer, und umstrickte das Schiff mit riesigen Armen. Die Nacht umhüllte Alles mit ihrem Schweigen.

Als der neue Morgen anbrach, kräuselte ein frischer Wind die hüpfenden Wellen, aus dem tief herabhangenden Gewölk stürzte der Regen stromweise herab.

Das Schiff war verschwunden.

Der Geiſterlootſe.

Wild brauſte das Meer! —

Der pfeifende Nordweſt-Sturm trieb die ſchäumenden Wogen vor ſich hin, und kaum hatten ſie das ziſchende Haupt erhoben, ſo ſchleuderte er ſie wieder in den Abgrund zurück.

Inmitten der aufgeregten Fluth ſchwankte eine Brigantine auf und nieder. Verheerend hatte der Sturm am Bord gewüthet, die Segel waren zerriſſen, die Stengen zerſplittert; weit von ſeinem gewöhnlichen Cours verſchlagen trieb das Fahrzeug faſt wrackmäßig zwiſchen Himmel und Erde, ſelbſt die ſicherſte Hand wußte nicht das zerbrochene Steuer zu regieren und die Brigantine auf die rechte Bahn zurückzuführen.

Ein wildes Gelächter erſcholl aus der Kajüte, rohes, wüſtes Geſchrei ertönte unter dem Deck.

Um den mit Flaschen besetzten Tisch saßen die Offiziere; um ein gefülltes Faß, dem der Boden eingeschlagen war, lagen die Matrosen; rohe Zechlieder ertönten aus rauhen Kehlen, heidnische Flüche kamen aus verworfenen Herzen; die Würfel klapperten unaufhörlich, Gold flog hin und her — Lärmen, Toben, Fluchen nahm überhand.

„Alles ein Teufelholen!" brüllte ein alter, bärtiger Matrose, „wir sind ganz vom Fahrwasser abgekommen, das Besteck stimmt nicht mehr, Octant und Compaß sind über Bord, nun ist es einerlei; ein Glück, daß die Schiffsladung aus Wein und Branntwein bestand, nun können wir doch mit Sang und Klang zum Teufel fahren. Lustig, Jungens! Lustig!" —

„Wo ist mein Schiffsvolk?" erscholl die lallende Stimme des Capitains von der Kajüte aus. „Sind die Kerle schon Alle toll und voll, oder kann sich noch einer von ihnen regen und bewegen? Ich will sie sehen! — Reißt ein die Scheerwand!" —

Mit lautem Gekrach brach diese unter dem

Schlage gewichtiger Aexte zuſammen und Zwiſchendeck und Kajüte bildeten ein weites Zechgemach.

Da ſtieg ein Jüngling aus dem unterſten Raum herauf und ſah mit Schmerz und Kummer auf das wüſte Treiben. Das goldene Lockenhaar hing unordentlich von dem zartgeformten Kopf auf die Schultern herab, die großen blauen Augen waren matt von vielem Weinen, er hob die Hände flehend zu dem Capitain empor und bat mit rührender Stimme:

„Mach' ein Ende!"

Laut lachte der Capitain, lauter die Offiziere, am ausgelaſſenſten die Matroſen; ſie höhnten den Jüngling und wollten ihn zwingen, mit ihnen zu trinken und in ihre Lieder einzuſtimmen.

Gewaltſam riß er ſich von ihnen los und ſtürzte zu den Füßen des Capitains:

„Hülfe! Rettung!" rief er. „Beſchütze mich vor dieſen Wüthrichen, die mich verderben wollen!"

„Iſt der Junge toll?" lallte der Capitain und ſtieß den Knaben mit dem Fuße fort. „Aber

warum iſt denn Alles ſo ſtill? Kann keiner von euch ein luſtiges Stückchen? Hier iſt eine Flaſche des älteſten Madeira's, und auf dem Boden derſelben liegen zehn Goldſtücke, ſie ſollen dem gehören, der den kräftigſten Fluch ausſtößt! Friſch! Jungens!" —

Alle Gräuel der Unterwelt wurden genannt und mit ſchallendem Gelächter aufgenommen; der alte Bootsmann gewann den Preis.

Bleich, heftig zitternd, mit ſchlotternden Knieen hatte der Jüngling dieſen neuen Frevel vernommen. Er ſtürzte abermals dem Capitain zu Füßen und rief:

„Stoße mich nicht wieder zurück, ich flehe dich um deines Seelenheiles willen an. In dem tief unterſten Raume deines Schiffes verborgen, komme ich während der ganzen langen Fahrt heute zuerſt vor dein Angeſicht. Sieh mich genau an und du wirſt mich erkennen. Haſt du nicht ein unſchuldiges Mädchen aus dem Schooße ihrer Familie geriſſen, haſt du ſie nicht der Schande preisgegeben und dann böslich verlaſſen? Sie lag

vor dir auf den Knieen, ſie küßte den Staub von deinen Füßen und flehte: „Bringe mich wieder zu Ehren!“ Aber du hörteſt mich nicht und jagteſt mich — hörſt du? — mich! von der Schwelle deines Hauſes!“

„Was Teufel!“ rief der Capitain überraſcht, Mimi! Biſt du's?“

„Ich bin's!“ entgegnete ſie. „Mit dem feſteſten Entſchluſſe kam ich an deinen Bord. Du ſollteſt mich von der Schande erretten, oder ich wollte dich ermorden. Aber Gott hat meinen Sinn erleuchtet, daß ich dieſen ſündigen Gedanken fahren ließ und jetzt bitte ich weiter nichts, als daß du von dieſem wüſten Leben abläßt, damit du dich vom zeitlichen und ewigen Verderben retteſt; dann will ich gerne geduldet haben.“

„O, mit nichten!“ rief der Capitain höhniſch. „Biſt du mir bis hierher gefolgt, ſo will ich auch dein Mann werden! Friſch, Jungens! Räumt das Geräth beiſeite! Wir wollen Gottesdienſt ſpielen und am Schluß ſoll uns der Pfaff trauen! Wer will der Pfaff ſein?“ —

„Ich!“ rief ein langer, verwegener Kerl, ſchrotete ein Orhoft in die Mitte und ſtellte ſich darauf, ein Spiel Karten in der einen, eine angetrunkene Branntweinflaſche in der andern Hand.

„Gut das! Gut! Wer will der Küſter ſein?“

„Ich!“ rief ein Anderer und ſtellte ſich in die Nähe des Orhofts.

„Auch das gut! Wer will die Orgel ſein?“

„Ich!“ rief ein Dritter und ſtellte ſich zur Linken des Küſters, indem er den Klang des Inſtrumentes mit dem Munde nachzuahmen ſuchte und mit den Würfeln raſſelte.

„So iſt Alles recht!“ lachte der Capitain laut auf. „Nun komm, Mimi! Nun geht es zur Trauung, worauf du ſo lange gehofft haſt. Halte das Maul, Dirne, und greine nicht! Hörſt du nicht, daß der Gottesdienſt beginnt?“

Der Prieſter ſtand gravitätiſch da, that einen Zug aus ſeiner Flaſche und miſchte die Karten. Der Küſter ſchwankte dem Brautpaar entgegen, und die Orgel verſuchte eine Melodie, während die Uebrigen in ein wieherndes Zotenlied

ausbrachen. Mimi ſank ohnmächtig zuſammen, der Capitain ſchleppte ſie weiter fort, die Ceremonie ward unter grauenhaft-lächerlichen Gebräuchen vollzogen.

„Es iſt vollbracht!“ rief der, der den Pfaffen vorgeſtellt hatte, ſprang vom Faſſe und fiel taumelnd zu Boden; mit unanſtändigen Gebehrden forderte der Küſter ſeine Gebühren ein.

Da trat plötzlich eine ſeltſame, faſt grauenhafte Stille ein: der Sturm ſchwieg, die Wellen rauſchten nicht mehr auf, das Schiff lag unbeweglich. Der überraſchende Wechſel hatte Alle ſtumm gemacht, einer ſah den andern an, und langſam, faſt mit Widerſtreben, beſtiegen ſie das Verdeck. —

Es herrſchte eine tiefe, lautloſe Stille. Der Himmel war ſchwarz umzogen, die einzelnen Wolken hingen ſo tief, daß ſie faſt die Spitzen der Maſte berührten, das Meer glich einem ſtehenden Sumpf; keine ſich leiſe hebende Welle, keine Furche war zu ſchauen, ſo weit das Auge reichte.

Unfern vom Schiffe erhob ſich ein furchtba-

res Felſenriff aus der ſchwärzlichen Fluth und ragte in den Himmel hinein, Keiner konnte das Ende deſſelben erſchauen.

Unbeweglich blickten die kühnen Frevler auf das ſchreckenvolle Schauſpiel, kein Laut trat über ihre Lippen, ihre Augen blickten ſtier, ihr Haar ſträubte ſich empor.

Mimi irrte angſtvoll von Einem zum Andern, ſie ſank in die Kniee und betete um Rettung zum ewigen Vater.

Umſonſt!

Immer näher trieb das Schiff der verhängnißvollen Klippenreihe, feſt und unbeweglich ſtand die Mannſchaft, Grabesſtille herrſchte wie zuvor.

Da ſteuerte hinter den Klippen ein Boot hervor und hielt gerade auf die Brigantine ab; es führte weder Segel noch Ruder und flog doch mit der Schnelligkeit eines Vogels heran. Im Hintergrunde ſtand ein Mann, baarhäuptig mit todtbleichem Angeſicht, mit ſtieren, gluthloſen Augen und fliegenden, ſchwarzen Haaren; er trug ein enganliegendes, dunkelfarbiges Gewand, das

ein blutrother Gürtel umſchloß. Er machte ein Signal, wie es die Lootſen zu machen pflegen, die den Schiffen entgegenfahren, aber keiner von der Mannſchaft hatte die Kraft, das Signal zu erwiedern. Da ſtürzte Mimi nach dem Vordertheil der Brigantine und winkte angſtvoll dem unheimlichen Fremden, denn immer grauſenerregender trat die Klippenreihe heraus und drohete, auf das Schiff herabzuſtürzen.

Der Fremde nickte mit dem Kopfe und ſtand in demſelben Augenblick an Bord.

Das Boot war verſchwunden.

Mit höhniſchem Grinſen ging der Fremde an den regungsloſen Schiffern vorüber und nahm ſogleich das Steuer zur Hand. Alſobald wendete ſich das Schiff und ſchoß mit Blitzesſchnelle längs der Klippenreihe hin. Plötzlich öffnete ſich ein rieſiges Felſenthor und der Geiſterlootſe fuhr in daſſelbe hinein.

Die Brigantine befand ſich in einem furchtbaren Felſenkeſſel, deſſen Ende nicht abzuſehen war, von allen Seiten ſchlug die ſchäumende Fluth

hoch empor. Mimi wandte ſich ſchaudernd ab, ſie ſank, von Furcht überwältigt, zu Boden und fiel bald darauf in einen tiefen Schlaf. —

Immer raſcher führte der Strom das Schiff dahin, enger wurden die Felsufer, immer ſchroffer und abſchüſſiger; der dampfende Giſcht flog höher und höher, immer gefährlicher ward die Fahrt.

Ein banger, heiſerer Schrei zerriß die Luft; da flogen von allen Seiten rieſige Nachtvögel auf, ſie umflatterten das Schiff, umſchwirrten die Regungsloſen, berührten ſie mit ihren Flügeln und hackten nach ihnen mit ihren Schnäbeln. Man ſah den Schmerz, die Furcht, die Todesangſt auf ihren verzerrten Geſichtern, aber ſie konnten ſich nicht bewegen, die Ungethüme zu verſcheuchen, ſie konnten nicht ſchreien, um die unnennbare Angſt zu mildern, die ihre Bruſt belaſtete.

Ein langnachhallender Donner rollte, ein ziſchender Blitz folgte, und erhellte die grauſenerregende Scene. Die Felſen ſchienen in Feuer zu ſtehen. Inmitten der Gluth ſaß allerlei ſeltſames Gethier, die einander zur Nahrung dienten;

ſie fraßen unaufhörlich und wimmerten dabei vor Schmerz; noch andere liefen am Strande umher, aus ihrem Halſe hing die glühende Zunge, ſie ſtürzten ſich auf die ſchäumenden Wellen, ihre Gluth zu kühlen, aber die Wellen wichen zurück, und die Gequälten rannten weiter. —

Abwärts ging die Fahrt, die hohen Felſen wurden allmälig zu Gluth-Oefen und aus der Fluth ſprangen kniſternde Funken empor. Durch die glühenden Wände der Felſen konnte man in ihr Inneres ſehen, und erblickte dort halb menſchliche, halb thieriſche Geſtalten, welche ein hölliſches Bacchanal hielten, und gleich raſenden Teufeln durcheinander ſprangen; Furien aber liefen mit Ruthen und Stangen umher und geißelten und zwackten die, welche abließen von ihrer Fröhlichkeit.

Noch immer unbeweglich ſtanden die Männer, aber ihre Geſichter waren wild erregt, keine jener vielen hundert Grauengeſtalten war ſo fürchterlich, ſo ſchreckenerregend anzuſehen, als ſie.

Der Geiſterlootſe ſtand regungslos am Steuer,

mit einem Lächeln tödtender Schadenfreude sah er auf die neuen Opfer, die er mit sicherer Hand dem Untergange zuführte, und zog einen langen Stecken hervor, der mit tausend scharfen Nägelspitzen besetzt war, den trieb er in das Schiff hinein, als wollte er es anspornen, rascher auf der feurigen Bahn fortzueilen.

Da bewegte sich Mimi; ihre Augen waren geschlossen, aber ein Traum beschäftigte ihre Seele, sie öffnete die Lippen und betete mit unendlich rührendem Tone:

„Nicht weiter! Vater des Himmels! Nicht weiter! Laß mich eine weiße Taube sein!"

Und kaum hatte sie dies gesagt, als sie die Lippen wieder schloß und tiefer Schlaf sie umfing.

Der Geisterlootse ließ das Steuer fahren und streckte die Hand aus; augenblicklich stand die Brigantine fest. Die Funken sprühenden Wellen rauschten heran, sie schlugen als helle Flammen empor und schlängelten sich bis zu den Mastenspitzen; die in Feuer stehenden Segel fielen herab und umhüllten die erstarrte Mannschaft mit

glühenden Mänteln. Plötzlich ertönte ein heftiger Donnerschlag, der die Erde bis in ihre Grundveſten erſchütterte, hoch auf wirbelte die Gluth um die Brigantine, und in demſelben Augenblick war ſie verſchwunden.

Der Geiſterlootſe ſtand aufrecht am Strande und heftete den ſtarren Blick auf die Fluth. Da theilte dieſe ſich plötzlich und aus ihrem Schooße ſtieg eine zarte, weiße Taube empor in die Luft, ihr nach flog eine Schaar unheimlich krächzender Raben. Hoch und immer höher hob ſich die Taube, die Raben flogen ihr nach. Da ſtreckte der Geiſterlootſe die Hand aus und unbeweglich harrten die Flüchtigen.

Aber die Wolken theilten ſich, der Glanz des Himmels ward ſichtbar, getragen von ſilbernen Flügeln ſchwebte ein Engel herab und nahm die ſchüchterne Taube in ſeinen Schutz; er trug ſie in das Heiligthum und der Himmel ſchloß ſich. Die Raben aber ſchoſſen mit lautem Gekrächze niederwärts, ſie flatterten in einen glühenden Käfich und vor die Thür deſſelben ſtellte ſich ein

Wächter, der ſie peitſchte, ſo oft einer von ihnen zu ruhen wagte.

Der Geiſterlootſe aber beſtieg wieder ſein Boot und fuhr, ohne Steuer und Segel, abermals auf das Meer hinaus. —

Die Rose von Seeland.

Die Wogen des Baltischen Meeres stürmen an Seelands grünenden Ufern vorüber.

Wenn um die frühe Morgenstunde der erste Sonnenstrahl auf den bewegten Wellen zittert, dann blitzt es auf wie Perlen und Demanten, eine leuchtende Purpurröthe bedeckt die wallende Fläche; die hüpfenden Wellen scheinen einen Blätterkranz zu bilden, aus deren Mitte seltsame Zauberblumen emporschießen.

Der Fischer steht mit übereinander geschlagenen Armen an der Küste, er beschaut sinnend das herrliche Naturspiel und murmelt vor sich hin:

„Das ist die Rose von Seeland!" —

Die Rose von Seeland war ein junges Mägdlein, die Tochter eines Fischers; sie ist schon

längſt geſtorben, aber noch immer lebt ihr Andenken in dem Munde des Volks. Der Küſten-Bewohner jener ſtolzen Inſel iſt nicht unempfindlich für die Reize der Jugend und Schönheit, er preiſt, er bewundert ſie, wenn er ihnen begegnet, aber wann er ein ſchönes Mädchen ſieht, wendet er ſich hinweg und ſeufzt ſchmerzlich:

„Es iſt doch nicht die Roſe von Seeland!"

Roſe war nicht völlig ſechszehn Jahr alt, halb Kind, halb Jungfrau, leicht und zierlich gebaut wie eine Meernymphe, in ihrem Kopfe zwei blaue Augen, feuchtſchimmernd wie zwei hellglänzende Seeſterne, eine vollkommene Tochter des Meeres. Des Vaters Auge ruhte voll unausſprechlicher Wonne auf ihr, die Blicke der Liebhaber verfolgten ſie mit Entzücken. Wer einmal einen recht frohen Tag haben wollte, der klopfte an ihre Hütte und ſagte: „Schöne Roſe, lächle mir zu!" Dann lächelte ſie und kein Mißgeſchick rief im Laufe des Tages eine Wolke auf ſeine Stirn. Wer eine große Herzensqual erduldete, der trat ihr in den Weg und ſprach: „Schöne

Roſe, ſieh mich an!“ Dann richtete ſie einen Blick des unnennbaren Mitleidens auf den Unglücklichen, der vor ihr ſtand, und alsbald verſiegten ſeine Thränen.

Roſe war der Schutzengel von Seeland! —

Die Jünglinge entbrannten in unſäglicher Liebe für ſie, aber ihr Herz blieb ungerührt von dieſer ſchmerzlich-ſüßen Leidenſchaft; von allen Seiten ſtrömten ſchöne und reiche Freier herbei, die ihr den Himmel auf Erden verhießen, aber Roſe ſchlug ſie aus, und der Vater konnte nichts thun, als die Verſchmähten mit einem Achſelzucken entlaſſen.

Roſe fühlte ſich glücklich in ihrer Freiheit, ſie wollte ſelbſt eine goldne Feſſel nicht dulden; die Blume, welche ohne Zwang in freier Gottesluft erblüht, duftet und leuchtet am ſchönſten. —

Die Leidenſchaft iſt ſtärker als der Menſch, denn die Leidenſchaft beherrſcht ihn; auch Roſe mußte ſich dieſer mächtigen Tyrannin beugen. Von dem Augenblicke an wurde ſie ſtill und verlegen, ſie zog ſich von ihren Geſpielinnen zurück,

ihre Augen füllten ſich mit Thränen, das Lächeln, das ſonſt ihre Lippen umſpielte, war verſchwunden, ſie blickte ſeufzend zu dem geſtirnten Himmel auf, und wenn die erregten Wogen gegen das Ufer brandeten, breitete ſie ſehnſüchtig die Arme aus.

An dem entfernteſten Ende der Inſel hatte ein furchtbarer Sturm gewüthet und die empörten Wellen hatten ein ganzes Dorf zerſtört, ſie verſchlangen die geringe Habe der unglücklichen Bewohner, die nun händeringend die Stätte des Jammers verließen, und nach allen Himmelsgegenden auswanderten, um eine neue Heimath zu ſuchen.

Rolf, ein kräftiger Jüngling, ſchritt über den mit Kies und Muſcheln beſäten Strand hin; auf ſeinem Rücken laſtete die wenige Habe, die er aus dem furchtbaren Sturm gerettet hatte; an ſeinem rechten Arm hing eine alte Frau, mit verweinten Augen — es war ſeine Mutter, zu ſeiner Rechten wankte ein lebensmüder Greis — es war ſein Vater; aber ungebeugt ſchritt Rolf mit ſeiner dreifachen Laſt die freudloſe Bahn entlang,

und erreichte das Dorf, worin Rose wohnte. Er klopfte an ihre Hütte, um Aufnahme für die schwachen Alten zu erbitten, aber als sie heraustrat, die Gäste zu empfangen, und dem Jüngling in's Auge blickte, schlug sie das ihrige verwirrt zu Boden, und rief, rasch davoneilend, den Vater herbei, damit er die Hülfeflehenden empfange.

Die Verirrten fanden hier eine neue Heimath; sie erhielten eine Hütte und ein Boot, man gab ihnen Netze, worüber der Pfarrer den Segen sprach. Rolf schwamm mit den jungen Leuten des Dorfes auf das Meer hinaus, er theilte ihre Arbeiten und Sorgen und bald war es ihm, als habe er nie einen andern Wohnort gehabt.

Rolf und Rose sahen sich täglich, aber sie blickten sich nur von der Seite an, und hatten für einander keine Worte, er kam mit vollem Herzen zu ihr, aber die Zunge versagte ihm den Dienst; sie eilte ihm voll sehnlicher Erwartung entgegen, aber wenn sie ihm nahe war, schlug sie die Augen zu Boden und wandte sich seitwärts.

Eines Tages ſchwamm Roſe mit einem leichten Boote auf das Meer hinaus, ſie war eine kundige Schifferin und wußte Beſcheid mit der Stellung des Segels und dem Lenken des Steuers. Rolf ſtand am Ufer, und ſah, wie der Kiel die Fluthen durchſchnitt.

„Soll ich dir helfen, Roſe?“ rief der Jüngling, „nimm mich zu deinem Geleitsmann!“

Sie aber winkte ihm zurück und flog hinaus auf den glatten Spiegel. —

Niemand außer Rolf hatte das Wageſtück der Jungfrau geſehen; er blickte ihr ſeufzend nach und blieb mit ſeinen Träumen allein; das Boot ſchwamm in der Ferne, einer raſch fliegenden Möwe nicht unähnlich, die Sonne glühte und ihre Strahlen ſpiegelten ſich auf der Fläche des Meeres, die einem goldgeſtickten Feenmantel glich.

Aber plötzlich umzog ſich der Himmel mit ſchwarzen Wolken, die Fiſche ſprangen unruhig aus der Fluth empor, und die Möwen flogen krächzend dem Ufer zu. Rolf fuhr aus ſeinem Sinnen auf, und warf einen forſchenden Blick

umher, aber Rose's Boot war nicht mehr zu erspähen.

„Heiliger Gott!" rief er aus. Weiter vermochte er nichts hervorzubringen, aber blitzschnell war er in ein Fahrzeug gesprungen, hatte die Segel ausgespannt und flog auf die bereits erregte Fluth hinaus. Der nahende Sturm rief die Gefährten des jungen Fischers aus ihren Hütten, sie sahen alsobald die nahe Gefahr, der er sich preisgab, sie schrieen ihm nach, aber er schaute sich nicht um, er hörte ihre warnende Stimme nicht mehr, er wollte sie nicht hören.

Mit dem Fluge eines Adlers wetteifernd, steuerte er auf das Meer hinaus, immer reißender wurde der Sturm, immer höher stiegen die Wellen, immer undurchdringlicher starrte ihm die Finsterniß entgegen, die schäumende Fluth flog weit über ihn hinweg. Da gewahrte er das Boot, mit welchem Rose sich hinausgewagt hatte, der Mast war gebrochen, das Segel verschwunden, sie selbst erblickte er nirgends. Mit einem Angstrufe war er dem Wrack zur Seite. Da

lag das liebliche Mädchen, auf dem Boden ihres Fahrzeuges hingestreckt, ohne Bewußtsein, vielleicht ohne Leben. Es gelang ihm, mit großer Anstrengung, sie aus ihrer schrecklichen Lage zu befreien und bei sich aufzunehmen; sie sank auch hier regungslos zusammen; mit gepreßtem Herzen trat er die Heimfahrt an.

An der Küste selbst herrschte Verwirrung über Verwirrung; die junge Mannschaft hatte von Rolfs Kreuzzug gesprochen, die Alten schalten diesen unüberlegt, thöricht; aber bald darauf ward auch Rose vermißt, ihr Boot fehlte sammt den zierlichen Netzen und nun glaubte man Alles zu errathen; Rose's Vater flehte seine Freunde um Beistand an, aber auch den Beherztesten fehlte der Muth, sich in eine so offenbare Gefahr zu stürzen.

Die Nacht brach herein, man trug ganze Haufen von Reisig zusammen und zündete sie an, die Flammen wirbelten in den dunkeln Nachthimmel empor, sie sollten den Irrenden auf dem Meere als sichere Wegweiser dienen.

Plötzlich erscholl ein lautes Geschrei vom Strande her; Rolf war gelandet, sein Wagestück war gelungen. Er überließ den herbeieilenden Freunden die Sorge für sein Fahrzeug und sprang, die willkommene Beute im Arm, an das Ufer. Er schwamm in einem Meer von Entzücken! Rose hatte sich allmälig erholt und ergoß sich in den lebhaftesten Ausbrüchen des Dankes, ihr Vater empfing sie aus seinen Armen und erflehte den Segen des Himmels für ihren Retter, seine Aeltern weinten Freudenthränen und priesen den Herrn.

Mitternacht war nahe, aber die Freude verwandelte sie in den hellsten Tag; Einer beglückwünschte den Andern, man trennte sich erst gegen den Morgen. —

Von diesem Augenblicke an zogen sich alle jungen Leute von Rose zurück, Keiner bewarb sich mehr um sie, man ließ ihrem Retter den Vorzug. Dieser war selig; begünstigt von dem Schleier der schweigenden Nacht hatte Rose das Bekenntniß seiner ewigen Liebe empfangen, und an seine

Bruſt gelehnt, ihm die Gefühle ihres Herzens verrathen.

Aber noch wußten die gutmüthigen Inſulaner nicht, wie ſie mit dem jungen Paare daran waren. Roſe ſcheute ſich, ihre Freiheit zu opfern, und ſich dem gebietenden Willen eines rauhen Mannes zu unterwerfen; ſie war freundlich mit Rolf, aber wenn er ſie um ihre Einwilligung bat, bei dem Vater um ihre Hand anhalten zu dürfen, ſchüttelte ſie das Lockenköpfchen und lief laut lachend davon. Wenn er ſich dann verdrießlich von ihr abwandte, kehrte ſie plötzlich zurück, zog ihn ſchäkernd mit ſich fort zum Strande, ſprang in ihr leichtes Boot, winkte ihm, ihr zu folgen, und Beide ruderten mit einander auf das Meer hinaus. Waren ſie ſo weit von der Küſte, daß man dort den Ton ihrer Stimme nicht mehr vernehmen konnte, zog ſie die Ruder ein, faltete die kleinen zarten Hände, und indem ſie den ſchönen Jüngling mit einem bittenden Blicke anſah, ſprach ſie:

„Mein Retter! Mein Freund! Ich liebe dich über Alles! Ich bin dein und will es bleiben für

immer! Aber sei barmherzig und laß mir noch einige Zeit die Freiheit meiner Jugend. Wenn du es befiehlst, so folge ich dir in der nächsten Stunde zum Altar, denn ich erkenne dich als meinen Herrn und Gebieter, aber bei deiner Liebe zu mir beschwöre ich dich, daß du es mir nicht befehlen mögest, denn die Stunde unserer innigen Verbindung wäre auch die unseres Todes; du weißt nicht, was ich weiß." —

Und Rolf verlangte nichts; Beide kehrten schweigend nach der Küste zurück. —

So blieb es eine lange Zeit.

Der Herbst kam heran. Das junge Volk, Knaben und Mädchen, war beschäftigt, lange und schmale Kanäle zu graben, worin sie das Seewasser leiteten. Wenn diese gefüllt waren, dämmte man sie gegen die See ab, das Wasser trocknete ein und verdampfte und die kleinen Fische, die sich bis hierher verirrt hatten, blieben auf dem nassen Boden zurück. Lachend und schäkernd bemächtigte man sich der Beute; es war mehr ein Spiel als eine Arbeit.

Gewöhnlich nahten ſich dann die rüſtigen Buben den rothwangigen Mägdlein, und baten dieſe um einen Kuß. Allein aus Muthwillen verweigerten ſie, was ſie nur zu gern gewährt hätten, ſie liefen davon, aber nicht allzuſchnell, denn es gelang den Jünglingen faſt immer, ſie zu erhaſchen. Dann ergriffen dieſe die willkommene Beute mit ſtarken Armen und trugen ſie ins Meer, immer tiefer hinein, ſchwebend zwiſchen Waſſer und Luft, bis die erſchreckten Mädchen ſich mit einem Kuſſe löſeten. —

Die ganze Küſte war mit Buben und Mägdlein bedeckt, die ſich auf dieſe Weiſe vergnügten, und die Alten ſahen aus der Ferne mit ſtillem Lächeln zu. Auch Roſe und Rolf befanden ſich unter ihnen. Da nahte er ſich der Jungfrau und ſagte freundlich bittend:

„Sieh nur einmal um dich her, ſie Alle empfangen Küſſe, ſie laſſen ſich auf die Wellen hinaustragen, und geben dort die erhaltene Gabe zurück. Willſt du nun endlich deinen Eigenſinn

fahren laſſen, und mich küſſen als meine Braut, ſo ſollſt du auch meine herzliebe Roſe ſein."

Sie aber winkte ihm zu gehen und ſprach:

„Ich will nicht, und wenn du nicht aufhörſt mich zu quälen, ſo will ich dich nie mehr wiederſehen."

„Nein!" rief Rolf, „ſo gehe ich nicht wieder von dir. Alles junge Volk hänſelt mich und ſchilt mich einen dummen Jungen, der nicht wüßte, mit ſolchem Dirnlein fertig zu werden; ſo ſoll es nicht länger heißen, und darum frage ich dich, ob du dich jetzt gleich mit einem Kuſſe von mir löſen willſt?" —

Aber Roſe rief:

„Nein, du garſtiger Menſch, nun und nimmermehr!"

Aber ehe ſie noch irgend ein Wort hinzuſetzen konnte, hatte Rolf ſie mit ſeinen Armen ergriffen und flog mit ihr in das brandende Meer. —

Laut aufjauchzend ſtürzte Alles hintendrein, denn man gönnte der Roſe die Neckerei und freute ſich über die Dreiſtigkeit ihres Geliebten.

Rose schwebte in Todesangst, denn sie sah ihren und ihres Freundes Untergang vor Augen. Was bis dahin, außer für das liebende Mädchen, der ganzen Welt ein Geheimniß gewesen war, das sollte jetzt offenbar werden. Sie flehte Rolf einen Augenblick stille zu stehen und flüsterte ihm mit geflügelten Worten zu:

„Ich darf dich nicht küssen, mein theurer Rolf, so sehr sich mein Herz danach sehnt. Du warst noch nicht lange in unserm Dorfe, aber ich liebte dich schon, als ich einst, bei einbrechender Nacht dem Ufer mich zuwandte. Jenes furchtbare Ungeheuer, welches oft an das Tageslicht emportaucht, und das wir den Riesen des Sundes nennen, erhob sein ungestaltetes Haupt aus den Wogen und grinzte mich an. Ich stand erschreckt, aber ich entfloh nicht, denn ich weiß wohl, daß jenes Ungethüm uns auf dem festen Lande nichts anhaben kann.

„Röslein von Seeland! Röslein von Seeland!" rief er mit gellender Stimme, daß es mir durch Mark und Bein fuhr, „steh stille und höre

mich an! Du biſt mein Bräutlein und ich will dich heimführen in meinen unterirdiſchen Palaſt, ſobald Alles zu deinem Empfange bereit ſein wird. Geh hin und genieße deine Freiheit, bis ich dich abrufe; aber bewahre dein Herz, daß du es nicht einem Andern zu eigen giebſt, denn dann werde ich meine Hand nach euch ausſtrecken, und dich verderben, wie ihn." —

„Ha! Ha! Ha!" lachte Rolf laut auf, „das war ein gutes Mährlein, erſonnen um mich zurückzuſchrecken, aber ich bin nicht ſo furchtſam und bekümmre mich nicht um deinen Oſtſee-Rieſen, der doch nirgends anders als in deinem Kopfe ſpukt. Willſt du mich küſſen oder nicht?" —

„Nimmermehr!" rief Roſe. —

„Nun, ſo nehme ich dir den Kuß mit Gewalt, allen Waſſerrieſen zum Trotz, und damit er ſieht, wie wenig ich mich vor ihm fürchte, will ich ihm näher rücken."

Bis dahin hatte man vom Ufer aus das Geſpräch der beiden jungen Leute gehört, abwechſelnd ihnen Beifall zurufend und lautauflachend.

Immer tiefer ſchritt Rolf in die wogende Fluth hinein, die Wellen netzten bereits ſeinen Hals, die Arme hoch empor geſtreckt, hielt er die Jungfrau ſchwebend über ſich. Vom Ufer ſchrie man ihnen zu, den Scherz nicht zu weit zu treiben und umzukehren, aber Beide hörten die warnende Stimme nicht mehr.

Da vernahm man einen gellenden Schrei; Roſe hatte ihn ausgeſtoßen. Alle ſahen nach ihr hin und ſtanden ſtarr vor Schrecken. Ein furchtbares Haupt tauchte aus den Wellen auf, es war bleich wie die ſchroffe Wand eines Kreidefelſens, ein weiter Riß deutete den Mund an, zwei glühende Kohlen bezeichneten die Augen, ſtatt der Haare ringelten ſich unzählige, buntgefleckte See-Schlangen auf die Schultern herab.

„Schöne Roſe! Schöne Roſe!“ — rief das Ungethüm mit ſo furchtbarer Stimme, daß es rings am Ufer wiederhallte — „habe ſchon auf dich gewartet; biſt nun mein, mein für immer!“

Mit lautem Geraſſel tauchte das furchtbare

Ungeheuer wieder unter, aber mit ihm zugleich waren Rolf und Rose spurlos verschwunden.

Kein sterbliches Auge hat sie wieder gesehen; aber wenn das glühende Frühroth vom klaren Himmel auf die Meerfluth sich herabsenkt, dann hüpfen die flüchtigen Wellen auf und nieder und auf ihrem schaumbedeckten Rücken tanzt die Rose von Seeland.

Der Knurrhahn.

In der Nordsee wiegte sich, unfern der weißen Bank, ein Blankeneser Fischer-Ever auf den Wellen. Hinten am Steuer saß der Schiffer und sah gedankenlos auf die grüne Fluth, am Mast hockte der Knecht und besserte ein schadhaftes Netz aus, während der Junge vorne auf der Pligt herumtanzte und allerlei dumme Possen trieb.

„Junge!“ rief der alte Schiffer barsch, „willst du still sein? Weißt du nicht, wenn die Netze im Wasser liegen, muß der Fischer schweigen wie die Fische dort unten, sonst schlüpfen sie, gewarnt, vorüber.“

„Ja, Meister Viet,“ lechte der Junge, „stumm wie ein Fisch, aber sie sind nicht Alle stumm. Ihr wißt doch wohl, was euch Mutter

Köhnſch, das dicke Fiſchweib, letzthin von der Altonaer Elbbrücke zurief: „Meiſter Viet! bringt mir zum nächſten Male ein Paar Stiege Knurrhähne mit!“ Und der Knurrhahn ſchwatzt ſo gut wie der Hund und die Möwe, wir können ſie nur nicht verſtehen, und weil es nun darauf ankommt, Knurrhähne zu fangen, ſo kann das Tanzen und Singen auch nichts ſchaden.“ —

Der Junge begann ſeinen Tanz aufs Neue, aber der Schiffer rief eifernd zu ihm herüber:

„Bleibe mir mit deinen albernen Poſſen vom Leibe, oder es ſetzt Hiebe. Ein Fiſch und ein Hund ſollen eine Sprache haben, wie ein vernünftiger Menſch! Iſt es nicht eine Sünde und Schande, wenn man den Kindern ſo etwas einbildet? Aber mir müßt ihr nur kommen, mit eurem Wiſchiwaſchi!“

Da erhob ſich der Knecht und warf das ausgebeſſerte Netz auf die Seite:

„Mit Verguͤnſt, Meiſter, von Wiſchiwaſchi müßt ihr nicht ſprechen, zumal nicht in der Nordſee und vor Allem in der Nähe der weißen Bank.

Ihr ſeid ein kluger Mann, der ſeinen Handel verſteht, aber ein Seemann ſeid ihr nicht, denn ihr kennt weder das Meer noch ſeine Tiefen, und eine Welle iſt euch wie die andere. Hochmuth thut nirgends gut, aber auf dem Meere gereicht er zum Verderben. Habt ihr nun ſo manchen Knurrhahn gefangen und doch nie ſeine klagende Stimme gehört?"

„Dummheiten!" brummte der Schiffer, „das iſt der Athem, der aus ihm herausgeht, ſobald er an die friſche Luft kommt, nichts weiter."

„Das iſt nicht wahr!" fuhr der Knecht ruhig fort. „Ein Klagegeſang iſt es, den er von ſich giebt, die alte Zeit und ſein früheres Glück betrauernd. Ja, Herr, wenn ihr es wüßtet, es würde euch jammern, daß die armen Thiere, die von den Raubfiſchen und von den Menſchen verfolgt und gegeſſen werden, früher eben ſo vernünftige Weſen waren, als wir, und ihr würdet Mitleiden mit ihnen haben. Sie wohnten in ſchönen Häuſern und hatten ihre Städte und

Dörfer, Alles zu der Zeit, da die weiße Bank noch ein großes und mächtiges Land war.“ —

„Ich habe es euch wohl angesehen, daß ihr ein Träumer seid; in dem ersten Augenblick da ihr bei mir an Bord kamt, habe ich es gewußt!“ rief der Schiffer grollend, „aber wenn ich geglaubt hätte, es sei so arg mit euch, wie ich jetzt erfahre, ihr hättet nie den Fuß in meinen Ever setzen dürfen.“

„So glaubt ihr auch wohl nicht,“ fuhr der Knecht fort, und trat dicht vor den Schiffer hin, „daß sie noch immer auf ihre Befreiung hoffen, und daß es Mehreren vergönnt ist, von Zeit zu Zeit ihre frühere Gestalt wieder anzunehmen, an das Tageslicht zurückzukehren, um zu erspähen, ob die Stunde der Erlösung für sie noch nicht geschlagen hat?“

„Nein!“ sprudelte der Schiffer im höchsten Unmuth hervor, „das glaube ich nicht, und noch vieles andere dumme Zeug auch nicht, und wenn ihr eine leidlich gute Rückreise haben wollt, so

ſchweigt augenblicklich und laßt nie wieder ſolche Albernheiten laut werden."

Er ſprang in die Kajüte hinunter, deren Thür er heftig zuſchob und der Junge machte ſich an den Knecht.

„Hört, Matthias! Iſt es denn wahr, was ihr da vom Knurrhahn erzählt und daß manchmal welche von ihnen als Menſchen auf der Erde herumlaufen?"

„Freilich iſt's wahr," gab dieſer zur Antwort, „aber die armen Dinger dort unten werden wohl noch lange im Salzwaſſer ausharren müſſen, noch ſehr lange."

„Was muß denn geſchehen, damit ſie wieder frei werden?" fragte der Junge neugierig.

Der Knecht zog den Jungen auf ſeinen Schooß, ſah ihm feſt in's Auge und ſprach:

„Dann müſſen die Menſchen wieder werden wie vordem, ſtill und einfältiglich in ihrem Thun und Reden, nicht aber voll eingebildeter Weisheit ſein, wie unſer Schiffer und ſo viele andere. Zur Zeit, als die weiße Bank ein ſchönes, von der

Sonne beſchienenes Land war, blühte noch die Blumen-Inſel von Terſchelling, das Auge von Neuwerk flammte noch, und der Arm des Waſſer-Rieſen Ligur war noch nicht durch den Felſen von Helgoland gebohrt. Damals war die ganze Nordſee eine Kette von glückſeligen Inſeln, welche die kriſtallenen Wellen umflutheten, jetzt iſt ſie eine kalte, todte Wüſte, die die Menſchen mit ihren Schiffen bevölkern." —

„Ein furchtbarer Dämon hatte ſich einſt auf ſeiner Wanderung hierher verirrt und langte auf der weißen Bank an, die damals ein gütiger und frommer König regierte. Er ſpielte und ſang den ganzen Tag und ſeine Unterthanen konnten ihm keine größere Freude bereiten, als wenn ſie mit ihm ſpielten und ſangen. Das wurde ihnen auch überaus leicht, denn da ihr Land Alles in Ueberfluß hervorbrachte, was ſie zum Lebens-Unterhalt bedurften, ſo hatten ſie nicht nöthig zu arbeiten, und konnten unaufhörlich neue, hübſche Lieder erdichten und neue fröhliche Weiſen erſinnen. Kaum hatte der böſe Dämon von dieſem

Treiben Kenntniß erhalten, als er ſich ſehr erböſte. Neidiſch auf das ſtille Glück der Inſulaner, ſelbſt ruhelos und flüchtig, ihnen ihre Freiſtatt nicht gönnend, ſuchte er ſie durch Liſt von Grund aus zu verderben. Er that, als ob ihm das luſtige Leben gefiele, war überaus freundlich und machte ſich beſonders an die, deren Lieder am wenigſten gefallen hatten. Fand er ſie nun mißmüthig, ſo ſtellte er ihnen vor, daß es noch viele andere Dinge in der Welt gäbe, die den Menſchen zur Freude gereichten, und beredete ſie, nach ſeiner Weiſe zu verfahren."

„Viele von ihnen folgten, irre geleitet, ſeiner Ueberredungskraft. Der Eine warf Netze aus und that einen Zug, wodurch er einen großen Haufen Gold an das Tageslicht brachte, dann kam der Dämon, in der Geſtalt eines fremden Handelsmannes und bot ihm allerlei artige Spielereien an, die er für das Gold eintauſchte, und dieſe Spielereien weckten den Neid der Nachbarn, die auch gerne ſolche Koſtbarkeiten gehabt hätten. Einem Andern hatte der Dämon einige Säme-

reien gegeben, ſie wurden ausgeſäet und wunder-bare Blumen ſproßten aus den hochaufgeſchoſſenen Pflanzen hervor, da kam ein Unbekannter, han-delte um die Blumen und gab ganze Hände voll Gold dafür. Der Mann, der einen ſo glücklichen Tauſch gemacht hatte, ſtolzirte mit ſeinem Schatze umher, und ſah verächtlich auf ſeine Nachbarn herab, die dergleichen nicht beſaßen. Bald herrſchte im ganzen Lande eine unſelige Verwirrung, der Eine zog hierhin, der Andere dorthin, Jeder ver-achtete ſeine Freunde, denn er hielt ſich für weit beſſer, als dieſe. Die frühere Glückſeligkeit war verſch:wunden, kein fröhliches Lied erſcholl mehr, keine zarte Melodie wurde weiter gehört, nur Wenige wagten es, nach der frühern Weiſe fortzu-leben, aber ſie verſchmachteten im Elend, denn mit der Unſchuld der Bewohner war auch der üppige Ertrag des Bodens verſchwunden und er ernährte ſeine Kinder nicht mehr, die Andern aber gaben den armen Liederſängern nichts von ihren Schätzen, ſondern ſagten:

„Treibt nicht mehr ſo unnütze Poſſen, dann

könnt ihr es eben ſo gut haben, als wir.“ Zuletzt bauten ſie in ihrem Uebermuth gar Schiffe, und fuhren mit ihren Reichthümern von dannen, das arme Land, das nur noch einer troſtloſen, weißſchimmernden Sandfläche glich, ſtand verödet.

Der König hatte mit großer Betrübniß den Untergang ſeines blühenden Reiches geſehen, aber er vermochte nicht, ihn aufzuhalten. Er verſammelte die wenigen Unterthanen, die treu bei ihm ausgehalten hatten, und ſprach:

„Ihr ſeht unſern Untergang vor Augen; wollt ihr allmählich verſchmachten und der Spott unſerer treuloſen Brüder ſein, oder wollt ihr freiwillig mit mir ſterben in den Fluthen des Meeres?“

„Wir wollen mit dir ſterben!“ riefen Alle und der König ging voran; das Saitenſpiel in der Hand ſchritt er in die ſchäumenden Wogen hinein. Da ſtieg der böſe Dämon aus der Fluth empor, und indem er eine heranrollende Welle ergriff und als Mantel um ſeine Schultern warf, ſagte er grinſend:

„Mit nichten! Euer Reich iſt noch nicht aus, es dauert bis zum Ende aller Tage. Aber ihr dürft nicht ganze Länder inne haben und eure Zeit nur mit Sang und Klang hinbringen. Hinab mit euch in die Tiefe, aber ſterben werdet ihr dort nicht. Seid, was Alle da unten ſind, Fiſche, und damit ihr euch von ihnen unterſcheidet, behaltet die Sprache, ihr könnt dann dort unten ſingen nach Herzensluſt. Von Zeit zu Zeit ſoll es euch erlaubt ſein, Einige von euch in menſchlicher Geſtalt hinaufzuſenden, die für euch arbeiten, damit euer Lieder-Reich wieder hergeſtellt werde auf Erden. Wenn ein Tag kommt, an welchem jeder Reiche ſeine Schätze verläßt und die Laute ſpielt, wenn die Ehrſüchtigen ſich freiwillig ihrer Pracht entkleiden, und Lieder dichten, wenn die Gewaltigen das Schwert von ſich werfen und zarte Weiſen ſingen, dann entſteht auch euer Reich wieder. Bis dahin ſeid von der Erde verbannt.“

Sprach's und tauchte wieder in die Wogen, und mit ihm zugleich verſank die Inſel, und die

wenigen Bewohner, die noch darauf zurückgeblieben waren, sammt ihrem König.

„Das sind verwunderſame Geſchichten!“ ſagte der Junge, der dem Knechee aufmerkſam zugehört hatte. „Da werden aber wohl die armen Knurrhähne noch lange warten müſſen?“

„Noch ſehr lange!“ ſprach der Knecht mit einem Seufzer, aber in demſelben Augenblick kam der Fiſcher wieder zum Vorſchein und befahl, daß die Netze ſogleich gehoben werden ſollten. Sie machten ſich flugs an die Arbeit und bald war das Verdeck mit Fiſchen aller Art bedeckt. Jede Sorte wurde in eine beſondere Bune gethan, aber vorzugsweiſe ſonderte der Knecht die Knurrhähne mit großer Sorgfalt aus, die man diesmal in ungewöhnlicher Menge gefangen hatte, und die der Junge mit ganz beſonderem Intereſſe betrachtete.

Allmählich brach der Abend herein und Jeder begab ſich zur Ruhe. Es war eine laue Sommernacht, und der Junge, dem es unter Deck zu

heiß wurde, ſtreckte ſich bei'm Maſt nieder, den Blick bald auf das wallende Meer, bald auf die leuchtende Sternendecke gerichtet. Er verſank in ein halbbewußtes Träumen und es kam ihm vor, als ob der Knecht das Verdeck hinanſtieg und rings umherſchaute; dann ging dieſer nach dem Steuerbord, wo die Stricke, woran die Bunen hingen, befindlich waren. Er zog eine derſelben herauf, ſtürzte die Fiſche auf das Verdeck und warf die leere Bune wieder in's Meer. Der Junge ſah deutlich, daß es die Knurrhähne waren, die auf dem ungewohnten Element umherzappelten. Der Knecht warf ſich mitten unter ſie, und, o Wunder, ſeine Geſtalt ſchrumpfte merklich zuſammen.

„Unſere Zeit iſt noch nicht gekommen!" ſprach er traurig und ſchwieg. Da vernahm man einen tiefen Klagelaut, den die Fiſchlein ausſtießen und in demſelben Augenblick lagen ſie wie todt. Der Leib des Knechtes bedeckte ſich mit Schuppen, ſein Kopf geſtaltete ſich zu einem Fiſchrachen, ſeine Beine wuchſen zu einem Schwanze zuſammen,

und die Arme ſchrumpften zu leichten Floſſen ein. So ſcharf der Junge auch hinſah, vermochte er doch bald den frühern Genoſſen nicht mehr von den übrigen Fiſchen zu unterſcheiden. Gleich darauf ſank er in einen feſten Schlaf.

Das Poltern des Schiffers ſchreckte den Jungen aus ſeiner Ruhe auf.

„Was iſt hier mit den Fiſchen vorgegangen?“ rief er, „und wo iſt der Matthias, den ich nirgends finde?“

Der Junge wiſchte ſich die Augen und ſagte ſchlaftrunken:

„Der Knecht iſt zu ſeinen Brüdern, den Knurrhähnen zurückgekehrt, und liegt dort mitten unter ihnen.“

„Wiſchiwaſchi!“ brummte der Schiffer. „Waſche dir die Augen aus und ſehe klar. Der Mathias hat mir von dieſen Fiſchen ſtehlen wollen, und iſt dabei über Bord gefallen, nun ſind die Thiere alle geſtorben, und der Schaden iſt mein.“

Unmuthig stieß er die todten Fische auf die Seite und warf die Netze abermals über Bord. Der Junge stand dabei und voll von seinem wachen Traume sprach er vor sich hin:

„Nur keine Knurrhähne wieder!“

Vom windmachenden Finnen.

Wer kennt nicht wenigstens aus den mannigfachen Beschreibungen das liebliche Kiel am Strande des Baltischen Meeres, den Sitz der Musen und des Merkur! Es liegt am rechten Ufer des Fiord's in einem lieblichen Thalgrunde, umgeben von einer reizenden Landschaft. Reizend durch das Viburger Holz, das unter seinem schönen Buchendache die herrlichsten Aussichten bietet, und zu dessen Füßen das Dorf Gaarden liegt, woraus unsere verfeinerten Musensöhne Dorfgarten gemacht haben. Und nun die waldbedeckten Hügel von Düsternbrook, und diesem gegenüber das liebliche Schrevenborn, und weit hinter diesem die Stammschlösser ehrenwerther Holsteinischer Barone. Und weiter hinaus, wo über ein Sandriff die Woge der Ostsee in das Fiord stürmt, die festen Wälle

von Frederiksort, von deſſen Mauern bei dunkler Nacht ein Lampenfeuer dem einſamen Segler gaſtlich entgegen leuchtet. Lieber Wanderer! dem es ſo gut ward, in dieſer paradieſiſchen Gegend umher zu irren, haſt du hier, wo der Wogendrang die feſten Wälle peitſcht, ſeewärtshin einen unſcheinbaren Stein bemerkt, der auf einer ſandigen Fläche liegt, und den man den Finnenſtein nennt? Soll ich nicht lieber ſagen: nannte? Denn jetzt weiß eigentlich wohl Keiner mehr von ihm, und nur ein alter Schiffer aus dem Dorfe Ellerbeck wußte etwas davon, und theilte es mir auf mein wiederholtes Bitten mit, obgleich nicht ohne Erröthen, indem er glaubte, ich würde ſeine treuherzige Mittheilung belächeln, wie ihm das ſchon öfter begegnet ſein mußte. Denn es liegt in der Art und Weiſe meiner Zeitgenoſſen, daß ſie gern Alles vornehm beſpötteln und über Alles witzeln, was ſie nicht gleich mit ihrem hausbackenen Verſtande begreifen können.

Ich führe meine Leſer mit mir auf die ſturmbewegte Oſtſee hinaus. Die Nacht iſt dunkel,

und nur zuweilen blickt ein trübe scheinender Stern daraus hervor, wenn der fliegende Sturm die Wolken auseinander jagt, die sich noch in derselben Minute dichter übereinander schichten. Die Wogen erheben sich rasch aus der Tiefe, und stürzen mit Blitzesschnelle übereinander, ganz im Gegensatze zu der Woge des atlantischen Oceans, die sich langsam emporhebt und endlos fortzurollen scheint.

Hoch auf den Wogen tanzte ein Schiff, dem es der geübte Kennerblick ansehen konnte, daß es schon eine geraume Zeit auf den Wellen umhertrieb, zerstörenden Stürmen preisgegeben. Es war eine leicht gebaute Fregatte, die [illegible] vor drei Wochen die Trave verließ, und von dem geraden Cours abgebracht, auf der weiten Fläche umherirrte, unfähig, länger gegen die Wuth der Elemente zu kämpfen. Von dem schlanken Rumpf, der wie ein schwarzes Ungeheuer auf dem Wasser lag und jeder hereinbrechenden Welle entgegenwinkte, hoben sich die Masten wie drei Riesen in den nächtlichen Himmel empor, und nur an

dem vorderſten glänzte das dichtgereffte Marsſegel durch die Nacht, gleich einem Sturmvogel, der, durch das nächtliche Gewölk daherrauſchend, das Wachſen des Unheils verkündet.

Es war Mitternacht, und der wachthabenden Leute Einer gab auf den Ruf des Steuermanns das Zeichen mit der Glocke. Nach Schiffsgebrauch wurde die Wache gewechſelt, und die Erſten ſchlüpften ſchnell durch die Deckluke, während die Aufgerufenen verdroſſen hervorkrochen, und mit halbgeöffneten Augen, welche die nächſte heranrollende Welle hinlänglich erfriſchte, in die Nacht hinausblickten. Unter dieſen Letzten war der alte Bootsmann Hartwig, der ſich alſobald an das große Boot lehnte und nach dem Quarterdeck hinausblickte. Hier ging Alles in gleichgemeſſener Ordnung. Der Steuermann ſtand am Eingange der Kajüte, und wartete auf den Capitain, der jetzt die Wache antreten ſollte, zugleich einen Blick nach dem Manne richtend, der nun den Platz am Steuer einnahm. „Halt' ihn ſo viel als möglich gerade auf den Wellen, Jack!" ſagte der Steuer-

mann; „ob ich gleich nicht glaube, daß unſre Atlantica noch lange mitfahren wird.“

„Wird doch nicht?“ war Jack's Antwort, ohne dabei den Vordertheil des Schiffs aus den Augen zu verlieren, der eben jetzt auf der Spitze einer Woge tanzte. „Ich denke, unſre Atlantica iſt des Dinges mehr als gewohnt, und ich müßte kein ehrlicher Engländer ſein, wenn ich eurer deutſchen Bauart nicht alle Gerechtigkeit wiederfahren ließe, ob es gleich kein altengliſches Fahrzeug iſt, wie ihr deren täglich in den Häfen von London und Portsmouth ſehen könnt.“

In dieſem Augenblicke ſchoß die Atlantica von der Spitze der Woge mit Blitzesſchnelle in die Tiefe, während der Schaum der durchbrochenen Maſſe zu beiden Seiten des Schiffes hinrollte, und der Steuermann, den die Geringſchätzung des Engländers verdroß, rief unwillig: „Gebt auf euer Steuer Acht, und ſpart euer Schwatzen bis zu einer gelegneren Zeit.“

„Scheltet mir den Mann nicht!“ ließ ſich in dieſem Augenblicke die Stimme des Capitains

vernehmen, der die Kajütstreppe hinaufstieg. „Die Wellen sind so verdammt krabb, daß mehr als menschliche Kraft dazu gehört, das Fahrzeug im Gleichgewicht zu erhalten. — Aber gebt mir die Wache, Steuermann, und geht zur Ruhe."

Es geschah, und Capitain Willers ging nachdenkend auf dem Verdecke hin und her. Nur manchmal warf er den Blick gedankenvoll in die dunkle Nacht, und dann ruhte das Auge, so scharf auf den beweglichen Wasserhügeln, als wollte es die tiefsten Geheimnisse der nächtlichen Finsterniß durchdringen.

Hartwig, der Bootsmann, stand noch immer an das Boot sich lehnend, und erst als der Capitain der trüben Stimmung etwas Meister zu werden schien, und mechanisch das Auge auf den Kompaß richtete, ging Hartwig an ihn heran, und fragte: „ob er Etwas für die Nacht zu befehlen habe?"

„Nicht doch, ehrlicher Alter!" war die Antwort des Capitains; „laß du nur Alles gehen, wie es geht, wir können nichts daran ändern.

Aber so viel sage ich dir: ich bin des unnützen Umhertreibens müde, und die erste Küste, welche mir zu Gesicht kommt, segle ich an. Ich will nicht Schiff und Ladung für nichts und wieder nichts auf's Spiel setzen."

„Nun wahrhaftig!" brummte Hartwig vor sich hin, doch so leise, daß es der Mann am Steuer nicht hören konnte; „das ist der erste Capitain, den ich am Bord eines Lübecker Schiffs solche Unglücksworte aussprechen höre. Ich denke, Capitain Willers, unser Fahrzeug ist stark genug, noch ein paar solcher Stürme zu bestehen, als der letzte gewesen ist; überdies haben wir Proviant genug am Bord, und die Mannschaft ist munter und gesund."

„Was hilft das Alles," sprach der Capitain mit einem Seufzer, „wenn das Haupt krank ist? Was nützt dir die wohlbetakelte Fregatte, wenn das Steuer einen Fehler hat? Hältst du mich für so herz- und seelenlos, daß ich die Begebnisse der letzten Zeit schon alle vergessen hätte? Oder traust du dem Sturme die Kraft zu, daß er alle

Erinnerungskraft aus meinem Haupte entführt hätte?"

„Wenn ihr wieder anfang' von Miß Fanny zu reden, Capitain," sagte der alte Bootsmann, „so wollte ich lieber, ihr zögt mich an den Ohren auf dem Verdeck umher, bis ich laut aufschreien müßte, was doch eine beträchtliche Zeit währen könnte. Armer Hermann Willers, wer hätte das denken sollen! Aber so geht es, wenn das Herz mit dem Kopfe davon läuft! Ich hab's euch gleich gesagt: traut nur den Engländerinnen! Wenn die sich an einen Deutschen machen, geschieht es nur, um ihn zu betrügen."

„Du bist mein vertrauter Freund gewesen von Jugend auf, Hartwig!" sprach Willers. „Ich habe den Dienst von dir gelernt, und kein Geheimniß vor dir gehabt. Sage mir, hat es denn wohl je einen jungen Mann gegeben, der treuer liebte als ich, und hat ein Frauenzimmer das je mit größerm Undank vergolten?"

„Dann will ich gleich dazu condemnirt werden, zeitlebens am Lande zu bleiben und Kartof-

seln zu hacken, wenn ich das glaube!" sprach Hartwig betheuernd. „Allein eben darum ist es doppelt schändlich, und ihr solltet eigentlich gar nicht mehr an das Mädchen denken. Aber wenn ihr nur den boshaften Kerl erwischen könntet, der euch das Mädchen verführt hat, es müßte ihm schlimm ergehen; und wenn er an die Nocke der Fockraa gehangen würde, so wäre das noch viel zu gut für ihn."

„Sage, sie sei gewaltsam entführt, Hartwig!" sprach Willers. „Ich kann es nicht glauben, daß sie, die ich aus dem Elende zog, mich freiwillig verlassen hat. Ich liebte sie, ihr ganzes Herz war mir zugewendet, und bald wäre sie ganz mein gewesen; da kam dieser St. George mit seiner Brigg in die Trave. Er sah Fanny; es ergab sich, wahr oder falsch, daß sie entfernte Verwandte wären; sie sahen sich oft und öfter, bis sie endlich mit einander verschwunden waren."

In diesem Augenblick erscholl der Ruf vom Vorderdeck durch die Nacht: „Ein Segler vor uns im Luf! Gebt Acht am Steuer!"

Jack ſetzte ſich in Poſitur, und ſtrengte ſich an, den Gemeldeten zu entdecken; Willers und Hartwig vergaßen für den Augenblick ihr Geſpräch und deſſen Urſache, und ſpähten gleichfalls nach dem Segler. Hartwig's geübtes Auge entdeckte ihn zuerſt. „Seht nur, Capitain Willers!" rief er, „wie er ſo ſchön ſchwerfällig auf der Seite liegt! Er ſteuert über einen andern Bug als wir, und kann uns nahe genug kommen. In dem Falle werdet ihr doch die Atlantica durchlegen müſſen."

„Jack, gieb Acht!" rief Willers; „laß vom Winde abfallen, und ſteure hinter ſeinen Spiegel weg. Dann aber laß ihn an den Wind ſchießen, damit er die Fahrt verliere; ich bin Willens, ihn anzurufen, um von ihm zu erfahren, wo er ſich ſeinem Beſteck n. , befindet. Laß jeden Mann an ſeinen Poſten treten, Hartwig, und Alles in Bereitſchaft legen, damit die nöthigen Manövers ſogleich ausgeführt werden können."

Dem gegebenen Winke wurde alſobald die pünktlichſte Folge geleiſtet, und Willers ſprang

ſelbſt in die Kajüte, das Sprachrohr zu holen. Nun ſtand er an der Luffeite des Beſanmaſtes, und blickte feſt nach dem immer näher kommenden Segler, während der Bootsmann die geſammte Mannſchaft auf das Verdeck rief, und Jeden an ſeinen Poſten ſchickte. Jetzt war der fremde Segler nahe genug gekommen, und Jack hob das Steuer, um hinter dem Spiegel des Fremden hinzuſtreichen, deſſen dunkle Maſſe nun beſtimmter aus der Finſterniß hervortrat, und ſich als eine Brigg darſtellte, die im Stande war, noch heftigeren Stürmen zu widerſtehen.

„Soll mich der Teufel holen!“ brummte Hartwig vor ſich hin, der ganz im Vorderbug ſtand, „wenn das nicht unſer Londoner Spitzbube iſt! Das ganze Fahrzeug iſt ein eben ſo geſchniegelter Stutzer, als ſein Commandeur. Gott gebe meinetwegen, daß der Teufel dem übermüthigen Geſellen einen Stein in den Weg rolle, woran er ſich den Schädel einſtößt.“

In dieſem Augenblicke tönte Willers Stimme über die Wogen hin, und tiefe Stille herrſchte

auf der Atlantica. „Woher der Weg?“ lautete die Frage. „Von Lübeck!“ war die Antwort. „Wohin die Reiſe?“

„Nach London!“

Während dieſer Fragen und der Zeit, welche die Antworten hinweggenommen hatten, hatte auch Willers den Contre-Segler ſcharf in's Auge gefaßt, und gleiche Gedanken, wie bei ſeinem Bootsmann vorherrſchten, mußten ſich auch ihm aufdrängen, denn gegen alle Regel wich er von den gewöhnlichen Fragen ab, und fragte raſch: „Wie heißt das Schiff und ſein Herr?“ —

Und eben ſo raſch flog die Antwort zurück: „Der Delphin von London!“

Wenn auch Willers eine ſolche Antwort geahnet hatte, ſo erſchütterte ihn doch die Gewißheit ſehr, das Sprachrohr ſank von ſeinem Munde, aber ein Blick auf ſeine Umgebung ließ ihn ob ſeiner Schwäche erröthen; raſch ſetzte er wieder an, und rief mit gellendem Tone hinüber: „Die Atlantica läßt dem Capitain St. George einen Gruß vermelden.“

Kaum waren dieſe Worte von dem fremden Segler vernommen worden, als keine weitere Antwort erfolgte, und eine lebhafte Bewegung auf dem Delphin dem kundigen Auge verrieth, daß man irgend ein Manöver auszuführen gedachte. Der nächſte Augenblick beſtätigte es. Das Vormarsſegel wurde luſtwärts angezogen und vom Bugſpriet, welches wie ein drohender Arm in die Nacht hinauswinkte, flatterte ein weißes Sturmſegel auf, während ein ähnliches zwiſchen dem groſſen Maſte und dem Hintermaſte ſichtbar wurde.

„Nun, der hat es eilig!“ brummte Hartwig, und richtete den Blick unwillkürlich auf ſeinen Capitain, als deſſen Stimme plötzlich über das Verdeck hin tönte: „Fertig zum Wenden! Hißt das Vorſtagſegel und zieht die Sturm-Beſane aus!“ — Die Mannſchaft ſtutzte freilich bei dieſem unerwarteten Befehl etwas, denn der Sturm wüthete jetzt ſtärker, als da man die Segel eingezogen hatte; allein dies Staunen war nur momentan und der alte Geiſt der Subordination kehrte wieder. Der gegebene Befehl ward augen-

blicklich vollzogen, und die Mannſchaft ſtand ſtill und regungslos, den neuen Befehlen entgegenſehend, wobei wohl manches Auge nach dem Capitain, und von dieſem nach dem voranſegelnden Delphin ſchaute. Von jenem aus ſah man kaum, was am Bord der Atlantica vorgegangen war, als man trotz des immer zunehmenden Sturmes eine Vermehrung der Segel anbrachte, wobei Hartwig mit Kopfſchütteln bemerkte: „Sie werden den Delphin mit ſo vielen Segeln ganz in ſein eigentliches Element hinunterbringen.“

Willers ſchaute unterdeſſen durch das Sehrohr, welches er ſich hatte reichen laſſen, unverwandt nach dem Voranſegelnden, und ſchien mit dem Auge die Diſtanz zu meſſen, welche ſich zwiſchen Beiden befand. Durch die Vermehrung der Segel aber wurde dieſe nach und nach immer größer, und bald war der Delphin dem unbewaffneten Auge in der Dunkelheit entſchwunden, als der Capitain ſeine Stimme erhob, und der Befehl erſcholl: „Löſt das große Marsſegel und zieht die Schooten vor!“

Vier kräftige Matroſen beantworteten die erhaltene Weiſung mit einem lauten Halloh! und eilten in die Wanten hinauf. Hartwig, der ſich mit einigen Andern bei dem großen Maſt einfand, um die Schooten vorzuziehen und die Raa hiſſen zu laſſen, warf dabei einen Blick auf ſeinen Capitain, der die lebhafteſte Beſorgniß auszudrücken ſchien.

Das befohlene Manöver ward ausgeführt, und eilig ſchoß das Schiff durch die Wellen dahin; aber der Delphin hatte und behielt den Vorſprung, oder er war auch von dem Cours abgewichen, genug, von der Atlantica aus bekamen ſie ihn nicht mehr zu Geſicht. Der Sturm aber lag mit einer ſolchen Gewalt in den Segeln, und warf das Schiff dergeſtalt auf die Seite, daß es mit ſeinem Leeboard immer Waſſer ſchöpfte, und von der Luvſeite die Wellen darüber hinſchlugen, ſo daß es jeden Augenblick umzuſtürzen drohte. Willers beſchaute das Fahrzeug von allen Seiten, ob es nicht noch ein oder zwei Segel vertragen könne; aber der Augenſchein lehrte nur zu deutlich,

daß mit einem ſolchen Beginnen eine bedeutende Havarie unvermeidlich ſein würde.

Hartwig hatte ſich auf die Spille geſtellt, und ſchaute unverwandt in die Nacht hinaus. Der Steuermann ging an ihn heran: „Sagt mir doch, was es mit dem Capitain iſt? Ich habe ihn noch nie ſo geſehen. Ihr ſeid länger als ich mit ihm zuſammen, und gewiß ganz und gar mit ſeiner Art und Weiſe vertraut.“

„Ja, wenn ich's wüßte,“ brummte Hartwig, „wollte ich's euch wohl ſagen. Aber nehmt mit einer andern Neuigkeit vorlieb: Wenn das forcirte Segeln nicht bald aufhören wird, kommt die Atlantica auf's Trockne. Seht nur längs dem Leekrahnbalken vor euch hin; wenn das kein Lampenfeuer iſt, will ich nie mehr eine Handſpake anfaſſen.“

Der Steuermann ſprang in demſelben Augenblick auf die Spille, als Hartwig plötzlich ausrief: „Nun bin ich meiner Sache gewiß, und ein Schuft, der noch ſchweigt!“ Er eilte ſchreiend nach dem Hinterdeck: „Seht euch vor, Capitain Willers!

Das Land liegt uns vor der Nase; wir werden uns den Bug einstoßen, wenn wir nicht beilegen; gefällt es euch, euch näher von der Wahrheit zu überzeugen?" Er bemühte sich, dem Capitain die gefahrvollen Zeichen anzudeuten, als dieser antwortete: „Du hast Recht, Hartwig, wir wollen einhalten, und um dem endlosen Kreuzen Einhalt zu thun, gehen wir an diesem Orte zu Anker, wenn Wind und Wetter sich nicht ändern." Nun wurden die Befehle ausgetheilt, die Segel fielen herab und wurden aus dem Wege gebracht; nur vor einem Sturmsegel trieb das Schiff auf den Wellen dahin.

„Seht nach den Ankern und Tauen, Bootsmann, damit sie fallen können, wenn ich's befehle; und ihr, Steuermann, laßt das Lood werfen und gewissenhaft rapportiren!" lauteten die neuen Befehle.

Alles eilte, so schnell als möglich diese zu befolgen, und Willers ging, sein Sehrohr unter dem Arm, vor dem Steuerruder hin und her,

wo Jack noch immer ſtand, die ihm obliegende Pflicht gewiſſenhaft erfüllend.

„Neun Faden!“ erſcholl die Stimme des Steuermanns, der zum erſten Mal das Lood hatte werfen laſſen, und Jack brummte vor ſich hin: „Es ſind Schiffe auf noch viel ſeichterem Grunde geweſen, und es hat ihnen nichts geſchadet; wir brauchen uns nicht zu fürchten.“

„Wer ſagt dir denn, daß ſich hier Jemand fürchtet, Burſche!“ fragte Willers raſch. „Gegenwart des Geiſtes hilft jeden Kampf beſtehen, und ich denke, es ſind mehr Seeleute am Bord, als nöthig iſt, die Atlantica über Waſſer zu halten.“

„Acht Faden und einen halben!“ tönte es, und Hartwig rief: „Die Anker ſind fertig zum Fallen!“ Schwärzer noch als früher zogen ſich die Wolken zuſammen, und ein dichter Regen goß herab; trotz aller Bemühungen war auch das ſchärfſte Auge nicht im Stande, das Feuer zu erblicken, was ſie vordem Alle geſehen hatten.

„Sieben Faden!“ tönte es zum dritten Male, und ein dumpfes Murmeln lief durch die Reihen

der Matrosen. Der Steuermann ging besorgt auf den Capitain zu, und sah ihn fragend an. Willers schien es nicht zu bemerken, sondern sagte laut und vernehmlich: „Laßt das Lood werfen!“ Es geschah, und eben so vernehmlich kam die Antwort zurück: „Sechs und einen halben Faden!“

„Alles fertig zum Wenden!“ rief der Capitain, und die nöthigen Manövres wurden gemacht, das Schiff über den andern Bug zu legen. Muthig kämpfte es gegen die Wellen an, während der Regen auf das Verdeck niederschlug und der Sturm durch das schlagende Tauwerk hinheulte.

„Wenn es nur rechtschaffen fortregnen wollte!“ rief Hartwig kopfschüttelnd; „solcher Guß hat doch noch das Gute, das Wasser zu ebnen. Aber gebt Acht, Jungens! ich denke, wir werden auch nicht lange über diesen Bug liegen, und ihr könnt euch immer gefaßt machen, den Anker zu werfen.“

„Werft das Lood!“ erscholl die befehlende Stimme des Capitains.

„Halloh! Nun kommt's!“ brummte Hartwig;

„die See iſt zu krabb, um freies Fahrwaſſer anzudeuten; laßt uns hören, was der Lodmann ſagen wird.“

„Sechs und einen halben Faden knapp!“ ſagte dieſer, und Willers rief: „Geiet das Großmarsſegel auf, und haltet die Anker klar zum Fallen!“

Die Großmarsſchooten wurden gelöſt und von kräftigen Händen das Segel zuſammen gezogen, ſo daß es außer aller Kraft kam. Kaum war das geſchehen, als Hartwig, der ſich mit den Ankern beſchäftigte, ausrief: „Alles fertig vor dem Krahnbalken!“

„Noch einmal gebt die Tiefe des Waſſers an, Steuermann!“ befahl Willers, und das Reſultat waren ſechs Faden.

„Laßt fallen den Anker in Gottes Namen, Kinder!“ befahl Willers mit entſcheidendem Tone, und wie ein Blitz ſchoß die Eiſenmaſſe in die Tiefe hinab. Das Tau fuhr mit einer ſolchen Gewalt vorn durch die Klüſe, daß die Holzſplitter von der Spille flogen, und nur mit der

angeſtrengteſten Kraft war es möglich, das Schiff zu halten. Indem klärte ſich der Himmel auf, und in nicht gar weiter Entfernung ſah die Mannſchaft das Lampenfeuer, worauf ſie mit ſolcher Eilfertigkeit losgeſteuert war. Noch hatte ſich die Bewegung nicht gelegt die auf dem Schiffe herrſchte: Einige befeſtigten die Segel, während Andere die laufenden Taue klarirten, und Jeder nach ſeiner Weiſe dazu beitrug, die alte Ordnung wieder herzuſtellen, als Hartwig an den Capitain herantrat, und ſagte: „Nichts für ungut; aber ich meine, die Atlantica kann über Nacht nicht ſo liegen bleiben; der Anker iſt wohl gut und das Tau feſt, aber die See geht hoch und hebt ihn leicht heraus; laßt deswegen zur Vorſicht Ordre geben, auch den zweiten Anker zu werfen, da wir doch nicht genau wiſſen, wo wir uns befinden.“

Willers, die Lage der Dinge mit geübtem Auge überſehend, gab dem Vorſchlage ſeines Bootsmanns Gehör, und in weniger als zehn Minuten rollte auch der zweite Anker in die Tiefe hinab.

Capitain Willers lag halb angekleidet auf

ſeinem Lager in der Kajüte. Seine Seele war lebendig ob aller Ereigniſſe, die ſtatt gehabt hatten; aber übermüdet von den Anſtrengungen der letzten Tage war er in einen unruhigen Schlummer geſunken, als der alte Hartwig die Kajütstreppe hinabpolterte, und an ſein Bett trat. Willers ſchlug die Augen auf, und ſah den Alten ſtarr an, ohne ein Wort über ſeine Lippen zu bringen, erwartend, was er ihm ſagen würde. „Es iſt heller Tag, Capitain," ſagte er, „und das Land liegt nahe vor uns, ein ſo ſchönes Land, wie ich es ſelten geſehen habe. — Aber wartet noch einen Augenblick!" fuhr er fort, den Capitain zurückhaltend, der eben aufſpringen wollte; „es befindet ſich noch Etwas in unſrer Umgebung, was euch nicht ſo unvorbereitet in die Augen fallen darf, denn ihr habt Faſſung nöthig, und dürft bei den Leuten kein Aufſehen machen."

„Was meinſt du damit, alter Hartwig?" fragte Willers, aus dem Bette ſpringend und ſeinen Anzug ordnend. „Ich glaube dich verſtanden zu haben."

„Nun ja!“ ſprach Hartwig, „mögt ihr es doch immer wiſſen; draußen liegt er, eine halbe Kanonen-Schußweite luſtwärts von uns. Es iſt ein ſtattliches Fahrzeug, der Delphin, und müßte einem alten Seemann viel Freude machen, bis auf ſein ſtutzermäßiges Anſehen, wenn nicht — allein: richtet nicht, ſo werdet ihr nicht gerichtet! Und am Ende trägt St. George alle Schuld.“

Der Sturm hatte nachgelaſſen, die Wolken hatten ſich getheilt, und am klaren blauen Himmel glänzte die Sonne. Vor dem ſtaunenden Blicke des Seemanns lag die reiche, blühende Küſte Holſteins, und gab den herrlichſten Gegenſatz zu dem ungeſtümen Meere; die Wogen warfen die Schiffe noch immer hin und her, und an den Außenwerken von Frederiks-Ort brachen ſich ſchäumende Wellen. Willers ſtand da und gönnte der reizenden Scene nur einen halben Blick: ſein Auge war auf den Delphin gerichtet, der, — der Atlantica gleich — hin und her ſchwankte, und nur mit Mühe gegen die eindringenden Wogen ſeinen Ankerplatz zu behaupten ſchien. Nicht den

verſchiedenen Anregungen ſeines Steuermanns, noch den Bitten Hartwigs mochte es gelingen, ihn ſeinem Brüten zu entreißen, und erſt als die Nacht herab ſank und Alles in tiefe Schatten hüllte, ließ er ſich mechaniſch in die Kajüte leiten und warf ſich auf ſein Bette.

Aber wie hatte ſich die Scene verändert, als Willers am andern Morgen das Verdeck betrat. In dem üppigſten Farbenſchmelz glänzte die Küſte ihm entgegen; die Luft war rein und heiter, und nur ein leiſes Lüftchen ſtrich durch das Takelwerk. Die hochgethürmten Wellen hatten ſich gelegt, und glitten jetzt ſanfter dahin, ſo daß die Schiffe nur gleichmäßig bewegt wurden, und die Laböer und Ellerbecker Fiſcher es wagten, das ſichere Fiord zu verlaſſen und ihrem Erwerbe nachzugehen. Willers ſtand wieder auf ſeinem Poſten, doch hatte er mehr Faſſung über ſich gewonnen, und war nicht ſo ſehr ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit ſeiner Untergebenen, als am vorigen Tage. Da gewahrte er plötzlich auf dem Mitteldeck des Delphins eine raſche Bewegung, und ehe er noch

das begehrte Sehrohr erhalten konnte, ſchwebte bereits die Schaluppe hoch über den Bord weg, und ſenkte ſich auf das Waſſer. Zwei flinke Kerle ſprangen in dieſelbe, befreiten ſie von den Takeln und zogen ſie vor den Fallreep, über welchen jetzt die große Schiffs-Treppe ſich hinabſenkte, die bis in das Fahrzeug hineinreichte. Nun erſchien ein junger Mann, ganz wie ein ſeemänniſcher Stutzer gekleidet, an ſeinem Arm eine Dame, die ſich aber, ſo wie ſie im Freien anlangte, von ihrem Begleiter losmachte, und, wie es ſchien, mit allen Ausbrüchen der Freude das bunte Panorama betrachtete. Nun aber ließ ſich der junge Mann mit ihr in ein Geſpräch ein; die Ruderer ſprangen darauf in die Schaluppe, der Herr mit der Dame folgte, und in demſelben Augenblicke tanzte das Boot dem Lande zu.

Willers hatte das Alles mit dem lebhafteſten Intereſſe geſehen! Wer zweifelt noch daran, daß das Frauenzimmer Fanny und ihr Begleiter St. George war? Welche Gefühle mußten in dem Herzen unſeres jungen Freundes mit neuer Stärke

erwachen, als er die so innig Geliebte mit einem Andern vor sich auf den Wellen dahin tanzen sah. Heftig arbeitete es in seiner Brust, bis er endlich einige Herrschaft über sich selbst gewann und zu einem Entschlusse kam. „Setzt die Schaluppe aus, und vier Mann sollen sich bereit halten, mit mir an's Land zu fahren!"

Der gegebene Befehl wurde vernommen und augenblicklich zur Ausführung geschritten. Als Alle in voller Arbeit waren, trat Hartwig an seinen Capitain heran, und bat um die Erlaubniß, einer von den Vieren sein zu dürfen, die mit ihm an's Land führen.

„Ob ich gleich weiß, daß du dir aus dem Lande nichts machst," sprach Willers, „und du deinen Posten an Bord eigentlich nicht verlassen sollst, so fahre demungeachtet immer mit. Man kann nicht wissen, was mir begegnet, und es ist immer gut, einen Mann in der Nähe zu haben, der es gut mit uns meint."

Während der Zeit war die Schaluppe über Bord gesetzt, und Alles zur Abfahrt bereit. Nach-

dem Willers seinen Anzug etwas geordnet hatte, setzte er sich ein, und durch seinen Zuruf ermuntert, schlugen die Ruderer so wacker zu, daß das Schiff über die Wellen hinzufliegen schien. Allein die Voranfahrenden schienen gleiche Eile zu haben, und Willers konnte weiter nichts thun, als seine Schaluppe hinter der andern herzuhalten, um sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Die schöne Natur, welche Alle umgab, in der Nähe zu betrachten, und namentlich Fanny eine Erholung zu gönnen, schien die vornehmste Absicht des St. George zu sein; denn an einem der schönsten und menschenleersten Punkte ließ er landen, an dem lieblichen Schrevenb[illegible] welches einen ewigen Reiz um sich her verbreitet. Sie gingen das etwas steile Ufer hinan, und wandelten Arm in Arm dem nahen Gehölze zu. Schon waren sie in dem Schatten desselben verschwunden, als Willers landete und schnell an das Ufer sprang, ungesehen von Hartwig gefolgt, der sich in einer geringen Entfernung von ihm hielt. Mehrere Wege hatte Willers bereits eingeschlagen, und war

auch wieder davon abgewichen, als er auf einmal wie festgebannt stehen blieb; denn vor ihm saß auf einer von der Natur gebildeten Rasenbank St. George, Fanny in seinen Armen haltend. Sie hatte den glänzenden Lockenkopf auf seine Schultern gelegt, und ihren vollen Arm um seinen Nacken geschlungen. Das Blut in Willers Adern erstarrte fast zu Eis; aber endlich gelang es ihm, einer mühsam erzwungenen Fassung Herr zu werden, obgleich die Leidenschaft noch heftig in ihm wogte, und nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um hervorzubrechen. Er trat aus dem Schatten des Baumes, welcher ihn bis dahin verborgen hatte, und schritt gerade auf die beiden Flüchtlinge zu. St. George stutzte sichtlich, Fanny riß sich von ihm los, und beide Hände vor das Gesicht haltend, schrie sie laut auf.

„Ich bin hier, mein Herr!" redete Willers den St. George an, „um von Ihnen eine runde Erklärung zu fordern. Wie durften Sie sich unterstehen, unter nichtigen Vorwänden sich dieser

Dame, die für meine Braut galt, zu nahen und sie zu entführen?"

„Diese Frage ist so sonderbar, daß ich kaum weiß, wie ich die Antwort stellen soll!" erwiederte St. George. „Nun, mein Herr! ich that es, weil die Dame schön ist, weil ich sie liebenswerth fand, und kurz, weil es mir so gefiel. Befriedigt Sie diese Antwort nicht, so bin ich bereit, Ihnen jede andere, die Ihnen angenehm sein möchte, nicht zu verweigern."

„Das war mein guter Geist, der mir gebot, mich zu waffnen, als ich hierher kam, dich zu fangen!" rief Willers. Und indem er zwei Terzerolen aus der Rocktasche zog und vor sich hinhielt: „Wählen Sie, Sir! denn bei Gott! wenn nicht binnen zwei Minuten eine von diesen Terzerolen in Ihrer Hand ist, sind in der dritten Minute beide Kugeln in Ihrem Gehirn!"

St. George trat näher, um eine der beiden dargebotenen Waffen zu nehmen, als Fanny aufsprang, und dem Capitain wie sinnlos in die Arme fiel: „Bist du rasend, Mensch!" rief sie aus,

„daß du mit ſolchen gefährlichen Dingen ſpielſt? Fürchteſt du nicht, Fanny zu tödten, wenn du ſolche Mordwaffen in ihrer Nähe zuckſt?"

„Zur Vertheidigung deiner Ehre ziehe ich ſie, Weib!" rief Willers; „wer ſoll den Räuber, der mir mein Liebſtes raubte, ſtrafen, wenn ich es nicht ſelbſt thue?"

„Fordre ich Rache?" fragte ſie ſchmeichelnd, und mit unnachahmlichem Liebreiz ſetzte ſie hinzu: „Gieb die Waffen mir, mein Freund!" Sie entwand ihm die Terzerolen, und winkte Hartwig herbei, der unfern von ihnen ſtand. — „Hier, mein Freund, nimm du die Waffen hin, und laß ſie nun und nie wieder zum Vorſchein kommen." Hartwig nahm ſie, ſpannte den Hahn, und ſchoß ſie in die Luft. Als der Knall verhallt war, ſagte Fanny: „So iſt es recht und billig, und wir werden uns in Güte verſtändigen. Ich kann mir auch nicht denken, daß Capitain Willers, der mir ſtets wohlwollte, mir jetzt da weh thun könnte, wo es mich am empfindlichſten ſchmerzen müßte. Er erlaube mir, daß ich ihm in der Perſon des Ca-

pitain St. George einen Mann vorſtellen darf, der mich nach unſrer Ankunft in England Gattin nennen wird.“ Sie richtete dabei die Augen halb ſpöttiſch auf Willers, und wandte ſich dann an St. George, der unfern davon mit übereinandergeſchlagenen Armen ſtand:

„Wenn es euch nun gefällig wäre, mein Freund, könnten wir an Bord zurückkehren. Ihr ſeid Beide nicht für einander, und in dieſem Augenblick vollends gar nicht, deswegen fordere ich, daß ihr euch alſobald trennt.“

St. George machte Miene, dieſer Weiſung zu folgen; aber Willers trat ihm in den Weg: „Nicht von der Stelle, Sir, bevor ich aus dem Munde dieſes Weibes noch einmal Alles vernommen habe, was ich vorhin gehört. — Fanny, ich beſchwöre Sie, reden Sie! Iſt es Traum oder Wirklichkeit? Sie könnten mich freiwillig verlaſſen haben? Und alſo wären alle Schwüre und Betheuerungen, die ich von Ihnen empfing, nichts als nächtige Nebel, die bei dem nächſten Morgenlichte weichen mußten?“

„Was habe ich denn gethan?“ fragte Fanny. „Mein Vater war geſtorben; von aller Hülfe entblößt ſtand ich da in einer fremden Stadt. Sie nahmen ſich meiner an, dafür war ich Ihnen dankbar, und ehre Sie als meinen Retter! Was ſoll ich mehr? Verlangen Sie, daß ich mich ſelbſt zum Opfer geben ſoll? Ich würde dann ja zum zweiten Male bemitleidenswürdig ſein.“

„O, daß die ewige Vorſicht ſolche reizende Form ſchaffen kann, wo der Inhalt ſo verderbt iſt!“ rief Willers. „Gehen Sie, Miß! Ich will vergeſſen, daß ich Sie gekannt habe, will vergeſſen, daß Sie einſt in meinen Armen lagen und ausriefen: „Ohne dich iſt mir das Leben eine Hölle!“ Leben Sie wohl, und wenn es Sie glücklich machen kann, ſo nehmen Sie noch die Beruhigung mit ſich, meinem Herzen eine Wunde beigebracht zu haben, die erſt mit dem letzten Tage meines Lebens verharrſchen wird. Dieſe Blume müſſen Sie zu meinem Andenken in Ihrem Brautkranze tragen.“

Er wollte gehen, aber St. George nahm das

Wort: „Wir wollen durchaus nicht, daß der Capitain Willers ſich unſertwegen Zwang anthue; wir fühlen ſehr wohl, daß es an uns iſt, dieſen Ort zu verlaſſen, und wünſchen nur, daß dieſe Zuſammenkunft ſo wenig Groll als möglich zurücklaſſen möge.“ Er nahm Fanny's Hand, und ging mit ihr durch das Gehölz dem Strande zu.

Willers ſtand wie am Boden feſtgebannt. Wer beſchreibt die Gefühle, die nach einer ſolchen Scene in der Bruſt eines ehrlichen, feinfühlenden Mannes entſtehen? Ich bekenne mich zu ſchwach dazu, und muß mein eignes Werk unvollendet laſſen. Aber endlich ermannte er ſich; er ſchien einen Entſchluß gefaßt zu haben, und rief mit lauter Stimme: „Hartwig!“ Dieſer aber war nicht mehr da, es ſchien, als hätte er ſich mit den Waffen davon gemacht. Willers, der in ſichtbarer Bewegung war, ging nun dem Strande zu, nach dem Orte, wo ſich ſeine Schaluppe befand. Als ſeine Leute ihn erblickten, erhoben ſie ein lautes Geſchrei. Sein unſtäter Blick überflog die

Gegenſtände umher. „Wo iſt Hartwig?“ fragte er, als er dieſen nicht fand.

Die Leute ſchwiegen unſchlüſſig, bis endlich Jack das Wort nahm: „Ja, ſo will ich doch gleich des Teufels werden, wenn ich je einen ſolchen Streich in ganz Altengland geſehen habe, als eben jetzt von dem Bootsmann der Lübecker Atlantica. Er kam aus jenem Buſchwerk, das dort vor uns liegt, und eilte mit großer Haſt auf die Spitze jenes Hügels, der dort ſeewärts liegt. Einige Minuten ſtand er dort und ſchnitt allerlei poſſirliche Geſichter, alſo daß wir hier unten laut auflachen mußten. Aber auf einmal rief er uns zu, und wir vernahmen die Worte: „Sagt dem Capitain, ich wäre hingegangen, mir einen vaterländiſchen Stein zu ſuchen, und ihm einen guten Wind zu beſtellen; ich denke, das wird ihm recht ſein.“ Als wir ſolche Reden hörten, kam es uns faſt verdächtig vor, und wir nahten uns dem Lande, weil wir glaubten, unſerm Bootsmann ſei der Verſtand davon gelaufen. Aber kaum hatten wir den Hügel erſtiegen, und machten uns bereit, ihn

einzufangen, als er mit einem lauten Gelächter in die See ſprang und dem jenſeitigen Ufer zuſchwamm. Ehe es möglich war, uns von unſerm Erſtaunen zu erholen, und die Schaluppe zu erreichen, war er ſchon aus unſern Augen verſchwunden, und alle Mühe, ihn auffinden zu können, vergebens."

Mit der größten Aufmerkſamkeit, welcher er in ſeiner aufgeregten Stimmung fähig war, hatte Willers dieſen Bericht angehört, und kaum hatte Jack geendet, als er ausrief: „Friſch zu, Kinder! friſch zu! Vielleicht iſt es doch noch möglich, daß wir ihn auffinden." Er ſprang in die Schaluppe, und die drei rüſtigen Matroſen ruderten mit ihm davon. Willers ſteuerte jetzt nach der gegenüberliegenden Küſte, und ſpähte mit geübtem Auge umher. Als ſie die Außenwerke von Frederiks-Ort paſſirten, rief Willers auf einmal mit lauter Stimme: „Da iſt er!" und blitzſchnell wandten ſich Aller Augen dem Strande zu. Auf einer ſandigen Fläche, die ſich etwas in's Meer hinaus erſtreckte, lag ein mäßig großer Granitſtein, der

eine ſehr glatte Oberfläche hatte. Auf demſelben ſtand Hartwig, die Arme weit von ſich ab und in die Luft hinausgeſtreckt, wobei er einige poſſirliche Geſichter ſchnitt. Willers befahl, mit der Schaluppe anzulegen, und dieſelbe dann von dem Strande entfernt zu halten. Dies geſchah, und der Capitain trat an Hartwig heran. „Was machſt Du hier?" fragte er laut und beſtimmt.

„Ich ſuche einen guten Wind für uns und für andere Leute" war die Antwort.

„Ich bin kein Freund von ſolchen Narrheiten, Hartwig!" ſprach Willers. Komm, und geh mit an Bord!"

„Ich heiße nicht Hartwig!" ſprach der Bootsmann. „Weißt du nicht, daß ich Uly bin, ein Sohn des großen Uly aus dem nördlichen Finnland? Ich habe hier einen Stein gefunden, wie er in meinem Vaterlande wächſt, und wie ich ihn brauche, um mit den Elementen reden zu können. Ich redete mit ihnen. Sie wollen mir zu Willen ſein, aber ſie fordern einen Preis von mir, der ihnen nicht entgehen ſoll."

„Was haſt Du vor?“ rief Willers. „Welchen Thorheiten haſt Du Raum gegeben? Sprich, ich befehle es dir!“

„Dem Deutſchen Hartwig konntet Ihr befehlen, dem Finnen Ully nicht!“ ſprach der Bootsmann; „aber ich habe Euch lieb, und will Euch Alles ſagen. Ihr wißt es längſt, daß ich nicht Eures Stammes bin, und nur als mein Volk mich verſtieß, nahm ich einen deutſchen Namen an, und redete Eure Sprache, um ein Unterkommen auf deutſchen Schiffen zu finden. Euer Vater nahm den Flüchtling auf, und Ihr habt mich nicht verſtoßen; dafür bin ich Euch in Ewigkeit Dank ſchuldig, werde es Euch auch nie vergeſſen, ſondern vergelten, wo ich kann und weiß. Das iſt noch heute recht lebendig in mir geworden, als ich ſehen mußte, wie undankbare Menſchen Euer Herz zerriſſen haben. Solche Wunden kann nur der Balſam der Rache heilen, und den will ich Euch brauen.“

„Ich verbiete dir, noch länger mit dieſem thörichten Spiel fortzufahren!“ ſprach Willers.

„Kein Spiel für Kinder wird hier gespielt, Capitain Willers!“ sprach Uly. „Es ist ein grosses, wichtiges Spiel, und der Einsatz höher als Ihr wohl denkt. Ich bin Uly der Finne, dessen Vater auf dem Gipfel des grauen Berges wohnte, dessen Augen es sahen, wie die Elemente des Himmels einem starken Manne aus Fleisch und Bein unterthan waren. Ich habe die Kunst meiner Ahnen geerbt, und will sie benutzen, den Mann zu rächen, den ich von allen Erdensöhnen am meisten liebe.“

„Mir graut in deiner Nähe,“ sprach Willers. „Mache schleunigst deinen Fehler wieder gut, oder ich lasse dich, zum Spott deiner Kameraden, hier am Strande zurück, du magst dann sehen wie du an Bord kommst.“

„Ihr habt Recht, Capitain Willers!“ sprach der Bootsmann, und stieg gelassen von dem Stein herab, indem er ein höchst gleichgültiges Gesicht zeigte. „Es ist närrisch von mir, in einem Lande, wo man so vernünftig ist, mich zu gebährden, daß die Leute glauben müssen, ich sei toll. Vergeßt

es nur, und laßt uns ruhig an Bord fahren; wir wollen uns nicht um das quälen, was noch kommen wird. Glaubt nur, der große Steuermann dort oben hat das bereits Alles in sein Logbuch geschrieben." Er schlenderte gelassen dem Ende der Sandbank zu, und winkte die Schaluppe herbei. Diese kam, er stieg mit dem Capitain ein, und bald erreichten sie frisch rudernd die Atlantica.

Willers brachte sowohl den Rest des Tages als auch den Abend in sehr trüber Laune hin, und diese schien noch nicht von ihm gewichen zu sein, als am nächsten Morgen der Steuermann vor sein Bett trat, und ihm sagte: „Die Deckwache hat so eben gemeldet, daß der Wind sich umgewendet hat und in günstiger Richtung für uns weht. Ich habe mich selbst von der Wahrheit überzeugt, und komme, Euch zu fragen, ob es Euch genehm ist, selbst nachzusehen; jedenfalls dünkt es mich paßlich, daß wir die Anker lichten."

„Ich komme gleich!" rief Willers; „und wenn es ist, wie Ihr sagt, so laßt immer die

Mannſchaft aufrufen, und alle Anſtalten zum Lichten der Anker treffen.“

Der Steuermann ging, und Willers verließ in einer ſehr finſtern Stimmung ſein Lager. Er ſtieg auf das Verdeck, und blickte in die von der Dämmerung umhüllte Morgenlandſchaft hinaus. „Der Wind iſt gut,“ ſprach er zu dem Steuermann, „und es iſt möglich, daß er Beſtand haben wird; wir wollen es verſuchen. Lichtet den Steuerbords-Anker!“

Alſobald erhob die Mannſchaft das bei ſolchen Gelegenheiten übliche Geſchrei. Alles flog zur Spille, und unter dem Geſange des Bootsmanns ward der Anker aufgewunden.

Als der Anker ſich über dem Waſſer zeigte, wurde es dem Capitain gemeldet. „Es iſt gut,“ gab er zur Antwort, „bringt ihn vollends auf das Verdeck!“ Alles kehrte an die Arbeit zurück. Willers richtete ſein Auge auf den Delphin, und bemerkte, daß man dort dieſelbe Abſicht wie auf der Atlantica hege. Eine Viertelſtunde verging ſo. „Lichtet den Anker am Backbord!“ rief Wil-

lers aus, und Alles war wieder in der vollſten Lebendigkeit. Raſch drehte ſich die Spille, und nicht lange dauerte es, als die Stimme des Bootsmanns ertönte: „Der Anker ſteht auf und nieder!“

„Springt auf in die Wanten, und löſt die Marsſegel!“ rief der Capitain, und auf jeden Maſt eilten ſogleich zwei flinke Kerle, dem Befehle Folge leiſtend. Wie die Segel von den Raaen fielen, wurden die Schooten vorgezogen, die Raaen wurden gehißt und gegen den Wind gebraßt, um das Schiff von dem Anker zu halten.

Nun eilten Alle wieder an die Spille zurück, und ſetzten die vereinte Kraft daran, den zweiten und zugleich ſchwerſten Anker aus der Tiefe zu heben, wozu Willers, ganz von ſeiner finſtern Laune beherrſcht, mit keinem freundlichen Worte aufmunterte.

„Der Anker iſt gelichtet!“ ſcholl es plötzlich vom Vorderdeck, und ſogleich rief der Capitain: „Braßt die Marsſegel voll, los die Bramſegel, und laßt die Fock und das große Segel fallen!“

Laut jubelnd flog die Mannſchaft auseinander, um dem Verlangen Folge zu leiſten, und Willers richtete das Auge wieder auf den Delphin, auf dem man mit gleicher Schnelligkeit verfuhr.

Die ganze Macht ihrer Segel hatte die Atlantica nun entfaltet, und ſie gewährte einen wahrhaft majeſtätiſchen Anblick. Hoch vom Hintermaſt wehte die vaterſtädtiſche Flagge, während vom Topp des großen Maſtes ein langer rother Wimpel durch die blaue Luft flatterte. Aber plötzlich wehte der günſtige Wind ſo leiſe, daß die leichten Oberſegel ſich kaum füllten, während die Unterſegel ſchlaff an dem Maſt herabhingen. Ein gleiches Schickſal hatte der Delphin, doch lag er, wie ſchon gemeldet, auf eine halbe Kanonenſchußweite oberwärts, und hatte alſo eher Gelegenheit, die freie See zu gewinnen.

„Muß mir der Verhaßte überall zuvorkommen?“ rief Willers unwillig; ſo wollte ich doch, daß ihn der Teufel je eher je lieber holte.“

„Kann vielleicht geſchehen!“ erſcholl eine Stimme neben ihm, und als Willers ſich halb

erſchreckt umſah, gewahrte er ſeinen alten Boots-mann, der ihn mit freundlichen Augen anſah.

„Bleibe mir mit deinem Zauberſpuk vom Leibe, und ſchier' dich dahin, wohin du gehörſt," ſchalt Willers, und der Bootsmann gehorchte, indem er ſchweigend den Hut zog und das Quarterdeck ver-ließ. Der ganze Tag verging nun ſo, und als der Abend hereinbrach, hatte Willers den Schmerz, zu ſehen, daß er die rechte Höhe nicht gewin-nen konnte und deshalb wieder vor Anker ge-hen mußte. Der Delphin aber, durch ſeine vor-theilhafte Lage begünſtigt, hatte die nöthige Höhe erreicht. Dort faßte eine friſchere Kühlung ſeine Segel, und er ſteuerte nun auf die hohe See hinaus, höhniſch der Atlantica mit ſeiner Flagge einen Abſchiedsgruß zuwinkend, die ſich in demſelben Augenblick genöthigt ſah, ihre Se-gel zu ſtreichen, und unfern von dem Orte ihrer Abfahrt den Anker zu werfen.

Aber kaum hatte die Nacht ſich auf die Wel-len gelagert, als die Scene ſich ſchrecklich verän-derte. Der bisher günſtige Wind ſprang um, und

mit erneuter Wuth kehrte der Sturm zurück. Die Wolken ſchichteten ſich in dichten Maſſen übereinander, und der Regen ſtürzte in ſolcher Menge herab, daß ſich die Finſterniß noch mehr verdichtete, und man kaum im Stande war, von einem Ende des Verdecks nach dem andern zu ſehen.

So ging die Nacht zwiſchen Furcht und Hoffnung hin, und auch der anbrechende Morgen war nicht dazu gemacht, die Equipage der Atlantica zu beruhigen; denn der Sturm ward nur noch heftiger. Man war genöthigt, den zweiten Anker fallen zu laſſen, und die obern Stengen zu ſtreichen. Willers Ungeduld war unbeſchreiblich. —

Wir faſſen uns kurz, und überſpringen einen längern Zeitraum. Der Sturm wüthete zwar nicht mit gleicher Stärke fort, aber der ungünſtige Wind verhinderte noch immer die Abfahrt. Endlich, am zwölften Tage nach der Abreiſe des Delphins, wehte ein günſtiger Wind, und freudig ging die Mannſchaft der Atlantica an die Arbeit,

um nur endlich dieſer unangenehmen Lage zu entkommen.

Stolz und majeſtätiſch ſchwebte die leicht gebaute Fregatte dahin. Die ganze Laſt der Segel ruhte auf ihr, aber kühn erhob ſie ſich, und durchbrach mit Blitzesſchnelle die Waſſermaſſe, die ſich vor ihrem Bug zuſammendrängte.

Jetzt erreichten ſie das offene Meer; friſcher fiel hier der Wind in die Segel, und führte das Fahrzeug mit ſich von dannen. Ausgeſöhnt mit den widrigen Ereigniſſen, die ihn ſeit langer Zeit betroffen hatten, ging Willers in die Kajüte, und ordnete ſeine Papiere. Die Kajütsfenſter waren mit dichten Luken verſehen, damit das Seewaſſer nicht durchdringen ſollte. Jetzt hatte Willers von dem Schiffszimmermann zwei derſelben öffnen laſſen, und dieſer war nach beendeter Arbeit kaum auf das Verdeck geſtiegen, als der Bootsmann in die Kajüte trat. Er ging an den Capitain heran, und ſah ihn mit einem feſten Blick an.

„Was willſt du? fragte Willers, „du ſiehſt aus, als ob du wieder Narrenſpuk treiben wollteſt.“

„Gewiß, Capitain," antwortete der Bootsmann, „und den größten, den je ein Mann getrieben hat, denn es zeugt nicht jedesmal von gesundem Verstande, sich zur Speise für die Fische machen zu wollen."

„Sprich vernünftig oder gar nicht," zürnte Willers; „was willst du?"

„Abschied von Euch nehmen, Herr!" sprach der Bootsmann. „Ich versprach Euch, ob Ihr mich gleich nicht darum gebeten habt, Rache dem Weibe, welches Euch so betrog, Rache dem Schurken, der Euch so verhöhnen durfte. Ob ich mein Wort gehalten habe, werdet Ihr bald erfahren. So viel zu meiner Rechtfertigung: Uly der Finne hat noch Niemandem sein Wort gebrochen. Aber die finstern Mächte, die uns auf ungewöhnlichem Wege zu unserm Rechte verhelfen, thun nichts umsonst, und verlangen gute Zahlungen für ihre Hülfsleistungen; und weil ich nun zahlen muß, so komme ich zu Euch, um Abschied zu nehmen."

„Mensch! welche Reden führst du?" rief Willers bestürzt.

„Wenn's sein kann, denkt manchmal an mich!" sprach Uly. „Ich habe Euch doch fast von Kindesbeinen an gekannt, und ich glaube, es ist mir wohl gelungen, einen tüchtigen Seemann aus Euch zu machen. Wenn Ihr das recht bedenkt, werdet Ihr dem alten Uly nicht gram sein, daß er Euch so plötzlich verläßt."

„Sprich deutlicher, Mann, damit ich dich verstehe!" sprach Willers gespannt.

Uly führte den Capitain an die offnen Kajütsfenster: „Seht Ihr das herrliche Kielwasser, was Euer Schiff zurückläßt? Das ist die Straße, die ich wandeln muß. Wenn der Finne Wind macht, muß er es mit dem Leben bezahlen. Lebt wohl, Capitain Willers!"

Und ehe dieser es noch verhindern konnte, war Uly durch die Kajütsfenster gesprungen, und von den rauschenden Wellen in die Tiefe hinabgerissen.

Der erschrockene Capitain vermochte weder zu schreien, noch sonst etwas zu unternehmen. Eine unnennbare Furcht kam über ihn, und mit

allen Zeichen der Angſt ſtürzte er auf das Verdeck. Hier trat ihm alſobald der Steuermann entgegen: „Seht dort das Wrak, Capitain, auf der Nordſpitze jener Sandbank!“

Willers ſtarrte dahin; ein faſt ganz zerſtörtes Wrak ſaß, mit dem Spiegel der Atlantica zugekehrt, hoch auf einer Sandbank. Die Maſten fehlten, und die Wellen hatten zerſtörend darin gewüthet. Von banger Ahnung ergriffen, faßte Willers nach dem Sehrohr, und las mit Entſezzen auf dem Spiegel des Wraks die Worte:

„The delphin of London.“

Der Schiffbrüchige.

Auf einer schroffen, kaum zugänglichen Klippe stand ein Mann. Er zitterte vor Frost und Hunger. Vor ihm, um ihn brandete das Meer, in weiter Ferne lag die schneebedeckte Küste von Norwegen.

Schon zweimal war die Sonne aufgegangen, seit er auf diesem Felsen stand, jetzt sank sie abermals blutigroth dem Westen zu und bald drohte die Nacht, ihn aufs Neue mit ihrem Trauermantel zu verhüllen. Der Unglückliche sank in die Kniee und sprach mit hinsterbender Stimme:

„Mein Herr und Gott! Hast du mich darum aus dem furchtbaren Schiffbruche, der allen meinen Brüdern das Leben kostete, gerettet, damit ich hier eines noch jämmerlicheren Todes sterben soll? Erbarme dich meiner Jugend und sende ein

Fahrzeug auf dies zürnende Element hinaus, damit mir Hülfe werde, so lange sie mir noch frommen kann.

Wie furchtbare Giganten ragten die schwarzen Felsen in den bewölkten Himmel hinauf. Ihr Haupt war mit weißglänzendem Schnee bedeckt, um ihren Fuß brauſete das Meer und brandete hoch daran empor, Tauſende von Möven, mit ihrem weißſchimmernden Gefieder ſchlugen mit den Flügeln, und krächzten vor Hunger, ein prächtiger Seeadler ſchwebte hoch über Alle hin, plötzlich ſtürzte er unter die ſcheue Vögelſchaar, packte mehrere mit ſeinen Klauen und flog nach ſeinem Horſte zurück; ein ungeheurer Wallfiſch tauchte aus den Wellen auf, und blies einen furchtbaren Waſſerſtrahl von ſich, aber kein Fahrzeug ward ſichtbar, das ſich rettend der Klippe genähert hätte, worauf der junge Schiffbrüchige ſtand.

„So muß ich vergehen!" wimmerte er ſchmerzlich, „fern von der Heimath, fern von einem menſchlichen Weſen, das meinen letzten Athemzug hört. — Ich kann nicht ſterben, ich bin ja noch ſo

jung, habe noch so wenige Freuden genossen. Alle Entbehrungen will ich tragen, arbeiten vom frühen Morgen bis zum Abend, und während der Nacht, wenn Alles schläft, die Netze ausbessern und Stricke drehen; ich will keine Fiedel hören und keinen Krug mehr leeren mit lustigen Gesellen, ich will nur leben."

Der Oberrand der Sonne berührte den Horizont und umhüllte das brandende Meer mit rosigem Schleier. Da trat aus einer Felsenspalte ein kleines, freundliches Männchen mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe, und stellte sich dem Schiffbrüchigen mit einem heitern Lächeln gegenüber.

Ihr kennt Nissen, die nordischen Schutzgeister, die gutmüthigen Hauskobolde, die ihr Reich in Skandinavien aufgeschlagen haben. Dort hat jeder Palast, jede Hütte, jede Höhle einen aus ihrer Zahl zum Bewohner, und wehe dem Hause, das einen solchen entbehrt! Dort haben die Netze so weite Maschen, daß alle Fische durchschlüpfen, dort hat das Boot einen unsichern Kiel, und geht

mit Mann und Maus zu Grunde. Nissen facht das Feuer an und spricht den Segen über den Kessel, damit sein Inhalt länger vorhalte.

„Tritt ein, du armer Mann, in meine Höhle" sagte der freundliche Schutzgeist, und reichte dem Schiffbrüchigen die Hand. „Ich will dich an ein Feuer setzen, das dich trocknet, und dir Speise und Trank reichen, damit du dich erquicken kannst. Nur Eines laß mich von dir erbitten, das darfst du nicht außer Acht lassen, wenn du bei mir wohnen willst. Du wirst dort Vieles hören und sehen, was du bis jetzt noch nicht gekannt hast. Sieh dich vor, Krake, und strecke nicht vorwitzig die Hand danach aus, denn wer erst das Eine hat, ist auch nachher mit dem Zweiten und Dritten nicht zufrieden, und du hast eben erst gesagt, daß du nur leben und nichts als leben wolltest. Werde mir also nicht habsüchtig und nicht hochmüthig."

„Ach, du mein guter Gott!" sagte Krake demüthig, „wie sollte ich solches Sträfliche thun?

Du willst mich an ein Feuer setzen, und mir Speise und Trank reichen, mehr bedarf ich nicht."

„So komm!" sprach Nissen, nahm Krake bei der Hand und führte ihn durch die Felsenspalte. Aber in demselben Augenblick war auch der Schutzgeist verschwunden. Krake wollte seinen Sinnen nicht trauen, als er sich plötzlich in einen Raum versetzt sah, der mit einer Schiffskajüte die meiste Aehnlichkeit hatte. Auf der langen Tafel in der Mitte stand eine tüchtige Mahlzeit hergerichtet und in dem Kamine brannte ein wohlthätig wärmendes Feuer.

„Setzt euch, Freund!" sprach ein freundlicher Mann, der wie ein Schiffer gekleidet war. „Ihr habt wahrscheinlich euer Fahrzeug verloren, und solche Leute sind hier immer willkommene Gäste, meine ganze Wohnung ist damit besetzt. Geht zum Feuer und trinkt einmal von diesem gewürzten Bier, das soll euch wohlthun, während dessen wird auch die ganze Maatschaft zum Abendessen einrücken."

Krake that, wie ihm geheißen wurde und

fühlte sich wohlthätig durchwärmt. Da traten mehrere Seeleute von verschiedenen Seiten ein und Alle ließen sich nun an den wohlbesetzten Tisch nieder, Krake mitten unter ihnen, der es sich wohlschmecken ließ, und auf seine Backgenossen horchte, die nacheinander ihre Reiseabentheuer erzählten. Dann gingen sie, wie sie gekommen waren, und Krake streckte sich behaglich auf ein Lager, das in der Nähe des Kamin's stand.

Anfänglich gefiel es Krake in dieser Gesellschaft gar wohl, als er aber sah, daß seine Gefährten Alle um Vieles besser gekleidet waren, als er, der noch seine zerrissene abgeschabte Jacke trug, fing er an, sich zu schämen und äußerte laut, er wollte auch so gut behandelt werden als die übrigen. Der Wirth sagte nichts, aber er deutete auf eine Thür und gab Krake einen Wink, dort hineinzugehen. Das ließ sich dieser nicht zweimal sagen. Er trat ein und kam in eine geräumige Kammer, deren Wände über und über mit guten und theilweise prächtigen Kleidern behangen waren, so daß dem armen Krake die Wahl ordent-

lich schwer wurde, und es lange dauerte, ehe er mit seinem Anzuge zu Stande kam. Als er nun aber stattlich angethan, zu den Gefährten zurückkam, die ihn bereits zum Essen erwarteten, konnte er ein gewisses Wohlbehagen nicht verbergen und suchte, so viel als thunlich, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen.

Seit dieser Mahlzeit gefiel Krake sich noch mehr als früher in dieser seltsamen Behausung. Aber sein Glück war nur von kurzer Dauer, denn das ewige Einerlei wurde ihm höchst beschwerlich. Er legte sich nur nieder, um nach einigen Stunden wieder aufzustehen, dann aß er mit den bekannten Gefährten alle Tage dieselben Speisen, und hörte alle Tage dieselben Abentheuer erzählen, so daß er sie binnen kurzer Zeit alle auswendig wußte.

„Leben ist jedenfalls besser als sterben," sprach er vor sich hin, „und hier in dieser Kajüte ist es behaglicher als draußen auf der Klippe, aber man muß auch etwas zu thun haben, und nicht fürchten, daß man zuletzt vor Langeweile sterben kann."

Aber trotz dieser Ausrufungen wurde es nicht anders und die Tage flossen in der traurigsten Einförmigkeit vorüber.

„Nein!" rief er eines Morgens völlig außer sich, „das ist nicht zum Aushalten! Soll ich denn all' meine Lebstage in dieser kleinen Kajüte verbringen? Die Andern kommen doch heraus, warum ich denn nicht? Zeigt mir den Weg in's Freie, ich will auch einmal sehen, was es draußen giebt."

Statt aller Antwort deutete der ernste Wirth auf eine Thür, und Krake suchte so bald als möglich den gewünschten Ausgang zu gewinnen. Erstaunt blickte er um sich. Er stand mitten auf dem Markte einer, dem Anschein nach, sehr wohlhabenden und lebendigen Stadt, Menschen, Wagen und Karren streiften an ihm vorüber, in den Läden bot man alle möglichen Bedürfnisse und Luxusartikel feil, und in dem unfernen Hafen wehten auf den zahlreichen Schiffen die Flaggen aller Nationen.

„Ho, ho!" rief Krake überrascht aber mit

wohlgefälligem Lächeln aus, „was ist mir denn das?" Der unerwartete Anblick aller dieser Herrlichkeiten machte ihm viele Freude und verwirrte ihn so sehr, daß er ganz vergaß, sich den Ort zu merken, von dem er ausgegangen war, vielmehr wie träumend vorwärts schritt, wohin der Menschenstrom ihn drängte.

„Grüße dich Gott, junger Gesell!" sprach plötzlich ein ansehnlicher Mann mit einem gar freundlichen Gesicht und von einnehmendem Wesen. „Was stehst du hier und gaffst Menschen und Häuser an? Du bist ein Seemann, wie ich sehe, und scheinst mir nicht allzuviel zu thun zu haben. Wenn dir es recht ist, will ich dich an Bord meines Schiffes senden; dort sollst du Alles, was du brauchst, vollauf vorfinden."

Krake war sehr damit zufrieden und erwarb sich bald die Gunst des wackern Schiffsherrn, der ihn sichtlich vorzog, und ihn, als sie mit einander hinausfuhren auf's Meer, immer um sich haben wollte.

Das gefiel dem jungen Manne eine Zeitlang

nicht übel, aber auf die Länge wurde es ihm doch zur Last. Er konnte zwar ein angenehmes Leben führen, aber der Capitain des Schiffes führte ein noch besseres und ward auch von dem Herrn desselben noch reichlicher bezahlt. Das hatte Krake schon längst mit Unmuth bemerkt, und eines Tages sagte er es dem gütigen Herrn frei heraus.

Dieser sah ihn eine Zeitlang ernst an, und sagte darauf:

„Ei, das gefällt mir nicht sonderlich, daß du mit dem nicht zufrieden bist, was ich dir so reichlich gewährt. Aber ich habe dich liebgewonnen, und kann dir einmal nichts abschlagen, und wenn du durchaus darauf bestehst, der erste nach mir in diesem Schiffe zu sein, so soll es geschehen."

„Allerdings gefällt's mir!" sprach Krake, und sie lockten nun den Capitain an's Land und in ein Gasthaus, wo sie ihn so lange mit schweren Getränken bedienten, bis er taumelnd zu Boden sank, dann aber machten sie sich eilends auf, gingen an Bord und bald trugen die Wogen das segelbeladene Schiff auf das hohe Meer hinaus.

Lange Zeit fuhr nun Krake als Gebieter des Schiffs hin und her; der Eigenthümer desſelben bekümmerte ſich wenig um die Fahrt und ließ den Krake gewähren, der nun über Alles glücklich war. — Aber wird er glücklich und zufrieden bleiben? Glaub's nicht! Wer ſo oft ſeinen Sinn gewandelt, bleibt ſtets veränderlich, gleich der Windesroſe. Ihr werdet's ſehen.

Einſtmals erblickten ſie am Ufer eine große Stadt mit prächtigen Thürmen und glänzend weißen Häuſern, die über Alles ſchön und lieblich anzuſchauen war. Auch konnte ſich die ganze Mannſchaft an dem ſeltenen Anblick nicht ſattſehen.

„Hier wollen wir Anker werfen", ſagte der Eigner des Schiffes zu ſeinem Capitain, „denn hier wohnen mein Weib und mein Kind, die ich ſeit mehreren Jahren nicht geſehen habe. Steuern wir in den Hafen hinein."

Auch Krake hatte nichts dagegen, die neue fremde Stadt zu beſehen, und bald waren ſie mitten in dem lauteſten, regſten Gewühle derſelben.

Sein Gönner behandelte ihn mit Auszeichnung; er ließ ihn in seinem prachtvollen Hause wohnen und räumte ihm einen Ehrenplatz an seinem Tische ein. Die Frau vom Hause und das über allen Ausdruck reizende Töchterlein kamen ihm freundlich entgegen, so daß Krake sich hätte wie im Himmel fühlen müssen. Aber auf seine Beständigkeit war nicht sonderlich zu bauen, und so fügte es sich nun auch bald, daß er sich eben so unbehaglich fand, als zuvor. Er sah seinen Herrn in der Stadt weit mehr geachtet, als sich, denn er galt doch nur für den ersten Diener desselben, dann sollte er sich vor Andern bücken, die reicher und mächtiger waren als er, und das gefiel ihm noch weniger, endlich aber sollte er gar das holdselige Mägdlein im Hause als die Tochter seines Gebieters ehren, und das gefiel ihm am wenigsten, denn er wünschte sie sich zum Weibe. Da ihm nun seit seiner Befreiung von der Felsenklippe Alles geglückt war, so meinte er, es könne ihm auch diesmal nicht fehlschlagen, und er trat daher eines Morgens keck vor den

Vater hin und forderte seine Tochter zur Hausfrau. Diesem versagte vor Erstaunen die Sprache, denn eine solche Dreistigkeit hatte er doch bei seinem Capitain nicht vorausgesetzt. Als aber Krake durchaus von seiner Werbung nicht abließ, brach endlich der Zorn des Hausherrn hervor, und er befahl dem dreisten Buben, sich zur Stelle zu entfernen, und ihm nie wieder vor die Augen zu kommen. Krake ging, aber er war nicht der Mann, der einen Wunsch so schnell unterdrückte. Er wußte nur zu gut, daß seine jugendlich-schöne Gestalt einen tiefen Eindruck auf das Mädchen gemacht hatte, er suchte deshalb eine Gelegenheit, sie heimlich zu sprechen und entfloh mit ihr. Die Flucht seines Kindes brach dem armen Vater das Herz, aber ehe er seine Augen für immer schloß, ließ er die Flüchtlinge zu sich kommen, reichte ihnen die zitternde Hand zur Versöhnung und starb.

Nun hatte Krake den Gipfel des Glücks erreicht. Er besaß die schönste Frau und das schönste Haus in der ganzen Stadt, er hatte die schnellsten Schiffe im Hafen und die prächtigsten Gär-

ten vor dem Thore. Aber ſtets bemerkte er bei dieſem oder jenem ſeiner Nachbarn etwas, das ihm gefiel, und er hatte nicht eher Ruhe, bis er ſich in den Beſitz deſſelben geſetzt hatte. So geſchah es, daß er immer mehr erwarb und erwucherte, und nach längerer Zeit galt er für den Reichſten und Mächtigſten in der Stadt.

Seine Kinder, blühende Töchter und kräftige Söhne, wuchſen heran und machten durch ihr liebliches, anſtelliges Weſen allen Menſchen Freude, nur ihrem Vater nicht. Dieſem waren ſie Alle zu ſtill, zu einfach, und ſtrebten viel zu wenig nach den Schätzen und Reichthümern der Welt; darum verachtete er ſie auch, bekümmerte ſich nicht um ſie, und ſeine Frau, der er alle Schuld beimaß, durfte ihm ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr vor die Augen kommen.

„Nein!“ rief Krake ingrimmig aus, „es iſt nicht länger auszuhalten in dem Hauſe! Ich bin nun der Erſte in dieſem Orte, aber ich kann mich meiner Herrlichkeit nicht freuen. Hier iſt es oft ganze Monate lang kalt und todt, Schnee und

Eis bedecken die volle Blumenpracht meiner Gärten. Ich will hinaus in die Welt, hin nach jenen Ländern, wo, wie meine Schiffer mir erzählen, ein ewiger Sommer glüht, und nur einzig und allein das Glück des Lebens zu finden ist."

Alsobald sammelte er seine Reichthümer, verließ den Ort, dem er Alles verdankte, und kümmerte sich um die Thränen nicht, die seine zurückbleibende Gattin und seine Kinder um ihn weinten.

Ein günstiger Wind nistete in dem Nacken seiner Segel, er führte ihn bald der gewünschten glücklichen Zone entgegen, und als er eines Morgens, nach kurzer Ruhe, die Augen aufschlug, lag das Wunderland vor ihm in voller Pracht und Herrlichkeit, mit allen Zauberblumen, und mit allen goldumstrahlten Hügeln und den tausend Quellen, die ein flüssiges Silber ausströmten.

„Nun habe ich, was ich wünsche! Hier ist es, was ich längst ersehnte!" rief Krake aus, als er das Ufer betrat, „nun bin ich zufrieden für mein ganzes Leben, und kein Wunsch soll mehr diese Lippen überschreiten. Ich vermesse mich

deſſen hoch und theuer, und wenn ich es dennoch thue, will ich wieder mitten in der Nordſee auf der eiſigen Felſenklippe liegen, von welcher mich Niſſen erlöſt hat."

„So ſei es!" ertönte unerwartet eine feierliche Stimme und vor ihm ſtand ein ehrwürdiger Greis, deſſen glänzender Silberbart bis auf den Gürtel herabwallte. Er trug ein ſchneeweißes Gewand, um den Leib eine goldene Binde, einen Reif von Perlen und edlem Geſtein um das ehrwürdige Haupt, in der Hand hatte er einen goldenen Stab. —

„Wer biſt du?" fragte Krake, indem er erſchreckt zurücktaumelte, und den Alten ſcheu von der Seite anblickte.

„Ich bin der Beherrſcher dieſes Landes," ſagte der Greis, „und habe hier mein ganzes Leben in Frieden zugebracht; weil du aber den Wunſch geäußert haſt, hier zu wohnen, ſo will ich dir dies Land einräumen, und du ſollſt König ſein an meiner Statt. Du biſt mir keinen Dank ſchuldig, das Schickſal hat es ſo gefügt und ich

nehme nichts von hier mit hinweg als deinen Eid."

Ernst und feierlich ging der Greis seine Straße, und Krake schlich träumend weiter, immer tiefer in das Land hinein. Aber bei jedem Schritte, den er vorwärts that, erblickte er neue Reize und Schönheiten und pries sich glücklich, daß er hierher gekommen war. Rechts und links sah er schöne Dörfer, gesegnete Felder und blumenreiche Gärten, dann zeigte sich ihm eine gewerbreiche Stadt, dann ein riesiger Wald, ein majestätischer Strom und zuletzt die hohe königliche Burg mit all' ihren silbernen Thürmen und Mauern und der goldglänzenden Eingangspforte. Muthig schritt er hindurch; er ward von einer zahlreichen Dienerschaft empfangen, und in den großen Saal zu einem erlesenen Mahle geführt, Alles war so sorgsam vorbereitet, als ob man längst um seine Ankunft gewußt hätte. Er ließ sich wohlbehaglich auf den Königssitz nieder, und war fröhlich und guter Dinge, als sich ihm ein Mann nahte, der

eine große Aehnlichkeit mit dem ausgewanderten König hatte.

„Ich bin dein erster Minister," sprach der Greis, „ward vom Schicksal dazu erwählt, alle Sorgen und Lasten für dich zu tragen, und darauf zu sehen, daß dir kein Reiz und keine Annehmlichkeit des Lebens fehle. Genieße denn, was dir von einem gütigen Geschick bestimmt ist, und siehe zu, wie du deine Tage auf die angenehmste und unterhaltendste Weise zu Ende bringst." —

Das that Krake denn auch redlich. Zuerst bereiste er sein schönes Reich von einem Ende zum andern, und fand es überall gleich vollkommen, dann überzählte er seine Schätze und konnte sagen, er besitze so vieles edle Metall, daß er früher geglaubt, es könne eine solche Menge desselben gar nicht auf der Welt geben. Alles dies genügte ihm eine geraume Zeit; als er aber jahrelang seine Schlösser, Städte und Gärten durchwandert, und sein Gold mehr als hundertmal gezählt hatte, ward er es am Ende überdrüssig, und er sprach voll Mißmuth:

„Was soll mir nun das Alles? Ja! Wenn ich noch irgend wen von meinen frühern Bekannten hier hätte, oder wenn gar meine Frau und meine Kinder kämen, damit ich ihnen meine Schätze zeigen könnte! Aber so lebe ich hier nur unter fremden Menschen, die sich nicht vertraulich zu mir halten, die mir gehorchen müssen, weil sie meine Unterthanen sind, und ich stehe hier mit all' meiner Pracht und Herrlichkeit allein."

In diesem Augenblick schritt sein Minister an ihm vorüber und richtete einen langen und ernsten Blick auf ihn, er aber achtete nicht darauf, sondern sprach in seinem Unmuth weiter:

„Ei! Wofür wäre ich denn auch König hier, wenn nicht Alles nach meinem Willen gehen sollte? Ich will befehlen, was mir dienlich erscheint, und Alle sollen mir gehorchen. So befehle ich denn, daß in der Eile Schiffe ausgerüstet werden; ich wünsche mir...."

Da tobte und raſete es mit einem Male durch die Luft daher, als sollte die ganze Erde bis in ihre Grundveſten erſchüttert werden. Dichte

Finſterniß ſenkte ſich herab, die ganze Gegend verhüllend, und die Geſtalt des königlichen Greiſes trat drohend aus dem Nebel hervor, hob den goldenen Stab, und ſprach zürnend:

„Jetzt haſt du dir ſelbſt dein Schickſal beſtimmt! Zurück mit dir in das Nichts, dem du entkrochen biſt! Wer nicht ein zufriedenes Herz mitbringt, für den bemüht ſich das Glück umſonſt! Gehe hin und widme die wenigen Tage, die dir noch übrig ſind, der Reue.“

Abermals rollte ein lauter Donner, die Finſterniß nahm zu, der Greis verſchwand und Krake ſah nur noch, wie der kleine Niſſen mit der rothen Mütze an ihn herantrat, und ſeine Hand ergriff, — dann ſank er bewußtlos zuſammen.

Die Sonne tauchte hell und glänzend aus dem Meere empor und die Wellen ſprangen, vom Oſtwinde gepeitſcht, an den Felſen auf, da erhob ſich ein Mann und blickte mit weit aufgeriſſenen Augen umher. Das Alter hatte tiefe Furchen in das Geſicht des Mannes gegraben, ein langer,

ſilberweißer Bart hing bis auf die Kniee herab, der Scheitel war kahl und nur wenige Fetzen deckten die zuſammen geſchrumpfte Geſtalt. Er faßte nach ſeinem Haupte und Barte und fuhr dann erſchrocken zurück:

„Hilf, Herr und Gott! Wie manches Jahr muß ich auf dieſer Klippe verträumt haben! Armer Krake! Ein ganzes Leben verträumt! Laß es nun mit mir zu Ende gehen, du ſtarker und fürchterlicher Gott, denn was wäre ich jetzt dem Leben noch nütze, und wie unglücklich würde ich ſein, wenn die Wünſche meines Herzens abermals lebendig würden, und die Erfüllung derſelben ausbliebe. Darum laß' ſich mein Auge ſchließen, damit ich nicht auf's Neue ſo ſchrecklich träume."

Als am andern Morgen ein Boot an die Klippe legte, fanden die Fiſcher, welche ihre Netze hier trocknen wollten, den Leichnam eines unbekannten Greiſes; ſie nahmen ihn mit ſich und begruben ihn in geweihter Erde.

Das Todtenschiff.

„Was ist die Glocke, Steuermann?“ —

„Eine Viertelstunde über Mitternacht, Captain. Aber ich bitte euch, geht hinunter; der kalte Nordwestwind und der dichte Nebel taugen nicht für euren siechen Körper. Morgen, wenn die Sonne scheint, mögt ihr euch ein Paar Stunden hierher setzen. Jetzt ist es Zeit, euer Bette zu suchen.“

„Laßt mich immer oben bleiben; da unten wird mir Alles so enge, die Decke meiner Koje senkt sich, als ob sie sich auf mich herabstürzen wollte. Das verdammte gelbe Fieber; es hat mich auf Cuba arg mitgenommen, und sein scheußliches Gift meinem Körper eingeimpft. — Wir treiben hier in der Bucht von Biscaja umher, ohne sonderlich von der Stelle zu rücken. Bitte

euch, Steuermann, meint ihr nicht, daß wir bald die Küste von Alt-England erblicken können?"

„Wenn uns der Wind nur ein wenig mehr in die Segel räumt, Capitain, werden wir sie nach zwei guten Etmal erblicken; unſer Amphitrion iſt ein Schnellläufer."

„Ich weiß, ich kenne ihn ſeit manchem Jahre! — Aber ich will doch hinunter gehen; das Fieber beginnt wieder mich zu ſchütteln. Steward! Gebt mir euren Arm! — Sachte, der Treppe zu, Tölpel, bin ich denn ein Wettrenner von Haymarket? Den einen Fuß über die Schwelle, den andern langſam nachziehen; ſo kann es mir gefallen! — Halt! Was huſcht dort am Spiegel vorüber? Seht! In der Richtung von Nord nach Süd! Steuermann! Das Glas vor eure Augen!" —

„Ich ſehe nichts, Capitain!" ſprach furchtſam der Aufwärter.

„Einfaltspinſel von einem Steward! Ich habe nicht mit dir geſprochen! — Das Glas vor die Augen, Steuermann, was zieht vor dem Spie-

gel meines Schiffes vorüber, in der Richtung von Nord nach Süd?" —

„Beruhigt euch, Capitain", bat der Steuermann, „ihr habt euch geirrt; es ist nichts!"

„Es ist nichts!" schrie der Capitain mit krampfhafter Heftigkeit, „nichts, was sich so seltsamlich aus den Wogen erhebt, und von einem hellen Schein umgossen, am Spiegel vorüber zieht? Seht doch hin auf den übernatürlich großen Rumpf, der für ein Linienschiff vollkommen ausreicht; aus seinen Kanonenpforten grinzen Todtenschädel, so weiß schimmernd, wie frisch gefallner Schnee; seine Maste tragen eine Last von Segel, auf jedem von ihnen ist ein Todtenkopf mit schwarzer Kohle gezeichnet und auf der Galerie steht ein vollständiges Knochengerippe und schwingt die Sense!"

„Weh uns! Das Todtenschiff!" stieß der Steward unwillkührlich hervor.

„Schweigt mit euren Dummheiten!" schrie der Steuermann, anscheinend heftig erzürnt, aber nicht im Stande, ein unwillkührliches Zittern zu

verbergen. „Führt den Capitain unter Deck, und haltet euer ungewaſchenes Maul.“

„Das Skelett hat aufs Neue das Stundenglas umgekehrt“, fuhr der Capitain fort, mit irren Blicken den Lauf verfolgend, den das Geiſterſchiff zu nehmen ſchien. — „Ich will nichts mehr ſehen, — ich will hinunter! Steward, deinen Arm! — Gute Nacht, Steuermann, gebt wohl Acht, ſo iſt das Schiff wohl behütet.“

Er verſchwand am Eingange der Kajüte, das Schiff ſetzte ſeinen Lauf ungeſtört fort, die Nacht ward immer undurchdringlicher, der Nebel immer dichter, das Zerſchellen der Wogen, die ſich am Vorderbug brachen, das Pfeifen des Windes, der durch die laufenden Taue fuhr, und das Knarren der Scheiben in den Flaſchenzügen, bildeten vereinigt, ein grauenerregendes Concert.

Der Steward kehrte nach einer Weile wieder zurück und trat zum Steuermann:

„Der Capitain iſt zu Bette, und Jack ſitzt bei ihm; aber er ſchläft nicht, und ſpricht ohne

Ende von dem Schiffe mit den Todtenköpfen, was er uns vorhin so lebhaft beschrieben hat."

„Ihr verdientet über die Kanone gelegt und vom Bootsmann zu Beefsteak geklopft zu werden, weil ihr einem kranken Mann solche Albernheiten vorerzählt", sprach der Steuermann aufgebracht. „Was zum Teufel habt ihr von solchen Dingen zu reden, als das Todtenschiff ist? — Glaubt ihr daran?"

„Glaubt ihr nicht daran?" fragte der Steward ernsthaft, und blickte scheu nach der Seite, wohin der Capitain mit der Hand gedeutet. „Ich sehe nichts, gar nichts; aber ich glaube doch daran. Kommt etwas näher, Herr; ich habe eine Flasche Madeira für euch mit herauf gebracht, die beste und älteste, die in des Capitains Flaschenfutter zu finden war. Er kann sie doch nicht mehr brauchen. Bitte euch, Herr, kostet von dem Wein und hört mir zu, was ich von dem Todtenschiffe weiß." —

Der Steuermann war kein Verächter jener goldenen Tropfen, die einem fließenden Feuerstrom

vergleichbar ſind, er ſetzte die blinkende Flaſche an den Mund, und der Steward ſprach:

„War einſtmals eine große Stadt; ich weiß nicht ihren Namen, aber ſie lag in einem reichen, mächtigen Lande, und das Meer beſpülte ihre Mauern. In dem geräuinigen Hafen lagen gar viele Schiffe mit reichen Gütern, und überall herrſchte Wohlhabenheit und Ueberfluß.

Nun aber hatte der König dieſes reichen Landes einen ſeiner Günſtlinge in dieſe Stadt geſetzt, damit dieſer dort Gerechtigkeit üben ſolle, und ſein, wie er ſelber. Das Herz des Günſtling's war aber verhärtet vom Geiz, ihn kümmerte weder das Glück und Heil ſeines Königs und der Bewohner der Stadt, ſondern er trachtete nur darnach, wie er immer mehr Reichthum erbeuten und ſich aneignen wollte. So ſah man denn in der Nähe ſeines Pallaſtes große Magazine erbaut, die waren von ebener Erde bis unter das Dach mit den koſtbarſten Schätzen gefüllt, denn der Günſtling verſtand es, immer neue Auflagen und Steuern zu erfinden, und Keiner durfte ſich der

Küſte nahen, der ihm nicht ſeinen Tribut zollen mußte. Aber das Alles genügte ſeiner unerſättlichen Habgier nicht, er ſah mit Neid auf Jeden, der noch etwas übrig behielt, und ingrimmig warf er ſich Abends auf ſein Lager, wenn ihm im Laufe des Tages irgend eine Kunde von dem Glücke ſeiner Unterthanen zu Ohren gekommen war.

Eines Morgens ſtand er vor der Pforte ſeines Pallaſtes, und blickte voll Ingrimm auf die zu ſeinen Füßen liegende Stadt, wo eben jetzt auf den Straßen ein lebhafter Verkehr ſtatt fand.

„Verflucht ſeid ihr!“ grollte er vor ſich hin, „daß ihr es wagt, eure Reichthümer ſo ungeſcheucht zur Schau zu tragen! Dies wünſche ich mir, daß ihr Alle nur ein Haupt hättet, und ich führte dann ein Schwerdt, lang, breit und ſcharf genug, um daſſelbe mit einem Hiebe von dem ungeheuren Körper zu trennen. Wie ich dann ſchwelgen wollte in eurer Pracht, allein hier gebietend über Alles, und keiner da, der mir auch nur das Geringſte ſtreitig machen könnte.“ —

„Das wird nicht ſchwer zu erlangen ſein,“

sprach eine kreischende Stimme unfern von dem Günstling, und dieser sah erschrocken auf. Vor ihm stand ein Männchen, kaum drei Fuß hoch, aber vollkommen ausgewachsen; das Gesicht war von Furchen durchschnitten, und ein langer, weißer Bart floß bis auf den Gürtel herab. Seltsam kontrastirte damit das struppige, rothe Haar, welches sein Haupt bedeckte, und so borstig empor stand, das weder eine Mütze, noch ein Hut darauf haftete; zwei pechschwarze Augen, aus denen es unheimlich hervor blitzte, waren fest auf den Günstling gerichtet, der die Zwerggestalt, die ihm ein unwillkührliches Grauen einflößte, mit furchtsamer Neugier betrachtete.

„Wer bist du?" fragte er nach einer Weile.

„Ein Mann, der andern Leuten stets etwas Gutes gönnt, wenn er auch selber dabei zu kurz kommt", entgegnete der Zwerg mit seiner widerlich krächzenden Stimme. „Ich bin ein Handelsmann, der in vieler Herren Länder kommt, und Geschäfte aller Art macht, wenn sie irgend vortheilbringend sind. So ging ich nun auch so eben

müßig an eurem Pallaſt vorüber, und hörte, wel: Wunſch ihr äußertet; da ich nun im Stande bin, euch denſelben zu erfüllen, bin ich dazu er: bötig, wenn ihr euch irgend billig finden laſſet."

„Wie?" fragte der Günſtling, „du könn: teſt — —"

„Ich kann euch in den Beſitz eines Mittels ſetzen", unterbrach ihn der Zwerg, „womit ihr alle Bewohner der Stadt als Leichen zu euren Füßen ſehen könnt, und ſomit unumſchränkter Herr über Alles ſeid, was ſich nur irgend vorfinden läßt. Es ſteht alſo ganz bei euch, das koſtbare Ding zu erwerben."

„Und welchen Preis verlangt ihr dafür?" fragte der Günſtling.

„Welchen Preis könntet ihr bieten für eine Sache, die unbezahlbar iſt?" entgegnete der Zwerg; „es koſtet nur Muth, nur den feſten Willen, ſie erreichen zu wollen, und ſie iſt ſchon euer. Aber ein Bedingniß mache ich mir; ihr müßt mich einige Zeit zu eurem Begleiter annehmen, und nicht verſuchen, euch von mir zu trennen; ſo lange

ihr dieſen Punkt haltet, wird es uns Beiden gut gehen."

„Und wann kann ich in den Beſitz jenes Mittels gelangen?" fragte der Günſtling.

„Sobald ihr den Muth dazu habt!" war die Antwort.

„Den habe ich immer!" entgegnete Jener ſtolz, „und darum mag es ſogleich geſchehen."

„So kommt!" ſprach der Zwerg, und wandelte durch die Stadt dem Hafen zu. Jener folgte. Ueberall wich man ihnen aus und bald fanden ſie ſich an dem äußerſten Ende deſſelben. Hier lag eine ſchwarze Chaluppe, ſie ſtiegen ein, und fuhren an ein Schiff, das über und über mit nackten Schädeln und andern Fratzen bemalt war, auch die Segel waren mit Todtenköpfen geziert, und die Stengen, die Raae und andere Gegenſtände beſtanden aus mondgebleichten Knochen. Menſchen waren nicht ſichtbar, aber überall ſtanden Gerippe umher, die grinſend die Zähne fletſchten, und die klappernden Knochenhände ausſtreckten.

Den Günſtling ſchauderte, als er das Schiff betrat, der Zwerg aber ſagte lachend:

„Dies iſt das Schiff des Todes, unſichtbar jedem Menſchenblick, und nur ſichtbar dem der ſterben muß. Es fehlt dieſem würdigen Schiffe ein Capitain, aber wir ſind nahe daran, dieſe Stelle wieder zu beſetzen. Alle die du hier Dienſte verrichten ſiehſt, waren in ihrem Leben hartgeſottene Sünder, und jetzt haben ſie Zeit daran zu denken. Wer zum Dienſte dieſes Schiffes gepreßt wird, muß für's Erſte alle niedrigen Handreichungen thun, und ſeine Dienſtzeit währt ein Jahrhundert, dann rückt er höher hinauf und ſofort durch alle zwanzig Grade, und jedesmal für die Dauer eines Jahrhunderts. Zuletzt wird er zum Capitain befördert und ſteht mähend mit der Senſe hoch auf der Galerie. Geſtern ſtanden wir an der Scheidewand eines Jahrhunderts und das erlöſte Skelett, welches bis dahin dies Schiff befehligt hatte, brach zuſammen und ſtürzte in's Meer. Nun iſt die Beſetzung unvollſtändig, und das Schiff kann ſeiner eigentlichen

Bestimmung nicht folgen; bis dahin steht es zu unsern Diensten."

Der Günstling sagte kein Wort; er wagte kaum die Augen zu erheben, die Zähne schlugen im Fieberfrost aneinander. Der Zwerg bekümmerte sich nicht weiter um ihn, er ergriff das Steuer und alsobald flog das Schiff des Todes durch die scheu zurückweichenden Wellen.

Ich weiß nicht, wie lange sie gefahren sind, aber erst nach geraumer Zeit erreichten sie eine hohe felsige Küste, und nahe davor stand das Schiff plötzlich, wie angekettet, still. Der Zwerg ging mit seinem Begleiter an's Land, und Beide schritten neben einander, durch enge, seltsam gekrümmte Pfade, immer tiefer in das Gebirge hinein, welches sich vor ihnen ausdehnte. Der Weg wurde immer abschüssiger, immer schauerlicher; aufgescheuchte Nachtvögel streiften vorüber, seltsames Gethier huschte am Gestein vorbei, es knarrte und prasselte, es borst und krachte in den alten morschen Bäumen, und rings umher vernahm man ein lautes Geächz und Gestöhn; aber plötz-

lich hörte alles Leben auf, vor den Wanderern lag eine lange nackte Oede, kein lebendiges Weſen war ſichtbar, kein noch ſo leiſer Luftzug bewegte die Atmoſphäre, kein Laut unterbrach die Stille des Grabes. Dem Günſtling ängſtigte dies dumpfe Schweigen, er wollte es brechen und ſeinen Begleiter anreden, aber das Band ſeiner Zunge war gefeſſelt, — er war verſtummt. Entſetzt horchte er auf ſeine Tritte, er vernahm ihren Schall nicht, er griff nach dem Arm ſeines Begleiters, aber er faßte in die leere Luft.

Da ſtieg eine Nebel-Geſtalt aus dem Boden herauf und fragte mit dumpfem Tone:

„Wer ſeid ihr?"

„Dein namenloſer, aber dein treuſter Diener", antwortete der Zwerg, „der einen Sterblichen zu den Stufen deines Thrones zu führen wagt."

„Was will er von mir?"

„Saat, die dem Tode entgegen reift zu derſelben Minute, da ſie ausgeſäet wurde", ſprach der Zwerg. „Er haßt das Leben derer, die auf

Erden beſitzen, er will ſie vernichtet ſehen; gieb ihm das Mittel, Engel des Todes."

„Welchen Lohn bietet er?"

„Er wird geben, was du forderſt", antwortete der Zwerg, „darum fordere, Unerſättlicher, vom Unerſättlichen."

„Er ſoll das Amt übernehmen, das heute in meinem Reiche erledigt worden iſt!"

„Er wird gehorchen", antwortete der Zwerg dem Gebieter des Todes.

Das grauſenerregende Nacht-Geſpenſt erhob ſich und reichte dem zitternden Günſtling ein blinkendes Käſtchen:

„Alle vernichtenden Dünſte der Hölle ſind in dieſem Gefäße enthalten, öffne es in der Nähe derer, die dir auf Erden zuwider ſind, und du wirſt ſie erbleichend hinſinken ſehen. Ziehe deine Straße."

Der Engel des Todes verſank und der Zwerg trat mit ſeinem Begleiter den Rückweg an; erſt als ſie den Bord des unheimlichen Schiffes wieder betreten hatten, und der Kiel deſſelben durch

die Fluth hinraſ'te, erhielt der Letztere ſeine Sprache wieder. Die Angſt hatte ſeine Züge verzerrt, ſein Auge blickte ſtier, er hielt das Käſtchen krampfhaft zwiſchen den Händen, und rief mit bebenden Lippen:

„Scheußliches Ungeheuer, der du durch verfluchten Zauberſpruch das Band meiner Zunge gefeſſelt hielteſt, rede! Was haſt du in meinem Namen gelobt? Welches Amt ſoll ich übernehmen?"

„Nun, du Tölpel, was fragſt du?" ſchrie der Zwerg mit widerlichem Lachen, „das Amt, das in voriger Mitternacht erledigt wurde, der unterſte Dienſt auf dem Todtenſchiffe! Eine Lumperei von zwanzig Jahrhunderten! Was will das ſagen? Haſt du doch die Mittel in Händen, der reichſte Mann auf Erden zu werden."

„Heimtückiſcher Satan!" kreiſchte der Günſtling, „und ſo hätte ich mich fangen laſſen! Verflucht ich, daß ich die plumpe Schlinge nicht ſah. Aber ich hebe den Packt auf, ich nehme das Geſchenk nicht. Es iſt auch damit am Ende nur Gaukelei und zu nichts nütze."

„Du kennſt den Teufel," lachte der Zwerg tückiſch, „und weißt, daß er zu klug iſt, um für eine ſo verlorne Seele, wie die deinige etwas zu geben. Aber es ſteht dir frei, das erhaltene Geſchenk zu unterſuchen, und wenn du nichts findeſt, biſt du durch nichts gebunden."

„Ich will es auch unterſuchen, und dem fluchen, der mich betrogen hat"! ſchrie der Günſtling. „Dich, verächtlicher Sklave, will ich mit meinen Händen zerreißen."

„Sei ſo gut!" ſpottete der Zwerg und ſah mit teufliſcher Schadenfreude auf den Verrathenen, der mit ſichtbarer Anſtrengung, aber vergebens, das Käſtchen zu öffnen ſuchte.

„Verdammt! Alles wie ich dachte! Betrug, nichts als Betrug! Bringt mich an den Ort zurück, woher wir gekommen ſind, und nehmt euer Teufelsgeſchenk wieder."

Er warf das Käſtchen mit ſolcher Heftigkeit zu den Füßen des Zwerges nieder, daß es klirrend in tauſend Stücke zerſprang, die weit umher flogen. Aber in demſelben Augenblick ſtieg ein tödt-

licher Peſtgeruch vom Boden auf, und verbreitete ſich über das ganze Schiff.

„Weh mir!“ rief der Günſtling, und ſchwankte hin und her, „welch' eine Luft, die ich da einathme! Das iſt der Tod; ich bin hin, ich bin verloren! — Rettung! Erbarmen! — Verdammter Zwerg! — Gnade! — Wehe mir!“

Er ſtürzte zu Boden, und hauchte unter furchtbaren Convulſionen ſeine Seele aus. Alſobald löſete ſich das Fleiſch von ſeinen Knochen, und er ſtand als ein Knochen-Gerippe wieder auf. Da eilten die übrigen Gerippe herbei, ſtellten ihn an den unterſten Platz, rückten einen Grad höher hinauf, und der Aelteſte von ihnen ſprang auf die Galerie und ſchwang die furchtbare Hippe. Es war auf dieſem furchtbaren Raum der einzige Freuden-Moment indem Laufe eines Jahrhunderts.

„Das iſt eine fürchterliche Geſchichte, Meiſter Steward!“ ſagte der Steuermann, als er aus der Madeiraflaſche den letzten Zug that. „In welcher Spinnſtube habt ihr, während eures Treibens auf dem feſten Lande, dieſe Dummheiten gehört?“

„Dummheiten?“ sprach der Steward und sah den Steuermann groß an. „Habt die Güte, Herr, und sagt mir, ob daß dort, ostwärts von uns, nicht derselbe feurige Schein ist, den der Capitain vorhin bemerkte, als er euch den seltsamen Segler beschrieb. Gebt Acht, er kommt uns näher, und ehe eine Stunde vergeht, haben wir eine Leiche an Bord.“

Und aus dem formlosen Dunkel der Nacht trat mit scharfen Umrissen der gewaltige Rumpf des geisterhaften Schiffes, das seine Kanonen-Pforten mit Todtenköpfen geziert hatte; die weißen Segel blähten sich, und rabenschwarz glänzte das Symbol des Todes in ihrer Mitte. Auf der Galerie stand ein gigantisches Skelett mit der Hippe, und holte zu einem furchtbaren Schlage aus.

In demselben Augenblicke tönte die Glocke in der Kajüte lang und hell. Erschreckt stürzten der Steuermann und der Steward die Treppe hinab; Jack kam ihnen entgegen:

„Ihr kommt zu spät!“ sprach er trauernd, „ein plötzlicher Schlagfluß hat seinem Leben ein

Ende gemacht. In dem Augenblick, als er seinen letzten Athemzug that, erhob er die Hand, und sagte:

„Der Führer des Todtenschiffes läßt die Sense fallen; es ist aus mit mir!“ —

„Und mit mir und mit euch!“ sagte der Steward mit hohem Ernste zum Steuermann, „denn wir haben gesehen, was der ganzen Mannschaft unsichtbar blieb. Gute Nacht, Capitain, ich komme bald nach.“

Er stand ruhig, still seinem Geschick sich ergebend. Der Steuermann flog zurück die Treppe hinan, sein Haar sträubte sich empor; — als er das Verdeck erreichte, und scheu umher blickte, war das Todtenschiff verschwunden.

Die frommen Schläfer.

Paul war ein munterer Jüngling, faſt noch ein Knabe. Von Jugend auf am Waſſer lebend, war er mit allen Eigenheiten dieſes Elementes vertraut geworden; er ſchaute träumend in die glatte Spiegelfläche des Meeres, und ſprang kühn in die Jolle, wenn der Sturm die aufgeregten Wellen thurmhoch empor hob und mit unwiderſtehlicher Gewalt gegen das erſchrockene Ufer ſchleuderte. — Paul zählte eine lange Reihe von Ahnen, die alle den Stand des Seefahrers ergriffen hatten, und wenn auch auf verſchiedene Weiſe, ihre Laufbahn ehrenvoll beendeten. — Auch Paul hatte die Matroſenjacke angezogen, das gelbſeidene Tuch leicht um den Hals geſchlungen, den ſchneeweißen Strohhut auf den vollen Lockenkopf gedrückt, und war in Rotterdam an Bord eines Schiffes gegangen,

deſſen Capitain ſo eben Mannſchaft anwarb, um nach Indien zu ſegeln.

Aber ehe Paul ſich anſchickte, für immer an Bord zu gehen und die Heimath auf eine lange Zeit zu verlaſſen, eilte er längs dem Hafendamm, an deſſen äußerſtem Ende ein unſcheinbares Haus liegt. Er klopfte an die Thür und heraus trat ein wunderliebliches Mädchen mit goldnem Ringelhaar und leuchtenden blauen Augen, mit einem holdſeeligen Lächeln und Roſengluth auf den Wangen. Gladie hieß den Jüngling freundlich willkommen, und führte ihn in ein reinliches, mit Niederländiſcher Sorgfalt aufgeputztes Stübchen, wo ein altes Mütterchen am Fenſter ſaß und ſpann. —

„Grüß euch Gott, Mutter Jantzen!“ rief Paul, und Gladie ſetzte hinzu:

„Mutter, da iſt der Paul, er hat ſich bei einem Oſtindienfahrer verheuert und geht nach Batavia; er will gern Abſchied von euch nehmen.“

Die Alte winkte mit der Hand, ohne den jungen Menſchen ſonderlich anzuſehen und ſchnarrte:

„Schon gut! Zieht nur eurer Wege; seid fein ordentlich und sittsam, betragt euch wie ein vernünftiger Mensch, und stapelt die sauer verdienten Gulden wohl auf einander. Nun geht!"

„Ihr seid auch verdammt kurz!" brummte Paul und Gladie setzte schmeichelnd hinzu:

„Aber Mütterchen, ist denn der Paul nicht eines freundlicheren Abschiedes werth?"

„So freundlich er will", fuhr die Alte mit ihrer schnarrenden Stimme fort, „er soll auch eine Hand von mir kriegen und meinen Seegen dazu; dann aber soll er machen, daß er an Bord kommt! — Er ist mir ohnedies schon viel zu lange im Wege."

Das Letzte murmelte sie vor sich hin.

„Nun", entgegnete Paul kurz, sowohl von dem Empfang, wie von der Entlassung eben nicht sonderlich erbaut, „ich will wohl gehen, aber vorher seid ihr mir noch etwas schuldig."

Die Alte fuhr auf und blickte den jungen Mann mit zornfunkelnden Augen an:

„Was? Schuldig? Ich euch etwas schuldig?

— Habe ich jemals für meinen Kaffee oder für meinen Genever eines Stüvers Werth von euch geborgt? Seht doch! Was so ein grüner Junge ſich herausnimmt!" —

„Ich habe ja nicht geſagt, daß ihr mir Geld ſchuldig ſeid", rief Paul dazwiſchen, „ich bekomme etwas anderes von euch."

„Und was wäre denn das?"

„Gladie's Hand!" —

„Ei, ſeht doch einmal! Wer hat euch deſſen ſo gewiß gemacht?" —

„Ihr ſelbſt. Ich erinnere euch an das Verſprechen, das ihr meinem verſtorbenen Vater gegeben habt. Gladie und Paul ſollen ein Paar werden, habt ihr dem armen Mann noch in ſeiner Todesſtunde verſprochen."

„Ja, das war damals!" —

„Es iſt heute aber keine andere Zeit. Alles iſt noch ſo, wie es damals war, nur das mein armer Vater geſtorben iſt. Wir ſind noch Beide arm und werden, wenn Gott kein Wunder thut, auch wohl zeitlebens arm bleiben. Das ſchadet

aber nichts, denn wir haben ein frohes Gemüth und Luſt zum arbeiten, da wird es uns nicht fehlen." —

Gladie drückte dem Geliebten bei dieſen Worten verſtohlen die Hand, indem eine lebhafte Röthe über ihr Geſicht flog; die Alte aber ſchnarrte:

„Gewöhnlicher Bettelmanns Sang, ein vernünftiges Ohr hört nicht darauf."

„Macht nun ein Ende, Mutter Jantzen!" rief Paul dringender. „Morgen darf ich nicht wieder an's Land. Ruft einige wohlbekannte und unbeſcholtene Nachbarsleute zuſammen und erklärt uns als Brautleute, was wir ja vor Gott längſt ſind. Dann reiſe ich mit fröhlichem Muthe ab, und wenn ich nach ein Paar Jahren wieder komme, habe ich ſoviel erſpart, daß ich meinen eigenen Heerd bauen kann. Darum macht ſchnell, Mutter Jantzen, Ebbe und Fluth warten nicht auf die Bequemlichkeit der Menſchen."

So ſprach Paul und Gladie unterſtützte das Geſuch ihres Freundes mit aufgehobenen Händen und leuchtenden Augen, aber die Alte rief:

„Nein!“ —

„Alſo nein!“ — entgegnete Paul und biß ſich in die Lippen. „Ihr wollt heute mein Verlöbniß nicht feiern? Das heißt, ihr nehmt das meinem Vater gegebene Wort zurück; ich ſoll eure Tochter nicht haben?“

„Kann wohl ſein!“ — meinte die Alte.

„Schon gut!“ — war die Antwort, „ich weiß auch, warum. Ihr habt einen andern Freier für Gladie, einen reichern! — Ich weiß, wer es iſt; ihr wollt ſie dem alten Hafen-Kommandanten, dem alten bucklichen van Beeſt geben, aber den will ſie nicht, den mag ſie nicht, und zwingen dürft ihr euer Kind nicht, das iſt wider alle göttliche und menſchliche Geſetze, und ich werde mich unterſtehen, euch daran zu hindern.“

Da wurde die Alte im höchſten Grade zornig und trat vor Paul hin:

„Was, du naſeweiſer Junge? Willſt mir drohen? Das ſoll dir theuer zu ſtehen kommen. Alſo Gladie ſoll den reichen und vornehmen Mynheer van Beeſt nicht heirathen? Das wollen wir

ſehen! Geh deiner Wege, Knabe, oder ich kratze dir die Augen aus."

Paul ſtand da, an allen Gliedern zitternd, er fühlte ſich vom Zorn übermannt und würde wahrſcheinlich an die Alte Hand gelegt haben, aber Gladie trat dazwiſchen und ſah ihn mit bittenden Blicken an.

Der junge Mann faßte ſich gewaltſam, dann drängte er Gladie zurück und ſagte:

„Ich ehre euer Alter, darum gehe ich jetzt, ehe ich mich vergeſſe. Ihr ſeid gegen mich, eine arme Waiſe, die eurem Schutz anvertraut war, wortbrüchig geworden, ihr wollt eure Tochter verkuppeln und zwei Herzen, die ſich ſo innig lieben, durch euren Eigenſinn, durch eure Grauſamkeit brechen, dieſe dreifache Sünde wird Gott ſchon an euch rächen. Ich gehe jetzt, aber wir werden uns einſt wiederſehen, und wahrlich nicht zu eurem Heile." —

Er ſtürmte zur Thür hinaus und die Alte ſetzte ſich mit einem widerlichen Lachen zu ihrem Spinnrade. Gladie war dem jungen Mann ge-

folgt, ſie flog mit allen Zeichen der Herzensangſt hinter ihm her, ergriff ſeine Hand und ſprach mit zitternder Stimme:

„Du beſchließeſt doch nichts Böſes, Paul, nichts Sündliches? Laß mir in meiner Einſamkeit, in meiner freudloſen Abgeſchiedenheit den einzigen Troſt, daß du nicht von dem Pfade der Tugend gewichen biſt.“

Paul zog die Geliebte an ſeine Bruſt und rief: „Niemals, du Theure, will ich gegen Gottes Gebote freveln. Aber ich kann dich auch nicht verlaſſen, ohne vorher mit dir verlobt zu ſein, ich traue deiner Mutter und dem Hafen-Kommandanten nicht, ſie wollen dich armes Lamm hinopfern. Darum iſt es mit dem Oſtindienfahrer nichts; ich ſchicke noch heute Abend die erhaltenen Kleider und das Handgeld zurück. Zwar werde ich für einen wortbrüchigen Mann gelten und ich darf mich in den erſten Wochen nicht öffentlich zeigen, aber du gehſt mir über Alles, und um deinetwillen kann ich jede Schmach erdulden.“

„Thue, wie du willſt, mein Paul!“ antwor-

tete Gladie still weinend, „laß mich nur nicht ein Opfer dieses schrecklichen van Beest werden, er sieht aus wie ein Teufel, der die Gestalt eines Menschen angenommen hat, um uns armen Geschöpfe desto sicherer zu verderben. Allabendlich um diese Zeit wollen wir uns wenige Augenblicke an diesem Orte treffen, und Trost für unsere Leiden in unserer Liebe suchen. Nun aber gehe, mein Freund, und bete vorher mit mir zu dem gütigen Gott im Himmel, daß er uns auch ferner seinen heiligen Schutz angedeihen läßt."

Somit knieten sie nieder und beteten mit stiller Andacht, dann aber standen sie neugestärkt vom Boden auf; Gladie kehrte ins Haus zurück, und Paul schritt weiter vorwärts seiner bisherigen Wohnung zu, als er plötzlich gegen einen Fremden anrannte. Dieser fuhr den jungen Seemann mit barschen Worten an, Paul trat erschreckt zurück, es war der Hafen-Kommandant, Mynheer van Beest.

„Entschuldigt, Herr!" — rief der junge Mann und wollte vorüber, Jener aber hielt ihn auf:

„Wohin ſo eilig?“ herrſchte der Hafen-Kommandant mit bäuriſch-grobem Weſen. „Aha! Ihr ſeid es, Meiſter Paul! Noch am Lande und morgen früh um vier Uhr ſollt ihr ſegeln? für dieſe Unregelmäßigkeit wird man euch vor dem Fockmaſt katten*) denke ich.“

Paul wollte wieder entwiſchen, aber van Beeſt hielt ihn noch immer feſt.

„Wo ſind wir denn geweſen? Bei Mutter Jantzen vermuthlich? Haben einen Abſchieds-Beſuch gemacht, der einige Thränen gekoſtet hat? Wird zu keinem zweiten Beſuch Gelegenheit geben, und ehe ihr von Batavia wiederkommt, wenn euch das gelbe Fieber ja aus den Klauen läßt, werdet ihr Alles anders finden. Nun marſch mit euch,

---

*) Katten, auch ſloggen, beides Ausdrücke für prügeln. Dies iſt eine Sitte, die Gott ſei Dank nicht auf Deutſchen Schiffen beſteht. Wer wird auch befahrne Männer prügeln? Dies Loos erdulden höchſtens auf den Preußiſchen Handelsſchiffen die armen, ſogenannten Jungmänner. Ueber dieſen Jammer ließe ſich eine ganze Abhandlung ſchreiben; ich behalte ſie mir vor.

packt euch an Bord, und dankt es meiner großen Milde, daß ich euch nicht als muthmaßlichen Ausreißer auspeitschen und gebunden an Bord bringen lasse.“ —

Er stieß den jungen Mann mit der geballten Faust in den Rücken, der auf den Flügeln des Windes seiner alten Wohnung zueilte, während van Beest sich in das Haus der Mutter Jantzen begab.

Paul ordnete die Sachen, welche er etatsmäßig an Bord des Ostindienfahrers bekommen hatte, legte das von dem Zahlmeister empfangene Geld dazu, und überlieferte es einem schläfrigen Bootführer, der ihm versprach, es für einige Stüber an Bord zu bringen. Dann suchte er sich auf dem Boden des Hauses einen heimlichen Schlupfwinkel, und erharrte dort mit pochendem Herzen, was der nächste Tag ihm bringen würde.

Van Beest ging im Hause der Mutter Jantzen aus und ein, seine Verheirathung mit der Tochter derselben war schon stadtkundig, ganz Rotterdam schlug die Hände über den Kopf zusammen und beklagte die arme Gladie. Diese

ſah ihren Paul allabendlich; ein guter Genius beſchützte ihre Zuſammenkünfte, daß ſie nicht verrathen wurden. Eines Abends kam ſie dem Geliebten mit Thränen in den Augen entgegen.

„Uebermorgen!“ ſprach ſie mit gedämpfter Stimme, das Haupt an die Bruſt des geliebten, ängſtlich aufhorchenden Jünglings geneigt, „übermorgen iſt der verhängnißvolle Tag, da ich mit dem Mann, deſſen Namen ich bisher noch nicht auszuſprechen wagte, verlobt werden ſoll, die Zeugen kommen dazu von allen Ecken und Enden herbei. Wenn das geſchieht, wenn ich meine Hand in die des Gräßlichen legen muß, Paul, in dem Augenblick ſchlägt auch die Stunde meines Todes! Rette mich, mein Paul, rette mich, und wenn nicht anders, entfliehe mit mir, ich folge dir, wohin du auch immer willſt.“ —

„Wohlan denn!“ entgegnete Paul feurig, und drückte die Geliebte feſt an ſich, „ich will thun, was ich vermag. Suche dir im Laufe des Tages ein Matroſenhabit zu verſchaffen, — im Hauſe deiner Mutter finden ſich ſolche Sachen

vor, — lege es an, und ſuche mich Morgen Abend zu dieſer Stunde an dieſem Orte auf, dann werde ich Mittel gefunden haben, dich zu retten. Lebe wohl, meine Gladie.“ —

Er nahm einen flüchtigen Abſchied und eilte davon, kaum hundert Schritte weiter rannte er gegen van Beeſt. Der erzürnte Hafen-Kommandant fuhr auf, und ergoß ſich in furchtbaren Zornreden. Er erkannte den jungen Mann, und ſchrie überlaut nach der Hafenwache, um den Deſerteur zu fangen und zu floggen; eilig ſprang Paul auf ihn zu, legte ihm die Hand auf den Mund, und ſuchte ihn am Schreien zu verhindern. Beide rangen mit gleichen Kräften gegen einander, da that van Beeſt einen unſichern Tritt, ſchwankte und fiel rücklings von der Hafenmauer auf das Pflaſter; in demſelben Augenblick hörte man Menſchen nahen, der Geſtürzte ſtöhnte und wimmerte, und Paul flog pfeilſchnell in die Nacht hinein.

Erſt am andern Ende des Hafens, weit von jener Scene, ſtand er ſtill, der Athem war ihm vergangen, die Bruſt drohte zu zerſpringen, er

vermochte ſich nicht auf den Füßen zu erhalten. Ein baumlanger Mann trat aus dem Nebel hervor, und hielt ihn aufrecht.

„Welcher Teufel heißt euch denn ſo laufen?“ lachte der Lange. „Ihr habt nicht ſolche lange Beine wie ich. Ich konnte gemächlich ausſchreiten, während ihr einen Fuß hinter dem andern herzogt, daß ich faſt vor Lachen platzte. Ihr ſeht mich an, und ſchüttelt ungläubig mit dem Kopf? Habt mich vielleicht nicht geſehen. War euch auch nicht zu verdenken, denn ihr hattet genug mit euch ſelbſt zu thun. Das muß aber wahr ſein, ihr habt ein Paar gute Arme am Leibe, denn es zitterte und bebte Alles rings umher, als ihr den Hafen-Kommandanten — —.“

„Um Gotteswillen! Schweigt!“ rief Paul.

„Warum denn, Schatz!“ lachte der Fremde. „Hier hört uns ja Niemand. Und das muß wahr ſein, ihr habt ihm ordentlich gedient.“

„Ich habe mich nur meiner Haut gewehrt,“ entgegnete Paul mit feſter Stimme; „er ſtrauchelte und fiel hinunter, ich kann nichts dafür.“

„Es iſt ſchon gut," fuhr der Fremde lachend fort, „ich habe nichts damit zu ſchaffen. Aber ich habe geſehen, daß ihr ein Kerl ſeid, der Muth und Courage hat, ſolche Leute kann ich brauchen."

„Wenn ihr mich aus meiner unglücklichen Lage ziehen könnt, ſollt ihr mir willkommen ſein," entgegnete Paul.

„Warum nicht?" ſprach der Fremde zutraulich. „Ich befehlige eine Fregatte, und denke übermorgen mit derſelben in See zu gehen; zögern darf ich nicht, und da mir noch Leute fehlen, ſo ſuche ich ſie zu heuern, wo ich ſie bekommen kann, ohne erſt lange zu markten. Ihr erhaltet bei mir" — —

„Es iſt mir ganz gleich, was ich bekomme," fiel Paul lebhaft ein, „wenn ich nur bald von Rotterdam weg kann."

„So ſchnell als möglich, mein Junge, dafür laß du mich ſorgen."

„Gut; ſo bin ich der Eurige! Ich ſetze

voraus, daß ihr ein ehrlicher Schiffer ſeid, und keine verbotene Hanthierung treibt."

Der Fremde wandte ſich ab, Paul, der es nicht bemerkte, fuhr fort:

„Aber eine Bedingung habe ich noch."

„Fordre, mein Junge, fordre!" rief der Fremde, „ich thue dir Alles zu gefallen."

„Ich habe," begann Paul zögernd, „einen jungen Kameraden, der zwar noch nicht zur See geweſen iſt, der aber eine unbezwingliche Luſt dazu hat und ſich von mir weder trennen kann noch will. Der Junge iſt es zu Hauſe gut gewohnt, und ich beſtehe darauf, daß er ſeine Hängematte allein bekommt." —

„Du biſt beſcheiden in deinen Forderungen," ſprach der Fremde, „dein junger Freund iſt willkommen, und ich werde ihm die Hängematte nicht weigern. Aber jetzt mußt du dich verbergen, damit ſie dich nicht einfangen, ehe du bei mir an Bord kommſt. Folge mir, ich will dich an einen Ort bringen, wo dich kein Teufel ſuchen ſoll."

Der Fremde ging voran, Paul folgte in ei-

niger Entfernung. In einer engen Gasse wurde Halt gemacht, man stand vor einem großen Hause still, durch dessen Fenster helles Licht strahlte.

„Hier," sprach der Fremde, „ist das Haus, wo ich zu wohnen pflege, wenn ich am Lande bin. Du wirst hier den größten Theil der Leute finden, die mit uns in See gehen, und wirst wohl thun, gute Kameradschaft mit ihnen zu machen. Es findet dich hier kein Satan aus, und du kannst ungestört bleiben bis Morgen Nacht. Dann gehst du hin, holst deinen Kameraden und fährst an Bord; ehe dann die Sonne aufgeht, haben wir die hohe See gewonnen. Hier hast du Geld, spare nichts, mein Junge; ich weiß Zeit und Gelegenheit etwas wieder zu verdienen, und wenn der Seemann am Lande ist, muß er sich splendid zeigen."

Paul trat in einen großen, hellerleuchteten Saal; der Fremde ließ ihn stehen, und bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Eine rauschende Musik brauste vom Orchester herab, Gruppen von Tanzenden wogten durch einander; an langen

Tiſchen ſaßen fröhliche Zecher, und leerten ihre großen Krüge, welche von geſchäftigen Mädchen die mit ihren Liebkoſungen nicht karg waren, wieder gefüllt wurden. Paul ſtand wie an dem Boden feſtgewurzelt, er hatte bis jetzt die Orte der lauten Freude gemieden, hatte jeden Augenblick, den er von der Arbeit erübrigen konnte, bei ſeiner Gladie hingebracht, und wußte durchaus nicht, wie man ſich an einem Orte benehmen müſſe, den Tauſende ſeiner Kameraden von ihrer erſten Seefahrt an, bis in das genaueſte Detail ſtudiren. Sein linkiſches Benehmen fiel allgemein auf, und bald ſah er ſich von einem Haufen ziſchelnder und kichernder Weiber umringt, die immer näher auf ihn eindrangen. Da ſprang eine derſelben, kecker und muthwilliger als die Uebrigen, aus der Menge hervor, und hängte ſich an den Arm des ſchüchternen Paul. Der aber, lebhaft ſeiner ſchönen und züchtigen Gladie gedenkend, nahm all' ſeinen Muth zuſammen, und ſchleuderte die Zudringliche auf die Seite,

deren laute Schimpfworte von dem unauslöschlichem Gelächter der Andern übertönt wurden.

„Recht so, Kamerad!“ sprach ein kleiner, unterſetzter Kerl, „du mußt dir von dieſem Weibsvolk nichts gefallen laſſen, das darf nur zu uns kommen, wenn es gerufen wird. Aber du ſtehſt ganz müßig hier, mitten unter einer luſtigen Menge. Das taugt nicht. Komm mit mir nach jenem Tiſche; es ſitzen einige luſtige Kameraden daran, die dir wohl gefallen werden. Laß uns immer noch mitnehmen, was wir kriegen können; das fröhliche Leben am Lande hat nun doch bald ein Ende.“

Paul folgte der erhaltenen Einladung nur ungern, und ward wider ſeinen Willen an den Tiſch gezogen. Hier empfingen ihn etwa ein Dutzend angetrunkene Kerle mit lautem Gebrüll; ſie ſchrien wüſt durch einander hin, daß er mit ihnen trinken und gute Kameradſchaft machen ſolle. Man ſetzte ihn faſt gewaltſam auf die Bank, that ihm Beſcheid, und zwang ihn aus einem großen Kruge Branntwein zu trinken. Es

dauerte nicht lange, als er fand, daß das Getränk ihm seine Sinne benahm, er taumelte, schalt auf die, die ihn gezwungen hatten, zu trinken, und sah sich in unangenehme Händel verwickelt. Man griff zu Knitteln, und hieb kräftig auf einander ein, bis es blutige Köpfe setzte. Er sank betäubt und berauscht zu Boden, und erwachte erst am hellen Morgen unter den heftigsten Schmerzen. — Noch nie hatte er während seines ganzen Lebens so geschwelgt, als in diesen wenigen Nachtstunden; Streit und Hader kannte er nur von Hörensagen. Er befand sich allein in dem weiten Saal. Zitternd sprang er auf und wollte entwischen, er fürchtete sich, mit einem Schiffe zu fahren, das so rohe Gesellen an Bord hatte. Am Eingange kam ihm der Capitain entgegen und fragte barsch „Wohin?"

„Ich will hinaus auf die Straße, will die freie Gottesluft, will Menschen sehen; mein Kopf brennt, ich muß hinaus."

„Das geht nicht! Vor einer Stunde ist der alte Hafenkommandant gestorben, man ist

ſeinem Mörder auf die Spur! Du giltſt für dieſen; ſobald du dich bei Tage draußen ſehen läßt, greifen ſie dich."

„Weh mir! Ich bin ſchuldlos!"

„Die Freunde des van Beeſt werden dich ſchon ſchuldig machen. Du harrſt hier aus bis es Nacht wird, dann holſt du deine Gladie von dem bezeichneten Orte ab, und gehſt mit ihr an Bord."

„Es ſind fürchterliche Menſchen, die auf eurem Schiffe hauſen; ich will nicht bei euch an Bord."

„Dann lieſre ich dich aus, und du wirſt gehängt."

Der Capitain ging, und Paul blieb unter den heftigſten Schmerzen und den grauenhafteſten Zweifelsqualen zurück. Als die Nacht hereinbrach, trat der Erſtere wieder ein, und führte ihn ſchweigend durch die finſtern Straßen. Er blickte ſcheu um ſich, und ſah endlich an dem gewöhnlichen Orte ihrer Zuſammenkunft ſeine Gla-

die ſtehen. Sie eilte auf ihn zu, und ſank in ſeine Arme.

„Was habe ich um Deinetwegen gelitten,“ ſeufzte das Mädchen. „Nicht wahr, mein Paul, du biſt kein Mörder?“

Er verſicherte ihr hoch und theuer ſeine Unſchuld, und fluchte dem Geſchick, daß ihn in eine ſolche Lage verſetze, er müſſe nun fort, und ohne ſie, die er mehr als ſein Leben liebe.“

Gladie warf ſich an ſeine Bruſt; ſie beſchwor ihn, ſie mitzunehmen, wohin es immer ſei, denn nicht länger vermöge ſie bei einer Mutter auszudauern, welche ſie ſo grauſam behandelt habe; gerne wollte ſie jede Entbehrung tragen, wenn ſie nur nicht wieder in dieſe Hölle zurückkehren ſolle. —

„So kommt!“ rief der Capitain, plötzlich aus dem Nebel hervortretend, „folgt mir ſchnell, denn dort naht die Hafenrunde; wenn ihr noch einen Augenblick ſäumet, iſt Paul gefangen und muß hängen.“

Er ergriff Beide mit ſtarker Hand, und

führte ſie den Hafendamm entlang; trotz ihres Sträubens ſahen ſie ſich genöthigt, ſeiner Stärke nachzugeben. Am Ende des Dammes lag ein Boot, ſie ſtiegen ein und pfeilſchnell flog es durch die Wogen. Da trat plötzlich der furchtbare Rumpf eines großen Schiffes ihnen aus der Nacht entgegen, und ſtreckte ſeine Maſten hoch empor, die breiten Raae ragten weit über die Borde des Schiffes hinweg; es ſah aus, als ob hier ein unförmlicher Rieſe ſtände, der die neuen Ankömmlinge mit ausgebreiteten Armen empfing.

Gladie hatte nicht den Muth aufzuſehen, als aber Paul das nächtiche Fahrzeug erblickte, ergriff ihn ein leiſer Schauer, und er fragte mit halblauter Stimme einem der Ruderer:

„Wie heißt euer Schiff?“

„Der Teufel und ſeine Großmutter!“ rief der Kerl mit einem wüſten Gelächter, und ein leiſer Fieberſchauer ergriff die beiden armen, ſchuldloſen Kinder, als ſie nun das Verdeck betraten, und ihnen mit kurzen rauhen Worten ein kleiner Winkel im Zwiſchendeck zum Aufenthaltsorte an-

gewiesen wurde. — Als sie am andern Morgen erwachten, lag die befreundete Küste schon weit hinter ihnen, und ringsumher war offene See. Paul begab sich sogleich zu dem Capitain und fragte, was er am Bord zu thun habe, worauf Jener erwiederte, das werde sich Alles finden.

Und es fand sich nur zu bald, denn Paul erkannte mit Grauen, daß er sich am Bord eines Küsten- und Seeräubers befinde, der die verwegensten Thaten verrichtete und die empörendsten Grausamkeiten beging. — Gladie sank bei der ersten Entdeckung in Ohnmacht, und vermochte nicht, ihre Thränen wieder zu stillen.

„Ich werde mich blind weinen," schluchzte sie, „um eure Gräuelthaten nicht mehr zu sehen." —

Paul weigerte sich beharrlich, irgendwo Hand anzulegen, und verlangte, am ersten Küstenorte ausgesetzt zu werden. Man lachte über ihn, und versicherte, wenn er sich binnen drei Tagen nicht besonnen habe, solle er über die Kanone gelegt und geschlagen werden, bis der Athem ihn ver-

laſſe, dann werde man ihn mit ſammt ſeiner verlaufenen Dirne über Bord werfen.

Aber ehe noch die drei Tage zur Hälfte vorüber waren, erhob ſich ein mächtiger Sturm der die Wellen thurmhoch emporſchleuderte und das Schiff von einer Seite auf die andere warf. Von Stunde zu Stunde wuchs das Unheil, und man ſah den Untergang vor Augen. Am Bord herrſchte eine gräuliche Verwirrung; dieſer betete, jener fluchte, die meiſten griffen zur Flaſche und tranken ſich um ihr Bewußtſein, Paul und Gladie ſtanden in einem Winkel des Verdecks beiſammen, und beteten laut zu dem ewigen Vater um Rettung aus dieſem Trübſal.

Der Capitain hielt Rath mit den älteſten und erfahrendſten Leuten, was in dieſer Noth zu thun ſei; der Eine wollte dies, der Andere jenes ausgeführt wiſſen, aber man gelangte zu keinem Reſultate. Endlich kam die Reihe an einen langen, hagern Kerl mit ſtruppigem Haar und verworrenem Bart, der für einen der ver-

wegendſten Kerle am ganzen Schiffe galt; er trat auf den Capitain zu, räusperte ſich und ſprach:

„Ihr müßt Alle das Abendmahl nehmen, und wenn es vol'bracht iſt, die Hoſtie, ſtatt ſie hinunter zu ſchlucken, in's Meer werfen, dann wird der Sturm ſogleich beſchworen."

„Du haſt gut reden von einer Hoſtie," brummte ſein Nachbar, den der Sturm im hohen Grade zu beläſtigen ſchien, „ich glaube nicht, daß man beſondere Bedenken äuſſern würde, dein ſeltſames Mittel anzunehmen, aber woher kriegen wir den auszuſtreuenden Saamen?"

„Wer weiß!" begann der Erſtere wieder, und zum Capitain gewandt, rief er:

„Hört einmal, ihr da, wollt ihr mir tauſend holländiſche Gulden auszahlen, wenn ich den Sturm beſchwöre und das Schiff aus dieſer Gefahr rette, ſo gelobt es mir vor dieſen Zeugen!"

„Ich gelobe und ſchwöre!" rief der Capitain, und Jener fuhr fort:

„Bei'm letzten Streifzug an der Küſte begegnete mir, als ich zu meinem Boote zurückkeh-

ren wollte, der Pfarrer, der ſich eben aus der Kirche ſtahl, und etwas unter ſeinem weiten Gewande verbarg. Ho! ho! dachte ich, der trägt am Ende die beſten Stücke der Beute davon. Ich faßte ihn bei'm Kragen, ſchleuderte ihn zu Boden, und ſiehe da, er hatte die zwei ſilbernen Altärleuchter, den vergoldeten Kelch und die goldene Schachtel mit den Hoſtien unter dem Mantel. Ich nahm ſie mit wohlgefälligem Lächeln zu mir und brachte ſie an Bord. Ihr ſollt die Herrlichkeiten gleich ſehen. Der Pfaffe drohte mir zwar, die heiligen Gefäße würden meines Verderbens Urſache ſein; nun aber ſollen ſie mich aus großer Gefahr retten und ich ſtrafe den Pfaffen Lügen.

Er ſtieg hinab. In dieſem Augenblicke wurde der Sturm heftiger, die Wellen raſ'ten lauter als je, aber Alle, in Begriff eine große, nie erhörte Frevelthat zu begehen, achteten nicht darauf, ſondern empfingen den aus dem Zwiſchendeck zurückkehrenden Kameraden mit lautem Jubelgeſchrei.

Der Kirchenräuber ſtellte die geweihten Leuchter auf, und ſurrte ſie mit Stricken feſt, zwiſchen beiden richtete er die gleichfalls geraubte Monſtranz auf, dann trat er, den mit Branntwein gefüllten Kelch in der einen, die Schachtel mit den Hoſtien in der andern Hand von einem zum andern, ließ Alle aus dem vergoldeten heiligen Becher trinken, und gab Jedem eine Hoſtie; aber die rohen Geſellen, bereits hinlänglich unterrichtet, nahmen die Hoſtie wieder aus dem Munde und warfen ſie mit lauten Flüchen und unflätigen Redensarten über Bord.

Paul und Gladie ſanken während dieſer grauenhaften Scene, unbemerkt von den verſteckten Sündern, in die Kniee, und beteten mit lauter Stimme, die von dem wüthenden Geheul des Sturmes verſchlungen ward:

„Herr, nicht unſer iſt dieſer Frevel! Wir ſind nicht theilhaftig dieſer Verbrechen! Erlöſe uns aus dieſer Trübſal, gieb uns einen ſanften Tod, und nimm' uns zu dir in dein Himmelreich!"

Aber in demſelben Augenblick, als die Hoſtien die Fläche des Meeres berührten, erblickte man eine gigantiſche Hand, blutig roth und zorngeballt, die auf das Schiff deutete und zur Stunde ſchwieg der Sturm, die Wellen ſanken, das Meer glich einem Spiegel und kein Hauch bewegte die Luft; die Menſchen hatten die Sprache verloren, und fielen einer nach dem andern zu Boden, regungslos lagen ſie da; es war ein Bild des Todes rings umher.

Hundert Jahre waren ſeit jenem erſchrecklichen Tage verſtrichen, da trieb ein Schiff, faſt wrackmäßig anzuſchauen, ohne Segel und Steuer in den Hafen von Rotterdam hinein. Eine Menge Neugieriger ſtrömte herbei und betrachtete mit ſchweigendem Staunen das Schiff, welches auf die äuſſerſte Spitze des Hafendammes feſtrannte und wie angefeſſelt ſtehen blieb. Als nun aber eine geraume Weile verſtrich, und man kein lebendiges Weſen auf dem Verdeck des

Fahrzeuges bemerkte, ſtiegen einige der Beherz-teſten hinauf, um nähere Erkundigungen einzu-ziehen. Aber wie erſchraken ſie, als ſie das ganze Verdeck mit Todtengerippen bedeckt fanden, die heiligen Kirchengefäße erblickten und zwiſchen die-ſen hoch aufgerichtet die heilige Monſtranz. Aber dieſes Schrecken verwandelte ſich in ein ſeltſames Staunen, als ſie mitten unter den Gerippen zwei jugendlich-ſchöne Geſtalten erblickten, die ſanft und ruhig zu ſchlafen ſchienen. Kaum aber hatte man einen Kreis um ſie geſchloſſen und ſie mit ſteigender Verwunderung betrachtet, als die Kin-der erwachten und mit einem ſtillen Lächeln um ſich blickten. Sie erſchauten die Thürme von Rotterdam, den Hafen und die übrigen bekannten Gegenſtände rings umher, ſie ſanken ſich mit Thrä-nen in den Augen an die Bruſt und riefen:

„Preis ſei Gott in der Höhe! Wir haben nur geträumt!“

Da fiel ihr Blick auf die umherliegenden Todtengerippe, und ſie ſchauderten zuſammen. Man redete die jungen Leute an, man beſtürmte

ſie mit Fragen. Offen erzählten ſie, was ſie wußten, Gladie beſchwor ihren Freund, nichts zu verheimlichen, er ſagte ihnen was geſchehen. Erſtaunen, faſt Grauen erfaßte die Umſtehenden, obgleich ihnen Vieles ſonderbar erſchien. Kein Menſch wollte Gladie's Mutter kennen, Niemand von einem Hafenkommandanten van Beeſt etwas wiſſen, der erſt vor kurzem angeblich ermordet worden war. Da beſannen ſich einige der älteſten Männer, daß ſie einſt von ihren Großeltern eine ähnliche Geſchichte vernommen hätten, auch erinnerte man ſich, daß einſtmals ein berüchtigter Seeräuber ſein Schiff „Der Teufel und ſeine Großmutter" unter freier Flagge in den Hafen von Rotterdam gebracht, und hier Seevolk geworben habe.

„Das iſt über hundert Jahre her!" rief ein alter Hafenknecht aus, „und wie mein Großvater, der damals lebte und meinen Dienſt verſah, verſichert hat, lag es gerade auf derſelben Stelle, wo dieſes Wrak jetzt liegt."

„Jeſus Maria!" riefen die Umſtehenden,

während sich Paul und Vladie noch immer fest umschlossen hielten, und drängten nach dem Spiegel des Schiffes. Der Name, den jenes Seeräuberschiff geführt hatte, glänzte ihnen von demselben in metallener Schrift entgegen.

Da blickte man mit scheuer Ehrfurcht auf die beiden jugendlichen, sündenlosen Gestalten, die der Herr beschirmt hatte zur Stunde der Noth und sie jetzt aus hundertjährigem Schlafe erweckte, damit sie redendes Zeugniß ablegen sollten von seiner Größe, Macht und Herrlichkeit. Man geleitete sie an's Land und folgte ihnen zu der Kirche ad Sanctum Mauritium, wo sie am Hochaltare niedersanken, ihr Herz im Gebet vor Gott ausschütteten und um den Segen der Kirche flehten*). Der Priester, welcher die ganze wundersame Mähr gehört hatte, eilte herbei, schloß die wunderbar Erhaltenen gerührt in seine Arme, dann

*) Die heiligen Gefäße hatten sie mit sich genommen, und setzten sie ehrfurchtsvoll am Altar nieder.

aber kniete er mit ihnen nieder, und demüthigte ſich vor der Allgewalt Gottes.

Die ganze verſammelte Gemeinde knieete und betete mit ihnen, die vollen Töne der Orgel wallten ernſt und feierlich durch das Schiff der Kirche, und ein frommer Choral entſtieg der Bruſt der Gläubigen. Als nun aber die heilige Feier vollendet war, und Alle ſich erhoben, um in ihre Wohnungen zurückzukehren, ſanken Paul und Gladie mit dem Ausrufe: „Vater im Himmel, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt," zu Boden.

Erſchrocken ſprang der Prieſter hinzu und umfaßte ſie, er hielt zwei Leichen in ſeinen Arm, Paul und Gladie waren nun wirklich geſtorben.

Man ſetzte ſie bei an dem Orte, wo ſie geſtorben waren, vor dem Hochaltare der Kirche ad Sanctum Mauritium zu Rotterdam, und ihr Grab iſt gezeigt worden bis auf den heutigen Tag.

Als aber etliche Neugierige aus der Kirche

nach dem Hafen zurückkehren um das Wrak des Seeräuberschiffes näher zu untersuchen, war es verschwunden. Niemand hat es wiedergesehen.

Gedruckt bei C. Kaiser.

See-Novellen.

Erzählungen Burkhardt's des Steuermanns.

Mitgetheilt

von

Heinrich Smidt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erster Band.

Frankfurt am Main, 1838.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Inhalt.

	Seite
Das Asyl	1
Der alte Burckhardt	9
Das Schiffstagebuch	19
Der Werft	81
Das Erbschiff	163

Das Asyl.

Ich wollte, lieber Leſer, du folgteſt mir im Geiſte nach der altberühmten Reichs- und Hanſeeſtadt Hamburg. Der ehrwürdige Thurm von St. Michael grüßt dich ſchon aus der Ferne, und das liebliche Geläut von St. Peter ſchallt uns freudig entgegen. Inmitten des Volksgewühls ſtehen wir und blicken geſchäftlos in das rege Treiben. Aber nicht hier iſt unſer Platz, nicht in den Mittelpunkt der merkantiliſchen Welt will ich dich einführen, nicht zu den lukulliſchen Gaſtmahlen der reichen Patricier ſollſt du mich begleiten, nicht dich ergötzen an den lieblichen Bildern, die der blüthenreiche Frühling mit verſchwenderiſcher Pracht vor den Thoren der Stadt aufgeſtellt hat. Wir gehen dieſe faſt einſame Straße entlang, und wo uns, an dem äußerſten

Ende derſelben, die Ausſicht auf den Binnenhafen geſtattet iſt, iſt das Ziel unſrer Wanderung. Mag die Inſchrift jenes großen Hauſes dir verkündigen, wo du dich befindeſt; es iſt

„das Schiffer-Armenhaus.“

Siehſt du jenen Eiſenblock vor der Pforte und auf demſelben die eiſerne Büchſe? Wirf hinein deine Gabe und laß die Linke nicht wiſſen, was die Rechte thut; dann aber beſchaue dir das Bild, welches, von zwei Säulen gehalten, über dem Opferſtocke ſchwebt. Drei Männer ſtehen auf einer ſchmalen Klippe, der Sturm peitſcht ihre Haare wild durcheinander, der Regen fließt in Strömen auf ſie herab; Schmerz und Angſt ſind in ihren Zügen zu leſen, die Augen drängen ſich ſchier aus ihren Höhlen hervor: ſo unverwandt ſtarren ſie nach einem Punkte. Vor ihnen brandet das Meer, und ſchäumend bricht die Welle ſich an der felſigen Klippe, jeden Augenblick den drei Unglücklichen den Tod drohend. — Was ſchwebt dort heran auf jener mächtigen Woge, die wachſend und immer wachſend

ihre Last bis zur Wolkenhöhe emporhebt? -Es ist ein Schiff, oder vielmehr, es war ein Schiff; der Sturm hat es zerstört, die Welle hat es vernichtet; ein mastenloses Wrack treibt es auf dem Ocean. Nun schwebt es auf der Spitze jener fürchterlichen Woge, sie steht stolz aufgerichtet da; jetzt wird sie das Wrack nach jener Klippe schleudern und die drei Unglücklichen mit gewaltigem Wurfe vernichten! —

„Hilf, Herr und Gott! — — —

Erwache aus deinem Traum! Was dich erschreckte, ist nichts Wirkliches; die Geschicklichkeit eines Malers hat deine Sinne verwirrt; ich aber will dich zu dem Orte führen, wo die Unglücklichen nicht untergehen, sondern wo die hilfreiche Bruderhand sie aufrichtet. Laßt euch nicht bange sein, ihr armen Schiffer, wenn euch nach langer mühevoller Laufbahn das launenhafte Glück nicht mit seinem Füllhorn überschüttete. Hier hat die vorsorgliche Milde euch die Stätte bereitet, wo man euch kleidet, speiset und tränkt, und wo ihr ausruhen könnt von einem langen mühevollen Leben; wo ihr träumen

mögt von der rasch dahin geschwundenen Jugend und von der Poesie eures Lebens, von eurer ersten Liebe. Traulich und wohnlich reihet sich hier Zelle an Zelle; ihre Bewohner sitzen auf hölzernen Stühlen und sind beschäftigt; der eine auf diese Weise, der andere auf jene; denn der ächte Seemann kann nicht müssig sein, sein Kopf muß stets etwas zu denken haben, seine Hände müssen erschaffen oder zerstören; aber er ist gutmüthiger Natur, er zerstört nur, um neu zu schaffen.

Es schlägt zwölf Uhr! — Mit ihren Geschirren wanken die alten, ehrwürdigen Gestalten aus ihren Gemächern hervor und drängen sich der Küche zu, ihr bescheidenes Mahl zu empfangen. Alte, vernarbte Gesichter, vergraute Physiognomieen, oder sanft lächelnde Mienen, gefurchte Stirnen, worauf der Kampf mit dem Leben in leserlicher Sprache geschrieben steht — nicht ein ungetrübtes, den Neid erweckendes Glück hat hier seine Stätte aufgeschlagen; getäuschte Hoffnungen, vernichtete Erwartungen füllen die Herzen, um jedes Haupt windet die Erinnerung ihren Kranz, aber die Blätter und

Blüthen sind abgefallen und nur die Formen sind geblieben.

Wohin führte das Schicksal alle diese Unglücklichen, ehe sie sich niedersetzen durften an dem friedlichen Heerd, wo ein Feuer brennt, das sie erwärmt, und wo man die Speise bereitet, die sie nährt? Ist ein Raum auf dem Meere, den sie nicht mit flüchtigem Kiele durchschnitten? Ist ein Küstenstrich in beiden Hemisphären, von den Eisgebirgen Nova Zembla's bis zu der geheimnißvollen Fluth des Ganges, den sie nicht begrüßten, wo sie Hoffnungen erregten und vernichteten, den Tag des Lebens im wilden Rausche vorüberfliehen sahen, und stille Gräber errichteten? Und nun, nachdem sie die ganze Windesrose umflattert, sind sie hier auf einem Punkte versammelt worden, und sie gehen in jenen halbdunkeln Gängen auf und nieder, tauschen ihre Leiden und Freuden gegen einander aus und zieren die monotone, farblose Gegenwart mit den Blüthenkränzen und Dornensträuchern der Vergangenheit. Was aber diese Lippen aussprechen, was das Herz dieser Greise bewegt, wenn ein schmerzliches Lächeln am ihre Lippen spielt, und sie die zitternden Hände

falten, in Schmerz und Freude zugleich verſunken, das ſoll auf den nachfolgenden Blättern vor deine Augen treten, und du ſollſt dich freuen mit ihnen, und eine Thräne des Mitleids zum Opfer darbringen.

Der alte Burckhardt.

Unter allen Geſtalten, die mir vor Augen gekommen ſind, wenn ich meinen Fuß in das Schiffer-Armenhaus zu Hamburg ſetzte, iſt mir keine ſo bemerkenswerth erſchienen, als der ſilberhaarige Greis mit kahler Platte und ungekrümmtem Rücken, der von aller Welt der alte Burckhardt genannt wird. Er iſt in den neunziger Jahren, voll Lebenskraft, aber nicht voll Lebensmuth; eine lange Reihe von traurigen Erfahrungen, von ſteten Entbehrungen und fehlgeſchlagenen Erwartungen haben ihm ſeine Jugend verkümmert, ſein Mannesalter vergiftet und einen bittern Stachel in das Herz des Greiſes geſenkt. Das Unglück ſeines Lebens hat das heitre Lächeln von ſeinem Angeſichte vertrieben, aber menſchenſcheu, oder gar menſchenfeindlich hat es ihn nicht gemacht. Er hat oft mit mir geſpielt, als ich noch ein Knabe war; er ſchaukelte mich auf ſeinen Knieen, und redete mir ein, ich empfände die ſchwankende Be-

wegung eines Schiffes; wir fuhren dann mitsammen nach Amerika, und er lobte mich, daß ich nicht seekrank wurde. Und als ich älter ward, gab er mir weise Lehren, die er aus dem Buche der Erfahrungen geschöpft hatte, und erzählte mir vielerlei schöne Abenteuer, manche ergreifende Sage, manches seltsam klingende Mährchen vom Todtenvogel, vom Seegespenst und vom fliegenden Holländer. — Als ich aber meinen ersten Ausflug wagte und Abschied von ihm nahm, da legte er seine zitternde Hand auf mein Haupt, und indem eine Thräne über seine blassen Wangen rollte, sprach er: „Möge dein Kompaß stets recht weisen, und eine frische Backstagskuhling deine Segel füllen, damit du nach fünfzigjährigen Mühen nicht da landest, wo ich jetzt vor Anker liege.“

Darauf ging ich von ihm und hinaus auf die See, und als ich nach Jahresfrist zurückkam, fand ich meinen alten Freund auf seinem hölzernen Stuhl, eine künstliche Schiffsmatte flechtend.

Ich kann mir nicht helfen, ich muß Einiges von den Lebensumständen des Mannes erzählen, den ich zwar nicht zum Helden meines Buches erkoren

habe, an den ich aber bei'm Niederſchreiben deſſelben ſtets denken muß, weil es zum großen Theil von ihm herrührt.

In dem zum ehemaligen Churfürſtenthum Hannover gehörigen Lande Kehdingen iſt er geboren, und zwar in einem Dorfe, das ſeit undenklichen Zeiten Aſſel*) heißt und, von ſchützenden Deichen eingezwängt, längs der Elbe, ſieben Meilen ſeewärts von Hamburg, ausgebreitet liegt. Er war der Sohn eines wohlhabenden Bauern aus dem Barnkruge, aber der Krieg verzehrte des Vaters Habe, und dieſer brachte ſich aus Mißmuth um's Leben. Und dies Alles geſchah, als der arme Burckhardt kaum zehn Jahre alt war, und er von der Armenſünderſtelle, wo man den Vater begraben hatte, hinauseilte in die Fremde, weinend vor Schmerz

*) Dies ausgedehnte und reiche Dorf, welches jetzt mehr als jemals blüht, zerfällt in ſechs Diſtrikte: 1) das eigentliche Aſſel, 2) Ritſch, 3) Barnkrug, 4) Weet, 5) das Moor, 6) das Sand (eine ſehr fruchtbare Elbinſel). Mehr von dieſem bemerkenswerthen Orte zu einer andern Zeit.

und jammernd vor Hunger, weil hartherzige Menschen die Schuld des Vaters auf den Sohn übertrugen, und der Aberglaube predigte, daß eines solchen Mannes Kind den Fluch in's Haus bringe. Aber die Hand des Himmels war mit dem Knaben, daß er nicht verderbe, und Gott erweckte Mitleid in dem Herzen eines Schiffers, daß er sich des Verlassenen erbarmte, und mit ihm hinausfuhr auf das Meer.

Da kehrte er — nach zehn langen Jahren — wieder, ein schmucker, stattlicher Jüngling, sorglich gekleidet in der blauen Schiffertracht, das seidene ostindische Tuch locker um den Hals geknüpft, den blanken Lederhut auf dem Kopfe und hundert goldene Guineen in der Tasche. Er eilte nach dem Orte, wo sein Vater und die Freuden seiner Jugend begraben lagen; er nannte sich nicht, aber er zeigte sein Gold und fand erwünschte Aufnahme. Allein der leichte Sinn des Jünglings sollte einen ernsten Kampf bestehen; darum erlag er der Gewalt der Liebe. Gretchen, eines Müllers Tochter aus Ritsch, nicht das reichste. wohl aber das schönste Mädchen weit und breit, rührte sein Herz, und er verfolgte

ſie auf allen Wegen. Aber nicht lange dauerte dieſe Verfolgung, denn Gretchen ließ ſich finden; ſie hörte ihn an und gewährte, was er verlangte; zwei Glückliche waren vereinigt. Der liebeſelige Jüngling, es ehrlich meinend mit ſich und ſeinem Mädchen, ging, treu den Sitten ſeiner Altvordern, zu dem Vater derſelben, und bat um ihre Hand. Dieſer hörte ihn ruhig an, verſchmähte nicht die dargebotene Morgengabe und fragte dann nach ſeinem Namen. Zitternd nannte er ſich, das Blut ſchoß ihm in's Geſicht, er war keines Wortes weiter mächtig und harrte der Entſcheidung. Der Alte aber ſchlug eine höhnende Lache auf, dann brach er in rohe Schmähungen aus, jagte den Jüngling aus dem Hauſe und warf das Gold hinter ihm her. Gretchen aber, bleich wie der Tod, ſtand am Fenſter, und als er ſich ihr nahen wollte, wies ſie ihn von ſich, mit allen Zeichen des Abſcheu's, als ob das Brandmal der Entehrung von ſeiner Stirne leuchte.

Abermals waren zehn Jahre vergangen, ehe er es wagte, ſeine Heimath wieder zu betreten. Es war jetzt der ernſte, ſturmkalte Seemann, der über

den Deich entlang ſchritt, links die blühenden Felder, rechts die wildſchäumende, vom Weſtwinde laut aufgeregte Elbe. Da trat ein zerlumptes Weib zu ihm und flehte um ein Almoſen. Die bleiche, hagere Geſtalt mit ſchmerzgefurchten Zügen auf der vergilbten Stirn, mit den hohlen Augen und der heiſern Sprache flößte ihm Schauder und Mitleid ein; aber Angſt und Entſetzen erfaßten ihn, als ſie, durch ſeine reichliche Gabe beredt gemacht, fortfuhr zu erzählen, und er ſein Gretchen erkannte, die, kaum dreißig Jahre alt, eine Greiſin geworden war. Dahin hatte ſie ein ſogenannter unbeſcholtener Mann gebracht, der ſie heirathete, erſt ſeine eigene Habe und dann die ihrige verſchwendete; als nichts mehr übrig war, ſie ſtieß und ſchlug und dann hinausging in die weite Welt. Jetzt bettelte das arme Gretchen — einſt der Stolz und die Zierde des ganzen Dorfes, nun mit ſchnöden Worten von den Thüren gewieſen, woran ſie pochte, um eine Brodrinde zu empfangen. Aber das unerwartete Wiederfinden ihres Jugendgeliebten, den ſie mit ſo kränkenden Worten von ſich gewieſen hatte, erſchütterte ſie tief; ſie ſank, von einem heftigen Fieber ergriffen,

zuſammen, und der Engel des Todes erbarmte ſich ihrer.

Was ſoll ich euch weiter von Burckhardt's männlichem Alter erzählen? Es beſteht aus nichts, als trügeriſchen Hoffnungen und getäuſchten Erwartungen.

Ein reicher Handelsherr vertraute ihm die Führung eines Schiffes; er hat es während eines fürchterlichen Sturmes verloren und ward des Leichtſinns beſchuldigt, weil er nicht vermocht hatte, dem Kampf der Elemente zu trotzen. Er hat ſechs Jahre lang die algieriſche Sklavenkette getragen, und iſt als ein Bettler in ſeine Heimath zurückgekehrt; keine Freudenſonne hat ihm wieder gelächelt; Mitleid hat ihm die Stelle angewieſen, die er jetzt im Schiffer-Armenhauſe einnimmt.

Sind ſolche gewöhnliche Ereigniſſe dazu gemacht, die Aufmerkſamkeit eines Leſers in Anſpruch zu nehmen, der unterhalten ſein will? Und doch wird man ſich des alten Burckhardt auf dieſen Blättern noch oft erinnern müſſen; denn aus ſeinem Munde

ſind die Erzählungen und Begebenheiten geflo ſſen, die darauf verzeichnet ſtehen, ſein das Verdienſt eines Werkes, welches ich mich bemühen werde, in der einfachen und anſpruchsloſen Weiſe wiederzugeben, wie es mir von ihm überliefert worden iſt.

Das Schiffstagebuch.

Ich bin im Beſitz eines alten Schiffstagebuches — begann der alte Burckhardt eines Tages ſeine Erzählung — und fand Manches darin, was mir mittheilenswerth erſcheint. Es gibt viel Unglück in der Welt, und ein Menſchenalter iſt viel zu klein, um Alles zu erfahren, was die Vorſehung Trübes und Unangenehmes für die Menſchen bereitet hat. Ich habe niemals erfahren können, wo der Mann geblieben iſt, dem dies Buch angehörte. Als er dieſe Blätter beſchrieb, war er noch ein halbes Kind. Nicht jede Jugend iſt roſenroth, manches Säuglings Wiege umſtehen Kummer und Elend und verlaſſen erſt den Greis an ſeinem ſpäten Grabe.

Dies lehre euch die Geſchichte Heinrich Maxwell's.

Das Tagebuch.

Aus meiner frühſten Jugend iſt mir nichts erinnerlich, als daß ich zu Hamburg, in einer jener engen und dumpfen Straßen wohnte, die von den

Einwohnern gemeinhin Gang genannt wurden. Man gelangt zu ihnen nur vermittelſt eines engen Weges, der zwiſchen zwei Häuſern einer Straße hindurchführt; nie vernimmt man daſelbſt das Stampfen eines Roſſes oder das Rollen eines Wagens, und die nur aus einem Erdgeſchoß beſtehenden Wohnungen werden verächtlich Buden genannt.

Dagegen hätte es auffallen können, daß ich von der alten Frau, der ich zur Pflege übergeben war, Musjö genannt wurde, und dieſe Benennung auch von ſolchen Leuten empfing, die meine Wärterin zu beſuchen kamen; auch war ich ſorgfältiger als andere Kinder in der Nachbarſchaft gekleidet, und erhielt zur Weihnachtszeit immer ein reiches Geſchenk an Kuchen und Spielwerk. Wenn ich fragte, warum denn andere Kinder Aeltern hätten und ich nicht, ſo hieß es, meine Aeltern wären todt, und ich möge ſolche dumme Fragen unterlaſſen. Uebrigens mußte ich von meinem ſechſten Jahre an eine öffentliche Schule beſuchen und lernte dort ſo viel als nöthig war, um meine Briefe ſelbſt zu ſchreiben und meine Einnahmen ſelbſt berechnen zu können. Manchmal, aber höchſt ſelten, und dann auch nur zur Zeit

der tiefen Dämmerung, kam eine vermummte Dame, die sich in unsere Wohnstube begab, mich liebkoste und selten von mir schied, ohne mir ein kleines Geschenk zurück zu lassen. Es war ein wunderliebliches Gesicht, obgleich Kummer es entstellte, aber ihre fromme Leidensmiene, durch eine milde Engelsmiene verklärt, machte einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich ihr Bild stets in meinem Herzen mir mir herumtrug, bis ich sie nach Jahren unter ganz andern Umständen wieder sehen sollte.

Nachdem so zehn Jahre in ruhiger Einförmigkeit dahingeflossen waren, und ich außer den Schulstunden oft herzliche Langeweile hatte, kam eines Tages ein stattlicher Mann zu mir, und nachdem er mir einen freundlichen Gruß von der Dame gebracht, die ich nun schon seit drei Jahren nicht gesehen hatte, kündigte er mir an, daß meine bisherige Lebensweise ein Ende haben müsse, und es nöthig sei, eine Beschäftigung zu erwählen, durch welche ich der bürgerlichen Gesellschaft nützlich werden könne.

Das war mir sehr erwünscht; denn schon längst hatte ich mich hinausgesehnt aus der dumpfen.

beſchränkten Wohnung in's wechſelreiche Leben, und fragte den freundlichen Fremden haſtig, ob ich dann auch hinauskäme in den Hafen, wo die vielen ſchönen Schiffe wären?

Dieſe haſtige Frage entſchied mein Schickſal; nach vielem Hin- und Herreden ward ich zum Seemann beſtimmt, und nach drei Wochen erhielt ich den Befehl, mich in die Wohnung des Kapitän Borchers auf dem „Kehrwieder" zu begeben, welcher ſich erboten hatte, mich mit zu nehmen und für meine Ausbildung zum Seemann Sorge zu tragen. Der Abſchied von meiner alten Pflegerin war thränenlos; denn ſie hatte mich immer mit der größten Gleichgültigkeit behandelt. Ich war ein unglückliches Kind, denn nie hatte ich die freundliche Ermahnung eines Vaters gehört, nie die ſanften Liebkoſungen einer Mutter empfunden; ich fand nicht einmal, wie die Waiſenkinder, Troſt bei meinen Genoſſen, denn ich war allein, und alle Kinder in der Nachbarſchaft hatten Aeltern. Nun aber lag plötzlich die ganze Welt offen vor mir da; alles Leid, alle Trübſale waren vergeſſen, und wohlgemuth ging ich meiner Zukunft entgegen.

Da ich aber von jetzt ab ein Schiffer bin, so will ich mich auch nach den Sitten und Gewohnheiten dieser Leute richten und mein Tagebuch in ihrer Weise fortführen, so oft mir die Reihefolge der Begebenheiten dies nur erlauben wird:

Meine Aufwartung dem Capitän Borchers gemacht; ein stattlicher Mann, der mir vieles Wohlwollen erzeigte; nahm mich zu seinem Kajütswächter an, gegen achtzehn Mark Monatsgage. Ich begab mich an Bord und bekam die ersten Theetasser zu waschen. Nachmittags erschien der freundliche Mann, der mich durch seine Empfehlung hieher gebracht hatte; er brachte mir eine Schiffskiste, worin Wäsche, Kleider und Bücher. Ein vollständiges Inventarium liegt bei. Wind N. N. W. Strömung stark.

Am nächsten Morgen bei dem Wasserschout gemustert, dann zurück an Bord. Belobung von Seiten des Kapitäns wegen meines anstelligen Wesens. Nachmittags: Befehl, daß wir Morgen mit dem Frühesten segeln sollten. Der letzte Proviant an Bord gebracht. Wasserfässer gefüllt. Ankertaue eingebunden. Segel gelüftet. Das Langboot

an's Land, um Brennholz zu holen. Wind N. O. Strömung matt. Angenehme Kühle.

Morgens 6 Uhr: Wind S. O. Frische Kühle. Die Fluth setzt schwach ein. Um 8 Uhr: Lootse an Bord. Der Hafenmeister bringt das Schiff auf den Strom. Um 10 Uhr: Befehl vom Kapitän, der noch am Lande ist, mit der Ebbe bis über das Blankeneser Sand hinaus zu segeln und dann vor Anker zu geben. Um 11 Uhr: Die Marssegel, den Klüver und die Besane beigesetzt; die Fockschooten nieder und den großen Hals in die Gei. Schlechtes Wasser und klare Luft. Wind wurde flau, und mußten in der Gegend von Teufelsbrücke die Bramsegel beisetzen. Um 3 Uhr: Oberhalb Schulau vor Anker. Mit Sonnenuntergang die Wache aufgesetzt.

Am andern Morgen: Wind S. W. Regen und Schlackerwetter den ganzen Tag. Nichts Bemerkenswerthes, als daß des Kochs rothe Mütze über Bord fiel. Bei'm Dunkelwerden die Wache aufgesetzt und eine Laterne an den großen Mast gehängt, eine ditto aus den Kajütsfenstern. Nachts: Von dem Obersteuermann mit großem Ungestüm aus festem Schlaf geweckt. Eine Schaluppe lag am Steuer-

bord vor dem Fallreep; der Kapitän mit den erwarteten Passagieren kam an Bord; eine Dame und ein Herr. Die Schaluppe wurde sofort aufgehißt, und die Equipage war beisammen. Der Wind sprang nun nach S. O. Mondschein. Strömung sechs Knoten.

Morgens 5 Uhr: Den Anker gelichtet. Wind S. O. Frische Kühle. Um 6 Uhr: Bei der Lübe. Um 7 Uhr: Leesegel zu beiden Seiten. Nachmittags 4 Uhr: Zu Kuxhafen. Um 6 Uhr: Bei der rothen Tonne. Der Lootse wünschte eine glückliche Reise und ging an Bord der Lootsen „Galiote". Alles seefest und seeklar gemacht. Den ganzen Tag keiner der Passagiere auf dem Verdeck. Abends 9 Uhr: Gegenüber von Helgoland. Helles Lampenfeuer. Der Wind nimmt zu. Kurze See. Die ersten Anfälle der Seekrankheit stellen sich ein. Ich werde kommandirt zur ersten Nachtwache.

Mit Sonnenaufgang offenbare See. Wind S. O. Nach der Logge sieben Knoten Fahrt. Den ganzen Tag klares Wetter. Das Schiffsvolk schimannte. Meine Seekrankheit läßt nach.

Hier muß ich den Gang der täglichen Ereignisse unserer Reise unterbrechen. Als ich am andern

Morgen — der Wind war noch immer S. O. und die Logge zeigte acht Knoten — auf das Verdeck kam, ſtand unſer Paſſagier bei der Kajütskappe und neben ihm ſaß die Dame, der ich aber nicht in's Geſicht ſehen konnte, weil ſie einen großen Hut auf hatte, von welchem ein langer Schleier herabhing. Der fremde Herr war für mich kein fremder; kannte ich auch nicht ſeinen Namen, ſo war es doch mein Wohlthäter; es war derſelbe, der mich der trägen Unthätigkeit entriſſen und mir dieſen Wirkungskreis angewieſen hatte. Ich eilte zu ihm, ergriff ſeine Hand und drückte ſie an meine Lippen, während er mich mit einem Blicke des innigſten Wohlwollens anſah. Während der Zeit war es mir, als hörte ich die Dame leiſe ſchluchzen. Der Fremde vernahm dies nicht alſobald, als er mich an den Reiling führte und ſagte: „Schon gut, mein Sohn! mäſſige deine Freude, damit dein Betragen der Mannſchaft nicht auffällt, ſonſt hänſeln ſie dich. Sorge vielmehr, daß für die Dame hier recht bald das Frühſtück bereitet werde.“

Ich that, was mir geheißen wurde, und als die Beiden in die Kajüte hinabſtiegen, rief mir der

Capitän vom Verdeck herab zu, daß ich ihm das Sehrohr bringen ſollte; ich gehorchte und ſtand, eines fernern Befehls gewärtig, in ſeiner Nähe, als der Bootsmann an ihn herantrat und, die Mütze ziehend, ſagte:

„Mit Verlaub, Herr Capitän! es iſt alſo gewiß, daß der alte Mann, der am Tage der Abreiſe an Bord gekommen iſt, die Reiſe als Zwiſchendecks-Paſſagier mitmachen ſoll?“

„So iſt es!“ entgegnete der Kapitän, „und das Geld für Paſſage und Koſt iſt vorausbezahlt worden.“

„Wenn das iſt, Capitän!“ fuhr der Bootsmann fort, „ſo bitten wir Alle insgeſammt, daß ihm auch eine Stelle im Zwiſchendeck zum Schlafen angewieſen wird. Ich ſage es nicht um meinetwillen allein; es iſt unſer Aller Meinung. Eſſen kann er wohl in der Volkskajüte, aber nicht ſchlafen, und das eben darum, weil er nicht ſchläft. Es iſt ein wilder, unruhiger Geſell, der keine fünf Minuten auf derſelben Stelle liegt, und alles vernünftige Zureden vermag nicht, ihn zum Schweigen zu bringen. Er antwortet immer: „„Gefühlloſe

Klötze! Kennt ihr die Qualen meines Herzens?““ Was zum Teufel, Herr! gehen uns seine Herzens-Qualen an. Wir müssen unsere Arbeit thun, deßhalb darf uns Niemand unsere Ruhe verkümmern, und darum muß auch der Kerl aus der Volkskajüte!“

„Wenn euch irgend eine Art von Ueberlast geschieht, so will ich derselben abhelfen!“ entgegnete der Capitän, „und deßhalb gleich nachher mit dem alten Mann sprechen. Geht nun an euer Werk!“

Es wunderte mich, daß ein Passagier an Bord gekommen sei, den ich noch nicht gesehen hatte, und von dem ich noch nichts wußte, und schloß sehr richtig, es könne nur am Abende vor unserer Abreise gewesen sein, als ich noch spät am Lande war, um mir einige kleine Bedürfnisse zu kaufen. Das Wetter wurde rauh und stürmisch, und die Dame wagte sich mit ihrem Begleiter nicht wieder auf das Verdeck; dagegen kroch der alte Mann, dem ein Platz im Volkslogis angewiesen war, aus demselben hervor, und fragte den auf- und abgehenden Capitän, was zu seinen Diensten sei; denn dieser hatte ihn herbei rufen lassen.

„Vater Walter!“ fing der Capitän an, indem er ihm einen Platz auf der Hühnerhecke am Steuerborde anwies, und sich zu ihm setzte, „ich habe Euch gerne einen Platz auf meinem Schiffe eingeräumt, weil Ihr große Eile zu haben schienet, nach Westindien zu gelangen; allein ich habe auch vorausgesetzt, daß Ihr Euch ruhig und anständig betragen würdet. Nun aber beklagt sich die Mannschaft über Euch, daß Ihr durch Euer seltsames Betragen ihren Schlaf stört, und sie verlangen, daß Ihr ihre Kajüte verlassen sollt. Ich trage Euch also auf, Euch von jetzt ab still und ruhig zu verhalten; denn wenn morgen Früh ähnliche Klagen einlaufen, so bin ich genöthigt, Euch einen Platz zwischen den Kisten und Fässern des Zwischendecks anzuweisen; und die Schlafstelle ist nicht angenehm.“

„Ich will Alles thun, was ich kann,“ fing Vater Walter an, „aber das da unten ist ein junges, nichtsnutziges Volk, das Nichts in seinem Leben erfahren hat, und nicht weiß, was eines unglücklichen Mannes Herz bewegt. Ich bin alt geworden und habe Vieles in der Welt erlebt. —

Ich weiß nicht, ob Ihr verheirathet seid, Capitän Borchers?“

Jener bejahte die Frage.

„Nun seht!“ fuhr er fort, „ich bin es auch, wenn gleich nicht Alles so ist, wie es sein soll. Ich bin ein geborner Hamburger; ein Freund auf Jamaika sagte mir seine Tochter zu, und ich ging hinüber, um sie zu heirathen. Da hatte sich aber schon ein Anderer bei dem Mädchen eingefunden, und als ich mich bei ihr meldete, wies sie mich mit kurzen Worten ab; ich war aber nicht so schnell abzuweisen, denn ich hatte allerlei Schuldforderungen, die ihren Vater an den Bettelstab bringen konnten, und als dieser einsah, daß ich Ernst machte, ging er in sich, und hieß seine Tochter mich lieben. Nun fing diese, die in der That das reizendste Mädchen war, welches ich jemals gesehen hatte, an, mein Mitleid in Anspruch zu nehmen; aber ich kannte meinen Vortheil zu gut, als daß ich hätte einwilligen sollen, und, daß ich's kurz mache, sie hatte die Wahl, ihren Vater an den Bettelstab und in den Schuldthurm zu bringen, oder mir zum Altare zu folgen. Vierzehn Tage darauf ward sie mein

Weib. Ich hatte nun meinen Willen und hätte glücklich sein können, wenn nicht die bleiche Leidensgestalt meiner Frau mir ein stiller Vorwurf gewesen wäre; denn ich mußte mir stets sagen, daß ich das Unglück ihres Lebens verschuldet hatte. Ich vermied es, oft mit ihr zusammen zu kommen, und führte als Ehemann ein eben so einsames Leben als vorher, verhoffend, die Zeit werde mir ihr Herz zuwenden und meine Zukunft wolkenlos sein. Da ereignete sich etwas, das meine ganze häusliche Lage veränderte und mich für immer unglücklich machte. Ich spazierte eines Morgens in einem Baumgarten, der zwischen den Plantagen und dem Wohnhause meines Schwiegervaters lag, als plötzlich ein Reuter bei mir vorüberflog, der nach aller Beschreibung, die ich von ihm erhalten hatte, derselbe Mann sein mußte, mit dem meine Frau früher einen heimlichen Liebeshandel unterhalten hatte. In demselben Augenblicke sah ich durch die Zweige ein weißes Gewand schimmern, eine weibliche Gestalt flog in größter Hast dem Hause zu. Ich stand starr vor Schrecken, alles Blut schoß mir in's Gesicht, ich zitterte an allen Gliedern; denn in diesem Augenblicke ward ja

die Vermuthung zur Gewißheit, daß ein ſolcher Liebeshandel nicht blos früher ſtatt gefunden habe, ſondern noch jetzt fortdauere. Als ich einigermaßen meine Beſinnung wieder erhielt, ſah ich vor mir im Sande ein Taſchenbuch liegen, das höchſt wahrſcheinlich der Reuter verloren hatte. Ich unterſuchte ſofort den Inhalt, und fand, daß der Eigenthümer deſſelben John Maxwel heiße und ein ziemlich begüteter Kaufmann in Kingſtone ſei. Außer andern Papieren fand ich mehrere, die augenſcheinlich auf ein vertrautes Verhältniß hindeuteten, welches ſeit geraumer Zeit zwiſchen meiner Frau und jenem Maxwell beſtanden hatte. Vorzüglich war es folgender Brief, der jeden Zweifel beſeitigte und mir eine Aufklärung gab, die mich an den Abgrund der Verzweiflung brachte; es war ein Schreiben meiner Frau an ihren Geliebten, und lautete folgendermaßen:

„Es iſt nun unwiderruflich entſchieden, wir ſind für einander verloren und werden uns nie mehr angehören können. Jener heilige Mann, der allein um unſer Bündniß weiß, iſt geſtorben, und ſomit jeder lebende Zeuge deſſelben von der Erde vertilgt; denn liſtig genug hat mein grauſamer Vater ſich in

den Beſitz aller jener Papiere, die uns zum Beweiſe dienen konnten, geſetzt und ſie vernichtet. Wenn unſer Verhältniß offenbar wird, werde ich nichts Anderes, als ein verbrecheriſches Mädchen ſein, über deren Haupt der Fluch des Vaters ſchwebt. Sein Glück und Unglück iſt in meinen Händen. Er hat geſchworen, dich dem Untergange zu weihen, wenn ich ſeinen Willen nicht thue. Darf ich einen Augenblick ſchwanken? Mußt du nicht leben, nicht ſowohl für dich und mich, als vielmehr um unſeres Sohnes willen? Dieſe arme Waiſe, die, ohne eine Aufmerkſamkeit zu erregen, die ihr zum Verderben gereichen müßte, weder deinen, noch meinen Namen führen darf, iſt ganz deiner Führung übergeben; ſei ſein ſchützender Engel, ſein glücklicher Vater, und vergiß ſeine unglückliche Mutter

Eliſe."

„Das, Capitän!" fuhr Walter weiter fort, „iſt der Inhalt des Briefes, der mich in eine völlige Raſerei verſetzte. Ich eilte ſogleich, meinen betrügeriſchen Schwiegervater und mein treuloſes Weib aufzuſuchen. Schäumend vor Zorn, kaum des Wortes mächtig, hielt ich ihnen den aufgefundenen

Brief vor die Augen. Der Alte ward bleich vor Schrecken, als er mich in dem Beſitz eines Geheimniſſes ſah, das mir ewig hätte verborgen bleiben ſollen, und ſchlug die Augen zu Boden; aber Eliſe — ſie war in dieſem Augenblicke ſchöner als je — gewann nach dem erſten Momente der Ueberraſchung ihre ganze Beſonnenheit wieder und bekannte ſich ohne Furcht zu Allem, was der Brief enthielt. „„Und nun Ihr alles wißt““, fuhr ſie fort, „„mögt Ihr auch wiſſen, daß ich Euch haſſe und haſſen werde, ſo lange ich lebe. Ihr habt mich durch meinen Vater gezwungen, eine Verbrecherin zu werden, welche die Welt mit Abſcheu nennt; denn ich bin das Weib zweier Männer, und wenn gleich durch teufliſche Liſt die Beweiſe meiner erſten Ehe ſämmtlich vernichtet ſind, ſo erkläre ich doch, daß ich nur dieſen Einen allein liebe und ihn als meinen rechtmäßigen Gemahl betrachten werde. Ihr habt ihn, ihr habt mein Kind von meiner Seite gewieſen; erwartet nichts anders, als den Haß eines tief gekränkten Weibes.““

„So endete Eliſe, und von dem Augenblicke an habe ich kein Wort, weder ein gutes, noch ein böſes,

aus ihrem Munde gehört; sie erfüllte alle Pflichten, welche ihr als Hausfrau oblagen, ohne Lust, ohne Liebe, und mit jener kalten Strenge, die uns oft unwillkürliches Grauen einflößt. Man hätte glauben sollen, daß dies Betragen mich gleichgültig machen müsse, aber im Gegentheil steigerte sich täglich meine Leidenschaft zu der schönen Frau, und ich wußte kein Mittel mehr, die Gefühle zu unterdrücken, die mein Herz so tief erschütterten. Mit meiner Liebe wuchs auch meine unzertrennliche Gefährtin, die Eifersucht, und da ich fürchtete, jener Maxwell, der im Grunde so unbestreitbare Rechte auf meine Frau hatte, werde nicht aufhören, eine Gelegenheit herbeizuführen, um sie zu sehen und zu sprechen, so beschloß ich meinen längst gefaßten Plan auszuführen und heimlich nach Europa zurück zu kehren. Ich besprach mich deßhalb mit meinem Schwiegervater, und wir veranstalteten Alles so im Geheim, daß der Tag der Abreise gekommen war, ehe irgend Jemand, außer uns Beiden, auch nur etwas davon erfahren hatte. Elisens Vater blieb in Westindien zurück, um unsere Plantagen zu beaufsichtigen. Ich wollte meine Handelsverbindungen in Hamburg

wieder anknüpfen. Für Eliſe war dieſe Nachricht, die ihr kaum vier und zwanzig Stunden vorher angekündigt wurde, ein Donnerſchlag; ſie geberdete ſich wie eine Verzweifelnde, und gewann es über ſich, ſogar mich anzuflehen, ſie doch nicht ihrem Vaterlande zu entreißen; aber ich blieb ſtandhaft, und erklärte, daß ich die Abreiſe auch nicht um eine Stunde verſchieben würde. Sie weinte und ſchrie unaufhörlich, aber ſchon gegen Abend war ſie gefaßter; kalt und ruhig traf ſie ihre Anſtalten, und als der Augenblick da war, ging ſie an Bord, ohne irgend eine Empfindlichkeit zu äußern, oder von ihrem Vater Abſchied zu nehmen, den ſie als den Stifter ihres ganzen Unglücks betrachtete. Die Urſache des plötzlichen Wechſels ihrer Gefühle war zu errathen; es war ihr gelungen, Maxwel auf irgend eine Art von dem zu unterrichten, was vorgegangen, wenn ich gleich nicht erfuhr, wie dies möglich geweſen ſei; denn als ich ein Jahr ſpäter eines Tages die Börſe in Hamburg beſuchte, ſah ich Maxwell dort, der aus ſeiner Anweſenheit gar kein Geheimniß machte, ſondern noch die Bosheit hatte, mich auf eine verbindliche Art zu grüßen.

Es ward mir nun wahrscheinlich, daß er auch das Kind von Westindien hierher gebracht habe, um es der Mutter, wenn auch nur von Zeit zu Zeit und aus der Ferne, zeigen zu können, und diese Vermuthung ward bei mir zur Gewißheit, als ich den Gleichmuth meiner Gattin sah, die ich sogar öfters in einer heitern Stimmung fand, ohne daß sie jemals einen freundlichen Blick für mich hatte. Niemals hat es mir gelingen wollen, den Aufenthaltsort des Kindes zu entdecken oder Elisens geheime Gänge auszuspüren, von denen ich im Allgemeinen Kunde hatte. So steigerte sich meine Eifersucht tagtäglich, und wurde immer heftiger, je weniger ich eine haltbare Ursache hatte, und verleitete mich zu dem seltsamsten Beginnen. Eine solche Stimmung hatte Einfluß auf meine ganze Lebensweise; ich lebte unordentlich, vernachlässigte meine Geschäfte und stand nahe vor einem Bankerott, ehe ich die Möglichkeit desselben auch nur geahnet hatte. Als bald darauf eine bedeutende Zahlung ausblieb, die mein Schwiegervater in Westindien mir zu leisten hatte, war nichts, das meinen Sturz aufzuhalten im Stande gewesen wäre.“

„Ein ganz Jahrzehend lebte ich nun, der Sorge, dem Mangel Preis gegeben, oft nicht im Stande, den nöthigsten Lebensunterhalt herbeizuschaffen; dazu hatte ich eine Hölle in meinem Hause, denn meine Frau stand mir mit derselben kalten, feindlichen Strenge gegenüber, nur daß ihr Blick noch höhnender, ihr Betragen noch zurückstoßender war.“

So weit hatte der alte Mann, der sich Vater Walter nannte, dem aufmerksam zuhörenden Capitän seine Geschichte erzählt, und ich, der ich in ihrer Nähe stand, hatte Alles mit angehört. Ich weiß nicht, woher es kam, daß ich einen so lebhaften Antheil daran nahm, aber vornehmlich hatte ich Mitleiden mit der armen unglücklichen Elise und mit ihrem verstoßenen, unschuldigen Kinde, das so einsam und verlassen in der Welt stand. Ich dachte noch immer über das Schicksal des armen Kindes nach, als plötzlich der Alte wieder zu reden begann, und meine Aufmerksamkeit auf's Neue erregt ward.

„Denkt Euch nun aber meinen Schreck, Capitän Borchers!“ sprach er weiter, „als ich eines Morgens von einem vergeblichen Geschäfte mürrisch und verdrießlich heimkehrte, und meine Frau nicht

mehr fand, die einen Zettel folgenden Inhaltes für mich hinterlassen hatte:

„„Ich habe mich nie als Euer Weib betrachtet, darum muß es Euch nicht befremden, daß ich Euch verlasse. Ihr habt mir zwar verschwiegen, daß mein Vater bedenklich kränkelt, aber ich habe es doch erfahren. Die Pflicht der Tochter ruft mich zu ihm; denn wenn er gleich nicht väterlich an mir gehandelt hat, so wäre es doch wohl möglich, daß er nicht ruhig sterben könnte, ohne mich gesehen und meine Vergebung empfangen zu haben. Ich hoffe, daß wir uns nie mehr wieder sehen werden. Wenn ich die Nachricht Eures Todes empfange, will ich Euch den Frevel vergeben, den Ihr an mir geübt habt.“ —

„Was hielt mich nun noch zurück? Ich beschloß sogleich, sie zu verfolgen. Kein Zweifel, daß sie mit Maxwell entflohen ist, aber ich werde Beide erreichen und sie für ihren Frevel züchtigen. Euch, Capitän, meinen Dank, daß Ihr mir die Verfolgung möglich gemacht habt. Hätte ich nur erfahren können, mit welchem Schiffe sie entwichen sind; aber es hat mir nicht gelingen wollen.“

Nun hielt der Alte abermals inne. Ich bemerkte recht gut, daß der Capitän seine Erzählung mit großer Aufmerksamkeit, aber auch mit einiger Unruhe angehört hatte, und glaubte nicht zu irren, daß er dieser Unterhaltung überhoben zu sein wünsche. Ich trat also vor ihn hin, und fragte, ob er etwas zu befehlen habe, worauf er mich warten hieß und zu dem alten Mann sagte, er möge nur ruhig in das Logis hinabgehen, da er doch in diesem Augenblicke durch seine Klagen nichts bessern könne, sondern die Ankunft in Westindien abwarten müsse. Dort könne er auf seine Vermittelung rechnen, und auch während der Reise werde er ihm manche Annehmlichkeit bereiten, wenn er sich ruhig verhalte und der Mannschaft keinen weitern Anlaß zu Beschwerden gebe.

Also beruhigt, kehrte der Alte in die Volkskajüte zurück, und auch der Capitän verließ das Verdeck. Weiter fiel an dem Tage nichts Bemerkenswerthes vor.

Wind S. O. Frische Kühlung, fortdauernd günstige Witterung. Nach dem fünften Etmal jenseits Cap Lezart. Die lange Dehnung der Wellen kündigte

unſere Ankunft in der ſpaniſchen See an. Mit Einbruch der Abendwache ſteife Kühlte, die Leeſegel weggenommen, die Bramſegel befeſtigt und ein Reff in jedes Marsſegel. Die Logge zeigt 9 Knoten. Von Seekrankheit keine Spur. Die Paſſagiere kommen nicht mehr auf das Verdeck.

Wind S. S. O. Fortdauernd gutes Wetter. Nach abermals 3 Etmal lufwärts von Madeira. Nehmen vom Pico von Teneriffa einen neuen Cours und laufen den Oſtpaſſat an. Seewärts drei Schiffe, deren eines uns preiet und deſſen Capitän ein Freund des unſrigen iſt. Die Logge zeigt 8 Knoten. Die Sterne ſcheinen heller und die See leuchtet wie Feuer. Gegen Abend war ein großer Hai vor dem Leebug ſichtbar.

Wind S. O. Angenehme Kühlte. Bramleeſegel und Oberbramſegel beigeſetzt. Die Sonne ſcheint warm, die Luft iſt klar und rein. Die Perſennings werden von den Luken gethan und der Raum, ſo wie das Zwiſchendeck gelüftet. Ein Sonnenzelt wird über das Quarterdeck ausgeſpannt und das Verdeck ſelbſt Morgens und Abends ſorgſam begoſſen; dennoch beginnt die Sonne ſo ſtark zu brennen, daß

das Pech aus den Näthen kocht. Nachts mehrere fliegende Fiſche gefangen, die über das Schiff hinflogen. Die leichten Harpunen in Stand geſetzt, um auf Delphinen Jagd zu machen, die ſich auch mit dem nächſten Morgen einfinden. Wir fingen reichlich von dieſen Fiſchen und hieben ihnen die Schweife ab, welche auf der Nock des Klüverbaums und an den Nocken der Vorderraaen genagelt wurden, als Wahrzeichen eines Weſtindienfahrers. Beſteck des Schiffes unfern vom Tropikus. Die Logge zeigt abwechſelnd ‚wiſchen 6 und 7 Knoten. Strömung iſt nicht bemerklich.

Wind S. O. Beſtändige, aber flaue Kühlte. Tief im Lee ein Segler. Ueberfluß an Delphinen und fliegenden Fiſchen. Wir ſind in der Nähe des Tropikus und die Matroſen machen alle Anſtalten, den Augenblick, da wir über denſelben hinſegeln, nach gewohnter Weiſe feierlich zu begehen. Mich haben ſie ſehr bange gemacht, doch fürchte ich mich nicht. Den Paſſagieren können ſie nichts anhaben, denn dieſe ſind ſchon da geweſen, aber von der Mannſchaft machen außer mir noch zwei die Reiſe zum erſtenmale mit; man vertröſtet uns auf den

nächsten Tag. Der Lauf des Schiffes ist regelmäßig, die Abdrifft 1/4 Compaßstrich und die Logge zeigt 4 bis 5 Knoten.

Am andern Morgen, bei gleichem Wind und Wetter, nach Gissung des Capitäns und dem Schiffsbesteck, nahe vor dem Tropikus. Alle Anstalten zur Begehung der possenähnlichen Feierlichkeiten waren getroffen, und die Neulinge mußten unter Deck. Gleich darauf hörten wir ein seltsames Hin- und Herlaufen auf dem Verdeck und vom Vorderbug erscholl eine Stimme:

„Schiff hoi!“

Gleich darauf vernahmen wir die Antwort des Capitäns: „Halloi!“

Die Unterhaltung spann sich nun weiter fort:

„Wie heißt das Schiff?“

„Artemisia von Hamburg.“

„Wer ist der Capitän?“

„Claus Borchers.“

„Ihr seid auf dem Tropikus.“

„Wir wissen es bereits.“

„Ihr habt Leute an Bord, die noch nicht in diesen Gewässern waren?“

„Ich glaube, daß es so ist.“

„Laßt sie auf dem Verdeck aufstellen; dann braßt euer Segelbaek, wir wollen an Bord kommen.“

Dies geschah. Einer der ältern Matrosen stieg in das Zwischendeck hinab und brachte die Candidaten des Tropikus herauf. In demselben Augenblicke sanken die Leesegel auf die Spieren und die Vordersegel wurden back gebraßt. Das Schiff stand und trieb nur unmerklich über sein Steuer. Da stieg eine abenteuerlich vermummte Gestalt, die sich Neptun nannte, und in der einen Hand eine Harpune, in der andern ein großes Buch hielt, über den Bug auf das Verdeck; ihm folgte seine Frau, die einen Kranz von Krokus in der Hand hatte, den sie auf der See aufgefischt haben mochte. Ein Dritter, kleinerer, galt für den Sohn; er trug einen großen Besen, womit er, wie er betheuerte, den Wellenschaum von dem Bug des Schiffes wegfege, wenn dieser sich zu sehr sammele und die rasche Fahrt hemme. Man kann denken, daß alle drei zur Besatzung gehörten. Wir wurden nun genau gemustert und genöthigt, unsere Namen in das

große Buch einzuzeichnen, welches nicht geschehen konnte, ohne demselben eine Summe beizufügen, welche wir zahlen sollten, um dafür ein Trinkgelag zu halten, sobald wir uns wieder auf festem Boden befänden.

Sonst waren diese Ceremonieen für die armen Menschen, die denselben unterworfen wurden, eine heillose Tortur: Man füllte das Langboot, welches mitten auf dem Verdecke steht, mit Wasser, und legte dann ein Brett darüber, auf welchem die Armen mit verbundenen Augen Platz zu nehmen gezwungen wurden. Nachdem man sie hinlänglich geängstigt hatte, kündigte man ihnen an, daß sie barbiert werden würden. Alsobald wurde ihnen das Gesicht mit übelriechendem Fett und Theer beschmiert und diese abscheuliche Salbe dann mit einem stumpfen eisernen Messer wieder abgeschabt. Nachdem die Unglücklichen diese Tortur heulend und schreiend überstanden hatten, schrie man ihnen zu, daß sie sich die Bartseife abwaschen müßten, und zog dann plötzlich das Brett, worauf sie saßen, unter ihnen weg. Mit ängstlichem Geschrei plätscherten die Armen im Wasser umher, denn sie glaubten im

ersten Augenblick nichts anders, als daß man sie in's Meer gestürzt habe.

Diese Barbarei ist nun aber, Dank sei es dem gesunden Sinne unsrer Seefahrer! längst abgeschafft, und was übrig geblieben ist, ist nur ein schuldloser Scherz. In den großen Mars hat man ein Faß gestellt und mit Wasser gefüllt, von diesem hängt eine Wasserschlange herunter, deren unteres Ende in eine Mütze endet; diese Mütze setzt man nun Demjenigen, der eben an der Reihe ist, auf den Kopf und gibt ihm ein Glas Wein in die Hand, mit dem Bedeuten, die Gesundheit des Schiffes auszubringen. Kaum aber setzt Jener das Glas an den Mund, als die im Mastkorb anwesenden Matrosen einige Eimer Wasser durch die Schlange gießen, und auf diese Weise die Taufe auf dem Tropikus vollziehen. Darauf trinken der Capitän und die Mannschaft gleichfalls die Gesundheit des Schiffes, aber ohne das Bad und mit offenen Augen.

Diese einfache Ceremonie war längst vorüber, die Vordersegel waren wieder vollgebraßt und die Leesegel gehißt, als die Leute, unzufrieden damit,

daß die Paſſagiere ſich nicht zeigten, laut äußerten, wenn dieſe auch den Tropikus paſſirt wären und nicht mehr getauft werden könnten, ſie doch nicht ſo vornehm thun dürften und die Geſundheit des Schiffes trinken müßten, wie es das Herkommen verlange. Der Capitän, welcher ſelbſt alte Sitten ehrte, fand dieſe Forderung billig, und ging in die Kajüte hinab, um die Dame und ihren Begleiter mit dem Verlangen der Leute bekannt zu machen, während Andere in das Volkslogis hinabſtiegen, um den alten Walter heraufzuholen, der ſich jetzt ruhig verhielt und mit dem ſie ziemlich einträchtig lebten.

Wenn ich hätte ahnen können, was nun gleich geſchah, ich würde den Augenblick, da ich die fremde Dame endlich von Angeſicht zu Angeſicht ſehen ſollte, nicht ſo ruhig erwartet haben; denn ob ich gleich den täglichen Dienſt in der Kajüte hatte, ſo war ſie doch immer in der Capitäns-Kammer, die dieſer ihr ausſchließlich eingeräumt hatte, und ich bekam ſie nicht anders, als verſchleiert zu ſehen. Der Herr und die Dame kamen nun zum Vorſchein. Als ſie das Verdeck betraten, kam ihnen der Bootsmann entgegen, zog ehrerbietig die Mütze, füllte

ein Glas mit Wein, und überreichte es zuerſt der Dame, mit der Bitte, es auf die Geſundheit der Artemiſia zu leeren. Freundlich mit dem Kopfe nickend, warf ſie den Schleier zurück — und, o Himmel, was mußte ich ſehen? — Die Träume meiner Jugend ſtanden vor meiner Seele: das, ja, das war die Dame, die mich als Kind in meiner Einſamkeit beſucht, die mich geliebkoſt und ſo oft mit mir geweint hatte; ich wußte mich vor Staunen und freudigem Schreck nicht mehr zu laſſen und wollte mich ihr zu Füßen werfen, als plötzlich der alte Walter auf dem Verdecke erſchien. Er ging, geleitet von denen, die ihn herauf geholt hatten, die Lufſeite entlang nach dem Quarterdeck, um zu hören, was man von ihm verlange, als er nahe an der Gangſpille die Dame gewahrte, und laut aufſchrie. Dieſe war bei dem Anblick deſſelben bleich geworden und in die Arme ihres Begleiters geſunken, ſie drückte die Augen feſt zu und wehrte den näher kommenden Alten mit den Händen von ſich ab.

„Ruhig, Eliſe!“ bat ihr Begleiter, der nun freilich Niemand anders als Maxwell war, „wir

ſind hier außerhalb der Gränzen Europa's; dort gelten andere Rechte, er kann Ihnen nichts anhaben.“

„Und wäret Ihr jenſeits der Gränzen dieſer Erde!“ rief Walter, „ſo ſollt Ihr dennoch meine Rache kennen lernen, die nicht eher ruhen wird, bis ſie Euch ſammt und ſonders vertilgt hat.“ — Mit dieſen Worten ergriff er eine Handſpake, die zufällig in der Nähe ſtand, und wollte damit auf die Unglücklichen eindringen; da hielt es mich nicht länger zurück, ich ſprang dazwiſchen, umklammerte den Alten mit meinen Armen und ſuchte ihn zurück zu zerren, aber meine Hände waren zu ſchwach, um den Wüthenden aufzuhalten; er ſchleppte mich mit ſich fort. Da wußte ich mir nicht anders zu helfen, ich ſchlug meine Zähne feſt in das Fleiſch ſeines Armes, und biß ſo heftig zu, daß das Blut zu fließen begann. Aufſchreiend vor Schmerz, packte er mich mit der Hand in den Nacken, ſchleuderte mich zu Boden und würde mich unfehlbar zertreten haben, wenn nicht in dieſem Augenblicke die Dame laut aufgeſchrien hätte:

„Haltet ihn auf! haltet ihn auf! Er zertritt mein Kind, er zertritt meinen Heinrich!“ — Aber

in dieſem Augenblicke ſchwanden mir die Sinne, und ich weiß nicht, was weiter mit mir vorgegangen iſt. Als ich wieder zum Bewußtſein erwachte, lag ich auf einer der Bänke in der Kajüte ausgeſtreckt. Vor mir ſtand Vater Maxwell und ſah mich mit ängſtlich forſchenden Blicken an. Als ich meinen Kopf in die Höhe hob, leuchtete ein Strahl der Freude aus ſeinen Augen; aber ängſtlich beſorgt, drückte er mich gleich wieder nieder, küßte mich ſanft auf die Stirne, und ſagte: „Schone dich, guter Heinrich! Der Sturz auf dem Verdeck hat dir mehr geſchadet, als wir glaubten. Du biſt mit dem Hinterkopfe auf einen eiſernen Ringbolzen geſchlagen. — Du hätteſt auf der Stelle den Tod davon haben können und mußt dich erſt völlig erholen, ehe du mit uns reden kannſt.“

„Und meine Mutter?“ fragte ich ſchwach.

„Du ſollſt ſie ſehen, aber nur jetzt nicht. Gedulde dich und verſuche ein wenig zu ſchlafen, mein Sohn!“

Ich gehorchte meinem Vater; ich that es ſo gern. Ach! es war ja das erſtemal, daß mir mein

Vater etwas befahl. Ich ſchloß die Augen und träumte von einer glücklichen Zukunft.

Meine gute Natur kam mir zu Hilfe, und ich genas in einigen Tagen. Man brachte mich aus der Kajüte auf das Verdeck und unter das Sonnenzelt; mein Kopf hatte nicht gelitten, ich war nur noch matt und angegriffen. Dringend verlangte ich nun, meine Mutter zu ſehen, und mein Vater führte mich auf die rechte Seite des Quarterdecks, wo ſie, matt ſchlummernd, auf einem ſchnell hergerichteten Ruhebette lag. Ich ſank in die Knie vor ihr, und mein Vater ſprach leiſe: „Wache auf, Eliſe! und breite deine Hand zum Segen über dein Kind aus.“ Da ſchlug ſie die Augen auf und ſah mich mit einem mild freundlichen Lächeln an. „Mein Heinrich, mein Kind!“ ſprach ſie mit gebrochener Stimme, „Gott ſei mit dir und ſegne dich für und für! Jetzt aber laßt mich noch einen Augenblick allein; denn ich bin bis zum Tode matt und bedarf der Ruhe.“

Ich ging mit meinem Vater auf die Seite und dieſer erzählte mir nun, was mir noch zu wiſſen

nöthig ſei. Ich will hier einſchalten, was man wiſſen muß, um die unglückliche Geſchichte meiner Mutter ganz zu kennen:

Es beſtätigte ſich Alles, was ich aus der Rede des alten Walter entnommen hatte. Mein Großvater hatte ſich in den Beſitz aller jener Papiere zu ſetzen gewußt, die die eheliche Verbindung meiner Aeltern bezeugten; man hatte ſie nach dem Tode jenes Geiſtlichen an ſich gebracht und vernichtet. Ein Gleiches war mit dem Taufſchein meiner Mutter geſchehen; Zeugen bei ihrer Einſegnung zuzulaſſen, hatten meine Aeltern nicht gewagt; alſo war von dieſer Seite nichts zu befürchten. Mein Großvater, der einen außerordentlichen Einfluß auf Jamaika ausübte, wußte es ſo einzuleiten, daß Maxwell als der Verführer ſeiner Tochter angeſehen und als ſolcher mit dem peinlichen Gerichte bedroht wurde. Er hatte die Wahl zwiſchen einem Kerker und ſchleuniger Flucht. Es gelang ihm, ſich, ohne die Inſel zu verlaſſen, ſo zu verbergen, daß man ſeinen Aufenthalt nicht erforſchen konnte. Daher war er im Stande, für mich, den Säugling, zu ſorgen, und mit mir, auf einem andern Schiffe, meiner

Mutter nach Europa zu folgen. Ich ward, wie ich dies schon früher mittheilte, in stiller Abgeschiedenheit erzogen, und erhielt von meiner Herkunft keine Kunde, damit ich mich nicht unwillkürlich verrathen und der Rache Walters blosstellen sollte; ich sah meine Mutter nur selten und ohne zu wissen, daß sie es war.

Unterdessen flogen die Jahre dahin; meine Mutter gerieth in eine immer dürftigere Lage, und das Betragen des ihr aufgedrungenen Gatten machte ihr das Leben immer unerträglicher. Da trafen Briefe aus Jamaika ein; ihr Vater kränkelte, er fürchtete zu sterben, und sie hoffte, es werde ihr gelingen, sich mit ihrem Vater am Rande des Grabes auszusöhnen. Ein Lichtstrahl fiel in Elisens Seele, sie vertraute sich Maxwell an; dieser beschwor sie, den Mann, der ihr ganzes Leben vergiftet hatte und sie nun auch noch dem äußern Elende Preis gab, zu verlassen und in ihre Heimath zurück zu kehren. „Vertraue meinem Herzen!“ schloß er, „ich geleite dich hinüber und will dort deine Sache führen. Er darf nicht länger dein Gatte heißen, du sollst deine Freiheit wieder haben.“

Meine Mutter willigte ein, aber nur unter der Bedingung, daß ich ihr folgen ſollte; denn länger wollte ſie nicht von mir getrennt ſein; ſie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein Meer zwiſchen uns liegen ſollte. So kam es, daß mein Vater mir einen Platz auf dem Schiffe deſſelben Capitäns verſchaffte, der ihn und meine Mutter nach Jamaika hinüberführte.

Gegen Abend war die Mutter bedeutend ſchwächer geworden und mein Vater fürchtete für ihr Leben. Es war eine lauwarme Nacht und ſie begehrte im Freien zu bleiben. Wir wichen nicht eine Minute lang von ihrer Seite. Der Capitän hatte viele Sorgfalt für uns, und ließ beſonders den alten Walter ſcharf bewachen, damit er etwa nicht käme und die Ruhe meiner Mutter ſtöre. — Ach! es war ihre letzte Ruhe.

Die erſte Morgenwache begann. Feierlich tönte der Klang der Schiffsglocke über die ſanft dahin rauſchenden Wogen, die Sonne ſtieg aus der Fluth empor, und ein majeſtätiſcher Seeadler ſchwebte in der Richtung von Weſten nach Oſten über das Schiff hinweg. Die Mannſchaft löſte ſich von ihren

Posten ab, und nach zehn Minuten war es stille wie zuvor. Ein Sonnenblick stahl sich unter das Zelt durch und fiel auf das Antlitz meiner Mutter; sie sah in diesem Augenblicke aus, als sei sie schon verklärt. Sie winkte meinen Vater und sagte zu ihm: „Rufe Walter, ich will mich mit ihm versöhnen.“

Man ging, ihn herbeizurufen. — Als die Botschaft: „Elise liegt im Sterben!“ sein Ohr traf, ward er tief erschüttert; sein Toben ließ nach, seine Brust erhob sich in convulsivischer Bewegung; stumm, mit wankenden Schritten betrat er das Verdeck. Er stieß Maxwell's Arm zurück, der ihn zu der Sterbenden geleiten wollte und ging allein. Diese erhob sich von ihrem Lager, streckte die Hand nach ihm aus und sprach: „Meine Stunde ist gekommen. Versöhnung!“

Jener blieb stumm.

Mit erhöhter Stimme fuhr meine Mutter fort: „Walter! du hast mein ganzes Leben vergiftet, meine ganze irdische Seligkeit hast du zerstört; aber ich mag nicht mit unversöhntem Herzen vor Gott hintreten, darum Versöhnung!“

Noch immer trat kein Wort über seine Lippen.

„Bei Gott, der über uns wacht und in dieser Stunde uns nahe ist, beschwöre ich dich, Versöhnung!“ rief meine Mutter mit der letzten Anstrengung aller ihrer Kräfte.

Ein dumpfes, aber festes „Nein!“ erscholl aus Walters Munde.

„Nun denn!“ sprach meine Mutter und lehnte sich matt zurück, „ich habe meine Pflicht gethan und mehr, als diese fordert. Was ich Unrechtes auf der Welt beging, hat mir Gott gewiß verziehen; durch die namenlosen Leiden, welche ich duldete, habe ich hinlänglich abgebüßt. Lebt wohl, meine Lieben! — Kommt näher zu mir — so — empfangt meinen letzten — Segen — Gott mit euch!“ —

Sie war hinüber. — Viele Stunden der Trauer folgten diesem Augenblicke, und eine lange, thränenreiche Nacht.

Am andern Morgen: Frische Kühlte aus S. S. O. Die Oberbramsegel und Bramleesegel wurden weggenommen. Die Logge gab durchschnittlich 9 Knoten an. Das Sonnenzelt wurde gegen 8 Uhr Morgens zusammengerollt; der Bootsmann und zwei von den

Leuten waren beſchäftigt, die Kanonen zu reinigen und zu laden. Auf einen Wink des Capitäns wurden die Flaggen und die Wimpel an die Leinen befeſtigt und auf halben Maſt gezogen. Mein Vater und ich traten auf das Verdeck; die Mannſchaft ſammelte ſich um uns, und der Capitän ſprach ein kurzes Gebet; darauf ſangen wir das ſchöne Lied:

„Wie ſie ſo ſanft ruh'n!“

Dann wurde ein Signal mit der Schiffsglocke gegeben, und Alle gingen auseinander.

Jetzt wurde die Leiche meiner Mutter bereitet, um dem Wellengrabe übergeben zu werden. Der Kopf blieb frei, der ganze übrige Körper wurde feſt mit Segeltuch umwickelt und dies mit Stricken befeſtigt. An das Fußende wurden mehrere Steine und Gewichte angehängt, damit der Leichnam gleich ſenkrecht in die Tiefe hinabſchießen ſollte. Hierauf wurde er mit der Schiffsflagge zugedeckt, und mein Vater ſetzte ſich als ein treuer Wächter daneben.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang verſammelte ſich die ganze Beſatzung um die Leiche. Man trug ſie bis zum Luf-Fallreep, wo man den Reiling weg-

genommen hatte und sie auf zwei Bretter legte, die halb über den Bord hinausragten. In demselben Augenblick begann das feierliche Geläut mit der Schiffsglocke; ich sank neben der Leiche meiner geliebten Mutter in die Kniee; mein Vater stand mit gefalteten Händen neben mir, Walter lehnte sich mit finstern Mienen an das Fockewant. Der Steuermann nahte sich mit dem Gebetbuch und sprach die üblichen Formeln. Gleich darauf erhob der Capitän seine Stimme:

„Macht die Flaggeleinen klar! Laßt die Brassen in Lee! Holt über im Luf! Steuerruder tief am Leebord!“

Der Befehl ward schweigend und schnell vollzogen — wie eingewurzelt stand das Schiff.

„Jeder an sein Werk!“ hieß der Befehl weiter.

Die Schiffsglocke schwieg, der Capitän trat zur Leiche, er machte das Zeichen des Kreuzes darüber, und sprach mit feierlicher Stimme:

„Du Mensch, vom Staub genommen, sollst wieder zu Staub werden. Wir übergeben diesen Körper dem feuchten Wellengrabe, damit er am jüngsten Tage versammelt werde

zu seinen Vätern und den Herrn preise in alle Ewigkeit!“ Amen.

„Amen!“ wiederholte die ganze Mannschaft. Der Steuermann nahm die verhüllende Flagge von der Leiche, die Glocke begann wieder ihr einförmiges Geläut und von Minute zu Minute hallte ein Schuß über die Fläche des Meeres hin. Bei'm fünften Schuß gab der Capitän einen stummen Wink, das innere Ende der Bretter wurde aufgehoben und die Leiche schoß senkrecht in's Meer hinab.

Lautlos war ich vor meinem Vater in die Kniee gesunken und verbarg mein mit Thränen benetztes Angesicht in seine Hände; die müssige Menge blickte mit Theilnahme auf uns, als plötzlich vom Hinterdeck aus die befehlende Stimme des Capitäns erscholl: „Los die Lufbrassen! Holt das Ruder auf und steuert Cours! Hißt die Flaggen auf bis in den Topp!“

Mit Blitzesschnelle ward der Befehl ausgeführt; das Schiff schoß auf die gewohnte Bahn hin, die Trauerfeierlichkeit war vorüber. Meine arme Mutter hatte kein anderes Denkmal, als nur in meinem Herzen.

Ich hatte nun Niemand auf Erden, als meinen Vater, der ſeit dem Hinſcheiden meiner Mutter ſichtbar zu kränkeln begann. Der Capitän war gütig, und erlaubte mir, öfters bei ihm zu ſein. Er ſprach viel mit mir und war ſtets bemüht, mir gute Lehre zu geben, die ich dankbar empfangen und nicht vergeſſen habe. Von ihm erfuhr ich auch, daß er ſeine Geſchäftsverbindungen in Hamburg aufgegeben habe, ſein ganzes Beſitzthum in Geld und Wechſeln bei ſich führe und nun, da die Mutter geſtorben ſei, ſich mit mir in Nordamerika häuslich niederzulaſſen gedenke. — Dies Glück iſt mir leider nicht zu Theil geworden; ich ſollte eine Waiſe bleiben wie zuvor.

Ohne weitere Abenteuer und Unglücksfälle kamen wir nun am neun und dreißigſten Tage nach unſerer Abfahrt von Hamburg in die Nähe von Jamaika. Land geſehen: Abends 5½ Uhr. Veränderten Cours geſetzt. Die Lee- und Bramſegel eingenommen, und vor einfach gerefften Marsſegeln die Nacht erwartet, die Unterſegel hingen in den Seitauen. Fahrt 3 Knoten.

Um zwölf Uhr zog ein furchtbares Gewitter auf.

Die Mannſchaft wurde „Ueberall!“ gerufen. Der Sturm brach mit einer niegehörten Heftigkeit los. Konnten die Segel nicht ſo raſch bergen und büßten alle drei Stengen ein, wodurch das Schiff zum halben Wrack wurde. Zugleich ergriff uns eine Wirbelſtrömung und führte uns unaufhaltſam mit ſich fort. Die Blitze leuchteten, der Donner rollte, der Regen goß in Strömen herab, keine Geſchicklichkeit des Capitäns und des Steuermanns, keine Anſtrengung der Mannſchaft konnte dem Verderben, dem wir offenbar entgegeneilten, Einhalt thun.

Mein Vater war bei dem erſten außergewöhnlichen Lärmen auf das Verdeck geeilt und ſtand in der Nähe des großen Maſtes. Mir hatte das ſchreckliche Gewitter, deſſen ganze Furchtbarkeit nur die Tropenländer kennen, die Sinne benommen; ich klammerte mich feſt an den Mann, der meine einzige Stütze auf Erden war. Eine Geſtalt kam auf uns zu; mein Vater rief ihr entgegen: „Es ſcheint, als ob dieſe Nacht unſere letzte werden ſoll!“

„Wer wagt ſolche Worte an Bord der Artemiſia?“ rief der Angeredete, der Niemand Anders als der Capitän war, und fuhr dann, zu meinem

Vater gewendet, fort, „Muth, Herr Maxwell! Muth! Und reden Sie nicht mehr in dieſem Tone; man muß den Eifer der Mannſchaft nicht beugen!“ Und mit einem halb freudigen, halb ermunternden Ausrufe ſchritt er weiter und feuerte den bereits ſinkenden Muth ſeiner Umgebung auf's Neue an.

„Wenn wir beſtimmt ſind, deiner Mutter bald nachzufolgen, lieber Heinrich!“ ſprach mein Vater leiſe zu mir, „ſo wollen wir in unſerer letzten Stunde Muth und Standhaftigkeit zeigen, und beweiſen, daß wir es werth waren, von ihr geliebt zu ſein. Komm näher, mein Sohn! falte deine Hände und bete mit mir!“

„Laßt mich doch auch mit euch beten!“ ertönte plötzlich Walters Stimme in unſerer Nähe. „Nun, Herr Weiberdieb! will Er nicht ſo gut ſein und mir etwas Platz machen?“

Schweigend trat mein Vater einen Schritt zurück und gab dem Ungeſtümen Raum; zwei Todtfeinde ſtanden, Arm an Arm gedrängt, bei einander. Es war eine Grabesſtille unter uns.

„Mordmillionen Donnerwetter!“ ließ ſich plötzlich der vor uns ſtehende rieſige Bootsmann vernehmen,

„ich glaube, ihr ſteht hier bei einander und plärrt wie die Weiber, oder ſingt ein Sterbelied? Raſch an's Werk! Zur Zeit der Noth ſind wir Alle gleich, ihr müßt mit Hand anlegen. Kommt friſch und helft bei den Pumpen! Die Artimeſia hat einen halben Fuß Waſſer geſogen. Raſch! raſch!“

Mit ängſtlicher Haſt folgten wir der erhaltenen Weiſung. Wie kreiſchende Mißtöne flog das einförmige Geklapper der Pumpen in die Sturmnacht hinaus. Nur wer dies grauſenerregende, abgemeſſene Getöſe einſt ſelbſt hörte, vermag die Widerwärtigkeit des Eindrucks zu empfinden, aber ſchwerlich zu ſchildern. In demſelben Augenblicke rollte ein heftiger Donnerſchlag von einem Ende des Firmamentes bis zum andern, ihm folgte ein Blitz, ziſchend und krachend, der jedes Auge blendete; ein angſtvoller Schrei tönte über das ganze Verdeck, ein helle Gluth leuchtete weit und breit über das Meer hin, der große Maſt ſtand in lichten Flammen und ragte wie eine drohende Feuerruthe zum nächtlich ſchwarzen Himmel auf; der Sturm raſte zwiſchen den Flammen umher und die Funken flogen kniſternd und praſſelnd nach allen Richtungen; wenn der Regen nieder-

ſtürzte, fiel er ziſchend in die Gluth und ein dicker Qualm ſtieg auf, aber die wilde Kraft des entfeſſelten Elementes gewann die Oberhand und die Feuerſäule ſtieg von Neuem empor.

„Kappt den großen Maſt!“ tönte die Stimme des Capitäns ruhig und feſt vom Steuerruder her, und die unerſchrockenen Männer eilten mit Aexten herbei, das ſchreckliche und gefährliche Werk zu beginnen. — Dumpf, faſt unheimlich hallten die Schläge, während der Sturm an Heftigkeit zunahm und die Gluth mit furchtbarem Grimme vor ſich her trieb — da fiel der letzte entſcheidende Schlag, und die ganze brennende Maſſe ſtürzte leewärts über in die ſchäumende Fluth.

Noch einmal flackerte ſie im Sturze auf und beleuchte die grauenvolle Scene, da rief der Bootsmann, deſſen Falkenauge ſchon eine geraume Weile in die Nacht hinausgeſtiert hatte: „Brandung im Lee!“

„Wendet das Schiff!“ lautete der ernſte Befehl des Commandeurs.

Es geſchah. Mit der größten Mühe ward das unter dieſen Umſtänden ſchwierige Geſchäft zu Stande

gebracht, und hin- und hergeſchleudert von der wildwogenden See, lagen wir nun über einen andern Bug, dem Zorn der Elemente Preis gegeben. Regungslos ſtanden wir Alle neben einander, ſtarrten in die Nacht hinaus auf die beiden Maſten, die uns geblieben, und auf die wenigen Segel, die, wie Geſpenſter in der Mitternachtsſtunde, auf den Raaen hängend, erſchienen. Da rief der Bootsmann, der vom Utkick aus unaufhörlich in die wild aufgeregte Fluth blickt: „Brandung im Lee!“ und ſein Schreckensruf machte das Blut in unſern Adern gerinnen.

„Wendet das Schiff!“ lautete der wiederholte Befehl vom Steuerruder her, aber umſonſt! Die Artemiſia gehorchte ihrem Steuer nicht mehr; willenlos trieben wir vor dem Winde hin.

Eine bange Stunde verging. Kein Laut wurde gehört, aber kein Menſch vermag zu beſchreiben, was in dem Herzen eines Jeden von uns vorging.

„Land dicht vor uns!“ erſcholl die Unglück verkündende Stimme des Bootsmannes, und in demſelben Augenblick traten die hochragenden, ſchwarzen Maſſen aus der nächtlichen Hülle hervor und ſchienen

auf uns herabstürzen zu wollen. Zu den Füßen derselben spritzte die Brandung hoch auf und hüllte die ganze Wasserfläche in ein weißes Schaumgewand, als dehne sich vor jenen Felsenriesen ein langes, schneebedecktes Eisfeld aus. In demselben Momente stieß das Schiff gegen verborgene Klippen und saß, zwischen zwei Felsen gekeilt, unbeweglich fest. Der Vorderbug that sich auseinander und die wogende Wasserfluth stürzte herein, der Kiel rang sich vom Boden des Schiffes los, die Masten geriethen in's Schwanken und stürzten, das Verdeck in ihrem Sturze zur Hälfte zermalmend, rechts und links in die Fluth. Unterdessen stieg das Wasser, das überall ungehinderten Eingang hatte, immer höher und schlug gegen die Planken des Verdecks, wodurch dies in's Schwanken gerieth und unsere Lage immer mißlicher wurde.

Als unser Capitän sah, daß Nichts mehr zu retten sei, hatte er den Befehl gegeben, mit möglichster Vorsicht die Böte auszusetzen, und war mit Lebensgefahr in die Cajüte hinabgestiegen, um die Schiffspapiere und andere werthvollen Schriften zu bergen. Jetzt kehrte er zurück und erwartete den

letzten Augenblick, der ihn unwiderruflich zwingen würde, sein Schiff zu verlassen. Da flüsterte mir mein Vater zu: „Wenn ich nicht so glücklich sein sollte, das Land lebend zu betreten, so untersuche meinen Leichnam; den werthvollsten Theil meines Vermögens trage ich in Gold und Juwelen bei mir, er wird deine Zukunft hinlänglich sichern.“ Ich drückte meinen Vater noch einmal an die Brust und empfing seinen Segen. Es war das Letzte, was ich auf dieser Welt von ihm empfangen sollte; denn als er eben zu reden fortfuhr, erscholl der Ruf: „In die Böte! In die Böte!“

Mit gleicher Hast stürzte Alles dem Orte zu, wo die Böte lagen und das Einsteigen bewerkstelligt wurde; Einer verdrängte den Andern; mein Vater und ich wurden, trotz meines Angstgeschrei's, von einander getrennt. Er war mit seinem Todtfeinde Walter im ersten Boote, ich im zweiten.

„Leute!“ rief mein Vater nach unserm Boote hinüber, „Tausend Dollars Dem, der mir am Lande meinen Sohn lebendig übergibt!“

„Ganz wohl, Herr Maxwell!“ entgegnete der

Bootsmann und riß mich an ſich, indem er mich zwiſchen beide Beine klemmte.

„Vater! lieber Vater!“ ſchrie ich, von Schmerz überwältigt, aber meine Stimme erſtarb in dem Rauſchen der Wellen; die Böte wurden von einander getrennt; es war das letzte Mal, daß ich die Stimme meines Vaters gehört hatte.

Noch hatten wir uns nicht weit entfernt, als ein dumpfes Krachen mir ſagte, daß das Ende der Artemiſia gekommen ſei; ſie verſank vollends. Lautlos ſaßen wir bei einander. Die Mannſchaft that das Mögliche, uns über Waſſer zu erhalten — da ſchwebte eine Rieſenwelle heran, nahm unſer Boot auf ihren Rücken und ſtürzte es kopfüber in die Tiefe; von ſtarken Armen fühlte ich mich umfaßt — mir verging die Beſinnung.

Als ich wieder erwachte, ſchien mir die Sonne warm in's Geſicht. Ich raffte mich freudig auf. Die üppig wuchernde tropiſche Pflanzenwelt blüthe umher; rechts von mir war ein Kokuswald, mit Piſang und dunkellaubigen Tamarindenbäumen untermiſcht; links eine furchtbare Klippenreihe, ſchwarz und unzugänglich; vor mir das unruhig wogende

Meer, und am Strande hin- und herlaufende Neger, die mit lautem Geschrei ihre Empfindungen zu erkennen gaben, die auf keine große Traurigkeit schließen ließen. Ich blickte mit lebhaftem Erstaunen auf die fremdartige Gruppe und konnte mich von dem seltsamen Anblick nicht losreißen, als ich die Stimme unseres Bootsmannes vernahm, der mich aus meinen Träumen weckte.

„Na, da bist du ja!“ rief er mir zu, „ich glaubte, du würdest gar nicht mehr zu dir kommen. Jetzt kannst du deinem Vater sagen, daß ich gut für dich gesorgt und die tausend Dollars ehrlich verdient habe. Wir wollen ihn aufsuchen; das zweite Boot ist weiter leewärts gerathen, wir werden ja sehen, was wir davon finden. Aber sage mir doch, wie dein Vater die Baarschaft gerettet hat, womit er mir dein Leben bezahlen will?“

Dies that ich und wir schritten darauf dem Strande zu, wo mein Gefährte einige Neger zum Nahen brachte. Da er schon mehrere Male in diesen Gegenden gewesen war, gelang es ihm, sich verständlich zu machen. Nach der Meinung der Schwarzen sollte das zweite Boot ein Paar Meilen

weiter abwärts zu finden ſein. Mit großer Anſtrengung legten wir, im heftigſten Sonnenbrand und tief im Sande watend, den Weg zurück, fanden auch das Boot, welches von der Gewalt der Wellen hoch auf den Strand geworfen war, aber von Menſchen keine Spur. Endlich erſpähte ich den von einigen Sträuchern verdeckten Leichnam Walters; unfern von ihm lag mein Vater. In Beiden war keine Spur Leben, Beide waren bis auf die Haut ausgeplündert, und der Bootsmann [redacted] um den Lohn gebracht, den er ſo wohl verdient zu haben glaubte. Er machte ſeinem Zorne durch fürchterliches Fluchen Luft, und ging dann landeinwärts, mich ganz allein meinem troſtloſen Schickſal überlaſſend. Da ſtand ich nun, ein armer, hilfloſer Knabe, in einem ganz fremden Lande, von keinem Menſchen gekannt, zwiſchen der Leiche meines Vaters und ſeines Todtfeindes. Mein Unglück war ohne Gränzen, ich ſank zu Boden, weinte laut und netzte den glühend heißen Sand mit meinen Thränen. Da fiel mir ein, daß mein Vater mir bei'm Scheiden befohlen habe, ſeinen Leichnam ſorgfältig zu unterſuchen. Das hatten nun freilich ſchon räube-

riſche Neger vor mir gethan; aber es lag mir ob, die theuren Ueberreſte meines Vaters nicht unter freiem Himmel verwittern und den Thieren zur Beute zu laſſen. Mit der größten Anſtrengung ſchleppte ich den Todten ſo hoch auf den Strand, daß die See ihn nicht erreichen konnte, und fing nun an, mit ſcharfen Steinen, die ſich in der Nähe befanden, ein Grab zu graben; dann zog ich mein Hemd ab, bekleidete meinen Vater, damit er nicht nackend in ſeinem Grabe liege, und ſenkte ihn ein. Schon wollte ich die letzte traurige Pflicht erfüllen und den Leichnam des geliebten Todten mit Erde bedecken, als ich an Walter dachte, der, den Vögeln unter dem Himmel zur Beute, hoch auf dem Sande lag. Ich blickte auf meinen Vater, und glaubte in ſeinen blaſſen Mienen zu leſen, daß ich recht handele, wenn ich den Gefühlen meines Herzens folgte. Ich ſtieg hinab zum Strand, ergriff die Leiche des Mannes, der der Quäler meiner Mutter und der Feind meines Vaters geweſen war, trug ihn mit Anſtrengung aller meiner Kräfte zu dem offnen Grabe und ſenkte auch ihn ein. — Die das Leben feindlich trennte, lagen nun im Tode vereint

neben einander. Friede sei mit ihnen! — Ich bedeckte sie mit Erde, wälzte einige Steine auf das Grab, sank dann, von Müdigkeit überwältigt, zusammen und entschlief fest, als sich eben die Sonne zur Rüst neigte.

Am andern Morgen erwachte ich. Obgleich mich ein wüthender Hunger und ein brennender Durst quälten, so wagte ich dennoch nicht, von den Beeren zu essen, die auf den nahe stehenden Sträuchern wuchsen, aus Furcht, sie möchten giftig sein. So sind wir Menschen! Ich war der ärmste Knabe auf der Welt; Alle, die mich liebten, waren gestorben, und doch bangte mir, mein Leben zu verlieren. Da ich keine lebende Seele weiter erblickte, so vermuthete ich, daß außer dem Bootsmann und mir Niemand von der ganzen Besatzung davon gekommen war. Ich nahm daher von dem Grabe meines Vaters Abschied und ging landeinwärts, wo ich zwischen Kaffe- und Zuckerfeldern hinwanderte, während ich jeden Augenblick vor Mattigkeit umzusinken drohte. Da erblickte ich endlich in der Ferne eine stattliche Wohnung; aber noch ehe ich sie erreichte, traf ich auf einen Neger, der mich fragte, wohin ich wolle.

Anfangs hielt es schwer, mich ihm verständlich zu machen, aber bald fand es sich, daß der Schwarze früher in Verkehr mit deutschen Schiffern gestanden hatte und der Sprache derselben einigermaßen mächtig war. Nun war ich geborgen und theilte ihm mein Unglück mit. Er beklagte mich über die Maßen und führte mich in seine Hütte. Hier mischte er mir eine Calabasse mit Rum und Wasser, die ich mit Heißhunger verschlang. Nachdem ich mich von dieser Anstrengung bei einer saftreichen Ananas erholt hatte, verspürte ich Müdigkeit und versank in einen tiefen Schlaf. Erst am Nachmittage erwachte ich, und gleich darauf trat mein gastfreier Neger ein, der mir bedeutete, daß ich nicht länger bei ihm verweilen dürfe; denn der Plantagen-Aufseher hielt gegen Abend die gewöhnliche Nachsuchung, und wenn er in irgend einer Hütte Jemand fände, der nicht dahin gehöre, so bekomme der Eigner Schläge. Ich brach alsobald auf, erkundigte mich, wo ich sei und erfuhr, daß ich mich auf Jamaika befinde, und zwar auf den Plantagen des Herrn Baxter, die fünfzig (englische) Meilen von Kingstone belegen wären. Ich möchte zu diesem Herrn gehen und ihm

meine Lage vorſtellen, vielleicht thäte er Etwas für mich.

Baxter — das war — ja, ich irrte nicht — das war der grauſame Vater meiner unglücklichen Mutter! Und zu dieſem ſollte ich gehen? Wenn ich auch gewußt hätte, daß mein ferneres Daſein von einem Winke ſeines Auges abhinge, ſo würde ich ihn nicht aufgeſucht haben. Ich rief meinem alten Neger ein flüchtiges Abſchiedswort zu und ſchlug die mir bezeichnete Straße ein. Bald darauf wurde ich von einem Manne angehalten, der mir entgegen kam; er trug weite Beinkleider, einen blauen leinenen Rock und einen Strohhut, die gewöhnliche Tracht des Pflanzers. Seine Geſichtsfarbe war braunroth, die Phyſiognomie zerriſſen und abſtoßend.

„Wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr hier?“ fuhr er mich an.

„Wer hat darnach zu fragen?“ entgegnete ich.

„Ich!“ rief er zurück, „ich, der Eigner dieſes Grund und Bodens! Hier iſt nicht die offne Landſtraße!“

„Seid Ihr ein Chriſt?“ antwortete ich, „daß Ihr es einem armen Schiffbrüchigen verwehren wollt, ſeinen Weg über Eure Felder zu nehmen?“

„Schiffbrüchige?“ ſchrie er, „ja, ich kann das! Lumpenvolk! Bettlerpack! — Unter John Baxters Dach ſoll dergleichen Schelmenvolk nicht niſten!“

„John Baxter?“ rief ich erſchreckt und fühlte, daß alles Blut aus meinen Wangen trat, denn eben ſo groß, wie unerwartet war meine Ueberraſchung. So ſah ich denn den Mann vor mir, der uns Alle ſo namenlos unglücklich gemacht hatte. Wie an den Boden feſtgewurzelt ſtand ich da.

„Nun, wird's bald?“ herrſchte er mich an, während ich vergebens nach Faſſung rang. „Werdet Ihr ſuchen fort zu kommen? In meinem Hauſe iſt der Tiſch für Eures Gleichen nicht gedeckt!“

„Das glaube ich Eurem Geſichte ohne alle Betheurung!“ lautete meine Antwort. „Aber wenn auch Euer Tiſch gedeckt wäre für den Unglücklichen, ſo wäre es doch noch die Frage, ob ein Maxwell ſeine Füße unter den Tiſch eines Baxter ſtellen möchte?“

„Was iſt das?“ rief Jener, und das Erſtaunen war nun auf ſeiner Seite. Er ſah mich vom Kopf bis zu den Füßen an, und polterte dann mit widerlicher Stimme: „Du ein Maxwell? du der Sohn

meiner ungerathenen Tochter? Er ſtand, vor Wuth zitternd, mir gegenüber, und ich glaube, er würde mich geſchlagen haben, wenn er vor Schrecken und Zorn dazu hätte kommen können.

Ich wollte nicht ſo grauſam ſein, einem Vater das letzte Ende ſeiner Tochter zu verhehlen, und theilte ihm ihre Schickſale mit, zugleich ihm den Ort bezeichnend, wo ſich das Grab derer befand, die ich geſtern beerdigt.

„So, du junge Viper!“ rief er, endlich Worte findend, aus. „Und nun kommſt du zu mir, willſt dich an mich klammern und dich mit meinem Blute nähren? Aber dafür ſoll geſorgt werden! — Weg von hier! — James! Peto! Hal! herbei! Jagt den unverſchämten Burſchen fort! Peitſcht ihn, wenn er nicht hören will!

Ich erwartete nicht das Ende ſeines Geſchreies, ſondern ſtieß den, der, blind vor Zorn, mir ſelbſt den Weg vertrat, bei Seite, gewann die große Straße und eilte fort nach Kingſtone.

Erſt nach einigen Tagen erreichte ich dieſe Stadt; denn ich konnte in der brennenden Sonnenhitze nur langſam gehen. Dazu hatte ich keine Nahrungs-

mittel, als die Früchte und Beeren, die ich am Wege fand, und keinen Trunk, als den mir die keineswegs zahlreichen Quellen boten. Die Insekten stachen mir den ganzen Körper wund, und oft stürzte ich vor Mattigkeit zusammen. Endlich betrat ich den Ort, wo ich das Ziel meiner Leiden zu finden hoffte, aber als ein heimath- und obdachloser Knabe, der sich auch nicht durch das geringste Papier auszuweisen vermochte, wollte es mir nicht gelingen, irgendwo ein Unterkommen zu finden. Da erbarmte sich meiner ein spanischer Schiffscapitän, der am Abend vorher in einer Anwandlung von Trunkenheit seinen Kajütswächter so blutrünstig geschlagen hatte, daß er in's Hospital gebracht werden mußte. Er hieß mich an Bord seines Schiffes gehen und die Stelle des Kranken ausfüllen. Ich that es; denn ich war nahe am Verhungern. Aber hier ging es mir sehr schlecht. Die Leute erfuhren nur zu bald, daß ich ein Ketzer sei, und plagten und schindeten mich, wo sie konnten und wußten. Ich war meines Lebens satt und müde und kannte keinen sehnlicheren Wunsch, als zu sterben.

Hier hat das Tagebuch plötzlich ſein Ende erreicht. Wie aus einer Randbemerkung des Schreibers hervorgeht, iſt es ein Jahr nach jenem grauenhaften Schiffbruche aus dem Gedächtniſſe aufgeſchrieben, woher ſo manche kleine Irrthümer und Mängel erklärlich werden. Aber es iſt auch daraus mit Gewißheit anzunehmen, daß der arme Heinrich Maxwell der grauſamen Behandlung von Seiten der Spanier nicht erlegen iſt. Ueber ſein ferneres Leben iſt mir kein Aufſchluß geworden. Ich weiß nicht, wo der Unglückliche ein Ende genommen hat, oder ob er noch gar lebt. So viel weiß ich, daß ich an Bord jenes Schiffes als Halbmatroſe war, welches der Capitän Borchers, mit dem Heinrich Maxwell ſeine erſte Reiſe machte, in der ſpaniſche See anpreiete, und daß ich den freundlichen Knaben mit den friſchen Wangen und der offnen Stirn nahe bei dem Capitän auf dem Quarterdeck ſtehen ſah. — Das Tagebuch ſelbſt fand ich mehrere Jahre ſpäter in der Kiſte eines Baaksgenoſſen, der in der Havannah am gelben Fieber verſtorben war.

Der Werft.

„Merke auf, mein Sohn!“ ſagte Vater Burckhardt eines Morgens, „ich will dir etwas erzählen:“ —

So lebhaft faſt zu jeder Tageszeit das öſtliche Ende der großen Elbſtraße in deiner Vaterſtadt Altona iſt, ſo einſam und verlaſſen iſt der weſtliche Theil derſelben; indeſſen iſt die jetzige Einſamkeit nicht mit derjenigen zu vergleichen, welche daſelbſt vor länger als hundert Jahren herrſchte; ich ſpreche nämlich von jener Zeit vor dem Jahre **1713**, da dieſe Stadt noch nicht von dem General Steenbock in Aſche gelegt worden war. Das hat nun zwar Keiner von uns erlebt, aber mein Großvater, der mich als Knabe oft auf ſeinen Knieen ſchaukelte, hat mir öfters davon erzählt und Alles dasjenige hinzugefügt, was du jetzt von mir erfahren ſollſt.

Damals befanden ſich in jenem Stadttheil nur wenige Wohnungen, die theils Fiſchern, theils Schiffszimmerleuten angehörten. Die Letztern fanden

ihren Unterhalt meistens auf einem Werft, der gerade am Ausgange dieser Straße belegen war und den Beinamen „zum goldnen Anker" führte. Heutiges Tages ist keine Spur mehr davon, weder in der Wirklichkeit, noch in irgend einer Schrift aufzufinden; mit jener fürchterlichen Feuersbrunst, die eine ganze Stadt verheerte, ist auch sie von der Erde völlig verschwunden.

Dieser Bauplatz, von welchem ohne Unterlaß viele und große Schiffe vom Stapel gelassen wurden, hatte ein eigenthümliches Ansehen. Von drei Seiten war er mit hohen Bretterwänden eingefaßt, und die vierte ward von der vorüberfließenden Elbe begränzt. In der Mitte des Zaunes, welche den Werft von der Straße trennte, war eine eiserne Gitterpforte, durch welche man den zur Arbeitszeit so lebhaften Bauplatz überschauen konnte. Zwei hohe Schiffsgalione, wunderliche, buntbemalte Fratzen vorstellend, ragten zu beiden Seiten der Pforte über den Zaun hinweg, als Wahrzeichen dienend, welches Gewerbe hier getrieben wurde. Auf der linken Seite des Platzes stand das Haus des Besitzers, durch eine seltsame Bauart sich auszeichnend, und wie es von

Aussen einen unangenehmen Eindruck machte, so war es auch im Innern unwohnlich und unbequem; schon die nächste Umgebung war von den Arbeitern benutzt; kein Baum, kein Strauch, keine Blume, wie doch sonst wohl üblich, war hier zu finden; es war eine düstre, melancholische Einsamkeit über das Ganze verbreitet. Auf der entgegengesetzten Seite des Platzes lief ein mehrere Fuß breites Bollwerk in den Strom hinaus; auf dem äußersten Ende desselben stand eine Ruhebank, und über derselben war ein gegen Sonnenhitze und üble Witterung schützendes Bretterdach angebracht.

Auf dieser Bank saß während des größten Theils des Tages der Eigenthümer dieses Platzes, ein Holländer von Geburt, Namens Cornelius van Kerk, ein finstrer, mürrischer Mann, schroff und unzugänglich, von der ganzen Welt abgeschieden lebend, und Keinem Rede stehend, sobald das Gespräch etwas Anderes, als sein Geschäft betraf. Gegen die bei ihm arbeitenden Leute war er kurz angebunden, öfters grob und ließ ihnen auch nicht das kleinste Versehen ungeahnet hingehen. Er untersagte lautes Gespräch und Lachen, duldete kein

Singen oder irgend etwas dergleichen; aber niemals fehlte es ihm an Arbeitern, denn er bezahlte seine Leute prompter und reichlicher, als jeder Andere, und wenn irgend Einer durch Krankheit verhindert wurde, seinen Dienst zu versehen, ward ihm dessenungeachtet am Sonnabend sein Lohn regelmäßig und unverkürzt ausgezahlt. Morgens um 6 Uhr mußten Alle auf dem Platz sein; Herr Cornelius kam selbst und stellte genaue Musterung an; dann ward das Feuer unter den großen Pech- und Theerkesseln angezündet, und das nun anhebende einformige Geklapper der großen Hämmer war der richtigste Stundenzeiger für sämmtliche Bewohner dieses Stadttheils. Genau um 12 Uhr Mittags gab der Herr mit einer Glocke das Zeichen zum Aufbruch; aber wenn er eine Stunde später dieselbe Glocke wieder anzog, mußte Jeder auf seinem bestimmten Platz sein. Um 7 Uhr ward der Feierabend auf gleiche Weise angedeutet, und Jeder wußte, daß Herr Cornelius es gerne sah, wenn Alle sich so schnell als möglich entfernten, worauf dieser mit Sorgfalt das eiserne Gitter selbst verschloß, die beiden großen Doggen von der Kette los machte und

ſich dann in ſein Haus begab, worin er bis zum nächſten Morgen ſtill und ruhig verharrte.

Man hatte in der Stadt viel von der Sonderbarkeit des Holländers geſprochen, der ſich nun bereits über 16 Jahre hier aufhielt und einen Tag wie den andern hinbrachte. Man hatte ſich jede erdenkliche Mühe gegeben, die Urſache zu ſeinen Seltſamkeiten aufzufinden; als man aber endlich die Unmöglichkeit einſah, der Sache auf den Grund zu kommen, ſtand man von dieſem Vorhaben ab, und der Niederländer ward den Leuten, wie jede Sache, die man täglich vor Augen hat, endlich gleichgültig. Zwar war bei einigen Wenigen die Luſt, über Herr Cornelius van Kerk nähere Auskunft zu erhalten, nicht ſobald unterdrückt worden, und dieſe hatten ihre Nachforſchungen ſo insgeheim und mit ſolcher Vorſicht betrieben, daß ſie zum Theil hinter das Geheimniß gekommen waren, ohne daß ihre Mitbürger oder gar Herr Cornelius ſelbſt irgend Etwas davon ahnten. Dieſe Nachrichten waren allerdings wunderlich genug und wohl dazu geeignet, die Neugier der Müſſiggänger rege zu erhalten.

Nach dieſen in der Stadt umlaufenden Gerüchten, die übrigens aus einer guten Quelle geſchöpft worden, ſollte Herr Cornelius van Kerk in Rotterdam geboren und der einzige Sohn eines dortigen Schiffsbaumeiſters ſein. In ſeiner Jugend war er ein ſchöner Mann und der geheime Gegenſtand aller Mädchenherzen geweſen; er hatte aber wenig Sinn für die Freuden der Liebe und widmete ſich nur um ſo eifriger dem Geſchäfte ſeines Vaters, den eine langwierige Krankheit daniederſtreckte, und war in ſeinem neunzehnten Jahre bereits im Stande, der ganzen weitläufigen Arbeit vorzuſtehen, als ſein Vater in Folge jener Krankheit ſtarb. War der junge Mann bisher der Heißerſehnte für Viele geweſen, ſo wurde er es jetzt, zur Zeit ſeiner Unabhängigkeit, noch mehr, aber kein offner oder verſteckter, noch ſo lockender Antrag machte Eindruck auf ihn, als plötzlich das, auf ſein ungetrübtes Glück neidiſche böſe Geſchick ihn ereilte und den Kelch des Leidens im reichſten Maße über ihn ausgoß.

Er ging eines Tages frohen Muthes unter ſeinen Arbeitern umher, als einer der reichſten und ſtolzeſten

Kaufherrn von Rotterdam, Mynheer Adrian Hoopt, bei ihm einſprach, und ſich ein Glas Wein und eine Pfeife ächten holländiſchen G. gefallen ließ. Herr Cornelius baute zu der Zeit ein Fregattſchiff und hatte den wohlgelungenen Bau ſelbigen Tages vollendet, als ihm der Beſuch des Kaufherrn zu Theil ward. Dieſer lobte das wirklich ſchöne Schiff, das in den angenehmſten Verhältniſſen ausgeführt und auf das Vortheilhafteſte eingerichtet war; er hatte eben ein altes Fahrzeug kaſſirt, das keiner Dienſte mehr fähig war, und fragte den Baumeiſter, ob er wohl für ihn ein ähnliches, wie das eben fertig gewordene, auf den Stapel ſetzen wolle? Mit großer Freude nahm Cornelius dieſen Vorſchlag an, und Beide wurden bald Handels eins. Seit dieſer Zeit ging Herr Adrian Hoopt öfters auf den Bauplatz, und auch Herr Cornelius war genöthigt, mehrere Male die Wohnung des reichen Kaufherrn zu beſuchen, der dann nicht unterließ, ihn jedesmal mit vornehmer Herablaſſenheit und jener verletzenden Familiarität zu empfangen und zu entlaſſen, die Leuten ſeiner Art ſo eigen iſt. Als er ſich eines Tages in die Wohnung ſeines Patrons verfügte,

war dieſer nicht zu Hauſe. Aber aus welchem Munde ſollte er dieſe Nachricht empfangen? — Vieles hatte er von der Schönheit Mariannen's, der einzigen Tochter des ſtolzen Kaufherrn, gehört, die in der ganzen Stadt nur unter dem Namen: „die reiche Erbin" bekannt war. Sie empfing den betroffenen jungen Mann mit liebenswürdiger Unbefangenheit und wußte ihn durch ihre zwangloſe Unterhaltung ſo lange zu feſſeln, bis der Vater zurückkam. Cornelius war bei dem Eintritt des alten Herrn noch ganz verwirrt, er hatte beinahe vergeſſen, warum er gekommen war, und berechtigte Herr Adrian Hoopt zum erſten Male zu der Vermuthung, ob der junge Schiffsbauherr auch wohl bei vollem nüchternen Verſtande ſei? —

Warum die Folgen jener Unterredung hier weitläufig auseinanderſetzen? Jedermann erräth ſie. Cornelius wandte alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel an, Marianne wieder zu ſehen, und dieſe vereitelte ſeine Pläne nicht. Was in dem Hauſe ihres Vaters nicht möglich war, geſchah außer demſelben. Die öffentlichen Spaziergänge, die Kirchen boten ihnen eine willkommene Gelegenheit. Cornelius

war ſchon zufrieden, wenn er an ihrem Hauſe vorübergehen konnte, ſie dann am Fenſter ſtehen ſah und einen freundlichen Gruß von ihr empfing. Allmählig gewann er die Herrſchaft über ſich ſelbſt wieder; er prüfte ſich und die Lage der Dinge, überzeugte ſich, daß er nie von der Geliebten werde laſſen können, daß aber auch der Vater in keinem Falle ſeine Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit Mariannen geben würde. Dieſe Wahrheit trübte den beiden Liebenden jene ſelige Stunde, in welcher ſie Herz gegen Herz, Schwur gegen Schwur eintauſchten. Sie hatten nämlich ein Mittel ausgefunden, ſich wenigſtens ein Paarmal wöchentlich zu ſprechen, und dieſe Zuſammenkünfte fanden in dem Hauſe und unter dem Schutze einer unbeſcholtenen Frau ſtatt, deren Mann auf dem Werft des Herrn Cornelius die Dienſte eines Werkmeiſters verſah. Noch ſchwelgten die Liebenden in der Seligkeit des erſten Kuſſes, da kam Marianne eines Abends zur gewohnten Stunde an den Ort ihrer geheimen Zuſammenkünfte; ſie war bleich und entſtellt und warf ſich lautweinend in die Arme des Geliebten. Dieſer, heftig erſchrocken, führte das zitternde Mädchen zu

einem Sitze und fragte mit der ängstlichsten Besorgniß, was ihr fehle? Nach vielem Zureden erfuhr er endlich Folgendes: Herr Adrian Hoopt hatte seine Tochter zur ungewöhnlichen Stunde rufen lassen, und als sie, von einer bangen Ahnung ergriffen, vor ihm erschien, habe er ihr angekündigt, daß sie Braut sei. Ein reicher Kaufmann zu Amsterdam, Herr Halle-Jantzen, habe bei ihm um Marianne für seinen Sohn angehalten, und da Alles diese Verbindung wünschenswerth mache, habe er im Voraus zugesagt, und setze sie nun davon in Kenntniß; der junge Mynherr werde binnen drei Monaten nach Rotterdam kommen, und die feierliche Verlobung solle alsdann sogleich statt finden.

Wenn Herr Adrian einmal etwas bestimmt hatte, so war dies unwiderruflich, und der geringste Widerspruch erregte seinen Zorn, ohne daß er deßhalb seine Gesinnungen änderte. Das wußte Marianne und sie ging schweigend bei Seite, aber auf ihrer Stube weinte sie sich aus, und als die Stunde schlug, in welcher sie ihren Geliebten an dem bewußten Orte erwarten konnte, eilte sie fort, um diesem die schreckliche Botschaft zu bringen. Beide

waren untröſtlich, und Cornelius, von ſeiner Jugendhitze übermannt, war nahe daran, eine Unbeſonnenheit zu begehen; doch hielt ihn die furchtſame Marianne zurück, und bat ihren Freund, irgend etwas zu erſinnen, wie ſie dem bedrohlichen Bündniſſe entgehen könne; denn nimmer, das ſchwur ſie feierlich, werde ſie dieſem aufgedrungenen Bräutigam ihre Hand geben und ihrer erſten Liebe untreu werden.

Unterdeſſen gingen die drei Monate allgemach zu Ende. Die Zeit war herangekommen, daß die Fregatte, welche Cornelius für Herr Adrian Hoopt zu bauen übernommen hatte, fertig war und ſich des Beifalls jedes Kenners erfreute; ſelbſt Herr Adrian Hoopt, dem nicht leicht Jemand etwas recht machte, fand nichts zu tadeln und freute ſich des herrlichen Schiffes, das hoch auf dem Werfte ſaß und deſſen ſtolze Maſte hoch über die nahe ſtehenden Häuſer hinausragten. Der letzte Nagel war eingeſchlagen, und es blieb nur noch übrig, daß Herr Adrian dem Schiffe einen Namen beilegte und den Tag des Ablaufens beſtimmte. Der Kaufherr, der ſich an die baldige Ankunft des Schwie-

gerſohnes erinnerte und dieſelbe auf alle mögliche Weiſe zu verherrlichen gedachte, verſchob die bevorſtehende Feierlichkeit, bis jener junge Mann wirklich angekommen ſein würde, und befahl einſtweilen, die Fregatte Marianne zu nennen, ſie unter dieſem Namen einzuregiſtriren und denſelben mit goldenen Buchſtaben auf dem Spiegel des Schiffes anzubringen.

„Das Alles habe ich mir ſehr wohl überlegt“, ſagte Herr Adrian Hoopt in einem Tone herablaſſender Vertraulichkeit zu ſeiner Tochter, „ich habe dies Fahrzeug in der Abſicht bauen laſſen, damit es, wohl ausgerüſtet, einen Theil deiner Ausſteuer bilde; ſo werde ich es deinem Bräutigam, am Tage eurer Verlobung übergeben. Es muß ihn ſchmeicheln, daß dies Gebäude den Namen ſeiner künftigen Frau trägt. Das kann aber bald geſchehen, denn übermorgen kommt der junge Mann, nach welchem ich mich ſo lange ſehnte, hier an. Tages darauf ſoll die Marianne vom Stapel laufen und zwei Tage ſpäter ſoll euere Verlobung ſein.“

Marianne ſagte nichts, und ihr Vater hielt dies Schweigen für die Wirkung der freudigen Ueber-

raſchung, die ſeine ſeltene Galanterie verurſachte. Er begab ſich, ſelbſtgefällig lächelnd, in ſein Comptoir. Aber hätte er die Sprache unglücklicher Liebe verſtanden, die mit Blicken ſo beredt zu ſprechen weiß, er würde eine ganz andere Anſicht von der Lage der Dinge gewonnen haben.

Das arme Mädchen brach in Thränen aus, ſobald ſie ſich allein ſah; aber bald gewann ſie wieder die Herrſchaft über ſich ſelbſt, die ſie nur ſelten verließ, und beeilte ſich, den Geliebten von dem Vorgefallenen zu unterrichten, indem ſie zugleich beſtimmte, noch im Laufe des Tages eine Unterredung mit ihm haben zu wollen. Dies geſchah. Ich kann dir aber nicht die Worte mittheilen, die zwiſchen ihnen gewechſelt wurden, aber ich kann dir ſagen, daß der Gegenſtand ihrer Berathung von großem Intereſſe war; denn ſie blieben an vier Stunden beiſammen, und als Marianne nach Hauſe zurückkehrte, war ſie voll des froheſten Muthes.

In Cornelius aber konnte ſich während des folgenden Tages Niemand finden. Er ertheilte auf ſeinem Arbeitsplatz die nöthigſten Befehle, und lief dann von einem Wechsler zum andern, um bedeu-

tende Summen aufzutreiben, was ihm, da er tüchtige Prozente gab, nicht schwer fiel; denn er besaß ein geordnetes Vermögen und hatte außerdem kürzlich einen sehr wohlhabenden Oheim beerbt.

Der erwähnte Schwiegersohn war endlich von Amsterdam angekommen. Jedermann mußte gestehen, daß er nicht der Mann sei, worin sich ein junges Mädchen verlieben könne; er war roh, unbeholfen, über die Maßen gemein in seinem Betragen, aber er war der einzige Sohn eines Millionärs, und das gab ihm in den Augen des Mynheer Adrian einen Vorzug, den kein noch so sehr hervortretender Nachtheil aufzuwiegen im Stande war. Alle Leute bedauerten das arme Mädchen, die einem solchen ungeschlachten Burschen geopfert werden sollte, und nur diese allein schien das unangenehme Gefühl nicht zu theilen, welches die Erscheinung des jungen Herrn Jantzen aus Amsterdam bei Allen erregt hatte.

Der Tag, an welchem die auf dem Werft des Herrn Cornelius erbaute Fregatte vom Stapel gelassen werden sollte, brach an. Mynheer Adrian hatte dazu die verschwenderischsten Anstalten gemacht.

Das Innere des Schiffs war mit glänzender Pracht dekorirt und das Verdeck auf das Lieblichste geschmückt. Die Herren stiegen auf breiten und bequemen Treppen das Verdeck hinan, die Damen wurden in große Körbe gesetzt und vermittelst eines einfachen Mechanismus hinaufgewunden. Am Ufer vertheilte Musikchöre wechselten mit denen ab, welche sich auf dem Schiffe selbst befanden, und überall war ein freudiges Leben, eine heitere Bewegung unter den Anwesenden. Eine große Volksmenge hatte sich eingefunden, und damit auch sie Antheil an der allgemeinen Freude haben sollten, wurde Wein und Genever in großen Massen unter ihnen vertheilt, und des Lobpreisens und Bewunderns eines so gastfreien Mannes, wie Mynheere Adrian, war kein Ende.

Unterdessen waren alle Vorkehrungen getroffen worden, und Herr Cornelius zeigte dem Bauherrn an, daß Alle seines Winkes harrten. Sogleich trat dieser in die Mitte seiner Gäste, hielt ihnen eine feierliche Rede, worin er eigentlich nichts sagte, als daß er ein reicher Mann sei und deßhalb ein solches Schiff habe bauen lassen, und gab darauf

das erbetene und ersehnte Zeichen. Alsobald trat eine rüstige Schaar von Schiffszimmerleuten an den Helgen, worauf das ungeheure Gebäude ruhte, und begann die Keile und Stützen wegzuschlagen, welche dasselbe hielten. Sie sangen dabei jene altherkömmliche, einförmige Weise, die mit dem Stürzen der Balken und dem Pochen der Hämmer eine so seltsam schauerliche Melodie bildet, daß sie den Hörer fast immer in eine sehr ernste Stimmung versetzt. Die Musik war verstummt, jedes Gespräch wurde abgebrochen; aber aller Augen richteten sich auf das Schiff und erwarteten, daß es nun, von der letzten Fessel befreit, vom Lande fliegen und in das Element hineinschießen würde, dem es eigentlich angehörte.

Der Augenblick war da; donnernd stürzten rechts und links die Balken, krachend flogen die letzten Keile zur Seite, und hinab flog das Fahrzeug den Helgen. Wie ein rasendes Ungethüm brach es sich seine Bahn durch das Wasser, daß dies hoch aufspritzte und schäumte, und die Böte und Kähne, die sich zu beiden Seiten desselben aufhielten, hin und her und auf und nieder schwankten, als ob sie

ſich plötzlich mitten auf der hohen See befänden, und kaum hatte der Kiel der ſchlanken Fregatte den Waſſerſpiegel berührt und ſich allmählich in die klare Fluth hinabgeſenkt, als Pauken und Trompeten von allen Seiten ſchmetterten und wirbelten, und ein lautes Freudengeſchrei vom Lande und vom Waſſer her ſich mit den Tönen der Inſtrumente miſchte; in dem Augenblicke zogen alle in der Nähe liegenden Schiffe ihre Staatsflaggen auf; von den Verdecken derſelben hallte der dumpfe Schall der abgefeuerten Kanonen über Stadt und Hafen hin und miſchte ſich mit dem Geläute aller Glocken, die auf allen Schiffen zu gleicher Zeit angezogen wurden.

Als der erſte Tumult vorüber war, und der Bauherr ſowohl, als der Meiſter die Glückwünſche der Gäſte empfangen hatten, begab man ſich in eigens dazu verzierte Chaluppen, die Fregatte zu umfahren und ſich zu überzeugen, ob ſie wirklich ſo ſehr gerathen ſei, wie man allgemein glaubte. Cornelius, ſeines vollendeten Werkes ſicher, fuhr an der Spitze der kleinen Flottille eine kleine Strecke ſtromaufwärts und ließ die Böte dann allmählig zurücktreiben. Mit Vergnügen glitten die Blicke des Kenners

und des Layen über den Prachtbau hin und vermochten ſich kaum von dem herrlichen Anblick loszureißen. Mynherr Adrian brach auf's Neue in Lobſprüchen aus und ſetzte hinzu, daß er dem Baumeiſter, außer dem bedungenen Kaufpreis, gerne jede Gefälligkeit erzeigen wolle, wenn dieſer ihn darum erſuchte.

„Dazu könnte ſich noch im Laufe des Tages eine Gelegenheit darbieten!“ ſagte Cornelius mit ungemeinem Ernſte, „und ich erſuche alle verehrten Mynheers, Zeuge des Verſprechens zu ſein, was Mynherr Adrian gegeben hat.“ Dann aber plötzlich wieder in die ihm eigene heitere Laune fallend, fuhr er fort: „Vorjetzt aber haben wir es mit einem wichtigeren Gegenſtande zu thun; ich erſuche meinen verehrten Bauherrn und die Seinigen, ſowie alle übrigen anweſenden Damen und Herren, ſich ſobald als möglich, an Bord der Fregatte zurückzubegeben und eine kleine Mahlzeit einzunehmen, welche ich dort ausgerichtet habe.“

Dieſe Einladung ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und bald ſaß die ganze Geſellſchaft an zierlich geordneten Tafeln auf dem Verdecke und

ſchonte der Gottesgaben nicht, die vor ihnen aufgehäuft waren.

Eine Stunde verging nach der andern, ſchon begann der Wein hier und da ſeine Wirkung zu äußern. Alle redeten zugleich und fragten ſich gegenſeitig bald dies, bald das, ohne eine Antwort abzuwarten. Da ermahnte die einbrechende Dunkelheit, die Tafel aufzuheben, und bald ſchwärmten Alle in luſtiger Ausgelaſſenheit durcheinander hin; denn flinke Burſchen hatten plötzlich die Tafeln und Sitze entfernt und den Luſtwandelnden hinlänglichen Raum verſchafft. Hier und da begann man vom Aufbruch zu reden, aber Cornelius war zu ſehr feiner Wirth, um ſeine Gäſte ſchon jetzt zu entlaſſen; er veranlaßte ſie, in die Kajüte hinabzuſteigen, um die innere Einrichtung genauer in Augenſchein zu nehmen, wozu er ihnen unterrichtete Wegweiſer mitgab. Als ſie aber nach einer Stunde wiederkehrten, hatte ein Zauberſchlag Alles verwandelt; vom Verdeck bis zu den höchſten Maſtenſpitzen hinauf ſchwamm das Schiff in einem Feuermeer; die verſchiedenen buntfarbigen Lampen erhöhten das Ungewöhnliche des Eindrucks; Mynherr Adrians Name glänzte vom

Vortopp; Alles ſpiegelte ſich im Waſſer noch einmal ab und erhöhte ſo das Mächtige des Eindrucks. Unter freudigem Jubel ordneten ſich die Jüngern zum Tanz, der augenblicklich begann, während die ältern Damen und Herren ſich um eine Tafel rangirten, die mit den feinſten Weinen und ausgeſuchteſten Leckereien beſetzt war. Von dieſer Tafel aus hatten ſie die Ausſicht über das Schiff weg auf den dunklen Waſſerſpiegel, und als nun zweihundert Schritte davon auf einer eigens dazu erbauten Schiffbrücke ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt wurde, ſtiegen der Jubel und das Entzücken auf das Höchſte und wollten gar kein Ende nehmen. Da gelang es endlich Mynherr Adrian ſich Gehör zu verſchaffen; nach ſeiner Weiſe begeiſtert von der Auszeichnung, welche ſein Baumeiſter ihm hatte zu Theil werden laſſen, brachte er die Geſundheit deſſelben aus, erinnerte ſich ſelbſt an das früher gegebene Verſprechen und gelobte die Gewährung jeder Bitte, dieſe Gewährung mit einem lauten Fluche bekräftigend.

„Nun wohlan!“ rief Cornelius, „da Ihr mich wiederholt dazu auffordert, ſo ſei es! und ich erſuche

alle Anweſenden Zeuge deſſen zu ſein, was ich bitte, und ſich der feierlichen Zuſicherung jenes Herrn zu erinnern.

Eine Todesſtille trat darauf ein, und Cornelius fuhr fort: „Mynheer Adrian Hoopt! ich liebe Eure Tochter Mariänne, und ich halte mich überzeugt, daß ich auch von ihr wieder geliebt werde. Feierlich und in Gegenwart aller Eurer und meiner Freunde werbe ich hiermit geziemend um ihre Hand und bitte: gebt ſie mir zum Weibe, ich werde ſie gewiß glücklich machen. Iſt dies aber zu viel verlangt, ſo geſtattet ihr wenigſtens, frei zu wählen, und dringt ihr nicht einen Mann auf, den ſie nicht mag. Herr Jantzen wird die Großmuth haben, auch ohne Eure Tochter nach Amſterdam zurück zu kehren, ſobald er ſich überzeugt hat, daß Marianne ihn nicht liebt.“

Dieſer eben ſo kühne, als unerwartete Antrag hatte alle Anweſende verwirrt; den am meiſten dabei betheiligten Perſonen erſtarb das Wort auf den Lippen. Herr Jantzen wurde vor Bosheit blaß und roth und preßte ſein Schnupftuch in's Geſicht, als ob ihm die Näſe blutete. Herr Adrian ſtierte

den kecken Redner unverwandten Blickes an, als ob er ihn durchbohren wollte, und ballte ſeine Hände krampfhaft zuſammen. Marianne ſah mit ſtrahlendem Auge zu dem Geliebten auf, und um ihre Lippen ſpielte ein beiſtimmendes Lächeln, als wollte ſie ſagen: So war es recht. — Die Anweſenden ſahen mit ängſtlicher Neugier bald zu Dieſem, bald zu Jenem auf, aber Keiner wagte, die feierliche Stille zu unterbrechen.

Endlich gewann die Geſtalt des Mynherr Adrian Leben, und den Stuhl weit hinter ſich zurückſchleudernd, ſprang er auf: „Wenn ich nun nicht einige Scheu trüge für die edle Geſellſchaft um mich her, ſo wollte ich ein Exempel ſtatuiren, das ohne Beiſpiel ſein ſollte, um mich für den Schimpf zu rächen, den jener Böſewicht durch ſeinen Antrag über mein Haus gebracht hat. Hat die Firma Adrian Hoopt ſo geringe Bedeutung, daß ein ſolcher Mann aus Nichts, deſſen Exiſtenz nur durch die Güte einer Hochmögenden Kaufmannſchaft begründet iſt, ſein Auge zu unſerer Tochter empor zu heben wagt? Wir werden Alles aufbieten, um für den Schimpf, der uns angethan iſt, diejenige Genug-

thuung zu erhalten, die nothwendig iſt, um den Glanz unſeres Hauſes in ſeiner ungetrübten Reinheit wieder herzuſtellen, den du, Cornelius van Kerk, mit deinen unſaubern Händen befleckt haſt. Aber das ſagen wir dir: Es gereicht zu deinem unverdientem Glück, daß dieſes Schiff, an deſſen Bord wir uns befinden, in dieſem Augenblick noch nicht völlig unſer Eigenthum iſt, indem gegen Auszahlung der Kaufſumme die feierliche Uebergabe noch nicht ſtatt fand, ſonſt würden wir dich ſo ſchnell und ſo ſchimpflich, als möglich, vom Borde thun, da wir dich für einen Menſchen halten, den wir eben ſo wenig, als einen Verpeſteten in unſerer Geſellſchaft dulden. Auch werden wir trachten, ſobald als möglich ein Fahrzeug wieder los zu werden, auf welchem uns ſolcher Schimpf zu Theil wurde.“

„Wenn das Eure Meinung iſt, Herr Adrian Hoopt!“ entgegnete Cornelius mit der höchſten Ruhe im Ausdruck und in Geberden, „ſo bin ich wohl geneigt, Euch dazu die Hände zu bieten; fern ſei es von mir, irgend Jemanden ein Schiff aufdringen zu wollen, das ich gebaut habe. Seht

alſo die Sache ſo an, als ob nie eine Verbindung der Art zwiſchen uns ſtatt gefunden hätte uud begnügt Euch mit der Ehre, heute an Bord meiner Fregatte ein gerne geſehener Gaſt geweſen zu ſein.“

Adrian ſtemmte beide Hände auf den Tiſch, beugte ſich weit vor über den Tiſch, und ſah den kecken Sprecher mit einem verhöhnenden Blicke an. „Habt Ihr eine ſo herrliche Manier, Verbindlichkeiten aufzuheben, Cornelius van Kerck?“ ſagte er mit kaltem Spott. „Ihr vergeßt wohl für den Augenblick, daß Ihr für den Bau dieſer Fregatte nach und nach an fünfzigtauſend Gulden aus meiner Kaſſe empfangen habt, und daß dieſe mich außerdem noch für herbeigeſchafftes Inventarium zehntauſend Gulden koſtet? Oder iſt ſo hohe Fluth in Euren Geldkaſſen, daß Ihr ſolche Summen mit Euch in der Taſche herumführt? Dann zahlt aus, Herr! in Gegenwart dieſer hochgeehrten Herren zahlt mir ſechzigtauſend Gulden aus, und die Fregatte mag Euer bleiben, bis der Teufel ſie holt!“

„Der Handel gilt!“ rief Cornelius mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, „das Schiff bleibt mein, und ich zahle Euch augenblicklich die Summen zurück,

die ich von Euch empfangen habe. Hier dieſe Brieftaſche wird ſo viel enthalten, als Eure Anſprüche werth ſind. Unterſucht ihren Inhalt!" —

In keinem Augenblicke ſeines Lebens hatte Herr Adrian den Kaufherrn verläugnet, alſo auch jetzt nicht: Er nahm die dargebotene Brieftaſche, unterſuchte den Inhalt derſelben mit der größten Kaltblütigkeit, und ſagte: „Hier ſind fünftauſend Gulden zu viel, der Reſt iſt für mich; das Fahrzeug bleibt Euer, denn ein ehrlicher Mann hält ſein Wort, aber wir wollen Euch keinen Augenblick länger beſchwerlich fallen, und bitten Euch, uns ſo ſelten, als möglich, wieder zu begegnen! Ich glaube, daß, durch mein Beiſpiel gewarnt, kein Rheder von Rotterdam von Euch auch nur einen Nagel in irgend ein Spiekerhout wird ſchlagen laſſen, und ſo könnt Ihr immerhin Euern Werft ſchließen."

„Ich denke ſo zu thun!" entgegnete Jener, „und vielleicht eher, als Ihr denkt. Aber darf ich fragen, ob Ihr den jungen Leuten geſtattet, den auf eine ſo unangenehme Art unterbrochenen Ball wieder fortzuſetzen?"

„Ich habe hier Niemanden etwas zu erlauben!"

rief Herr Adrian, „kann mir ſelbſt aber nicht geſtatten, mit den Meinigen auch nur einen Augenblick länger zu verweilen.“

Dies war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruche. Cornelius verließ mit einer leichten Verbeugung die Tafel und ſprang nach dem Fallreep: „Die Schaluppen am Steuerborde! Hoi!“ rief er mit lauter Stimme.

Ein mehrfaches „Halloi!“ ward von allen Seiten laut, und die ſchlanken Fahrzeuge, von kundigen Ruderern geführt, ſchoſſen längs der Seite des Schiffes, Treppen glitten vom Bord herab, und mehrere flinke Burſchen ſtanden bereit, die Damen hinunter zu geleiten. Alles drängte ſich den Treppen zu, voran Herr Adrian mit ſeinem Schwiegerſohne und ſeiner Tochter, ohne daß nur irgend Einer dem gaſtfreien Wirth ein Wort zum Abſchied geſagt hätte; aber Marianne richtete, als ſie vom Verdeck in das wartende Boot ſtieg, einen langen Blick auf den Geliebten; es ſchien, als hätten Beide ſich verſtanden.

Nach einer halben Stunde war auch der Letzte verſchwunden; die Tafeln wurden abgeräumt, die

Lampen verloſchen. Schwarze Nacht umfing das Schiff, Todtenſtille herrſchte im Hafen.

Aber am andern Morgen bot jene Fregatte einen ſeltſamen Anblick dar. Von der geſtrigen Feſtlichkeit ſah man keine Spur mehr. Ueber hundert Menſchen waren beſchäftigt, dieſelbe ſegelklar zu machen, und Alles ging mit einer ſolchen Eile vor ſich, als ob das Schickſal der Welt von einer minutenlangen Verzögerung abgehangen hätte. Während große Schuiten, mit Sand und Stein beladen, heranſchwammen, um den nöthigen Ballaſt in den Raum der Fregatte zu ſchaffen, was bis Mittag völlig gelungen war, ſchienen die Stengen und Raeen, wie von Geiſterhand geleitet, eine nach der andern empor zu ſchweben; ihnen folgten die blendend weißen Segel, welche bald von den Raeen herabflatterten; die regſte Geſchäftigkeit belebte jeden Einzelnen, und Cornelius ging von Einem zum Andern, und ordnete Alles mit einer Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart an, als ob er jahrelang dieſem Geſchäfte vorgeſtanden hätte. Schon um drei Uhr Nachmittags ſtand die Fregatte unter ihrer ganzen Takelage, jeden Augenblick bereit, in See zu gehen.

Da trat Cornelius aus der Kajüte, gab einige Befehle und eilte dann an's Land, während mehrere Fahrzeuge herbeikamen, welche den nöthigen Vorrath von Lebensmitteln und sonstigen Bedürfnissen an Bord brachten. Selbst die einbrechende Dunkelheit störte das geschäftige Treiben nicht, welches noch einige Zeit bei dem Scheine mehrerer Laternen fortdauerte. Aber mit dem Anbruch des Tages war Alles still und ruhig am Borde; und man sah nur, wie die zur Besatzung eines solchen Fahrzeugs nöthige Mannschaft sich bald hier, bald dort etwas zu schaffen machte und das nachholte, was am Tage vorher in der Eile übersehen worden war.

In der Stadt verursachte indessen diese gegen alles Herkommen übereilte Ausrüstung eines Schiffes die seltsamsten Gerüchte. Wie ein Lauffeuer flog die Nachricht davon durch Rotterdam, und schon nach drei Stunden war der Strand mit Menschen angefüllt, welche alle voll Verwunderung auf das seltsame Treiben blickten. Wie viele Mühe man sich indessen auch gab, so vermochte doch Keiner die wahre Ursache zu erfahren, und unbefriedigt mußte Jeder seines Weges gehen; aber mehr noch

wuchs das Erſtaunen, als nun am andern Morgen die Fregatte völlig ſegelklar da lag und Niemand ſah, daß irgend eine Anſtalt zur Abfahrt getroffen wurde; ſie lag ſtill und geräuſchlos inmitten der Fluth, die Mannſchaft ſchlenderte müſſig auf und nieder, und als der Tag ſich neigte, gingen ſie an's Land, ſich zu vergnügen; nur Wenige blieben zur Bewachung des Schiffes zurück.

Aber während die ganze Stadt an der ſeltſam ſchnellen Ausrüſtung der Fregatte und der eigenthümlichen Laune ihres Eigners den lebhafteſten Antheil nahm, ſchien man bei Mynheer Adrian eine ſolche Neugier unter der Würde des hochmögenden Hauſes zu halten. Hier wurden vielmehr alle Anſtalten getroffen, um die Verlobung Mariannens mit Mynheer Jantzen ſo glänzend als möglich zu halten, und Vater und Schwiegerſohn ſaßen den ganzen Tag über im Comptoir beiſammen; wahrſcheinlich, um ſich wegen der Ausſteuer zu berechnen und die Vortheile zu erwägen und zu erörtern, welche durch dieſe Verbindung für ſie entſtehen würden. Jeder Bürger der Stadt, der nur irgend Anſpruch auf eine Bedeutſamkeit hatte, war eingeladen worden,

ſich mit den Seinigen im Hauſe des reichen Handelsherrn einzufinden, und an einem Feſte Theil zu nehmen, das alle überſtrahlen ſollte, die man bis jetzt hier geſehen hatte. Sehnſüchtig erwartete Jeder das Anbrechen eines Tages, der zum Freudenſpender für ganz Rotterdam werden ſollte.

Am Morgen dieſes Tages war am Strande eine lebhafte Bewegung. Mit dem Aufgange der Sonne lichtete die Fregatte, die den müſſigen Leuten in Rotterdam ſo Vieles zu reden gegeben, die Anker. Der munt're, luſtige Geſang der Matroſen ſchallte über den Hafen hin; als der Anker auf und nieder ſtand, fielen die blendend weißen Segel von den Raaen, die Schooten wurden vorgezogen und die breiten Tücher ſtiegen, immer mehr ſich entfaltend, bis zur Spitze der Stengen empor. Jetzt wurden die Böte aufgewunden und ſomit jede Kommunikation mit dem Lande aufgehoben; die Nationalflagge ſtieg an der Hintergaffel auf und vom großen Topp wehte der lange blutrothe Wimpel durch die blaue Luft. Auf ein neues Kommando ſtieg der Anker vollends aus der Tiefe herauf; durch eine geſchickte Wendung des Steuers fingen die Segel den vollen

BIBL. UNIVERS. LINZ

Winde und mit der Schnelligkeit eines Pfeiles schoß die Fregatte in leichter, majestätischer Haltung durch die Fluth, bald den Blicken derjenigen entschwindend, welche sie mit schlechtverhehlter Neugier verfolgten.—

Man hatte nicht unterlassen, diese Nachricht so schnell als möglich in das Haus des reichen Kaufherrn zu tragen, der wies aber die Ueberbringer derselben mit barschen Worten von sich und befahl, nicht wieder von einem Gegenstande zu reden, den zu erwähnen er so tief unter seiner Würde hielt, während er im Innersten seines Herzens eine Verwünschung nach der andern auf den Mann herabrief, der ihn auf eine so schnöde Art aus dem Besitz eines Schiffes gesetzt, das er bereits als sein Eigenthum angesehen hatte.

Allmählich fanden sich indessen die geladenen Gäste ein, und ihre übertriebenen Complimente brachten dem Hausherrn die gute Laune zurück, welche die Fregatte des Herrn Cornelius ihm geraubt hatte; auch der Schwiegersohn ließ sich blicken, um die Glückwünsche, die seiner harrten, entgegenzunehmen, und Alles wartete nur auf die Braut, welche noch immer säumte, sich in der Gesellschaft einzufinden.

Schon wurde das Beiſammenſein der Gäſte für den Wirth peinlich, und er ſchickte Boten über Boten, daß Marianne ſich beeilen möchte; aber einer nach dem andern kam zurück und berichtete, es werde ungeachtet alles Pochens nicht aufgemacht und keine Antwort ertheilt. Da ward Mynheer Adrian plötzlich von einer böſen Ahnung ergriffen, und indem die ſchnelle Ausrüſtung der Fregatte durch ſeinen Sinn fuhr, rannte er, mitten durch die erſchrocknen Gäſte, zum Saal hinaus und die Treppe hinauf, nach der Stube ſeiner Tochter. Als er auf wiederholtes Rufen keine Antwort erhielt, lehnte er ſich mit der ganzen Gewalt ſeines Körpers gegen die Thür und ſprengte ſie auf. Haſtig trat er ein, gefolgt von Allen, die ſich in ſeiner Nähe befanden. Die Stube war leer, keine Spur von Mariannen anzutreffen, kein Brief, kein Zettel, der irgend eine Auskunft gab; es blieb dem Scharfſinn des Vaters überlaſſen, zu ermitteln, auf welche Weiſe ſein Kind verſchwunden ſei.

Geſtört war das Feſt, noch ehe es begonnen hatte; die Gäſte, in ihren Erwartungen getäuſcht, zogen mit trübſeligen Mienen ab, der Schwiegerſohn

verbarg ſich mit ſeinem Aerger und ließ Herrn Adrian allein, der durch das ganze Haus tobte, und vor blindem Zorn, der ſich ſeiner bemächtigt hatte, nicht im Stande war, irgend einen Entſchluß zu faſſen. Erſt ſpät kehrte ſeine Beſonnenheit zurück, und nun begann er allerdings die wirkſamſten Maßregeln zu ergreifen, um zu erfahren, wo ſein Kind geblieben und wohin jene Fregatte geſteuert ſei, an deren Bord er Marianne nicht mit Unrecht vermuthete. Als aber Tage und Wochen vergingen, ohne daß er irgend eine Spur entdeckte, ward er immer unleidlicher; er entfremdete die Menſchen, welche mit ihm umgingen, immer mehr von ſich, und Jeder ſuchte nach einem Vorwand, mit ihm auſſer Berührung zu kommen; auch Herr Jantzen begab ſich unverrichteter Sache wieder nach Amſterdam zurück, und ſomit wird von dieſem unbedeutenden Menſchen in dieſer Geſchichte nicht mehr die Rede ſein.

Ein ganzes Jahr war auf dieſe Weiſe vergangen, und Adrian Hoopt, der ſeit der Flucht ſeiner Tochter ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte, nicht zum Vortheil derſelben, ſehr vernachläſſigt hatte, kam endlich auf den Einfall, ſeine Handlung zu veräußern; dann

zog er ſich ganz in ſich ſelbſt zurück, und es kam kein anderer Gedanke in ihm auf, als wie er die Flüchtigen entdecken und ihnen die verdiente Strafe wollte erdulden laſſen. Vorzüglich grollte er dem Cornelius, und er glaubte nicht eher Ruhe zu haben, als bis er dieſen Schänder ſeines Namens und ſeines Hauſes todt zu ſeinen Füßen ſähe.

Abermals waren zwei Jahre vergangen und noch immer war jede Nachforſchung vergebens geblieben, als plötzlich ein Brief aus Batavia einlief. Er war von einem Freunde Adrian's geſchrieben, der den einzelnen Mitgliedern des Hauſes wohl bekannt war, der alle Pläne des alten Herrn, namentlich die in Bezug auf ſeine Tochter kannte, und nur wenige Monate vor jenem Ereigniſſe Holland verlaſſen hatte. Der gedachte Brief war ungefähr folgenden Inhaltes:

„Es muß Ew. Edlen nicht befremden, wenn ich in einer Angelegenheit an Euch ſchreibe, die mir befremdlich vorkommt. Ich weiß um jeden Plan, den Ihr hinſichtlich Eures Hauſes und namentlich Eurer Tochter gefaßt habt, und kann nicht glauben, daß Ihr Euren wohlüberlegten, vielgeprüften und höchſt vernünftigen Entſchluß auf eine ſo ſeltſame

Weiſe geändert hättet. Ich gehe nämlich vor einigen Tagen auf der Hafenmauer ſpazieren und betrachte mit Wohlgefallen eine ſchöne Fregatte, die ſehr derjenigen ähnelt, welche Ihr bei Cornelius van Kerk hattet auf den Stapel ſetzen laſſen. Ich war eben gewilligt, darüber einige Erkundigungen einzuziehen, als ich mit einem Manne zuſammenrenne, der, als er mich erblickt, mir aus den Augen zu kommen ſtrebt. Aber ich hatte ihn alſobald erkannt, und nicht wenig überraſcht, den Schiffbauer, Cornelius von Kerk aus Rotterdam vor mir zu ſehen, halte ich ihn auf und ſuche ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen; er ſteht halb gezwungen ſtill, erzählt mir, daß Euch das Schiff, als er es vollendet gehabt, nicht angeſtanden; daß er, ärgerlich darüber, den ganzen Handel rückgängig gemacht und ſich entſchloſſen hätte, es auszurüſten und ſelbſt zu führen, welches Vorhaben er auch mit Glück durchgeſetzt habe. — Ich ſtellte mich, als glaubte ich ihm, und ließ ihn nach einer kurzen Erwiederung gehen, aber ſeine Ausſagen kamen mir doch gar zu unwahrſcheinlich vor, und als er ſich eilig mehrere Schritte entfernt hatte, gab ich dem Neger, den ich zur Auf-

wartung bei mir hatte, den Befehl, ihm nachzugehen und mir genaue Nachricht zu bringen, wo er bleibe. Der Burſche richtete ſeinen Auftrag gut aus, und als er gegen Abend zurückkehrte, theilte er mir mit, daß jener Mann noch mehrere Gänge im Hafen gehabt hätte, dann ſei er in die Stadt gegangen, und habe dieſe ſpäterhin verlaſſen, um ſich in ein Landhaus zu begeben, wo er von einer hübſchen Frau, die ein Kind an der Hand gehabt, empfangen worden und mit ihr ſogleich in ein ſehr ernſthaftes Geſpräch gerathen ſei. Ich beſchloß nun ſogleich bei mir, mich am andern morgen früh nach jenem Landhauſe zu begeben und mit eigenen Augen zu ſehen. Denkt Euch nun mein Erſtaunen, als ich in der Frau des Herrn Cornelius van Kerk Eure Tochter erkenne, die eben beſchäftigt war, ein bildſchönes Kind, das auf ihrem Schooße ſaß, zu putzen, während ſie ein kleineres, das in einer Hängematte ihr zur Seite hing, freundlich anlächelte. Mein Beſuch brachte ſie außer Faſſung, und überwältigt von Angſt und Ueberraſchung geſtand ſie mir, daß ſie Euch wider Euern Willen verlaſſen und mit ihrem Geliebten entflohen ſei, um einer verhaßten

Verbindung im Vaterlande zu entgehen. Gleich darauf erſchien Cornelius, der mir mit hochfahrendem Weſen entgegentrat; auch erhielt Eure Tochter durch ſeine Gegenwart mehr Muth, und Beide wollten mir glauben machen, als hättet Ihr ſpäter Eure Einwilligung zu dieſer Ehe gegeben. Aber, wie geſagt, ich kenne Euch beſſer und wußte, woran ich war; allein um ſie ſicherer zu machen, ſtellte ich mich von ihrer Liebe gerührt, verſprach zu ſchweigen und verſicherte ſie meines unbegränzten Wohlwollens, worauf ich ſie verließ, und wie ich glaube, ziemlich beruhigt; denn ſie glaubten mich mit ihnen einverſtanden. In Wahrheit aber iſt es meine Schuldigkeit, Euch nützlich zu ſein, und ich ſetze Euch daher von dem in Kenntniß, was ich erfahren, damit Ihr Eure Maßregeln darnach nehmen könnt. Wenn Ihr mich mit Euren Aufträgen beehren wollt, ſo will ich thun, was in meinen Kräften ſteht, ſobald ich Eure Willensmeinung weiß, bis dahin aber auf die Leute ein ſicheres Augenmerk haben, damit ſie uns nicht entwiſchen.

„Batavia, den 15. Februar 1695.

Jakob Stavenhagen.“

Dieſer Brief langte zu ſeiner Zeit bei Adrian Hoopt an und ſchreckte ihn aus jenem dumpfen Hinbrüten auf, worin er ſeit einiger Zeit verſunken war. Er traf die ſchleunigſten Anſtalten zur Abreiſe und langte ſchon neun Monate nach dem Empfange jenes Schreibens, da ſich gerade eine günſtige Gelegenheit darbot, welche ſeine Sehnſucht beflügelte, bei ſeinem Freunde in Batavia an.

Stavenhagen hatte während der Zeit ein Meiſterſtück gemacht. Er zog ſich keineswegs von Cornelius und den Seinigen zurück, vielmehr beſuchte er ſie öfters und ſchien ſich bei ihnen zu gefallen; Jene gewöhnten ſich an ſeine Gegenwart und betrachteten ihn als einen Freund, deſſen Umgang ihnen hier in der Fremde von doppeltem Werthe ſchien. Er war ganz unter ihnen heimiſch geworden, und wie er das herzinnige Zuſammenleben der beiden Leute ſah, mochte ihn faſt ſein Vorſatz gereuen; aber er glaubte recht gethan zu haben, und feſten Schrittes ging er daher dem leidenſchaftlichen Adrian entgegen, um dieſen zu dem Aufenthaltsort ſeiner Kinder zu führen. Sie hatten beinahe die Wohnung derſelben erreicht, als Stavenhagen den Schritt ſeines Freundes hemmte und ſagte:

„Ich habe meine Pflicht als Freund gegen Euch erfüllt und Euch den Ort wiſſen laſſen, wo ſich Eure entflohene Tochter befindet; ich habe ſie bewacht und ſicher gemacht, damit ſie Euch nicht auf's Neue entrinnen ſollte; nun aber ſeid Ihr hier, und wie ich fürchte, nicht mit den beſten Abſichten. Ich habe aber die Leute eine lange Zeit beobachtet, und ihre Kinder oft auf meinen Knieen geſchaukelt. Glaubt mir, Adrian, welche glänzende Parthie Ihr auch Eure Tochter hättet thun laſſen, glücklicher hättet Ihr ſie nicht gemacht. Mann und Frau und Kinder leben ſo friedlich mit einander, daß ſich die Engel im Himmel darüber freuen möchten. Darum denke ich, Ihr haltet den beiden Leuten eine tüchtige Strafpredigt, nehmt dann die kleinen Enkel auf den Schooß und freut Euch von Grund des Herzens, daß Ihr Großvater ſeid.“

Adrian hörte ſeinen Freund mit allen Zeichen der Ungeduld an und ſagte darauf: „Ihr miſcht Euch, denke ich, ſehr zur Unzeit in meine Angelegenheiten. Eure Schuldigkeit als Freund habt Ihr gethan, da Ihr mir den Aufenthaltsort jener Nichtswürdigen anzeigtet; jetzt ſeid ſo gut und überlaßt

mich mir ſelbſt, ich weiß ſchon, was ich zu thun habe; aber das verſichere ich Euch, ich will nicht eher ruhen, als bis ich die vollſtändigſte Genugthuung für den Schimpf habe, welchen man mir angethan hat.“

Stavenhagen ſah dem leidenſchaftlichen Mann feſt in's Auge: „Adrian!“ rief er, „Ihr brütet nichts Gutes. Ich habe mir öfters ſelbſt geſagt, daß ich Unrecht that, Euch zu rufen; dieſer Augenblick gibt mir davon die feſte Ueberzeugung. Mann! Ihr ſeid auf dem Wege, nicht nur Euer und Eurer Tochter Unglück, ſondern auch das zweier ſchuldloſer Kinder zu machen, darum, ehe Ihr zu raſch handelt, überlegt noch einmal. Durch ein kleines Verſäumniß iſt nichts verloren, aber eine einzige Uebereilung kann Alle für das ganze Leben unglücklich machen; das bedenkt, und zügelt Euern Zorn, der eben jetzt, ich ſehe es, mächtig aufbrauſ't.“

Aber wer hätte ſich rühmen können, jemals dem Ingrimm des ſtolzen Rotterdammer Kaufherrn Schranken geſetzt zu haben? Er tobte und geiferte ſo gegen ſeinen Freund, daß dieſer wohl einſah, hier ſei nichts weiter zu thun, als ihn gewähren zu

laſſen; doch konnte er nicht umhin, dieſem zu folgen, in der Abſicht, den Wüthenden zu verhindern, eine That zu begehen, die ihn mit tiefer Reue erfüllen mußte.

Dennoch ahnte ihm nichts, was wirklich geſchehen würde.

Das Zwiegeſpräch der beiden Kaufleute war unfern von Cornelius Wohnung vorgefallen. Die Mutter ſaß bei der Hängematte ihres jüngſten Kindes, das ſie hold anlächelte, während das älteſte, ein Knabe, ihr Blumen zutrug und ſeine ſchuldloſen Kinderſpiele trieb. In dieſem Augenblicke vernahm man ein Geräuſch, und Marianne ſchrie laut auf, denn ihr Vater ſtand auf der Schwelle und ſah ſie mit zornfunkelnden Augen an. Kaum eines Wortes war ſie mächtig und ſchwankte händeringend hin und her, als ſie aber den Vater auf die Kinder zuſchreiten ſah, ſtürzte ſie mit einem lauten Schrei zu den Füßen des aufgebrachten Mannes und umklammerte ſeine Kniee.

„Hinweg, Creatur!“ rief er, „damit ich dich nicht mit meinen Füßen zermalme! Habe ich deswegen meine Heimath verlaſſen und Alles verkauft

und verſchenkt, woran mein Herz hing; habe ich darum auf meine alten Tage mich der Gefahr einer Seereiſe preisgegeben und mit tauſend Mängeln und Entbehrungen gekämpft, damit ich nur hier erſcheine, um dich als reuige Sünderin zu begrüßen, und in meinem Herzen wieder aufzunehmen? Du haſt das Aeußerſte an mir gethan und mich zu einer That getrieben, die ich mir nie als möglich denken konnte, ſo wundere dich denn auch nicht, wenn du Niegeglaubtes ſehen mußt; denn ich bin hier, um ein ſchreckliches Gericht zu halten.“

Mit dieſen Worten ging er in bewußtloſer Wuth auf die Hängematte zu, aber Marianne ſprang auf und trat ihm in den Weg.

„Nur über meine Leiche geht der Weg zu dieſem ſchuldloſen Kinde!“ rief ſie mit leidenſchaftlicher Entſchloſſenheit. „Wollt Ihr weder der Stimme der Natur, noch der Menſchlichkeit Raum geben, ſo thut, was Euch der böſe Geiſt des Haſſes, der Euch ſtets ſinnverwirrend mit ſich fortriß, eingibt. Hier ſtehe ich, eine unglückliche Mutter, vor meinen Kindern und will ſie bis zu meinem letzten Athemzuge mit allen Kräften beſchützen.“ Sie ſtellte ſich

vor die Hängematte, worin das kleine Mädchen bis dahin geſchlummert hatte, die jetzt, von dem Lärmen erwachend, die Augen aufſchlug und weinte, während der Knabe, laut aufſchreiend, ſich hinter der Mutter verbarg.

„Was iſt das?“ ſchrie Adrian Hoopt, und ſein Zorn kannte keine Gränzen mehr, „du mir noch trotzen? Du nicht in Demuth die Strafe hinnehmen, die ich über dich verhänge? Nicht mit Flehen und Seufzen deine Seele unter meinen Fußtritten aushauchen? Habe es denn, Teufel, und fahre hin zur Hölle, der du entſtiegen biſt, als das erſte Opfer meiner Rache!“

Wie ein durch Feuer gereizter blutgieriger Tiger, ſprang er nach der, unbeweglich, gleich einer Marmorſäule daſtehenden Frau, und noch ehe der mit mehreren farbigen Dienern des Hauſes herbeieilende Stavenhagen es verhindern konnte, hatte er ſie mit beiden Händen gefaßt und ſchleuderte ſie mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Stärke zu Boden. Aber die ſchützende Hand des Herrn hatte ſich von dieſer unglückſeligen That abgekehrt; Marianne ſtürzte mit dem Hinterkopf ſo unglücklich gegen ein marmornes

Piedeſtal, daß der Fußboden mit Blut überſchwemmt wurde, und ſie alſobald den Geiſt aufgab. Bleichen Angeſichts, mit vorgeſtreckten Armen, ſtarrte der Vater die Hingeſchiedene an, die Augen traten ſchier aus ihren Höhlen, ſeine Finger hingegen krallten ſich zuſammen, als wollte er ſein unglückliches Opfer auf's Neue erhaſchen, während beide Kinder vor Furcht und Angſt laut aufſchrieen. In dieſem Moment trat Cornelius ein, und erfaßte mit einem Blick das ganze große Unglück, was über ihn hereingebrochen war.

„Abſcheulicher, unnatürlicher Vater!“ ſchrie er, außer ſich auf Adrian Hoopt eindringend, „was haſt du gethan?“ Deine Hand iſt mie dem Blute deiner Tochter befleckt, dein Haupt iſt dem Geſetze verfallen, meines Hauſes und meines Herzens Frieden haſt du für immer gemordet! Wehe mir!“

Er ſtürzte bei der hingeſchiedenen Marianne nieder, nannte ſie mit den ſüßeſten Namen und ſuchte mit ſeinen Händen das Blut aufzuhalten, was noch immer aus der tiefen Kopfwunde hervorquoll.

Unterdeſſen kehrte bei Adrian Hoopt die Beſinnung wieder und mit ihr erwachte ſeine ungezähmte

Wuth: „Sie iſt hin,“ murmelte er vor ſich hin, „ſie wird mir nicht wieder trotzen! Aber noch lebt ihre Brut! Fort mit dieſer von der Welt! fort damit!“ Und mit dieſen Worten eilte er der Hängematte zu; — ängſtlich aufſchreiend ſtreckte das kleine Mägdlein abwehrend ihm die Arme entgegen.

Wie ein aufſchreckender Donner hatten dieſe Worte das Ohr des unglücklichen Cornelius getroffen, er ließ die Leiche ſeiner hingeopferten Gattin, die er ſanftweinend in ſeinen Armen hielt, fahren und ſprang auf den wüthenden Adrian zu, ihn mit rieſiger Kraft erhaſchend und zurückdrängend. Der Alte ſtieß ein furchtbares Wuthgeheul aus, während Stavenhagen hinauseilte, um Hülfe herbeizurufen; denn allein fühlte er ſich zu ſchwach, und die farbige Dienerſchaft wagte nicht, Hand an die weißen Herrn zu legen. Aber ſo ſehr er ſich auch beeilt hatte, kam er doch zu ſpät; denn eben, als er mit einigen Männern, die der Zufall vorüberführte, die Hausſchwelle betrat, ſank Adrian, von der Uebermacht Cornelius bewältigt, zu Boden.

„Unglücklicher! Entfliehe!“ ſchrie Stavenhagen. „Schon iſt durch die flüchtigen Diener Kunde von

dem, was hier geſchehen iſt, zu den Nachbarn gekommen; du haſt den alten Mann gemordet, für dich iſt keine Sicherheit hier. Fliehe an den Bord deines Schiffes und lichte die Anker, damit du fern von dieſem Strande biſt, ehe die Hand der Gerechtigkeit dich ereilt.“

„Meine Kinder!“ rief Cornelius, „gebt mir meine Kinder! Mit ihnen will ich fliehen, ſonſt nicht!“ Und mit zitternder Hand faßte er nach dem Kinde in dee Hängematte, das ihm hold entgegenlächelte und drückte es an ſeine hochklopfende Bruſt, während er voll unendlicher Angſt den Namen ſeines Knaben rief.

Aber dieſer war nirgends zu errufen. Ein alter, treuer Neger, der mit unendlicher Liebe an dem Knaben hing, hatte den Moment, da Stavenhagen hinausgeeilt war, um Hülfe zu rufen, benutzt, und war mit ihm hinausgeeilt, ohne daß einer der raſenden Kämpfer es bemerkte. Vergebens rief der Vater mit namenloſer Angſt: „Jonny, mein Jonny!“ vergebens forderte er die Umſtehenden auf, ihm ſuchen zu helfen und ſeinen Knaben herbeizuſchaffen, während die Umgebung des Hauſes ſich immer mehr

mit müßigen Leuten aller Art füllte und das Entrinnen jeden Augenblick ſchwieriger machte.

„Wenn du noch länger zauderſt,“ rief Stavenhagen dringend, „wirſt du dein jüngſtes Kind ganz zur Waiſe machen; ich will deinen Knaben ſuchen und ihn treu beſchützen; eile nur um Gottes willen von dannen!“ —

Und Cornelius von Kerk, kaum ſeiner Sinne mächtig, ſchauerte vor dem Leichnam des alten Adrian Hoopt zurück, warf einen ſchmerzlichen Scheideblick auf die ſo unnatürlich hingemordete Gattin, floh dann mit dem geretteten Töchterchen auf dem Arm durch eine Hinterthür des Hauſes nach dem Hafen, und eilte an Bord ſeiner Fregatte, dem erſchreckten Steuermann augenblicklich den Befehl zum Lichten der Anker ertheilend. Sein Gebot wurde befolgt, die Segel wurden aufgezogen, und die leichtbeſchwingte Fregatte trug den mit einem Mord belaſteten Unglücklichen auf die wildbewegte Meeresfluth hinaus. Aber Gott wollte den Mann, der wegen des Verluſtes von Weib und Sohn bereits ſo ſchwer trug, nicht noch tiefer beugen, und hielt ſchützend ſeine Hand

vor den Streichen des Jähzorns; denn als die Diener der Gerechtigkeit, von Stavenhagen irre geleitet, den Entflohenen auf falſcher Fährte verfolgten, beſchäftigte ſich der Zurückgebliebene unabläſſig damit, den niedergeſtreckten Adrian emporzurichten. Seinen raſtloſen Bemühungen gelang das Unglaubliche, und der Todtgeglaubte kehrte in das Leben zurück; aber auch nur das nackte, kahle Leben, ſein Geiſt erwachte nicht mehr zum klaren Bewußtſein und brütete dumpf vor ſich hin. Sein Freund Stavenhagen, der zerknirſcht vor all' dem Unglück ſtand, was er durch ſeinen Brief angerichtet hatte, nahm ſich ſeiner an und ſuchte ihn ſo ſicher als möglich zu verbergen; aber es glückte ihm nicht. Adrian entfloh, und er fand ſeine Spur nicht wieder.

Der alte treue Neger war unterdeſſen mit dem kleinen Jonny ohne anzuhalten eine weite Strecke fortgerannt und ſank endlich ſchweißtriefend und athemlos auf die Schwelle eines Landhauſes nieder. Hier wohnte eine europäiſche Dame, die ihren Gatten, einen ſchwediſchen Marine-Capitän, hierher begleitet hatte. Sie erblickte den Knaben, der auf dem Schooße des Negers eingeſchlafen war und

empfand Mitleiden mit ihm. Daß ich es kurz mache, die Dame nahm ſich des verlaſſenen Knaben an, hielt es den ihrigen gleich, und als nach einiger Zeit die ſchwediſche Fregatte in ihr nordiſches Vaterland zurückkehrte, nahm ſie den kleinen Pflegling mit ſich. Der alte Neger blieb von der Zeit ab in Dienſten der ſchwediſchen Familie; er wagte ſich nicht mehr nach dem Orte zurück, dem er entflohen war.

Von Cornelius hatte man eine lange Zeit nichts gehört, und viele Jahre waren bereits verſtrichen, als er ſich in Altona zeigte, wo er in dem unteren Theil der großen Elbſtraße einen wüſten Platz kaufte und daſelbſt einen Werft erbaute. Er lebte von dem erſten Tage ſeiner Niederlaſſung an eben ſo eingezogen, wie ſolches ſpäter geſchah, kam mit Niemanden in Berührung, als mit denen er in Geſchäftsverbindung ſtand, und auch dieſe hörten kein überflüſſiges Wort von ihm. Alles, was man wußte oder zu wiſſen glaubte, hatte man aus denjenigen Nachrichten, die von Holland aus über ihn eingegangen waren, zuſammengeſetzt, und ſo war und blieb Herr Cornelius van Kerk ein Gegenſtand fortgeſetzter Neugier für die Altonaer, die ihn unaufhörlich

beobachteten, ohne indeſſen irgend etwas aus ihm herauszubringen.

So ſtand die Sache gegen das Ende des Jahres 1712. —

Um dieſe Zeit war in der Stadt ſehr viel die Rede von einem alten holländiſchen Bettler, der, theils in Hamburg, theils in der Vorſtadt St. Paul ſich umhertrieb und ſeit kurzem ſeine Streifzüge auch bis nach Altona ausdehnte. Hier gerieth er eines Morgens in einen überelbiſchen Fährkeller, deſſen mitleidige Wirthin ihm ein Frühſtück vorſetzte. Es war damals eine wildbewegte Kriegszeit, und alle Menſchen ohne Unterſchied nahmen den lebhafteſten Antheil daran, hauptſächlich aber ſprach man viel von einem ſchwediſchen General Steenbock, der mit ſeinen Soldaten weit und breit umherzog, Brandſchatzungen ausſchrieb und wenn er die verlangte Summe nicht früh genug erhielt, den armen geängſtigten Leuten ſogleich den rothen Hahn auf's Dach ſetzte.

„Ja, ja!“ meinte einer von den anweſenden Gäſten, „es iſt ein Bluthund, ein grauſamer Menſch,

der nach Gold und Silber gierig ist; er wird auch wohl zu uns kommen, und ich glaube, kein Mensch ist in Altona, der nicht mit Furcht seiner Ankunft entgegensähe.“

„Alle Menschen meint Ihr?“ entgegnete ein Zweiter. „Nun, wenn auch alle Stadtkinder sich deshalb die Haare ausraufen, so weiß ich doch wohl einen, der sich nicht einen Pfifferling darum bekümmert.“

„Ich weiß schon, wen ihr meint!“ fiel ihm ein Dritter in die Rede. „Ihr meint unsern stolzen Schiffsbauherrn, der andern ehrlichen Leuten kaum einen Gruß, viel weniger ein freundliches Wort gönnt, und sich in seinem Werft verschlossen hält, als ob er damit zu verstehen geben wollte, daß er es verdient habe, sein Leben lang eingeschlossen zu sein, es sei nun im Zuchthause oder anderswo.“ —

„Was wir wohl überhaupt mit dem hergelaufenen Holländer hier sollen?“ fing der Erste wieder an. „Er bekümmert sich weder um die Stadt, noch um die Einwohner; dabei steht sein Werft immer voll Schiffe, und er nimmt augenscheinlich unsern Bürgersöhnen, von denen doch auch ein Paar ihre

Werfte beſitzen, das Brod weg; denn ſeitdem er hier ſein Weſen treibt, haben Jene nichts zu thun.“

„Na,“ nahm hier ein Anderer die Rede auf, „das iſt nun einmal nichts geſagt. Wo man die Waare am beſten bekommen kann, zu dem Krämer geht man, und wenn der Holländer es am beſten verſteht, ſo finde ich es ganz natürlich, daß er die meiſte Arbeit hat.“

„Papperlapp!“ entgegnete Jener, „Ihr redet, wie Ihr es verſteht! — Was hatte er nöthig, hierher zu kommen und den Markt zu verderben? Früher waren unſern Kaufleuten die Schiffe gerade ſo recht, wie man ſie hier zu bauen verſtand, aber jetzt ſollen ſie alle ſo werden, wie der Holländer die ſeinigen macht, und darum iſt der hergelaufene Kerl ein Verderb für unſere Stadt, und wenn es Alle ſo meinten wie ich — — —“

„Nur Geduld!“ fiel ein Anderer ein, „lange geborgt iſt nicht geſchenkt; wir wollen ſchon mit ihm fertig werden. Man weiß ja, wie viel Geld der Kerl zuſammenſchlägt und Alles bei ſich aufhäuft; denn ſeinen Nebenmenſchen vertraut er nichts davon an. Wenn nun der Schwedengeneral Steen-

bock hierherkommt und uns brandschatzen will, wollen wir ihm schon die rechte Fährte zeigen; wir gewinnen doppelt dabei, denn wir gehen frei aus und dürfen den eigenen Beutel nicht ziehen.“ —

Mit lautem Geschrei stimmte man dieser Meinung bei und stieß mit den Gläsern zusammen, bis es endlich einem Manne, der sich bis dahin ganz schweigsam verhalten hatte, gelang, das Wort zu nehmen.

„Ei, ei, ihr Herren!“ sprach er, „was muß das für ein Mann sein, auf den ihr Alle gleichermaßen erbittert seid? Verzeiht, daß ich frage, ich bin ein Hamburger, wohne im Jacobi-Kirchsprengel, komme wenig aus meiner Werkstatt und bin jetzt erst zum zweitenmale in Altona. Hat sich denn wirklich ein Mensch bei euch eingedrängt, der euern Bürgersöhnen das Brod stiehlt? Warum leidet ihr's? Bei uns in Hamburg darf so etwas nicht vorkommen, die Zunftmeister würden ihn schön heimleuchten. Kann man nicht etwas Näheres darüber erfahren?“

„Lohnt sich's denn der Mühe?“ fing der erste Bürger wieder an, der von allen der Erbittertste schien. „Ein Holländer ist der Patron, das steht nun einmal fest; er war früher in Rotterdam, wo

er ſaubere Geſchichten mit einem reichen Mynheer und ſeiner Tochter angegeben haben ſoll. Man erzählt ſich, er habe ſie alle umgebracht, darauf ein verhextes Schiff beſtiegen und ſich unſichtbar gemacht. Solche Leute ſollte man eigentlich von Gottes und Rechtswegen bei lebendigem Leibe verbrennen; aber unſer Magiſtrat hat ihn einmal zu Gnaden auf- und angenommen, und ſo baut denn Herr Cornelius van Kerk aus Rotterdam hier ungehindert ſeine Schiffe.“—

Kaum aber hatte Jener dieſe Worte ausgeſtoßen, als der Bettler jach von ſeinem Sitze auffuhr, wie beſeſſen umherſprang und überlaut rief: „Cornelius van Kerk! Cornelius van Kerk! Wo iſt Cornelius van Kerk? Schafft mir ihn herbei! Er hat mich erwürgt, er hat mich todtgeſchlagen! Ich will ihn vor Gericht ſchleppen; er ſoll bluten, wie ich habe bluten müſſen, und meine ſchöne liebe Tochter ſoll er mir wiedergeben und hundertfünfzigtauſend Gulden, und die verfluchte Fregatte ſoll er in die Luft ſprengen!“ Dabei ſchnitt er ſchreckliche Geſichter und verdrehte die Augen im Kopfe, ſo daß Allen ſchier eine Furcht ankam und ſie ihn auf die Straße hinaustrieben. Aber auch hier ſetzte er ſein Geſchrei

fort, und mehrere Vorübergehende, welche meinten, er ſuche den Werft des Rotterdammer Schiffsbauherrn, zeigten ihm den Weg dahin, worauf er mit Gebrüll fortrannte, und ohne Aufhören die Worte ausſtieß: „Er muß ſterben! Er muß ſterben!“ —

Es war Mittag, und die Glocke auf dem „Werft zum goldenen Anker“ wurde angezogen. Die Arbeiter, welche zur Zeit daſelbſt zahlreich verſammelt waren, ſtiegen von ihren Gerüſten und eilten durch die geöffnete Gitterthür auf die Straße hinaus. Sie fanden hier den alten Bettler, der ſich dicht vor der Pforte niedergekauert hatte und ihnen allerlei poſſirliche Geſichter ſchnitt. Trotz dem Verbot ihres Brodherrn, in ſeiner Nähe laut aufzulachen oder Poſſen zu treiben, konnten es dennoch Mehrere nicht unterlaſſen, den Alten zu necken, der ihnen mit gleicher Münze bezahlte; aber plötzlich war er ihnen unter den Händen verſchwunden, und ſie gingen alſobald ihrer Wege. Der Bettler aber war nicht verſchwunden, ſondern mit großer Gewandtheit bei ihnen vorüber und durch die Pforte geſchlüpft, worauf er ſich hinter einem großen Haufen Bauholz verſteckte, ſeine Blicke feſt auf das Wohnhaus rich-

tete und vor ſich hinmurmelte: „Cornelius muß ſterben! Cornelius muß ſterben!“ —

Die Arbeiten hatten am Nachmittage längſt wieder begonnen, und der Bettler lag noch immer unentdeckt hinter dem großen Holzhaufen, da legte an der Waſſerſeite eine Schalupe an, und ein bildſchöner junger Mann ſprang an's Ufer.

„Wo iſt der Baas des Werfts?“ rief er mit volltönender Stimme einem Geſellen zu, und dieſer deutete auf Cornelius, der ſo eben aus ſeinem Hauſe trat.

„Guten Tag, Baas!“ rief der junge Mann ihm luſtig entgegen. „Mein Schiff iſt krank und bedarf der Hülfe eines geſchickten Arztes; es hat vor der Elbmündung einige Male mit dem Kiele auf das Vogelſand geſtoßen, ſo daß ich dachte, unſer letztes Stündlein habe bereits geſchlagen. Nun haben wir es jedoch glücklich bis hierher geſchleppt, aber weiter geht es nicht, und Ihr werdet dem ſchadhaften Rumpfe mit Euerm Verbindzeug zu Hülfe kommen müſſen.“ —

„Wer ſeid Ihr, Herr?“ entgegnete der Niederländer froſtig.

„Euer Diener!“ fuhr Jener in ſeiner heitern Weiſe fort, „ſonſt eigentlich ein Findelkind, von guten ſchwediſchen Aeltern adoptirt und jetzt Capitän eines dreimaſtigen Kauffahrers, der Havarie gemacht hat und Euch Eure Hülfe mit klingenden Species bezahlen wird. Das iſt, däucht mir, ſoviel als Ihr zu wiſſen braucht, und nun ſagt mir, wann kann ich mein Schiff bringen?“

„Es iſt gerade ein Platz frei,“ entgegnete Herr Cornelius eintönig, „es kann alſo gleich morgen geſchehen. Vorher aber wird es nöthig ſein, das Schiff zu beſichtigen, damit ich beurtheile, ob es überall nöthig iſt, daſſelbe aufzuwinden; vielleicht können wir die Sache kürzer beenden.“ —

„Euer Beſuch ſoll mir angenehm ſein,“ ſprach der junge Mann verbindlich, „meine Schaluppe liegt bereit, und wenn es Euch gefällig iſt, können wir gleich hinfahren.“ —

Beide beſtiegen die Schaluppe und fuhren an Bord des ſchwediſchen Schiffes, welches am Jonas lag. Eine eben ſo weitläufige als ſorgfaltige Unterſuchung ergab, daß das Fahrzeug wirklich auf's Land gewunden werden müſſe.

Mehrere Stunden waren darüber verstrichen; es begann schon zu dämmern, als Cornelius aufbrach und der zuvorkommende Capitän ließ es sich nicht nehmen, seinen Baumeister selbst heimzugeleiten.

Das Wetter hatte sich gegen Sonnen-Untergang bedeutend verändert, der tiefblaue Himmel war verschwunden, und ein grauer Nebelschleier hüllte den ganzen Strom ein, einzelne Regentropfen fielen bereits, und in dem Augenblick, als man an den Werft des Herrn Cornelius legte, brach das Unwetter mit aller Gewalt los. Der Baas verließ seinen Sitz, sprang an's Ufer, und den Hut rückend, sagte er: „Gute Nacht, Capitän; morgen ein Mehreres!"

„Gute Nacht?" fragte dieser in einem besonderen Tone. „Ich glaube, Ihr könnt vor lauter Nachdenken nicht klar sehen; denn unmöglich kann ich glauben, daß Ihr einem Mann vor der Schwelle Eures Hauses eine „gute Nacht" bieten möget, wenn ein solches Unwetter losbricht." —

Cornelius fuhr mit der Hand über die Stirn und schauete um sich: „Ihr habt Recht," begann er, „das Unwetter wird arg, ich darf Euch nicht fortlassen; aber mein Haus ist für Besucher

nicht eingerichtet, das ſage ich Euch vorher. Kommt nur!“

Er ging voraus, und der Schwede folgte kopfſchüttelnd dem Niederländer, der mit großen Schritten dem Hauſe zueilte.

Ein weites Gemach im Erdgeſchoſſe war zum Wohnen eingerichtet. Die Wände, die Decke und der Fußboden deſſelben waren getäfelt und mit einer braunſchwarzen Farbe angeſtrichen, die wenigen aus geringem Holze roh zuſammengezimmerten Möbeln trugen daſſelbe Colorit, vor den kleinen mit Blei eingefaßten Fenſtern hingen keine Gardinen, dahingegen waren ſie von auſſen mit Laden dicht verſchloſſen, ſo daß kein Lichtſtrahl hineindringen konnte. Von der Decke herab hing eine eiſerne Lampe mit zwei brennenden Dachten und brachte eine ſparſame Erleuchtung hervor. Auf einem Ruhebette, das mit einer ledernen Matratze und einer leichten wollenen Decke verſehen war, lag ein blühend ſchönes Mädchen und ſtarrte ängſtlich nach der Thür, heftig zuſammenſchreckend, als dieſe jetzt in ihren Angeln ſich drehte.

Es war Cornelius, der ſeinen durch den Drang

der Umstände ihm aufgezwungenen Gast hereinführte. „Tretet näher, Herr, wenn es Euch gefällig ist, und wartet das Unwetter ab. Aber wie ich Euch vorher sagte, Ihr werdet wenig Freude in meinem Hause finden, da es von Anbeginn nur trauernde Bewohner in sich schließt.“

Der Schwede, der sich Erickson nannte, sah sich befremdend um und konnte sein Erstaunen nicht bergen.

„Meine Wohnung harmonirt mit meiner Sinnesart!“ sprach der Zimmermeister kurz, aber plötzlich unterbrach er sich selbst, denn er hatte das Mädchen auf dem Ruhebett erblickt, eilte zu ihr und rief: „Was machst du hier? Wie kannst du in meiner Abwesenheit wagen, dein Zimmer zu verlassen? Schnell hinauf mit dir! Ohne Verzug!“

„Vater!“ rief das Mädchen in sichtbarer Angst, „Ich bin Euch gerne gehorsam gewesen. Von Jugend auf habe ich keinen andern Willen gekannt, als den Eurigen; folgsam thue ich, was Ihr mir befehlt, ohne Murren und Widerrede! Aber jetzt hinaufgehen und dort allein verweilen? Hu! Ihr könntet mir versprechen, von Morgen ab in dem

Mittelpunkt der Stadt zu wohnen und alle Vergnügungen zu genießen, die man den Menschen dort bereitet, Ihr könntet mir seidene Kleider anziehen und mich mit Gold und Edelsteinen überschütten, ich ginge doch nicht hinauf!“

Erickson war nahe der Thüre geblieben und blickte mit übereinandergeschlagenen Armen auf das Mädchen, die sich halb von ihrem Lager erhoben hatte, und aus deren Zügen Furcht und Entsetzen sprachen.

Der Zorn bemächtigte sich des Schiffbauers, ein dunkles Feuer brannte in seinen Augen: „Was ist in meinem Hause vorgefallen? Weßhalb weigerst du dich, meine Befehle zu vollziehen und nach deinem Zimmer zu gehen, wie ich es dir geheißen?“

„Seid menschlich, Vater! und befehlt es mir nicht mehr!“ rief das Mädchen in namenloser Angst, „ich könnte Euch doch nicht gehorchen; ein böser Geist ist in unserm Hause, seitdem ich heute die Laden schloß und die Lampe anzündete. Es ist oben nicht geheuer, ein böser Spuck wandert dort umher und will mich verderben!“

„Thörin!“ rief der Vater; aber das Mädchen

unterbrach ihn: „Gewiß, ich rede die Wahrheit! Ich hatte, wie du ſiehſt, Alles für dich in Bereitſchaft geſetzt, um dich ſpäter nicht zu ſtören; denn ich weiß wohl, daß du des Abends gerne allein biſt; als ich nun die Treppe hinaufſtieg, hörte ich einen Seufzer; weil ich aber gewiß wußte, daß außer mir Niemand im Hauſe war, glaubte ich mich zu täuſchen und ging weiter. Aber das Seufzen wiederholte ſich, und von Fieberfroſt geſchüttelt, floh ich in mein Zimmer. Aengſtlich anhorchend, blieb ich in der Mitte deſſelben ſtehen, da vernahm ich plötzlich ſchlarrende Tritte und eine dumpfe Stimme ruft wiederholt: „Cornelius van Kerk! Cornelius van Kerk! Wo biſt du? Du mußt ſterben!“ An allen Gliedern bebend, ſinke ich voll Angſt in die Kniee und ſchicke ein brünſtiges Gebet zu Gott empor, da erſcholl es an der Thür, ſie klinkt auf: eine hagere Geſtalt, nur mit wenigen Lumpen bedeckt, ſchwankt herein und fragt mit hohlem Grabeston: „Cornelius van Kerk! Biſt du hier?“ In demſelben Augenblick gewahrt das unheimliche Weſen mich und ſchreit laut auf: „Marianne, mein Kind! Da biſt du ja, Marianne! Biſt du

von den Todten auferſtanden? Er breitete die Arme aus und eilte auf mich zu; ich aber ſprang in der höchſten Angſt auf, warf die brennende Lampe, die ich noch in der Hand hielt, zu Boden, alſo daß uns dichte Finſterniß umgab, ſchlüpfte durch die Thür und eilte hierher, zitternd und bebend Eure Ankunft erwartend!“

Erickſon hatte dem Mädchen mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört; ſein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der holden Frauengeſtalt, und eine leiſe Regung ſeines Herzens ſagte ihm, daß das ſchöne Kind ihm nicht gleichgültig ſei. Cornelius dagegen hatte jedes Wort von ihren Lippen geſogen und ſtand ſtumm und ſtarr, nicht wiſſend, was er glauben ſollte, als man plötzlich ein lautes Aechzen und dumpfes Poltern vernahm.

„Da iſt ja das Geſpenſt wieder!“ rief Cornelius, plötzlich lebendig geworden, „ich will ſeinen Weg kreuzen und es zur Rede ſtellen!“ Mit dieſen Worten eilte er zur Thüre hinaus, und Erickſon, durch die Seltſamkeit des Abenteuers angezogen, ſchickte ſich an, ihm zu folgen, als Marianne angſtvoll rief: „Um Gottes Willen, Herr! Wer Ihr

auch ſeid, geht nicht hinaus; laßt mich nicht allein, oder ich ſterbe vor Angſt!“

Erickſon kehrte alſobald zurück und trat näher zu dem Mädchen: „Wenn Ihr es mir geſtattet, ſo bleibe ich zu Eurem Schutze hier,“ ſprach er mit herzgewinnendem Tone. „Darf ich wiſſen, wen ich zu beſchützen das Glück habe? Nicht wahr, Ihr ſeid Herrn Cornelius Tochter?“

„Ja, Herr!“ fuhr ſie fort, „ich heiße Marianne und Herr Cornelius iſt mein Vater. Aber ich bitte Euch um Vergebung, wenn ich mich nicht ſo ausdrücke, wie ich ſoll; ich bin nie von meinem Vater und aus dieſem Hauſe gekommen, die Sitten und Gebräuche der Welt ſind mir fremd; dazu vermag ich jetzt nur an etwas zu denken, nämlich an die Angſt, welche ich ausgeſtanden, und die Furcht vor dem, was mir noch bevorſteht.“

Da vernahm man die Stimme des Hausherrn, der ſich dem Wohngemache näherte; er ſtieß die Thür auf und ſchleppte den alten holländiſchen Bettler herein, der ſich auf irgend eine Weiſe in das Haus geſchlichen hatte: „hier bin ich, den du rufſt und deſſen Tod du verkündeſt; ſo komme

denn näher, damit ich in dein Geſicht ſehe und erfahre, wer du biſt!“

Die Geſtalt des Bettlers richtete ſich hoch auf und ſtarrte den Schiffbauherrn an; der aber fuhr entſetzt zurück, ſchlug beide Hände vor das Geſicht und rief: „Adrian Hoopt! Steigt dein Geiſt aus dem Grabe, um ſeinen Mörder zu ſahen?“ Willenlos ließ er die Hände ſinken, der Strahl des Auges war erloſchen, das Geſicht gleich einer Todtenmaske.

„Cornelius van Kerk!“ rief der Bettler mit dumpfer eintöniger Stimme, „du mußt ſterben!“

„Weh mir!“ rief dieſer und ſank ohnmächtig zuſammen.

Marianne ſchrie laut auf und eilte zu ihrem Vater. Es gelang ihr und Erickſon's Bemühen, den Ohnmächtigen auf ſein Ruhebett und zum Bewußtſein zu bringen; doch ſchloß er bald die Augen wieder und fiel in einen unruhigen Schlummer. Adrian Hoopt hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt und blickte ohne weitere Theilnahme vor ſich hin. —

„Euer Vater hat ſich zuſehends erholt, Jungfrau!“ ſprach Erickſon nach einer Stunde zu Ma-

rianne, „ich will Euch jetzt verlaſſen, aber jenen unheimlichen Gaſt nehme ich mit mir an Bord meines Schiffes; er ſoll Euch nicht mehr ängſtigen. Morgen lege ich mit meinem Schiffe an Euren Werft, und dann will ich Euch wieder beſuchen. Habt eine gute Nacht!“ Er reichte ſeine Hand dem noch leiſe zitternden Mädchen, das ſichtbar erröthete, als er mit einem vielſagenden Blicke von ihr Abſchied nahm, worauf er den Bettler aus der Stube zog, in ſeine Schaluppe brachte und in die Nacht hinaus ruderte. Adrian verhielt ſich ganz ſchweigſam, und folgte ohne ſich zu ſträuben.

Der neue Tag brach an, das Unwetter der vorigen Nacht hatte ſich gelegt, und der ſchwediſche Kauffahrer wand ſich von den Pfählen am Jonas los. Der alte Bettler hockte auf der Deckſluke, die zum Kabelgat führte, und vor der Kajütskappe ſaß ein eisgrauer Neger auf einer Strohmatte. Erickſon kam aus der Kajüte, und an dem Neger vorübergehend, ſprach er: „Nun, mein altes indiſches Vieh! Mein Knabendieb! Liegſt du hier auf der Matte und ſonnſt deine Knochen?“

Der Neger richtete ſich auf, ergriff die Hand

des Capitäns, und sprach: „Nicks stehlen! Ick nicks haben stehlen Massa, ick Massa bringen weck von die bösen Menschen, was wollen arme Kind umbringen; ick Massa haben gerettet.“

„Ja, alter ehrlicher Kauz! das hast du gethan!“ sprach Erickson gerührt, „du hast mich zu edlen Menschen geführt, die mich redlich erzogen haben und mir ein glückliches Loos bereiteten; sie sind jetzt hinüber, aber in meinem Herzen leben sie ewig fort.“ Er ging auf die Seite und sprach vor sich hin: „Und doch nagt es mir ewig am Herzen, daß ich wie ein Fremdling auf der Welt umher irre und nicht weiß, wer meine Aeltern waren. Den alten Neger hat, bis auf die Erinnerung an meine Rettung, das Gedächtniß völlig verlassen, und kein Ausweg ist aus diesem Labyrinth zu finden.“

Das Auge des Negers haftete indessen stier auf dem Bettler, der seinen Sitz verlassen hatte und über die Seitengalerie weg in den vorübereilenden Strom starrte.

„Nun!“ rief Erickson aufschauend, „warum gaffst du denn den alten Mann so an, als ob du ihn mit deinen Blicken durchbohren wolltest? Rede, Alter!“

„Ach, Maſſa!“ fuhr der Neger fort, ohne ſein Auge von dem Bettler abzuwenden, und die Stirn mit der Hand bedeckend, als wollte er frühere Erinnerungen auffriſchen, „ick nick weißen gewiß, aber mir ſcheinen, als ſollten ick alte Mann kennen. Helfen mir, Maſſa, helfen denken, arme ſchwache Kopf, Gedanken laufen, wollen nicks ſtill ſtehn!“

„Wie kann ich dir ſinnen helfen?“ entgegnete Erickſon; „iſt mir doch von deinem frühern Leben nichts bekannt. Aber von jenem alten Mann laß ab, den kennſt du doch nicht; er iſt ein Holländer, nährt ſich vom Betteln, und heißt, wie ich geſtern ganz zufällig erfahren, Adrian Hoopt.“

„Adrian Hoopt!“ ſchrie der Neger außer ſich und ſprang auf. Er klammerte ſich feſt an ſeinen Herrn, als wollte er ihn gegen irgend einen Angriff ſchützen, und rief: „Maſſa, nehmen in Acht, Maſſa! Adrian Hoopt iſt weißer Teufel, was kriechen in Geſtalt von Menſchen; Adrian Hoopt hat geſtirbt Maſſa's Mutter, und hat willen ſterben machen Maſſa's Vater und Maſſa ſelbſt. Stürzen in den Waſſer Teufel Adrian Hoopt, welcher bringen um die unſchuldigen klein und große Menſchen.“ —

Die hellen Thränen ſtürzten aus den Augen des Schwarzen, der fortwährend mit allen Zeichen der größten Furcht auf den Bettler blickte, der, theilnahmlos für alles, was um ihn herging, in die vorüberſtrömende Fluth ſtarrte. Erickſon hatte die größte Mühe, ſich von dem alten Neger los zu machen, der noch immer rief: „Bitten, Maſſa! nehmen ſick in Acht! Bitten, bitten!“

„Menſch!“ rief Erickſon, „was ſprichſt du da? Biſt du wirklich von Sinnen, und legt der Irrwahn dir alle dieſe Reden in den Mund, oder liegt Wahrheit in deinen Worten? Ich beſchwöre dich, rede!“ —

Aber der alte Neger vermochte nichts anders hervorzubringen, als: „Adrian Hoopt, böſer Menſch, welches macht ſterben gute Maſſa!“ und drängte ſich nahe an ſeinen Herrn, als wollte er dieſen beſchützen, während ſein Zittern deutlich beſagte, wie ſehr er den niederländiſchen Bettler fürchtete.

Erickſon war in großer Bewegung auf und nieder gegangen, da flammte plötzlich ein Gedanke in ihm auf; er eilte zu dem Bettler, den Neger, der ihn daran hindern wollte, bei Seite ſtoßend, und fragte

mit eindringlichem Tone: „Adrian Hoopt! wo iſt Eure Tochter und was habt Ihr mit ihren ſchuldloſen Kindern angefangen?“ Der Bettler lächelte ſtill, und ſeine Lippen blieben verſchloſſen; denn ſein Geiſt war weit, weit von ihm weg und irrte in einem verworrenen Chaos umher.

Das Schiff war unterdeſſen mit der abfließenden Ebbe bei der Vorſtadt St. Paul und Altona vorübergetrieben und nahte ſich dem Werft. Cornelius Werkmeiſter nahm es in Empfang. Erickſon ſtellte den alten Adrian unter Aufſicht und ging an's Land. Hier fand er Marianne, die ihn mit einem freundlichen Gruße empfing. Zwei ſchuldloſe Gemüther, wie die ihrigen, fanden ſich bald, und ſchon hatten ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ihre Herzen gegen einander ausgetauſcht, als es in der Stube des Herrn Cornelius heftig klingelte. Marianne eilte augenblicklich hinein; Erickſon folgte.

„Seid Ihr ſchon wieder allein beiſammen?“ fragte der Kranke mit ſchwacher Stimme, ſich halb aufrichtend; „Capitän Erickſon! Wollt Ihr die Gaſtfreundſchaft, womit ich Euch bei ſtürmiſchem Wetter aufgenommen habe, damit vergelten, daß

Ihr mir mein Kind ſtehlt? Laßt ihre Hand los, Herr!“ —

„Ich ſtehle keinem Vater ſein Kind, Herr Cornelius van Kerk!“ ſprach Erickſon mit beleidigtem Stolze, und Jener zuckte ſchmerzhaft zuſammen. „aber nicht beleidigen kann Euch die Werbung eines ehrlichen Mannes. Warum ſoll es mir nicht vergönnt ſein, um Eure Tochter zu werben?“

„Wer ſeid Ihr, Herr?“ fragte Cornelius.

„Ich bin der Pflegeſohn einer wackern ſchwediſchen Familie!“ fuhr Erickſon fort, „die mich mit Sorgfalt erzogen und ſo ausgeſtattet hat, daß es mir ein Leichtes ſein wird, dem Weibe, das ſich mir anvertraut, ein freundliches Loos zu bereiten. Wer meine wirklichen Aeltern ſind, kann ich Euch nicht ſagen; ich habe ſie niemals gekannt.“ —

„Alſo ein Findelkind, ein von der Straße aufgeraffter Betteljunge!“ kreiſchte Cornelius. „Nimmehr! fort! hinaus! Weg von meinem Kinde! Weg mit Euerm Schiffe von meinem Werft! Ich will es nicht darauf haben! Fort mit Euch!“ —

Der Kranke ſank nach dieſer heftigen Anſtrengung auf ſein Lager zurück und ſchloß vor Ermattung die

Augen. Marianne neigte ſich vorbittend zu dem Geliebten; dieſer aber trat nahe an das Ruhebett, ergriff Cornelius Hand und ſagte mit feſtem Tone:

„Und wäre ich das Kind eines Bettlers! Nicht die Geburt, ſondern das eigene Verdienſt gibt uns unſern Werth! Aber vielleicht erfahre ich auch noch, wer meine Aeltern ſind. So viel weiß ich, daß ich das Licht der Welt in Indien erblickte, und ſeit heute glaube ich eine Spur entdeckt zu haben, die mir Licht verſchaffen wird. Was ich von meinen Pflege-Aeltern und einem alten Neger, der ſich noch am Bord meines Schiffes befindet, von meiner Herkunft erfahren habe, iſt, daß meine Aeltern von Europa nach Indien flüchteten, weil ſie in ihrem Vaterlande ſich wider den Willen ihrer Aeltern verheirathet hatten. Als aber heute mein alter Neger jenen alten Bettler, den ich geſtern von Euch mitnahm, und den Ihr Adrian Hoopt nennt, erblickt, ergreift ihn eine namenloſe Angſt; er umklammert mich, indem er mir zukreiſcht, das ſei der Mann, der meine Mutter und meinen Vater ermordet hätte, und der auch mich getödtet haben würde, wenn er nicht mit mir entflohen wäre.“ —

„Um Gott!“ ſchrie Cornelius, bleich wie der Tod und in convulſiviſcher Angſt auffahrend. „Licht! Ich ſehe Licht! — Erbarmer im Himmel!“ — Er ſtarrte vor ſich hin, als ob er über etwas tief nachdenke, dann ſchrack er wieder auf, ſah auf Erickſon und Marianne, die Hand in Hand vor ihm ſtanden, und ſchrie in wilder Herzensangſt: „Auseinander! Auseinander!“ Darauf zuckte er zuſammen und fiel leblos zurück.

Marianne ſtürzte ſich mit einem lauten Schrei auf ihn und preßte ihn an ſich; reden konnte er nicht mehr, ein Schlagfluß hatte ihm die Zunge gelähmt, aber er blickte ſie mit ſeinen ſtieren Augen an, ſo daß ihr faſt unheimlich zu Muthe ward und ſie lautweinend das Geſicht von ihrem Vater abwandte. Erickſon ging tief erſchüttert hinaus und ſah nach ſeinem Schiffe.

Vier Wochen vergingen, ohne daß ſich in dem Zuſtande des Kranken auch nur das Geringſte veränderte. Eine grimmige Kälte war eingetreten und die Elbe längſt mit einer dicken Eisdecke belegt; alle Arbeit hatte eingeſtellt werden müſſen und der Werft war wie ausgeſtorben. Erickſon hatte ſeine

Mannſchaft entlaſſen und lebte allein am Bord, ohne alle andere Geſellſchaft, als die ſeines Negers; der alte holländiſche Bettler ging und kam ungehindert; nur hütete man ihn ſorgfältig, daß er nicht in die Nähe des Kranken gerieth, der ſchon ſchmerzlich zuſammenfuhr, wenn er nur den Namen des Alten nennen hörte, oder gar ſeine Stimme vernahm. Dennoch war es der Schlauheit Adrian's gelungen, eines Abends, da Erickſon gerade abweſend war, in das Krankenzimmer zu dringen. Er trat vor das Bett und rief: „Cornelius van Kerk! Deine Fregatte ſteht auf dem Lande und das Waſſer iſt zugefroren; nun kannſt du mir nicht entfliehen! Dich hat Gott geſtraft, und ich führe meine Tochter Marianne wieder mit mir nach Rotterdam zurück!“

Er ſchritt der Thüre zu, durch welche in dieſem Augenblick Marianne eintrat und den Bettler mit harten Worten anließ; dieſer aber faßte das Mädchen mit faſt übermenſchlicher Gewalt und trug ſie, trotz ihres Sträubens, trotz ihres Geſchrei's, hinaus. Er eilte den Werft entlang auf die Eisdecke des Stroms, immer weiter fort, indem er ihr unaufhörlich zurief: „Sei ſtill, mein Kind! Sei ruhig!

Bald ſind wir wieder zu Rotterdam in meinem Hauſe; dann kommt dein Bräutigam Jantzen aus Amſterdam und alles Leid hat ein Ende!“ —

Das arme Mädchen konnte der Rieſenkraft des Wahnſinns nicht widerſtehen; ſie mußte ſich geduldig in ihr Schickſal fügen, und bald waren ſie außer dem Geſichtskreis des Werfts.

Unterdeſſen waren die ſchwediſchen Parteigänger unter Anführung des Generals Steenbock nahe vor Altona gekommen und hatten eine Brandſchatzung ausgeſchrieben, die im Verlaufe einiger Stunden vollzählig beiſammen ſein ſollte.

„Hütet euch zu zögern!“ rief der feindliche Heerführer den bekümmerten Bürgern zu, „denn wenn ihr nur fünf Minuten über die Zeit ausbleibt, ſo zünde ich euere Stadt an allen Ecken an, und kein Stein ſoll auf dem andern bleiben.“

Mit dieſer fürchterlichen Botſchaft kam Erickſon zu Hauſe, aber hier fand er Alles verſtört; die Hausthür und die Thür zum Krankenzimmer ſtanden auf und Cornelius wälzte ſich in heftigen Convulſionen auf dem Boden; er hatte dem Flüchtigen nachſetzen wollen, rollte von ſeinem Lager herab

und vermochte nicht, ſich wieder aufzurichten. Mit unendlicher Mühe gelang es dem erſchrockenen Erickſon, den Kranken wieder in ſein Bett zu bringen, und ihn einigermaßen zu beruhigen, als plötzlich der Neger hereinſtürzte und die Kniee ſeines Herrn umklammerte. „Maſſa!“ rief er, „mir nich kann laufen auf blankes Eis! Mir fürchten das alte Bettler! Bettler is furt mit ſchöne Lady! Schöne Lady ſchreien! Schöne Lady ſterben!“ —

„Was ſagſt du, Alter?“ rief Erickſon erſchreckt. „Welche Lady iſt fort? Marianne? Von dem Bettler gewaltſam entführt? Barmherziger Gott! Wohin?“ —

In demſelben Augenblick erhob ſich ein fürchterliches Geſchrei an allen Enden. Die ſchwediſchen Parteigänger hatten ſchrecklich Wort gehalten. Als die verlangte Summe zur beſtimmten Zeit nicht vollzählig beiſammen war, ſchleuderten ſie die brennenden Pechkränze in die ſtillen Wohnungen friedlicher Bürger, und bald ſchlug die feurige Lohe zum Himmel empor. Noch immer hatten Altona's Bewohner gehofft, die geforderte Summe zuſammen zu bringen oder den ſchwediſchen General zu beſchwich-

tigen, und nur wenige Vorkehrungen waren deßhalb zur Auswanderung getroffen worden, die jetzt plötzlich mitten in der Nacht veranstaltet werden mußte.

Ewig denkwürdig, ein Tag des Grauens und Entsetzens, bleibt der neunte Januar 1713! Greise, Männer, Weiber, Kinder eilten wehklagend, ohne die geringste Habe, halb nackt durch einander hin, und flohen, durch den Fuß hohen Schnee sich Bahn machend, auf die öde Straße hinaus. Hamburg, das mächtige Hamburg, nur kleinlichem Hasse sein Ohr leihend*), verschloß den Flüchtlingen seine Thore, die nun die Wahl hatten, sich in den tiefen Schnee zu betten, oder auf dem eisigen Spiege der Elbe einen qualvollen Tod zu erwarten; weithin über Strom und Land leuchtete die furchtbare Gluth der brennenden Stadt.

Da sprengte ein Trupp schwedischer Reiter,

---

*) Schön und edel haben wir Altonaer uns gerächt, als der Menschenschinder Davouſt die Bürger Hamburgs am Weihnachts heiligen Abend 1813 aus ihrer Stadt hinaustrieb. Es war 100 Jahre später.

D. V.

mit Brennſtoff aller Art verſehen, die Elbſtraße entlang, und trieb einen Trupp Flüchtlinge vor ſich her. Dieſe kamen vor die Gitterpforte Cornelius van Kerk, und da ſie keinen andern Ausweg zum Entrinnen ſahen, ſtemmten ſie ſich mit Gewalt dagegen. Die Noth verlieh ihnen Rieſenkräfte, und der vereinten Anſtrengung gelang es endlich, das Schloß zu ſprengen. Nun lag die freie Bahn zum Entrinnen vor ihnen und mit wilder Haſt ſtürzten ſie über die Spillen und Helgen hinweg auf den eisbedeckten Strom.

„Verdammtes Volk!“ ſchrie der Anführer des Schwedenhaufens, ein bärtiger Wachtmeiſter, „hol' mich der Teufel! Sie ſind uns entwiſcht und ſchleppen nun ihre gefüllten Säckel von dannen! Soll ihnen aber nicht viel helfen! Friſch, die Karabiner zur Hand! Angelegt! Feuer! — So! — Ha, ha, ha! Da liegen ein Stück, drei, vier, und wälzen ſich in ihrem Blute! Weiter mit Schießen! Laßt die Kerle vorerſt nur liegen, die bleiben uns gewiß! Habt ihr geladen? Nun denn! fertig! abgedrückt! Aber was ſehe ich? Da ſtehen Schiffe! Da ſteht ein Haus! Den Pechkranz darauf, damit wir die

Füchſe aus ihrem Bau treiben. Hurrah! Friſch! Es lebe das Brandſchatzen!“ —

Von verwegenen Händen wurden die Brandfackeln geſchleudert, die helle Lohe ſchlug bald aus dem Dache des Hauſes empor und griff mit reißender Schnelligkeit um ſich. Schon war es im Innern faſt ausgebrannt und drohte zuſammenzuſtürzen, als Cornelius, todtenbleich, im weißen Nachtgewande, auf der Schwelle erſchien, geſtützt von dem alten Neger und gefolgt von Erickſon, der dem hilfloſen Kranken einige Habſeligkeiten nachtrug.

„Alle guten Geiſter!“ rief der Wachtmeiſter und wich beſtürzt zurück, „von Denen wollen wir unſere Hände laſſen! Schreckliche Geſichter! Rechts um, Kameraden! Im Obertheil der Stadt gibt's mehr für uns zu thun! Vorwärts! Marſch!“ —

Still zogen die Schweden ab, und eben ſo ſtill bewegte ſich die Gruppe der Auswanderer nach dem Strom. Hier fertigte Erickſon mit geübter Hand aus einigen umherliegenden Bretter- und Balkenſtücken eine Schleife, legte den Kranken darauf, befahl ſeinem Neger, ſich zu ihm zu ſetzen und zog ſeine ſeltſame Laſt mit ſich hinweg; die furchtbare

Gluth, welche die Schweden angezündet hatten, beleuchtete seinen Pfad.

Als am andern Morgen der erste Sonnenstrahl sich auf den Strom herabsenkte, gewahrte er einen Haufen Volks, der sich um zwei Menschen gesammelt hatte, die auf dem Eise ausgestreckt lagen; er trat näher und erkannte mit Beben Adrian Hoopt und Marianne. Mit einem lauten Angstruf stürzte er bei ihnen nieder, aber alles Leben war bereits aus ihnen entflohen. Als er, voll Schmerz und Jammer, sich zu Cornelius wandte, damit dieser ein Zeuge des grauenhaften Anblicks sei, fand er ihn bereits todt. Der barmherzige Todesengel hatte ihm den schreckensvollen Anblick sparen wollen.

Mit Hilfe seines Negers und einiger mitleidigen Menschen gelang es ihm, die Leichen der drei Unglücklichen am Ufer zu begraben. Dann aber kehrte er mit schwerem Herzen zu der ausgestorbenen Brandstätte zurück, und pilgerte in das freudenlose Leben hinaus, ohne je zu erfahren, daß Cornelius van Kerk sein Vater und Marianne seine Schwester gewesen.

Erickson's fernere Schicksale sind mir nie bekannt geworden.

Das Erbſchiff.

Mutter Jakob war eine alte Wittwe, die ihren Mann, einen Seefahrer, ſchon vor vielen Jahren verloren hatte. Sie wohnte, wie mir noch ſehr wohl erinnerlich iſt, hier in Hamburg auf den Vorſetzen in einem Keller und trieb einen Kleinhandel mit Holz, Torf, Töpfen und andern Dingen; dabei hielt ſie einen Bier- und Branntweinſchank, und man traf bei ihr immer ordentliche und manierliche Geſellſchaft an.

Mutter Jakob hatte vor ihrer Verheirathung in dem Hauſe eines reichen Kaufherrn, Namens Schauer, gedient, und der Sohn deſſelben, ein junger und ſchöner, übrigens ein roher und wüſter Geſell, ſah das friſch heranblühende junge Mädchen nicht ungern. Da der junge Schauer der Sohn eines reichen Mannes war, ſo meinte er, er dürfe nur zugreifen, aber Mutter Jakob, damals bei ihrem Mädchennamen Marie genannt, wies ihn

ernſt zurück. Das flüchtige Wohlgefallen, womit der unge Schauer die ſchöne Marie mit den ſtrahlenden blauen Augen bisher betrachtet hatte, verwandelte ſich ſeit dieſem Augenblick in eine heftige, ſich immer mehr entflammende Leidenſchaft; er verfolgte das geängſtigte Kind bei jedem Schritte und trat endlich mit einer förmlichen Werbung um ihre Hand hervor. Die Ueberraſchung nahm dem armen Weſen die Sprache; ſie ſtand zitternd, des Wortes nicht mächtig; doch faßte ſie ſich bald, ſprach ein entſchiedenes „Nein! Nimmermehr!“ und lief zu ihrem Brodherrn, dem ſie Alles offen erzählte, und um ſeinen Schutz bat. Vater Schauer war ein vernünftiger, leutſeliger Mann; er verwies dem Sohne ſein ungebührliches Betragen, verſchickte ihn in Geſchäften nach England und verheirathete während der Zeit Marie mit dem Meiſter Jakob, einem tüchtigen und rüſtigen Follenführer. Das wurde eine glückliche Ehe, denn die beiden Leute hatten ſich ſchon längſt geliebt, und Vater Schauer bewilligte der wackern Dienſtmagd eine hübſche Einrichtung.

Dieſe glückliche Zeit war längſt vorüber. Mutter

Jakob hatte den Schmerz gehabt, ihren Wohlthäter, den alten Gottlieb Schauer, zu begraben, und erfuhr bald darauf, daß ſein Sohn, der zum ſtillen Comptoirleben keine Neigung hatte, ſich ein Schiff erbauen laſſen und damit in alle Welt ſegelte, ohne daß man je wieder etwas von ihm hörte. Darauf begegnete ihr noch ein weit größeres Herzleid: ſie verlor ihren über Alles geliebten Mann, nachdem ſie ihm ſieben Kinder geboren hatte, von denen nur ein Sohn, Matthias, den Vater überlebte. Zuletzt kam noch hinzu, daß ihre Wirthſchaft, der ſie bei vorſchreitendem Alter nicht mehr ſo rüſtig vorſtehen konnte, nach und nach in Verfall gerieth, und ſie mit Mangel bedroht wurde.

Matthias war ein Burſche von hochfahrenden Sinnen; er half der Mutter im Hauſe, verzehrte aber mehr, als er durch ſeine Dienſtleiſtungen einbrachte, und wollte es hinſichtlich ſeiner Kleidung und in allen andern Dingen den reichen Bürgerſöhnen gleich thun. Wenn die geängſtigte Mutter, die ihren Sohn viel zu ſehr liebte, als daß ſie ihn hätte hart anlaſſen können, ihn freundlich ermahnte, verſcheuchte er ſie mit einem barſchen: „Ach! Laßt

mich zufrieden!“ und fügte auch wohl hinzu: „Wäret Ihr vor Jahren geſcheidter geweſen und hättet den jungen Herrn Andreas Schauer geheirathet, ſo wäret Ihr jetzt eine vornehme Kaufmannsfrau, brauchtet nicht in einem muffigen Keller zu wohnen, und jedem dummen Jungen, der ſeinen Sechsling oder Schilling hier verzehrt, ein freundliches Geſicht zu machen.“ — Dann ging die alte Frau bekümmert auf die Seite und weinte bitterlich, während Matthias ſich auf eine Bank ausſtreckte und ſeine Grillen durch Pfeifen und Schlafen zu vertreiben ſuchte.

Eines Tages hatte ein ähnlicher Auftritt zwiſchen Mutter und Sohn ſtattgefunden, als plötzlich die Thür ſich öffnete und mit großem Geräuſche ein Mann eintrat, deſſen Benehmen einige Aufmerkſamkeit erregte. Sein Aeußeres verrieth den Seemann. Er maß faſt ſechs Fuß und mußte ſich bei'm Eintreten in die niedere Stube in Acht nehmen, daß er nicht mit dem Kopfe gegen die Balken ſtieß. Sein Geſicht war ſtark gebräunt, und ein ſchwarzgekräuſelter Bart, der, in eine Flechte endend, bis auf die Bruſt herabhing, gab ihm ein noch fürchterliches

Anſehen. Um ſeinen Hals hing an einer geſchwärzten Leine ein großes engliſches Taſchenmeſſer, wie es jeder Seemann zu tragen pflegt, und um den ſchneeweißen Strohhut war ein großes ſeidenes Schnupftuch gewunden, wie es noch heutiges Tages die Sitte der Oſtindienfahrer iſt.

„Heda! Wirthshaus!“ rief der rieſige Seemann. „Wo ſteckt das Lumpenvolk heute? Gebt mir ein Glas Rum!“

„Mutter! Ein Glas Rum wird beſtellt!“ brummte Matthias, ohne ſich von der Stelle zu rühren, während die alte Frau ſich geſchwind die Thränen abwiſchte und das Verlangte herbeitrug.

„Was iſt das für ein brutaler, tölpliſcher Geſell?“ rief der Seemann, „der müſſig da liegt und mit herben Worten eine alte Frau hin und her jagt?“

„Das iſt mein Sohn! Euch zu dienen, lieber Herr!“ ſagte die Alte mit einer Anwandlung von Scham über das rohe Benehmen des Jungen.

„Ein ſauberes Früchtchen das!“ brummte der Seemann, „aber Sie hat ſelbſt Schuld; warum hat Sie ihn ſo erzogen? Hätte Sie ihn unter der Bot-

mäßigkeit eines guten Tauende gehalten, wie ſie auf jedem Verdecke zu Dutzenden von den Reilingen herabhängen, es wäre beſſer geweſen. Aber warum flennt Sie denn? Antwort! Was hat es hier gegeben?"

„Ach, Herr!" begann die Alte, aus Furcht, der Fremde möchte von ihrem Sohne noch übler denken, wenn ſie die Wahrheit ſage, „ich bin in der Küche geweſen, das Feuer brennt ſchlecht, und da iſt mir der böſe Rauch in die Augen gekommen."

„Sie lügt, Mutter!" rief Matthias barſch, ohne ſeine Stellung zu verändern, „ſie hat einmal wieder derbe mit mir gezankt, und dann fängt ſie immer an zu flennen, damit die Gäſte glauben ſollen, hier ſei Wunder etwas vorgefallen."

Die alte Frau ſetzte ſich tief ſeufzend in ihre Ecke; der Seemann aber richtete einen ſcharfen Blick auf den Burſchen: „Halte dein ungewaſchenes Maul!" rief er, „oder ich will dir zeigen, was dir hier zukommt und was mir!"

„Euch kommt zu", entgegnete der junge Naſeweis, „Euren beſtellten Rum zu bezahlen und dann Eurer Wege zu gehen! Das iſt Alles, Herr!"

„Bube!“ donnerte der Fremde, und ſeine Züge verzerrten ſich ſeltſam, aber alſobald faßte er ſich und ſagte ungemein ruhig: „Steh' auf von der Bank, junger Menſch! damit ich ſehe, auf was für Beinen der Sohn meiner Wirthin einhergeht! Rühre dich!“

„Das will ich bleiben laſſen!“ entgegnete dieſer, den Kopf etwas erhebend und den Fremden von oben bis unten anſehend.

„Nun, ſo will ich dich holen!“ fuhr der Seemann kaltblütig fort, neſtelte die Leine, woran das große Meſſer hing, von ſeinem Halſe los und entblößte die Klinge.

„Herr Gott! was wollt Ihr thun?“ ſchrie die Alte, die alle dieſe Bewegungen bemerkt hatte, aufſpringend, aber doch zu furchtſam, um näher zu treten, „wollt Ihr mein Kind umbringen?“

„Ein ſicheres Auge iſt eines Seemanns koſtbarſter Schatz!“ antwortete der Fremde, „und ich habe ein ſolches, Frau Jakob!“ Er wickelte das Ende der Leine um ſeinen Finger und ſchleuderte das Meſſer mit ſolcher Gewalt, daß es ſauſend

durch die Luft fuhr und tief in die eichene Ruhebank drang; in demſelben Augenblick zog er die Leine nach ſich, die Bank kippte und der ungehobelte Burſche fiel mit der Naſe auf den Boden. Alles dieſes geſchah mit der Schnelligkeit des Blitzes. Die alte Frau ſchrie: „Hilfe! Hilfe!“ Der Burſche rappelte ſich auf und rieb ſich die Naſe, aus welcher mehrere Blutstropfen hervorquollen. Der Seemann ſetzte ſich wieder in den Beſitz ſeines Meſſers und lachte unmäſſig.

„Nun! Da ſeid Ihr ja ganz und gar!“ rief er, ſich den Bauch haltend. „Wahrhaftig, Ihr ſeid ein ſo ungeſchlachter Burſche, als jemals einer Schiffszwieback gekaut hat. Sprecht, Herr! wie iſt Euch die Motion bekommen? Mutter Jakob! laßt's Euch nicht befremden, daß ich Euch ſchon bei Namen nenne, ob ich gleich Euer Haus heute zuerſt beſuche, — ich wollte Euch nur ſagen, daß Ihr dafür ſorgt, Eurem Sohne einige Tournüre beizubringen, im Fall Ihr dies noch für möglich erachtet. Hier habt Ihr die Bezahlung für Euern Rum, Ihr braucht mir nichts heraus zu geben, macht Euch einen luſtigen Tag dafür!“ Er legte eine

blanke Guinee auf den Tiſch und ging zur Thüre hinaus.

„Was iſt das für ein Mann?“ ſprach Mutter Jakob laut zu ſich ſelbſt. „Sein Blick drang tief in mein Herz, ſeine Augen glüheten und ſeine Lippen zuckten wie die eines boshaften Spötters. Das Chriſtusbild unter dem Spiegel hat er nicht mit Augen angeſehen! Wer mag der Fremde ſein?“

„Was zum Teufel geht es mich an, wer er iſt!“ brummte Matthias, ging an den Tiſch, trank den Rum aus, den der Fremde unberührt gelaſſen hatte, ſteckte die Guinee in ſeine Taſche und ſchlenderte mit einem kurzen und liebloſen „Adieu, Mutter!“ auf die Straße hinaus.

Schon während des ganzen Morgens war im Hafen eine große Aufregung geweſen. Ich meine nicht jene Lebendigkeit, die ein ſteter Geſchäftsverkehr bedingt; vielmehr ſah man viele müſſige Hände und nur die Gemüther waren aufgeregter als gewöhnlich. Wie vom Himmel herabgeſchneiet, war

plötzlich eine große Brigg ſichtbar geworden und hatte ſich inmitten des Stroms vor Anker gelegt; ſie war ganz und gar ſchwarz angeſtrichen und die Segel auf den Raaen, — das einzige Weiße an Bord — ſahen aus, wie einzelne Schneehaufen, die auf den dunklen Felsmaſſen des Nordens liegen. Eine Galione führte das Fahrzeug nicht, und der Name deſſelben am Spiegel war verwiſcht, die Mannſchaft ging ſchweigend auf und ab und machte keine Miene, ſich mit dem Lande oder dem Hafen in irgend eine Communication zu ſetzen. Die Neugier guckte ſich faſt blind, aber ſie vermochte nichts zu erſpähen, was ſie nicht auch an jedem andern Schiffe fand, und doch war Alles ſo düſter, ſo unheimlich, ganz geſchaffen, Furcht und Beſorgniß zu erregen; zum Ueberfluß führte es weder Flagge, noch Wimpel, ſo daß man auch ſeine Heimath nicht zu ermitteln im Stande war.

Allmälig legte ſich die erſte Aufregung; die Leute wurden gleichgültiger gegen das dunkle Schiff, und als ſie endlich ſahen, daß nichts Außergewöhnliches damit vorging, beruhigten ſie ſich völlig, und auch die geringſte Beſorgniß ſchwand, als ſich der

Hafenmeiſter in den Nachmittagsſtunden an Bord begab und das Schiff an das Schlengels*) holte.

Gleich darauf ließ ſich auch der Seemann, der ſich bereits in dem Keller der Frau Jakob ſo ſonderbar betragen hatte, auf den Vorſetzen ſehen. Er war bereits mehrere Male auf und ab gegangen, als Matthias ihm entgegen ſchwankte. Dieſer hatte die Guinee des Fremden mit einigen Saufbrüdern durchgebracht und war auf dem Wege zu Hauſe. Der Rauſch hatte den jungen Mann wunderbar verändert; ſein weinglühendes Geſicht hatte einen Anſtrich roher Luſtigkeit erhalten, und der genoſſene Spiritus eine Sucht, ſich mitzutheilen, in ihm erregt.

„Aha!“ rief er unſerm Seemanne zu, „verdamme mich Gott, wenn ich nicht recht ſehe, aber Ihr ſeid der Mann, der heute ein Glas Rum bei

---

*) Ein ſchwimmendes Floß, welches den äußern Strom vom Hafen trennt, und ſich ganz längs demſelben hinſchlängelt. Die Schiffe, welche nicht im eigentlichen Hafen liegen wollen, haben hier einen ziemlich ſichern Platz. —

uns verzehrte und es mit einer Guinee bezahlte. Ihr ſeht, Herr! Eure Freigebigkeit iſt mir wohl bekommen; ich bitte, ſchenkt uns öfters die Ehre! Ich habe noch ein Schillinger zwanzig übrig, Herr; ſollen wir dafür einige Gläſer Portwein trinken?"

„So viel Euch beliebt, Weinſchlauch!" lachte der Seemann, „ich halte Stand. Aber nicht hier in Euern dumpfigen Kellern, wo hinein kaum zur hohen Mittagszeit ein Sonnenſtrahl dringt; kommt vielmehr mit mir an Bord meiner Brigg, die noch einige hundert Flaſchen und drüber vom echten Gewächs in ihrem Bauche verbirgt."

„Viel Ehre für mich!" lallte Matthias, ſich verbeugend, wobei er bedeutend in's Schwanken gerieth, „bitte Euch, Herr, wie heißt Euer ſtattliches Schiff?" —

„Lucifer!" brüllte der Fremde und ſchlug eine hölliſche Lache auf.

„Lucifer!" wiederholte Matthias mit ſchwerer Zunge. „Schön! Allerliebſt das! Ihr ſeid alſo als ein guter Chriſt auf dieſen Namen getauft? — Lucifer! Mich dünkt, der Name iſt nicht gang und

gäbe hier zu Lande. — Aber, Briggſegel und kein Ende, Herr, wie iſt es denn? Mich dünkt, es war die Rede von einem Paar Flaſchen Portwein?“

„Zu dienen, Bierkanne!“ entgegnete der Seemann, faßte den Trunkenen unter den Arm und geleitete ihn eine jener Treppen hinab, an deren unterm Ende die Ruderfahrzeuge anlegen; hier warf er ihn in eine kleine Jolle und fuhr mit ihm durch den Hafen jenem ſchwarzen Schiffe zu, welches heute bereits ſo vielfache Aufmerkſamkeit erregt hatte. Während der Fahrt vernüchterte Matthias ſich etwas, und war eben im Begriff, den ruhig fortſteuernden Seemann mit einigen Fragen zu beläſtigen, als dieſer mit ſeiner Jolle dem Schiffe zur Seite legte.

„Da habt Ihr den Lucifer vor der Naſe!“ ſprach gut gelaunt der Seemann, „wenn Ihr Euch zu ihm hinauf bemühen wollt, ſollt Ihr Euch bald von ſeinen ſoliden Eigenſchaften überzeugen. Raſch, Herr! Ihr lauft ja ohnedies dem Teufel, ohne anzuhalten, in die Arme; darum bedient Euch der herabhängenden Leiter und entert, ſo gut Ihr könnt!“ —

Matthias leiſtete dem gegebenen Winke Folge, und ſtand bald ſeinem gaſtfreien Wirthe zur Seite in der Kajüte des Lucifer. Alſogleich wurden mehrere Flaſchen Portwein um ihn her aufgepflanzt und er trank in langen Zügen, bis er, von der Gewalt des Weines überwältigt, mit einigen unartikulirten Tönen zu Boden ſank. Der Commandant des Lucifer, denn als ſolchen hatte ſich der bärtige Seemann kund gegeben, warf einen Blick des Mitleids auf ihn; dann verließ er die Kajüte und das Schiff.

Einſam ſaß Mutter Jakob in ihrer Schenkſtube und grämte ſich über das lange Ausbleiben ihres Sohnes. Es war bereits ſpät geworden. Auf einem eiſernen Drahtleuchter brannte ein langes, dünnes Talglicht, welches eine ungewiſſe Dämmerung verbreitete. Da vernahm man ein lautes Poltern auf der Treppe, die Thür ward mit Geräuſch geöffnet, der lange Seemann trat, mit vielen Flüchen auf den Lippen, ein. Erſchrocken ging ihm die Alte entgegen und fragte nach ſeinen Wünſchen.

„Nichts Beſonderes!“ entgegnete der Fremde kurz, „ich bringe Euch einen ſchönen Gruß und ein Abſchiedswort von Eurem Sohne, und will Euch fragen, ob Ihr etwas an ihn zu beſtellen habt?“

„Um Gott, Herr!“ rief die alte Frau, heftig zitternd, „was iſt mit meinem Sohne? Was ſoll ich mit ſeinem Gruße und ſeinem Lebewohl? Warum kommt er nicht zu Hauſe? Ich warte ſchon ſo lange auf ihn.“

„Ihr werdet ihn ſo bald nicht wieder ſehen“, ſprach kurz der Fremde.

„Ach Herr! habt Mitleiden mit einer Mutter, die ihr Kind über Alles liebt!“ fuhr die Alte, heftig weinend, fort. „Wo iſt mein Matthias? Zürnt er mit mir? Er hat mich zwar oft mit harten Worten angelaſſen, hat mich geſtoßen und geſchlagen; aber ich liebe ihn doch, denn er iſt ja das Einzige, was mir von allen meinen Kindern und meinem lieben ſeligen Herrn übrig geblieben iſt.“

„Euer ſeliger Herr?“ lachte der fremde Seemann höhniſch. „Das war mir auch ein rechter

Kauz. Er kroch, einem Mehlwurm gleich, im Staube herum, wie alles Lumpenvolk, das ihm gleicht; nichts Großes, nicht einmal etwas Besonderes an ihm; ein Ding von einem Manne, wie sie zu Tausenden herumlaufen.“ —

„Mein Jakob war ein Mann, der in Zucht und Ehren lebte“, entgegnete die Frau mit fester Stimme, sich die Augen trocknend, „ein Mann, der sich zu Gottes Wort und Gottes Tisch hielt und niemals leichtsinnig in den Tag hinein lebte. — Aber ich bitte Euch um Alles, Herr!“ fuhr sie weichmüthiger fort, „sagt mir etwas von meinem Sohn.“

„Eurem Sohn ist ein Heil widerfahren, Frau!“ entgegnete der Seemann, „beruhigt Euch deßhalb. Soll er sein Leben lang hier auf der faulen Bank liegen und sich von Euch füttern lassen? Er muß hinaus in die Welt, damit er etwas lerne und der Hochmuthsteufel aus ihm herausgetrieben werde. Er ist an Bord meines Schiffes und in meine Dienste getreten; morgen geht es in die offene See hinaus. Binnen Jahr und Tag kommen wir wieder, dann soll es anders um Euren Taugenichts steh'n!“

„Wer ſeid Ihr denn, Herr?“ fuhr die Alte halb ängſtlich, halb neugierig fort, „daß Ihr ſagt mein Sohn ſei auf Eurem Schiffe und in Eurem Dienſt? Ich bitte Euch, ſagt mir, wen ich vor mir habe.“

„Ich bin der Commandant des Lucifer!“ rief der Fremde barſch, „eines ſo guten Schiffes, als jemals von irgend einem Stapel gelaſſen wurde, ein Fahrzeug, gleich brauchbar in Sturm, wie in Stiltjes*), ganz dazu gemacht, liederliche Burſche auf den Weg der Pflicht zurück zu führen; denn wohl zuſammengeſchlagene und betakelte Tauenden hängen dort von jedem Coſénagel herab.“

Aber Mutter Jakob hörte nicht auf die ferneren Erörterungen des langen bärtigen Seemannes. Der Name Lucifer hatte ſie auf das Aeußerſte erſchreckt, ſie ſprach ihn mehrere Male mit bebenden Lippen aus und fuhr dann jach empor. „Lucifer! Gott ſteh' mir bei! Ja, das iſt der Name eines der böſen Geiſter aus der Hölle! Welchen Segen kann

*) Windſtille.

ein Schiff bringen, das einen so gottverfluchten Namen führt? Und was soll ich Christliches und Liebes von einem Manne denken, der ein so benanntes Schiff commandirt?“

„Denkt, was Ihr wollt!“ entgegnete ungeduldig der Seemann, „und laßt mich mit Eurem dummen Gewäsch von Teufel und Christenheit ungeschoren. Ich bin ein eben so vernünftiger Mensch als ihr alle. Wenn ich auch statt des Gebetbuches das Rumglas in die Hand nehme, und statt einer geistlichen Melodie ein Saufied plärre. Was denkt Ihr, was der Seemann ist? Futter für die Fische, und wer seinen Bauch am besten gepflegt hat, wird am ehesten gefressen und braucht nicht erst lange mit seiner nassen Jacke im Salzwasser zu liegen. Lied am Ende! Ich muß gehen! Ueber Jahr und Tag sehen wir uns! Lebend sollt Ihr Euren Sohn wieder haben, und anders soll er auch geworden sein; darauf könnt Ihr Euch verlassen. Und nun zum Abschied“ — hier veränderte sich die Sprechweise des Seemannes auffallend, er wurde weich und seine Mienen zeigten eine stille Rührung, — „nehmt mein Lebewohl, Marie! Es ist wohl

lange her, daß ich Euch bei dieſem Namen genannt habe, ſollt' ich meinen?" —

„Wer ſeid Ihr?" fuhr die Alte auf, indem ſie bei dem Wechſel der Stimme zuſammenſchauerte. Redet, Mann, ich beſchwöre Euch, wer ſeid Ihr?"

„Ein luſtiger Geſell, der ein großes Stück Welt geſehen hat", fuhr der Seemann in ſeiner gewohnten Weiſe fort. „Ich hatte mich in ein Mädchen vergafft, das wollte mich aber nicht und nahm einen andern. Da wurde ich toll im Kopfe und ſegelte auf die hohe See hinaus, ein ſchönes Schiff unter den Füßen und einen Sturm im Herzen. Weil aber mein Steuerruder und mein Beſteck nichts taugten, denn beide wurden von unſichern, vor Zorn zitternden Händen geleitet, ſo ging ich mit meinem Schiffe zu Grunde und kam als ein Bettler an's Land. Nur Dummköpfe verhungern, und weil ich nie zu dieſer Sorte gezählt worden bin, ſo fand ich bald ein Schiff wieder, das ich von einem Manne erbte, der zwar ein großer Schurke, aber mir doch von Herzen theuer war. Ich könnte Euch davon eine lange und wunderliche Geſchichte erzählen, aber es gebricht mir an Zeit. Genug,

ich kreuze jetzt mit meinem Erbschiff hin und her, und wenn Euer Sohn sich darnach zu schicken weiß, kann er noch einmal zu einer gleichen Ehre gelangen. Gute Nacht!" —

Das Auge der alten Frau hatte während der letzten Rede fest auf dem Sprecher geruht, jetzt ergriff sie seine Hand und sagte mit allen Zeichen der Angst: „Um Gottes Willen und bei den blutigen Wunden unseres Heilandes sagt mir, wer Ihr seid? Soll ich den Namen des Mannes nicht wissen, mit dem mein Kind, mein einziges Kind in die weite Welt hinauszieht?"

„Da habt Ihr meinen Namen, Marie", sprach der Seemann mit einem Tone, dessen Rauhheit seine innere Rührung verbergen sollte, und legte eine metallene Kapsel auf den Tisch. „Uebrigens sehen wir uns wieder, und damit Ihr bis dahin nicht Mangel leidet, empfangt hier das Handgeld Eures Sohnes." Er warf ihr eine volle Börse zu und ging eilends fort.

Die Alte betrachtete die Kapsel, die ihr ein Geheimniß enthüllen sollte, vor dessen Enträthselung sie zitterte. Lange wog sie dieselbe in der Hand

und hatte nicht den Muth, ſie zu öffnen. Endlich ſchrob ſie mit kalter Entſchloſſenheit den Deckel ab und erblickte ein weibliches Porträt. Es war ein wunderliebliches Angeſicht mit einer lilienweißen Stirn, braunen Ringellocken, roſenrothen Wangen und ſeelenvollen blauen Augen.

„Ach Herr des Himmels und der Erden!“ rief ſie heftig erſchrocken aus, „wen ſtellt dies Bild vor? Heiliger Gott! Ich bin es ſelbſt! Ich! So ſah ich in meinen jüngern Jahren aus! So hat mich mein ſeliger Herr kurz vor meiner Hochzeit malen laſſen, und gleich darauf wurde uns das Bild geſtohlen! Wie kommt es in die Hände jenes Fremden? Wer iſt er? Dieſe Kapſel ſollte mir Auskunft geben, ich öffne ſie und finde mein Bild darin. Sollte vielleicht — ich habe wohl noch nicht Alles geſeh'n.“

Sie nahm ihr Bild heraus; aber als ſie die Rückſeite deſſelben erblickte, fuhr ſie beſtürzt zurück, denn ſie erblickte das Contrefei eines jungen Mannes. Das pechſchwarze Haar harmonirte mit den dunkelglühenden Augen, die hohe Stirn ward von einer breiten Narbe durchſchnitten, alle Züge ver-

riethen einen wilden, unbändigen Trotz, Spuren der heftigsten Leidenschaft waren darin sichtbar. Lange heftete sie den trüben Blick forschend auf das Bild, da war es, als ob plötzlich der verhüllende Nebel risse und ihr eine freie Aussicht in die Vergangenheit gestattete:

„Er ist es! Andreas Schauer ist es!“ rief sie in convulsivischer Bewegung aus und sank ohnmächtig zusammen.

Der neue Morgen war aufgewacht und mit ihm das rege Leben im Hafen und auf dem Strom. Auch am Bord des Lucifer regte sich geschäftig die Mannschaft; einige Böte lagen demselben zur Seite, welche Lebensmittel aller Art brachten, und mehrere flinke Gesellen waren bemüht, den frischen Proviant an Ort und Stelle zu verstauen, während Andere die bereits festgefurrten Wasserfässer füllten. Die Segel flatterten lose im Winde und zwei leichte Trossen hielten das Schiff hinten und vorne nothdürftig fest; die Fluth ging nur noch schwach ein, oberhalb des Grasbrook's waren die Schiffe bereits

im Schwajen begriffen. Der Commandeur des Lucifer ging mit schallenden Schritten das Verdeck auf und ab und blickte nach der Windfahne, die mit ihrer Spitze nach Nordwesten zeigte. In diesem Augenblick trat der Steuermann an ihn heran und meldete, daß Alles fertig sei. Die Thurmglocke von Sanct Michael schlug eben acht.

„Wo ist mein Gast von gestern Abend?" fragte der Commandeur.

„Er liegt noch schnarchend, platt auf dem Boden", war die Antwort, „soll man ihn wecken?"

„Laßt das betrunkene Vieh nur liegen, ich will es nachher schon selbst aufrütteln, jetzt aber heißt der Mannschaft unverzüglich an ihr Werk gehen; habt acht auf mein Commando!"

Schweigend trat Jeder an seinen Posten. Die Fluth hatte allmälig ganz aufgehört und die Ebbe begann leise abzufließen.

„Holt die vordere Trosse ein!" erscholl die ruhige, aber feste Stimme des Commandirenden, „dann hießt hinten und vorne die Marssegel auf und zieht die Schooten vor! Holt über das Steuer nach

Backbord, damit das Schiff vom Schlengels abgiere!“

Schweigend ward der Befehl vollzogen. Das Schiff wandte ſich mit ſeinem Bugſpriet auf den Strom hinaus, die hochaufgeſtrietzten Segel flatterten hin und her.

„Holt das Briggſegel aus und drängt den Baum nach Steuerbord über, damit es Wind faſſe!“

Es geſchah. Der Hintertheil des Schiffs ward hart gegen das Schlengels gedrückt und ſcheerte mit dem Vordertheil immer weiter in den Strom.

„Laßt jetzt raſch die Hintertroſſe ſchlippen und braßt die Marsſegel voll! Zimmermann! Geht an's Ruder und ſteuert jenem Blankeneſer Fiſcher nach! Hurrah, Burſche! Hurtig! Hurrah!“

Mit lautem Geſchrei beantwortete die Mannſchaft dieſen ermunternden Zuruf. Die obern Raaen wurden raſch herumgeholt, das Steuer ward von kundiger Hand geführt, und raſch durchſchnitt der beſchwingte Kiel die ſcheu zurückweichenden Wellen. Je weiter ſich das Schiff von der Stadt entfernte, deſto friſcher erhob ſich der Südoſt;

immer mehr Segel ſtiegen an den Maſten und Stengen empor, rechts und links flogen die Dörfer, Städte und Flecken vorbei; mit dumpfem Geräuſch brach der Kiel ſich Bahn durch die aufgeregten Waſſer und wetteiferte an Schnelligkeit mit dem Fluge eines Adlers.

Andreas Schauer, der Commandeur des Lucifer, ſah über Bord, mit flüchtigen Blicken dem Schaume folgend, der vor dem Bug hoch aufſpritzte und zu beiden Seiten des Schiffes hinſtrömte. „Es iſt etwas Geheimnißvolles in dieſem Bau", ſprach er zu ſich ſelbſt. „Wer ihn nicht kennt und mit ſeiner unheimlichen Außenſeite nicht vertraut iſt, glaubt ſich in Wahrheit von hölliſchen Geſpenſtern umſtrickt, und doch wohnt Friede und Ruhe in dieſen Räumen, für den, der ſie aufzufinden weiß. Freilich nur erſt kurze Zeit; auch hier haben feindliche Dämonen ihr ſcheues Weſen getrieben, ſie ſind verjagt und die ſeltſame Schale birgt einen guten Kern. Es gilt, einen entſcheidenden Wurf zu thun. Ich bin des endloſen Umherwanderns müde und will mir eine heimiſche Stätte ſuchen. — Und wen wähle ich zu meinem Nachfolger? Einen Menſchen, oder viel-

mehr ein Vieh, das nur zufällig die Bildung eines Menſchen erhalten hat, und binnen Kurzem für die Galeere oder das Zuchthaus reif iſt. Aber welche Erinnerungen knüpfen ſich an ſeinen Namen? Marie! Liddy! Engelskinder! Leuchtende Geſtirne meiner Jugend! Geht nicht unter an meinem Horizonte! Meine Augen ſind feſt auf euch gerichtet, ich folge euch!“

Immer tiefer verſank er in Nachdenken; er vergaß die Wirklichkeit um ſich her; in dieſem Augenblick gedachte er weder der Gegenwart, noch der Zukunft, vor ſeiner Seele lag die Vergangenheit mit all' ihren Leiden und Freuden, mit all' ihren Dornenkronen und Blüthenzweigen. Er ſah ſich ſelbſt in dem Hauſe ſeines Vaters; er erblickte zum erſten Male Marie, und Liebe, hohe, heilige Liebe erfüllte ſein ganzes Herz; er nahte ſich ihr, beißglühend, aber ſie ſtieß ihn mit eiſiger Kälte zurück; er vertraute ſich ſeinem Vater an, dieſer bedrohte ihn mit ſeinem Zorn, wenn er die thörichte Leidenſchaft nicht unterdrücke. Nun beſchloß er, Marie die Seine zu nennen, und ſollte er der ganzen Welt Trotz bieten müſſen. Gewalt ſchien ihn

am leichteſten zum Ziele zu führen, was dieſer verſagt blieb, gelang vielleicht der Liſt. Noch brütete er über ſeinen Plan, da ſchreckte das helle Läuten der Kirchenglocken ihn aus ſeinem Brüten auf. Eine bange Ahnung ergriff ihn, er ſtürzte, außer ſich, nach dem Gotteshauſe; auf der Schwelle deſſelben begegnete ihm, geführt von ſeinem Vater, die bräutlich geſchmückte Marie an der Seite eines fremden Mannes; — dieſer war ſeit wenigen Minuten ihr Gatte geworden.

Hören wir die ferneren Schickſale des unglücklichen Andreas Schauer, der eben jetzt mit ſeinem raſchbeſchwingten Lucifer der Elbmündung zuſteuert.

Andreas wußte ſich nicht zu faſſen, er ſtampfte mit Händen und Füßen, ſeine Augen verkehrten ſich im Kopfe, ſein Mund ſchäumte, ſeine Wuth machte ſich nur in unartikulirten Tönen Luft. Er raſte in der ganzen Stadt umher. Alles wich ihm ſcheu aus, denn man kannte ſeine übernatürlichen Körperkräfte und fürchtete ſeine Mißhandlungen. Der Vater ward krank, der Sohn bekümmerte ſich nicht um

ihn; jener ward kränker und kränker und schickte nach seinem Andreas, aber dieser stürmte zum Thore hinaus. Der Vater starb und ward von Fremden zu seiner letzten Ruhestätte geleitet; Vater und Sohn haben sich nie wieder gesehen, der Eine schied aus dem Leben, der Andere blieb zurück, aber Beide unversöhnt.

Andreas war jetzt Herr und Besitzer eines reichen Handelshauses; er sah Leute, die ihn früher kaum beachtet hatten, um seine Gunst buhlen; er lachte sie aus und schickte sie zum Teufel. Seit Marien's Verlust hatte er keine ruhige Stunde gehabt, es schien, als wolle der Friede nie mehr in sein Herz zurückkehren. Er verabscheute das Sitzen in dem einsamen Comptoir und empfand ein unheimliches Gefühl bei den Handelsbüchern und Rechnungen, die er vor sich aufgethürmt sah. Er veräußerte Alles und häufte Gold neben sich auf. Aber plötzlich sah man ihn öfters in der Gegend des Grasbrook's beschäftigt; auf einer der dortigen Werften stieg ein Schiff empor, eine leichte, luftige Fregatte, mit breitem Spiegel und einem scharfen Bug. Rastlos wurde daran gezimmert, der früheste

Morgenſtrahl, der ſpäteſte Abend fand die Arbeiter beſchäftigt, mit außerordentlicher Schnelle ging der Bau ſeiner Vollendung entgegen. Mit den letzten Tagen des Sommers war Alles gethan, und „das verlorne Herz", ſo hatte Andreas ſein Fahrzeug getauft, lief von dem Werft in den Strom, drei Wochen ſpäter ſchwamm es ſchon mit ſeinem ruheloſen Herrn auf dem Meere herum.

Er ſteuerte durch den atlantiſchen Ocean und ſuchte den Continent von Amerika auf. Herrlich blühten die jugendlich-kräftigen Freiſtaaten empor, Europa ſtaunte, bewunderte und beneidete; Andreas ging kalt an allem Großen und Außerordentlichen vorüber, preßte nur manchmal beide Hände krampfhaft gegen ſeine Bruſt und ſeufzte tief auf, ſelten glänzte eine Thräne in ſeinem Auge. Einer ſolchen Zerknirſchung folgte dann gewöhnlich eine wilde Aufregung, die nichts zu dämpfen vermochte; er mußte austoben und beging die grauſamſten Exceſſe.

So lag er einſt mit ſeinem Schiffe auf den flüchtigen Wellen des Delaware und ſein Auge ſchauete auf das mächtig emporſtrebende Neuyork. Da tauchte die Erinnerung in der hellſten Farben-

gluth, gleich der Fata morgana, in ſeinem Buſen auf, und unaufhaltſam ſtürzten die Thränen aus ſeinen Augen; aber plötzlich gewann ſeine gerechte Wuth die Oberhand, und er brach in ein wüſtes Geſchrei aus.

In dieſem Augenblicke ruderte ein kleines Negercanoe heran, und ein langer hagerer Mann mit bleichem Geſichte und ſchwarzen, ſtechenden Augen kam an Bord. Der Fremde warf einen flüchtigen Blick auf die Takelage des Schiffs und ging dem Quarterdeck zu, von woher Andreas ihm mit einem barſchen „Was gibt's?" entgegen kam.

„Ihr ſeid in Eurer Laune, Herr," begann der Fremde und führte den zornglühenden Andreas auf das Quarterdeck zurück, „ich bitte, laßt Euch nicht darin ſtören. Wenn der Mann zornig iſt, muß er ſich ausſprechen oder nach Belieben ausbrüllen, ſonſt frißt es ihm das Herz an. Ich bin oft ſelbſt in ſolcher Lage geweſen und kenne das aus Erfahrung. Legt Euch keinen Zwang auf; ich habe Zeit und will ſchon einen ruhigeren Moment abwarten." Mit dieſen Worten ſetzte er ſich auf eine Kanone und

blickte in den vorübereilenden Strom, ohne von Andreas irgend weiter Notiz zu nehmen.

Dieſer ging mehrere Male an ſeinem ſeltſamen Gaſt vorüber und blickte ihn ſcharf an. Das Weſen des Fremden machte einen eigenen Eindruck auf ihn. Faſt ſchien es, als ob ein unheimliches, dämoniſches Feuer aus dieſen pechſchwarzen Augen brannte, und dann wieder ſchienen ihm dieſe ſchwermuthsvollen, gefurchten Zügen die vollgültigſten Zeugen eines tiefen Herzenskummers zu ſein.

Endlich legte ſich der wilde Aufruhr in Andreas Innerm, er trat an den Fremden heran, berührte ſeine Schultern und ſagte ſo freundlich als es ihm irgend möglich war: „Nun, Herr, ich bin zu Euern Dienſten!“

Alſobald ſtand der Fremde auf und nickte lächelnd mit dem Kopfe. „Schon recht, Herr Andreas Schauer, Alles hat ſeine Zeit, und wenn es Euch gefällig iſt, wollen wir ein vernünftiges Wort mit einander reden. Wie ich ſehe, habt Ihr für Euer Schiff und Eure Leute in dieſem Augenblicke nicht überflüſſige Beſchäftigung und ſeid es wahrſcheinlich ſatt, Eure Fregatte von den Wellen des Delaware

hin und her ſchütteln zu laſſen; ich brauche eben jetzt ein Schiff, das mich und meine Habſeligkeiten in ſich aufnimmt und nach der Inſel Madeira bringt. Wenn Ihr nun dieſe Commiſſion übernehmen wollt, ſo dient Euch zur Nachricht, daß die, übrigens kleine Ladung völlig bereit liegt, daß ich in jeder Stunde zur Abreiſe fertig bin, und daß wir uns über die Fracht leicht einigen werden, da ich nicht gewohnt bin, zu knickern.“

„Topp, Herr!“ rief Andreas und gab dem Fremden einen ſchallenden Handſchlag, „ſobald Ihr wollt, bin ich bereit; Ihr ſeid nicht knickerig, und ich mache mir aus vielem Handeln nichts; deswegen dächte ich, wir machten die Sache hier gleich zur Stelle ab. — Waiter! — Hollah! Jim! — Wo ſteckt der verfluchte Junge? Eine Flaſche alten Madeira für mich und dieſen Herrn!“

Der Wein perlte in den Gläſern, und Beide ſtießen mit einander an. Ehe der letzte Tropfen aus der Flaſche gegoſſen wurde, waren ſie mit einander einig. Der Fremde verſprach, mit dem dritten Morgen alle Sachen an Bord gebracht zu haben,

und Andreas verpflichtete ſich, zu derſelben Stunde völlig ſegelfertig zu ſein. —

„Gut das, Herr Andreas Schauer!“ entgegnete der Fremde, „von meiner Seite könnt Ihr Euch der größten Pünktlichkeit verſichert halten. Das iſt keine Prahlerei; denn wenn Mac-Saunders — ich bitte Euch, Herr, nennt mich von jetzt ab ſo —, etwas geſagt hat, hat noch Niemand Urſache gehabt, ſein Zutrauen zu bereuen. Werft Euern Ballaſt nicht aus, meine Kiſten und Laſten nehmen nicht vielen Raum ein und ſind nur leicht, wenn ſie auch in's Gewicht fallen. Alſo von heute an gerechnet, den dritten Tag ſegeln wir vor der Mittagsſtunde ab. Lebt wohl bis dahin.“ Er ſchüttelte dem Capitän die Hand und ſprang in das wartende Canoe, worauf der Neger raſch mit ihm davon fuhr.

Am Bord wurde jetzt Alles lebendig, die entſchiedenſten Befehle wurden gegeben und mit ängſtlicher Pünktlichkeit ausgeführt. Da Andreas ſeinen Stolz darein ſetzte, ſein Schiff in der beſten Ordnung zu haben, waren die Vorbereitungen nur geringe, ſchon am Abend des zweiten Tages war Alles bereit. Aber noch hatte der Fremde nicht das Geringſte

geſendet, die Nacht brach allmählich herein, es waren nur noch einige Stunden von der beſtimmten Zeit übrig. Keiner erſchien. Die Nacht ging ungeſtört vorüber, die Sonne ging auf und noch immer ließ ſich Niemand ſehen.

Andreas ſchritt ungeduldig auf und ab und hielt nur mit Mühe ſeinen aufbrauſenden Zorn zurück. „Wenn der Kerl, der Saunders, bis Mittag nicht hier iſt, Steuermann!“ rief er dieſem zu, „ſehe ich den Vertrag als aufgehoben an; wir lichten dann die Anker und ſegeln, wohin es uns beliebt.“

„Wie es Euch genehm iſt, Herr!“ entgegnete Jener. „Die Fregatte hat ohne die Güter des Windbeutels Saunders Laſt genug, um gefahrlos in dieſer ſchönen Jahreszeit längs den Küſten der united states zu fahren. Wenn es Euch genehm iſt, können wir noch in dieſer Stunde auf und davon.“

„Gut das! Alſo bis Mittag! Hole der Teufel den Saunders! Wir haben günſtigen Wind, und wenn er pünktlich wäre, könnten wir ſchon eine Strecke fort ſein. Heda! Waiter! Jim! Teufelsjunge, wo ſteckſt du? Eine Flaſche Madeira bringe herauf! Trinkt mit mir, Steuermann! Dieſer

Saunders ist ein Windbeutel! Seid Ihr nicht meiner Meinung?“

„Vollkommen, Herr! Und dieser Madeira ist so gut, als jemals einer am Bord eines Schiffes getrunken worden ist. Ihr habt ganz recht; wir können unsern Weg über den atlantischen Ocean allein finden und brauchen uns von Niemanden foppen zu lassen. Aber wenn es Euch gefällig ist, über die Steuerbord's Galerie hinweg und den Delaware entlang zu blicken, so könnt Ihr Herrn Saunders kommen sehen.“ —

Vier kräftige Ruderer peitschten eine Chaluppe heran, in deren Hintergrund Saunders saß und das Steuer führte. Als er mit dem Schiffe in gleicher Linie lag, stand er auf, schwenkte den Strohhut und rief gutgelaunt: „Guten Morgen, Capitän Andreas Schauer! Was haltet Ihr von einem Manne, der zur rechten Stunde ein „verlornes Herz“ wiederfindet? Ich hoffe, Ihr habt nicht allzulange auf mich gewartet? Die Riemen in's Wasser, Jungens! Laßt uns an Bord kommen.“

Rasch flog die Chaluppe herum und von sicherer Hand gesteuert, legte sie an den Steuerbords-Fallreep.

Andreas ſtand längſt dort, den Angekommenen zu empfangen: „Mit Eurer Pünktlichkeit hat man Urſache genug, übel zufrieden zu ſein,“ ſprach der Schiffseigner höchſt mißgelaunt, „die Sonne ſteht ſchon hoch am Himmel, ehe Ihr Euch blicken laßt, ob es gleich der beſtimmte Segeltag iſt, und von Eurer Ladung haben wir noch nicht ein Stück am Bord. Ich bin nicht übel Willens, den ganzen Vertrag aufzuheben.“

In dieſem Moment ſprang Saunders die Schiffstreppe hinan und reichte dem Capitän die Hand. „O nicht doch, Herr, es iſt noch lange nicht Mittag und bis dahin ſeid Ihr verpflichtet zu warten.“

„Wie aber zum Teufel,“ brauſete Andreas auf, „wollt Ihr mein Schiff bis Mittag beladen? Denkt Ihr etwa, daß meine Beſatzung aus Polypen beſteht, die mit hundert Armen zugleich zugreifen? Oder beſoldet Ihr vielleicht eine halbe Million Teufel?“

„Beladen? Euer Schiff?“ fuhr Saunders gleichmüthig fort. „Daran hat kein Menſch gedacht. Ich habe nur von meinem Hab und Gut geſprochen, und wenn Euch die Zeit auf dem Delaware ſo unerträglich lang wird, gebt immerhin Euren Leuten den

Befehl zum Ankerwinden, während das geſchieht, ſollen die Meinigen Alles ungefährdet in's Schiff bringen; denn was ich auf dem Continent von Amerika mein nenne, iſt in dieſer Chaluppe enthalten.“ —

Andreas blickte neugierig in dieſelbe hinein und konnte ſich nicht des Lachens enthalten. Die ganze Ladung beſtand aus einer Hutſchachtel, einem Regenſchirm, Mantel und einem mäßig großen Koffer, aus mehreren unwichtigen Bagatellen und ſechs kleinen Fäſſern, die mit ſtarken eiſernen Reifen verſehen waren.

„Iſt das Alles Euer, Herr?“ fragte Andreas lachend, und mit einem Blick voll Hohn auf Saunders, indem er ſeinem Steuermanne Befehl gab, den Anker zu lichten, „Ihr werdet die Handelsverhältniſſe der Vereinigten Staaten auf die Spitze ſtellen, wenn Ihr eine ſo umfangreiche Ladung auf einmal mit Euch fortnehmt.“

Saunders that, als hörte er den Spott nicht; er ließ ſeine Effecten mit aller Sorgfalt an Bord bringen und ſchickte dann die Chaluppe heim, während die Mannſchaft fortfuhr, das Schiff unter Segel zu bringen. Es geſchah mit überraſchender

Schnelligkeit, und ſanft glitt das leichtbeſchwingte Fahrzeug durch die aufgeregten Wellen.

Andreas ſtieg in die Kajüte hinab, wo Saunders ſich auf eine Bank hingeſtreckt hatte und über irgend etwas zu grübeln ſchien. „Nun, Herr! wir ſind unter Segel und entfernen uns mit jeder Minute weiter von der Küſte; habt die Güte, für eine glückliche Reiſe zu beten, ſonſt bringt Ihr Euer koſtbares Leben und Eure noch koſtbareren Güter in Gefahr.“

„Ihr ſcheint nicht müde werden zu können, meine Güter, wie Ihr ſie nennt, zu beſpötteln,“ entgegnete Saunders mit großem Gleichmuth. „Und doch verſichere ich Euch, Euer ganzes Schiff, ſammt Allem, was darin iſt, Euch nicht ausgenommen, iſt mit dem halben Inhalt eines dieſer Fäſſer hinlänglich bezahlt. Ihr möget in Eurem ganzen Leben nicht wieder ſoviel Gold auf einem Flecke zu ſehen bekommen, als in dieſem Augenblick, und habt alſo doppelte Urſache, während der ganzen Reiſe ſo vorſichtig als möglich zu ſein.“

„Welchem Teufel habt Ihr bis dahin gedient,“ rief Andreas verwundert aus, „der Euch zur Erwer-

bung ſo vieler Reichthümer behülflich war? Hier iſt, wie ich ſehe, von Millionen die Rede.“

Der Fremde blieb die Antwort ſchuldig, doch ſagte ſein noch bleicher werdendes Geſicht deutlich, daß er ſich ungerne an ſeine frühere Zeit erinnert ſah. „Capitän Andreas Schauer,“ entgegnete er nach einer Pauſe, „laßt uns während der Reiſe gute Kameradſchaft halten! Gebt auf Eure Segel und Eure Compaſſe acht, und ſteuert, auf ſo geradem Wege als möglich, nach Madeira. Ich habe viele Jahre lang die See gepflügt und mich wenig darum gekümmert, ob ein Kreuzzug drei Tage oder drei Monate dauerte; aber diesmal möchte ich die Tage zu Minuten verkürzen können! Ich will Euch königlich bezahlen, Capitän Schauer, wenn Ihr mich ungefährdet an Ort und Stelle bringt.“ —

„Seid unbeſorgt,“ ſprach dieſer, „ſo lange ein Wind weht und ein Hahn kräht, ſeid Ihr am Bord meines Schiffes gut aufgehoben, und ſollten uns überläſtige Geſellen — Seeräuber meine ich — in den Weg kommen, die uns nicht ungehänſelt ziehen laſſen wollen, ſo haben wir Kanonen und Fäuſte genug am Bord, uns ihrer zu erwehren.“

„Ihr verpflichtet keinen Undankbaren!“ rief Saunders lebhaft, und nun dies unter uns abgemacht iſt, ſollt Ihr ſehen, daß ich ein heiterer, lebensluſtiger Geſelle bin. Noch eins! Die Gegenwart wird uns genug zu ſchaffen machen, der Blick in die Zukunft iſt auch ungewiß; wir wollen uns alſo mit einem unnützen Grübeln über Vergangenes die Laune nicht verderben. Inkommodiren wir uns nicht mit gegenſeitigen Fragen über Einſt und Damals; Vertraulichkeit ſoll man niemals erzwingen.“

„Was kümmert es mich, wer Ihr ſeid und was Ihr werden wollt!“ rief Andreas Schauer. „Mir genügt, daß Ihr Eure Fracht bezahlt und mir meinen Madeira austrinken helft. Da wir eben von Madeira reden, wollen wir nicht eine Flaſche verſuchen? Jim! Hollah! Teufelsjunge! wo ſteckſt du?“

Jim eilte herbei, und bald darauf ſaßen die beiden Reiſegefährten hinter den gefüllten Gläſern, während „das verlorne Herz“ ſeinem Ziele unaufhaltſam entgegen ſteuerte.

Drei Wochen waren vorüber, die einſilbigſte Unterhaltung von der Welt ward nur durch Trinken und Schlafen unterbrochen, ein günſtiger Wind

ſchwellte fortwährend die Segel, jede Stunde brachte ſie ihrem Ziele näher.

Die langerſehnte Inſel — das prächtige, göttergleiche Madeira — ſtieg aus den Fluthen auf und ward von Saunders mit Entzücken begrüßt.

„Wir ſind am Ziel!“ rief er, dem Capitän die Hand ſchüttelnd, „tauſend Dollars der Mannſchaft zum Geſchenk, ich lande!“

„Noch nicht!“ entgegnete Andreas. „Für heute iſt es ſchon zu ſpät, um den Ankerplatz zu erreichen, und zwiſchen jetzt und morgen früh iſt noch eine lange Zeit. — „Es iſt eine ſchwere, gewitterſchwüle Luft,“ fuhr er, ſich umſchauend, fort, „und ich fürchte, wir kommen nicht mit der leichteſten Mühe in die Bucht von Funchal.“

„Unglücksrabe!“ ſchrie Saunders. „Was könnte uns jetzt noch, Angeſichts des Landes, geſchehen?“

„Weiß nicht,“ ſprach Andreas Schauer trocken, „aber wenn Ihr ruhig ſein und die Ohren aufmachen wollt, könnt Ihr das Unheil in der Tiefe brauen hören.“ —

Saunders ſchwieg und beugte ſich über den Reiling mit ängſtlicher Erwartung und an ſich gehalte-

nem Athem aufhorchend. Schwarze Wolkenmaſſen ſchichteten ſich immer höher und dichter aufeinander, die Sonne ward verfinſtert, die Küſte verſchwand aus dem Geſichtskreis. Man vernahm ein unheimliches Ziſchen und Brodeln, welches aus der Tiefe des Meeres bis an die Oberfläche deſſelben drang und dieſe in eine weiße Schaumdecke hüllte; plötzlich wallte die Fluth hoch auf, die Wellen riſſen auseinander, eine unabſehbare Schaar von Fiſchen, die ſeltſamſten und vielfältigſten Geſtalten, tauchten, wie von einem gemeinſamen Feinde verfolgt, aus dem befreundeten Elemente auf, und fielen, einige Fuß weiter entfernt, wieder in die ſalzige Tiefe hinab, der Wind hatte ſich gänzlich gelegt und die Atmoſphäre war ſo drückend heiß, als ob ſie einen einzigen glühenden Krater bildete. In demſelben Moment, vor deſſen Furchtbarkeit die ganze Mannſchaft erſtarrte, ward das Schiff von einem reißenden Strome erfaßt, der daſſelbe in der Richtung auf Madeira blitzſchnell mit ſich fortriß, ohne daß es in der Gewalt des Führers ſtand, dieſen eben ſo unerwarteten als gefährlichen Lauf zu hemmen.

„Um Gottes und aller Heiligen willen! was iſt

das?“ ſchrie Saunders, die Hand des Capitäns ergreifend und ſie krampfhaft drückend, „ſaht Ihr je eine dergleichen Erſcheinungen auf dem Meere? Was ſteht uns bevor?“ —

„Ein Erdbeben!“ entgegnete der Gefragte mit Ruhe, und dann iſt es am beſten, unſere Seelen dem zu empfehlen, dem wir Zeit unſeres Lebens am meiſten gedient haben, es ſei Gott oder Teufel. Ich meinerſeits kann verſichern, daß mein Loggbuch zur Einſicht bereit liegt und ich mit Ehren durchzukommen hoffe; wie es mit Euch ſteht, kann ich nicht wiſſen, aber das weiß ich, daß Eure Dollars zu einer unfruchtbaren Ausſaat verwendet werden; denn auf der Tiefe des Meeres wächſt kein Hälmchen, wenigſtens nicht aus Körnern ſolcher Art, und wenn es wächſt, ſo hat doch keine Sichel einen hinlänglich langen Stiel, um es zu erreichen.“

„Ihr könnt noch ſcherzen?“ ſprach Saunders mit bebender Zunge; der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirne.

„Was zum Teufel, Herr, wollt Ihr denn, daß ich thun ſoll?“ entgegnete der Capitän. „Laßt Ihr Eurem Geheul freien Lauf, und laßt mir meine

heitre Laune. Muß es einmal geſchieden ſein, ſoll es auch mit der gehörigen Beſonnenheit geſchehen. Uebrigens habt Ihr Recht; es iſt ein unangenehmes Ding für einen leidenſchaftlichen Madeiratrinker, gerade im Angeſichte dieſer Inſel zu Grunde zu gehen. — Aber da kommt eine leichte Breeze vom Lande her! Mann muß kein Mittel zur Rettung unverſucht laſſen; ſie iſt vielleicht ſtark genug, die Gewalt des Stromes zu hemmen! Hollah, Jungens! Setzt die Segel bei! hurtig! hurtig!“ —

Wie mit einem Zauberſchlage war das Schiff von oben bis unten mit Leinwand bedeckt, die Segel blähten ſich vor dem leiſe gehenden Winde auf und hemmten auf einige Augenblicke die Wirkungen des reiſſenden Stromes; aber plötzlich geſtaltete ſich der leiſe Luftzug zu einem Orkan, und mit wilder Haſt raſete das Schiff durch die Wellen. Noch ehe eine Hand zur Bergung der Segel angelegt werden, ja noch ehe der Capitän das Commandowort ausſprechen konnte, flogen ſie alle aus ihren Lieken, die Maſten und Stengen beugten ſich der furchtbaren Gewalt und krachend brachen ſie mit donnerähnlichem Getöſe zuſammen, ein ſteuerloſes Wrack trieb auf der wild-

ſchäumenden Fluth. Und lauter raſete der Donner, der Blitz zerriß das ſchwarze Nachtgewölk, und die Grundveſten der Erde wankten; es ſchien, als ob der Boden des Meeres allmählich aus ſeiner Tiefe emporſteige; denn die Fluth wallte höher und höher, bis ſie endlich, wie eine unerſteigliche Mauer, ſenkrecht über das Schiff hinausragte. Alle waren ſtumm, das Entſetzen, die Angſt hielt ihre Lippen geſchloſſen, ſtieren Auges blickten ſie auf das furchtbare Verderben, welches über ihnen ſchwebte; es war eine jener Gruppen, wie ſie ſich einſt am Tage des Gerichts zu tauſenden bilden. Da plötzlich bebte, praſſelte und donnerte es von einem Ende des Firmamentes zum andern, das Meer wogte von allen Seiten heran, einem Punkte zu, als wollte es ſich zu einer ungeheuern Welle geſtalten, die fürchterliche Mauer ſchwankte hin und her — ein Schrei, ein banger Ausruf des Entſetzens, — ſie ſtürzte mit donnerndem Getöſe zuſammen und begrub „das verlorne Herz“ in den Schlund der Waſſer.

Viele Stunden ſpäter, — die Morgenſonne ſtrahlte hell und rein am tiefblauen Himmel, — war das Unwetter vorüber, der Spiegel des Meeres wies ſich

glatt und eben, und der mattwehende Oſtwind war kaum im Stande, die oberſte Fläche deſſelben zu kräuſeln. Die herrliche Inſel Madeira lag da in der vollen Pracht ihrer üppigen Vegetation, von der goldenen Sonne beſtrahlt, gleich einer geſchmückten Braut, überſäet mit den köſtlichſten Gaben. Mit ungebundener Fröhlichkeit zogen die maleriſch gekleideten Landleute feldeinwärts, mit aller Lebendigkeit der ſüdlichen Zone ſich die Ereigniſſe der vergangenen Schreckensnacht erzählend, und mit lautem Geſange ruderten die Fiſcher ihre in hellen Farben leuchtenden Barken auf das Meer hinaus.

Den ſeltſamſten Contraſt mit dieſem liebreizenden Gemälde bildeten zwei Männer, die hart am Ufer auf einem Felsblocke ſaßen und ſich unverwandt einander anſtierten. Ihre Bekleidung war zerriſſen und unvollſtändig, das Haar hing wirr um ihre Köpfe, ſie hatten keine Schuhe an den Füßen, keinen Mantel, um ihre Blöße zu bedecken. Lange Zeit hatten ſie bereits ſo da geſeſſen, da lachte der Eine von ihnen plötzlich laut auf, daß es Mark und Bein durchzitterte und ſchier unheimlich von Fels zu Fels wiederhallte.

„Biſt du bei Sinnen, Saunders?“ ſprach der Andere. „Beiläufig, das Dutzen könnt Ihr mir nicht übel nehmen; denn wenn zwei Männer ſolche Cur mit einander beſtanden haben, wie wir Beide, hat man mit keinen Ceremonieen mehr etwas zu ſchaffen. Welcher Teufel heißt dich eine ſolche Lache aufſchlagen?“

„Derſelbe Teufel, dem ich mein Lebelang gedient habe, Andreas Schauer,“ entgegnete Saunders, „und der mir meine langjährigen treuen Dienſte damit lohnt, daß er den ſauer erworbenen Schweiß langer Jahre in die Tiefe des Meeres hinabſchleudert. Sklavenhändler war ich, und habe manche hundert Block Ebenholz von der afrikaniſchen Küſte geholt. Da ſitze ich nun als Bettler, und ſchlimmer als ein Bettler; denn ich muß erſt den Spruch lernen, den Jener ſchon weiß.“

„Dacht' ich's doch,“ ſprach Andreas Schauer, „daß in deiner Geſtalt ein böſer Dämon mein Schiff beſtieg. Nun liegt Alles im Abgrund, und ich kann in dem Hafen von Funchal mir die Schwindſucht am Halſe laufen, ehe ich einen Platz als Matroſe finde, wo ich dann hinlänglich Zeit habe, mir die

Finger krumm zu arbeiten und die mir zugemeſſene Portion Waſſer zu ſaufen. Wäre es auch nur darum, daß ich von dir zu einem Bettler gemacht bin, du müßteſt nie die ewige Seligkeit wieder gewinnen.“

„Ich habe ſie auf Erden ſchon gefunden“, ſprach Saunders tief bewegt, und eine Thräne glänzte in ſeinen Augen. „Ein ganzer Himmel war mir aufgegangen in den ſeelenvollen Blicken eines Mädchens, ſie gab ſich mir zu eigen und ſank lachend und weinend in meine Arme. Ich habe mein Weib geliebt, wie nichts ſonſt auf Erden; was wir lieben, ſchmücken wir gerne mit jeder erdenklichen Pracht, und darum zog ich aus, mir die Schätze der Welt zu eigen zu machen. Ich gewann Gold auf Gold, aber ſie, für die ich Alles gewinnen wollte, ſtarb. Ihr hättet mich ſehen ſollen, wie ich dieſe Trauerbotſchaft empfing; ich wüthete gegen mich ſelbſt, zerkratzte mich mit meinen Nägeln und ſchlug meine Zähne in das eigene Fleiſch. Aber der Himmel hatte mich nicht ganz verlaſſen, mir blieb mein Gold, mein Schiff, mein meerbeherrſchender Lucifer, und ein Kind, einen ſanften Engel, den

mir mein Weib geboren hatte. Hier lebt nun mein kleines Mädchen, hier auf dieſer Inſel. Alles, was mir ſonſt Freude machte, habe ich aufgegeben, und fortan wollte ich kein Geſchäft haben, als ſie zu lieben und jeden ihrer Wünſche zu erfüllen. Die Nothwendigkeit trieb mich noch einmal aus meiner Freiſtatt und nach Amerika, ich mußte mein Geld ſicher ſtellen. Nun iſt es ſicher geſtellt!“

Er ſtarrte dumpf vor ſich hin und rollte mit den Augen; plötzlich ſprang er auf und faßte die Hand ſeines Gefährten: „Der böſe Geiſt kommt über mich! Fort von hier, damit er ſich meiner nicht ganz bemächtige! Geh' mit mir, ich will mein Kind ſehen, und damit du ſiehſt, daß ich noch etwas für dich zu thun vermag, will ich dir meinen Lucifer ſchenken.“

Beide gingen mit einander fort und längs der Küſte hin, bis ſie an die Bucht von Funchal kamen. Hier lag nahe dem Ufer des Meeres, auf einer ſanften Anhöhe, von blühenden Citronen- und Mandelbäumen umgeben, ein freundliches Haus, das Saunders als ſein Eigenthum bezeichnete.

„Hier wohnt mein Kind!“ ſprach er, zu ſeinem Gefährten gewendet, „ich will die Freuden des Wiederſehens allein und ungeſtört genießen; ich will keinen Zeugen, wenn ich ihr mein großes Unglück ſchildere. Verweile hier und nach Verlauf von einigen Stunden magſt du eintreten.“

Als Andreas Schauer gegen Abend das Haus ſeines Reiſegefährten betrat, der für ſchickliche Kleider und ſonſtige Bequemlichkeiten ſeines Gaſtes Sorge trug, und dieſer über die liebliche Einrichtung des Hauſes ſein Erſtaunen ausſprach, entgegnete Saunders: „Es iſt Alles das Werk meiner Lidny, die heute ihr achtzehntes Jahr antritt und ausſieht, wie ihre Mutter in der Stunde ausſah, da ich ſie zum Traualtare führte. Ich habe ihr mein namenloſes Unglück mitgetheilt, aber es hat ſie nicht geſchmerzt, ſie lächelte freundlich und meinte, wir würden auch ohne jene Reichthümer glücklich ſein können. Wir haben nun auf der Welt nichts, als den kleinen Ertrag, den uns dieſer Landſitz gewährt. Bleibe bei uns, Andreas Schauer, erhole dich von deinen Strapatzen, finde dich in dein Unglück, und wenn du nicht länger ſäumen willſt,

ſo gebe ich dir meinen Lucifer; mit ihm magſt du kreuzen, wohin du will.“

Andreas blieb in dem Hauſe des Sklavenhändlers. Er ſah Liddy, und das ſtillbeſcheidene Weſen des lieblichen Mädchens wirkte zauberiſch auf ſein wildes, ſtörriſches Gemüth. Er ſuchte ſie oft in dem Garten oder in den nahe gelegenen Weinbergen auf, ſie wich ihm nicht aus und plauderte unbefangen und fröhlich mit ihm. Es war ein Geiſt der Milde und Verſöhnung über ihn gekommen; er ergriff ihre Hand und drückte ſie bebend gegen ſeine Bruſt, ſie lächelte; er weinte und ſtammelte ihren Namen, er ſank zu ihren Füßen und hob flehend die Hände zu ihr empor, ſie beugte ſich zu ihm nieder, hauchte einen Kuß auf ſeine Stirn und flob hoch erröthend. Andreas war ſelig und gelobte es ſich in der Stille, ſeinen Lebenswandel zu ändern. Saunders wußte von nichts, er brütete ſtill vor ſich hin, er konnte ſeinen ungeheuren Verluſt noch immer nicht verſchmerzen.

Unterdeſſen war die Zurückkunft des Sklavenhändlers und ſein Unglück bekannt geworden und flog wie ein Lauffeuer durch die ganze Inſel. Liddy, die

bis dahin von dem verworfenen Treiben ihres Vaters nicht die geringste Kenntniß gehabt hatte, erfuhr Alles. Den reichen Sünder hatte man geschont, den armen Zerknirschten trat man mit Füßen; Saunders und seine Tochter erfuhren nur, was der Welt Lauf ist. Das arme Mädchen schauderte zurück vor den Verbrechen, die man ihrem Vater zur Last legte, sie konnte und wollte die Beschuldigungen nicht glauben, womit man ihn überhäufte, aber die Beweise waren zu entschieden, zu unwiderlegbar, sie durfte nicht länger zweifeln.

Außer sich, Angst und Schrecken in allen ihren Mienen, mit aufgelöstem Haar und Thränen in den Augen, stürzte sie in den Garten und verbarg sich in der dunkelsten Laube desselben. Hier fand sie Andreas. Er erschrack vor der Jammergestalt des Mädchens und wich bestürzt zurück; sie aber sprang auf, umklammerte ihn mit beiden Armen und rief mit seelenzerreißendem Tone: „Mein Vater! Ist es wahr, ist er ein Sklavenhändler?“

Andreas wurde überrascht, er hatte nicht den Muth, zu läugnen; sie entriß ihm ein Geheimniß, das ihr ewig verborgen bleiben sollte.

„Und du!“ fuhr sie fort und sah den Geliebten mit einem Blicke des Vorwurfs an, „du bist sein Helfer und Genosse! Bist du es? Antworte mir!“ Sie sah ihn unverwandt an, ihr Blick drang tief in sein Inneres, sie zitterte heftig, krampfhaft hielten ihre Hände seine Rechte umspannt.

„Nein, Liddy!“ begann Andreas fest, „ich weiß nichts von seinem Thun, nichts, als was er mir selbst anvertraute, das schwöre ich dir bei meiner ewigen Seligkeit!“

„Ich baue auf deinen Schwur, wie auf deine Liebe; mein Herz dürfte ja nichts von dir wissen, wenn ich dir nicht glaubte, und ich liebe dich doch ewig, unaussprechlich. Aber mein Vater, mein unglücklicher, verlorner Vater! Wer wird ihn retten, damit er nicht zeitlich und ewig verloren gehe?“

„Vertraue der Barmherzigkeit des Himmels!“ tröstete Andreas.

„Soll der Himmel vergeben ohne Sühnopfer?“ fuhr Liddy fort. „Er will nicht blos, daß wir unsere Sünden bereuen sollen, wir sollen sie auch gut machen, so viel in unsern Kräften steht.“

„Was verlangst du denn von deinem Vater?“ forschte Andreas.

„Von ihm nichts!“ entgegnete Liddy; „seine Lebenskraft ist gebrochen, er vermag nichts mehr. Wir müssen für ihn handeln, ihn entsühnen, seine Seele retten.“

„Und wie soll das geschehen?“

„Noch weiß ich es nicht, aber ich will mich am Altar der Jungfrau im Gebet niederwerfen und sie wird es mir sagen. Andreas, du hast mir gesagt, daß du mich liebst, du hast es mir wiederholt und mit einem heiligen Schwur betheuert, sage es mir jetzt noch einmal!“

Andreas schwur bei Allem, was ihm im Himmel und auf Erden theuer sei.

„Wohlan denn!“ sprach das Mädchen, „bei dieser meiner Liebe fordere ich dich auf, mir zu meinem guten Werke behülflich zu sein. — Daß du mir helfen willst, meinen Vater mit Gott zu versöhnen und seine unsterbliche Seele zu retten, darauf gib mir dein heiliges Wort.“

Andreas reichte ihr seine Rechte und bekräftigte den Handschlag mit einem Eide. Sie empfing den

Schwur und ſank in ſeine Arme. „Ich danke dir, mein Innniggeliebter! Meine unendliche Liebe ſoll dich belohnen und dich beglücken, ſo ſehr ſie es vermag! Fordere mich auf, zu welcher Stunde du willſt, und du ſollſt mich bereit finden, dir zum Altare zu folgen; ich will dich als dein treues Weib begleiten, wohin du gehſt, und jeden Kampf, jede Gefahr des Lebens mit dir theilen! Jetzt, nach dieſem heiligen, unwiderruflichen Gelübde, das uns für immer aneinander kettet, verlaſſe ich dich; am Altar der gebenedeieten Jungfrau will ich niederknieen, ſie wird mir gnädig ſein und mir ſagen, was wir thun ſollen, um für uns Alle den Frieden unſerer Seelen wieder zu gewinnen.“

Sie ging und Andreas blieb mit ſeinen Gedanken allein. Nach einer Stunde kehrte das Mädchen ſeiner Liebe wieder; ſie flog auf den Geliebten zu und mit dem Ausrufe: „Gott iſt mit uns! Seine unendliche Liebe hat ſich mir offenbart!“ umarmte ſie den ſtaunenden Seemann mit voller Inbrunſt.

Da trat der Sklavenhändler aus dem Gebüſche hervor, nahte ſich den Liebenden und ſagte: „Wer mir noch vor Kurzem geſagt hätte, daß ich ruhig

daſtehen würde, wenn ein mittelloſer Abenteurer die einzige Tochter des reichen Saunders umarmte, den hätte ich mit dieſen meinen Händen zerriſſen. Aber jener reiche Sklavenhändler liegt auf dem Boden des Meeres, und vor euch ſteht ein alter, kranker Mann, der nur einen Reichthum von Gewiſſensbiſſen hat. Nimm ſie hin, Andreas Schauer, nimm ſie hin, mein Altes, meinen Troſt und meine Freude, und mache ſie ſo glücklich, als ſie es verdient. Verdrängt mich nur nicht aus eurer Nähe, damit ich ſie täglich ſehen und ſie ſegnen kann. Ach, Liddy! ich wollte dich mit den reichſten Diamanten ſchmücken und eine Grafen- oder Herzogskrone auf deinem Haupte ſehen, und nun gehſt du mit einem Bettler zum Altare.“

„Ja, mein Vater!“ entgegnete das Mädchen, und eine heilige Gluth leuchtete auf ihren Wangen, „ich gehe dieſen Gang mit einem Bettler, aber gewiß freudigeren Herzens, als mit dem Sohne eines Königs, den ich nicht ſo hätte lieben können, wie ich dieſen Mann liebe. Mit ihm will ich den Gang, auf welchem ich das Glück meines Lebens zu finden hoffe, mit inniger Sehnſucht antreten, aber

nicht eher, als bis ich weiß, wie ich die schwere Sünde, die Euch zu Boden drückt, von Eurem Herzen nehme. Ich will Euer unsterbliches Theil retten, mein Vater, und die ewige Gnade und Barmherzigkeit wird mir dazu behilflich sein.“

„Mein Kind, mein liebes Kind!“ jammerte der Vater und warf sich an die Brust der Tochter, „mit welcher Fluth willst du die Gluthen löschen, die in meiner Brust brennen? Mit welchem Bannspruch den Geier verjagen, der mit gefräßiger Gier an meinem Herzen nagt? Ich habe das Erdenglück von Tausenden mit frevelnder Hand und kaltem höhnischen Lächeln zernichtet und sie in eine irdische Hölle gestoßen, aus welcher sie nur der Tod befreit! Wie kann ich auf Gnade und Barmherzigkeit hoffen?“

„Der Herr ist in dem Schwachen mächtig, und dem geringsten seiner Diener hat er sich geoffenbart in seiner Herrlichkeit!“ sprach Liddy sanft, aber fest. „Ich habe im Staube vor dem Altar der heiligen Jungfrau gelegen und habe unter heißen Thränen und inbrünstigem Gebet ihr meine Bitte zugerufen; sie ist gnädig und barmherzig, und hat

einen Lichtſtrahl in meine Seele fallen laſſen, der die Bahn erleuchtete, die wir fortan wandeln ſollen. Sprich, mein Vater! fühlſt du dich ſtark genug, von mir und Andreas unterſtützt, jetzt gleich eine Wanderung nach dem vor uns liegenden ſteilen und faſt unzugänglichen Gebirge zu unternehmen?“

„Zu Allem, was du engelgleiches Weſen willſt, ſiehſt du mich bereit,“ entgegnete der Vater. „Willſt du mir vielleicht den Zweck und das Ziel unſerer Wanderung ſagen?“

„Bei Menſchen iſt in ſo betrübter Sache nicht Rath und Hilfe, und unſere Kloſtergeiſtlichen, ſo fromme Diener des Herrn ſie ſind, trachten doch allzuſehr nach dem Weltlichen. Darum wollen wir uns zu dem Bruder Marco, dem heiligen Einſiedler, begeben, der in den tiefſten Schluchten jener Berge wohnt. Er hat längſt alles Irdiſche von ſich geworfen, die gottesfürchtigſten Kloſterleute demüthigen ſich vor ihm und rühmen ſeine Heiligkeit. Darum wollen wir uns ihm auch nicht auf prächtig gezäumten Maulthieren, ſondern mit entblößten Häuptern und nackten Füßen in aller Demuth nahen, wie es ihm, dem erleuchteten Weiſen, geziemt. Ihm, mein

Vater, sollst du beichten, und die Buße, so er uns auferlegen wird, wollen wir annehmen, als käme sie von Gott selbst, und mit ihrer Ausübung den Frieden unserer Herzen erkaufen. Bist du das zufrieden, mein theurer Vater?"

„Ich bin es, mein Kind!" sprach Saunders, „und damit du siehst, wie sehr es mir mit meiner Reue Ernst ist, so laß uns die Wallfahrt sogleich beginnen."

Sie gingen.

Andreas hatte sich um die Gewalt der Religion und ihren Einfluß auf Herz und Sinn der Menschen bis dahin wenig bekümmert, und was er davon in seiner Jugend gelernt und bis jetzt behalten hatte, war so ganz verschieden von dem, was er hier hörte, denn er wurde in den Lehren der protestantischen Kirche auferzogen. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß ein Mensch eine so große geistige Gewalt über den andern haben sollte, um das zeitige und ewige Geschick seiner Mitbrüder in wenigen Worten bestimmen zu können; er war nahe daran, über die Leichtgläubigkeit seines Gefährten zu lachen, aber so mächtig ist die Kraft des Göttlichen auch in dem

Robeſten, daß er ſelbſt ihm widerſinnig ſcheinende Lehrbegriffe nicht anzutaſten wagt, eine unſichtbare Wache ſcheucht ihn mit einem Flammenſchwerte von dem Heiligthume zurück, das er bedroht. Andreas ſah auf Liddy, das Feuer einer heiligen Begeiſterung ſtrahlte aus ihren Augen, ſie blickte mit der Miene des Triumphs um ſich her und ging auf dem Pfade, der zum Gebirge führt, voran. Saunders, von Andreas unterſtützt, folgte.

Anfangs hatten ſie mit geringen Mühſeligkeiten zu kämpfen; der Weg hob ſich nur allmählig, und rieſige Bäume, die ſich zu beiden Seiten des Weges erhoben, boten ihren erquickenden Schatten. Als ſie um die Ecke eines weit hervorragenden Felſens bogen, lag ein Theil der Bucht von Funchal vor ihnen, die an beiden Seiten von hohen Felſen und laubbedeckten Hügeln eingeſchloſſen war, deren dunkelfarbigen Blätter dem ganzen Gemälde ein nächtliches Colorit verliehen.

Saunders ſtand ſtill und ſchaute umher. „Bis hierher“, ſagte er, in Erinnerung ſchwelgend, laut vor ſich hin, „bin ich in früheren Jahren oft gewandelt, es war ein Lieblingsort meines heißge-

liebten Weibes, seit ihrem Tode habe ich ihn nicht wieder besucht. Dies unverhoffte Wiedersehen erweckt seltsame Gefühle in mir. Laßt uns einen Augenblick ausruhen.“

Sie setzten sich auf eine Moosbank und Saunders blickte auf die wallende Fluth hinaus, deren dunkelblaue Wogen an die schwarzen Felsen aufsprangen und zischend zurückfuhren.

„Sie ist heimgegangen, die mich so innig liebte,“ fuhr er fort, „und mit ihr mein Glück und mein Stern. Hier stehen noch alle Bäume und alle Felsen, wie früher; alle Blumen duften noch, die Vögel singen und die Wogen rauschen noch immer auf und nieder. Hier ist ausser mir Alles glücklich; denn diese Bäume und Blumen haben keinen Menschenraub begangen; darum stehen sie auch unangefochten da, und nur die Wellen des Meeres müssen hin und her flüchten, weil sie den Verbrecher getragen haben, ohne ihn und sein Sündenschiff zu zerschmettern.“

Er erhob sich, um weiter hinausschauen zu können, und deutete mit der Hand auf den entferntesten Theil der Bucht, der von hieraus sichtbar war: „Da liegt es noch, das fluchbeschwerte Fahrzeug, der

ſchwarze Lucifer! Da liegt er, und ſchaukelt ſeinen, aus ſtarkem unverwüſtlichen Holz gezimmerten Rumpf; ich habe ihn immer in luſtiger Stimmung betreten, ſo lange ich noch geſund war, jetzt, da ich krank bin, erfaßt mich das Entſetzen bei ſeinem Anblick.“

Andreas ſchaute nach der von dem Sklavenhändler angegebenen Richtung und erblickte den pechſchwarzen Rumpf eines Briggſchiffes, welches ſeine dunklen Maſten in den vom abendlichen Golde durchfloſſenen Nachthimmel hoch emporſtreckte. Das Fahrzeug gewährte einen ſo geiſterhaften Anblick und lag hier, gleich einem ſchwarzen, ſeelenloſen Ungethüm, mitten unter grünenden Hügeln und blüthenreichen Feldern, daß es demjenigen, dem es unerwartet in die Augen fiel, ein unwillkürliches Grauen einflößte. —

„Hinweg! hinweg von dieſem Orte!“ rief Saunders mit Verzweiflung in Blick und Mienen, „der Boden brennt unter meinen Füßen, ich kann das Auge nicht losreißen von jenem Ungethüm, das mir geſpenſtiſch zunickt und mit dem Bugſpriet winkt. Hinweg von hier, und wenn Ihr mich in die tiefſten Schluchten des Gebirges führt; kein Ort der Welt iſt für mich ſo furchtbar als dieſer.“

Allmählich beruhigte ſich Saunders, aber der Abend war zu weit vorgerückt, als daß ſie das Ziel ihrer Wallfahrt noch hätten erreichen können, die Nacht brach herein, und ſie fanden auf einigen abgeplatteten Felsſtücken ein unbequemes Lager.

Majeſtätiſch ſtieg die Sonne aus dem atlantiſchen Ocean auf und ſchmückte die Spitzen der Wogen mit goldenen Kronen, die Berge erglühten im Roſenlicht und aus dem mit Thauperlen beſäeten Laube blitzten die lachenden Blüthen gleich Topaſen und Rubinen hervor, Schaaren von Canarienvögeln flatterten aus den Gebüſchen auf und umkreiſeten die drei einſamen Wanderer, die nach kurzer Ruhe und einem gläubigen Gebete ihre Pilgerreiſe weiter fortſetzten. —

Inmitten des höchſten Gebirgskeſſels von Madeira, der ſich unmittelbar hinter Funchal erhebt, liegt von einem Kreiſe ſchroffer, faſt unzugänglicher Klippen umgeben, ein ſchmaler Streifen Landes, deſſen üppige Vegetation in dieſer rauhen Region ein halbes Wunder iſt. Hier ſteht die einſame Klauſe des vormaligen Kloſterbruders Marco, der von allen Inſulanern „der heilige Einſiedler“ genannt wird. Unfern ſeiner niedrigen Bretterhütte, die nur das

aller nothwendigſte Geräth, gefertigt aus dem gröbſten Material, enthält, erhebt ſich ein heiliges Gnadenbild, vorſtellend den Erlöſer am Kreuze, und am Fuße deſſelben die jungfräuliche Mutter des Heilandes. Hier lag Marco auf den Knieen, in tiefe Beſchauung verſunken, als die drei Wanderer ankamen. Sie erblickten den frommen Greis und ſahen mit ſcheuer Ehrfurcht auf ſeinen kahlen Scheitel, der nur noch mit wenigen ſilbernen Locken geſchmückt war. Als er ſein Morgengebet geendet, erhob ſich der Neunzigjährige vom Boden, begrüßte die Fremdlinge mit dem Zeichen des Kreuzes und fragte nach ihrem Begehr.

Andreas fühlte die Nähe Gottes in der Geſtalt eines ſeiner würdigſten Diener; aber er war noch zu ſehr Wüſtling, als daß dieſer Anblick ihn hätte zum Handeln bewegen mögen, er ſenkte die Augen zu Boden und lehnte ſich finſter an den Stamm einer rieſigen Eiche; Saunders war tief erſchüttert, aber die Hoffnung, daß jetzt der Augenblick gekommen ſei, da ihm durch Strafe Entſühnung kommen ſollte, wirkte mächtig auf ihn, er kniete nieder und flüſterte: „Herr! nimm meine Sünden von mir!“ Liddy

aber nahte ſich dem Greiſe mit kindlicher Zuverſicht, drückte ſeine welke Hand an ihre Lippen und ſprach: „Höre von mir die Beichte jenes unglücklichen Mannes, der nicht die Stärke beſitzt, dir Alles zu ſagen, höre mich an, und befiehl, was wir thun müſſen, um die ſchwere Schuld von ſeinem Herzen zu nehmen!“

„Komm!“ ſprach der Greis, „ich will dich hören, und Gott wird mir nach ſeiner Gnade und Barmherzigkeit das Mittel angeben, wodurch jener Mann von ſeinen Sünden erlöſt und wieder in den Schoß der Kirche zurückgeführt werden kann. Rede, meine Tochter!“

Der Greis nahm ſeinen Sitz am Fuß des Gnadenbildes, blickte der frommen Jungfrau in das thränenumflorte Auge, und ermahnte ſie mit ſanften, eindringlichen Worten, eine wahrhafte und getreue Beichte abzulegen.

Liddy begann. Sie ſprach von den Thaten ihres Vaters, von ſeinen Verirrungen und ſeinen Verbrechen, ſie verſchwieg nichts, weder ſeinen Hochmuth, noch ſeinen Geiz, weder ſeine Grauſamkeit, noch ſeine Reue, und als ſie geendet hatte, küßte ſie dem Greiſe den Saum ſeines Gewandes und rief:

„Rette uns, Heiliger! Bete für uns und entſühne meinen Vater!“

„Weiß ich Alles, meine Tochter?“ fragte Marco mit erhobener Stimme.

„Alles! mein Vater!“ entgegnete Liddy, „keine Falte unſeres Herzens blieb dir verborgen.“

„So ſtehe auf, meine Tochter!“ fuhr der Greis fort, „und ſei fröhlich in deinem Gemüth. Der langmüthige Gott hat zu mir geredet in dieſer Stunde, und ich ſpreche dich frei von jeder Sünde, die du dir in der Einfalt deines Herzens aufbürdeſt. „„Die Sünden der Väter werden heimgeſucht an den Kindern und laſten ſchwer auf ihnen!““ iſt ein Spruch der heiligen Schrift, den weltlich geſinnte Mönche und Prieſter nur zu oft nach ihren verkehrten Begriffen deuten, nicht aber nach dem Willen deſſen, der ihn ausgeſprochen hat; darum erhebe deinen Blick getroſt, ſei freudig in dem Herrn und bete zu ihm, daß er mich erleuchte, damit ich das rechte Mittel finde, wie ich deinem Vater den Frieden ſeines Herzens wieder gebe.“

Marco ging in ſeine Hütte; die drei Wanderer blieben allein. Liddy ſetzte ſich zu dem Vater und

tröſtete ihn mit ſüßen Worten, Andreas ging ſchweigend auf und ab und blickte nur manchmal zu dem blühend ſchönen Mädchen herüber, für die er ſtündlich mehr in Liebe erglühte. Eine lange Zeit verſtrich, endlich kehrte Marco zurück; er trat mit hocherhobenen Händen zu Vater und Tochter, die vor ihm niederknieeten, während Andreas ſeine Schritte hemmte und aufmerkſam auf die Rede des Greiſes horchte.

„Der Herr iſt mit uns in dieſer Stunde," ſprach Marco feierlich, „und ſein Geiſt iſt es, der in dieſem Augenblick aus mir redet, darum vernehmt in Demuth, was er euch verkündigt. Mac Saunders, du haſt den größten Theil deines Lebens mit Unthaten hingebracht, du haſt hilfloſe Geſchöpfe, die auf dieſer Welt gleiche Rechte mit dir hatten, ihrem Vaterlande entriſſen und an unbarmherzige Peiniger zum Sklavendienſt verkauft, du haſt dafür Gold auf Gold gehäuft und mit unerſättlichem Heißhunger von deinen chriſtlichen Mitbrüdern durch Wucher immer mehr dieſes unfruchtbaren Metalles erpreßt; du warſt auf dieſer weiten Erde der reichſten Männer einer, wie du einer der verworfenſten biſt. Schon

hat dich Gott in ſeinem gerechten Zorn geſtraft, indem er ſeine Hand nach dir ausſtreckte und dir Alles nahm, was du beſaßeſt; als ein Bettler betra-teſt du das Land, das du mit deinem Reichthum zu überſchwemmen gedachteſt. Willſt du aber völlig entſündiget ſein und einſt mit reinem Gewiſſen vor dem Richterſtuhl des Höchſten erſcheinen, ſo folge der Weiſung, die ich dir gebe. So oft du mit dei-nem Schiffe, worin die Sünde wohnt, den Küſten von Afrika zuſteuerteſt, die ein Zeuge deines Ver-brechens war, eben ſo oft ſollſt du mit dieſem Schiffe nach irgend einem Theil der Erde ſteuern, und das jedesmalige Geſchäft einer ſolchen Reiſe ſei irgend eine, Gott und den Menſchen wohlgefällige That; dann wirſt du durch dieſe Reiſe eine der vorher-gehenden auslöſchen, und iſt die ganze Reihenfolge vollendet, wirſt du gereiniget daſtehen vor der ver-ſammelten Gemeinde des Herrn! Das iſt es, was dir Gott durch mich zu thun gebietet; vollbringe es, und du haſt dir die ewige Seligkeit errungen, voll-bringe es nicht, und du wirſt in deinen Sünden dahin fahren.“

Marco endete. Alle Drei ſtanden ſtumm vor

ihm und ſenkten die Augen zu Boden. Endlich unterbrach Saunders die lange Stille und ſagte: „Wie ſoll ich, krank und ſchwach, eine ſolche jahrelange, mühevolle Arbeit ertragen? Nicht daß ich es nicht wollte, aber meine geſchwächten Gliedmaßen werden ihren Dienſt verſagen.“

„Haſt du keinen Sohn?“ forſchte Marco.

„Keinen, Herr! Weder ein Sohn, noch ſonſt ein menſchliches Weſen lebt mir, dem ich eine ſolche Laſt aufbürden möchte, und der ſie geduldig für mich trüge.“

„Du irrſt, Vater!“ ſprach Liddy, und aus ihren Augen drang der Feuerſtrahl der Begeiſterung, „du haſt einen Sohn, ich will dir ihn zuführen!“ und die Hand des ernſten Andreas ergreifend, ſprach ſie: „Du haſt mir ewige und unwandelbare Liebe geſchworen und von mir ein gleiches Gelübde empfangen; willſt du mir deinen Schwur halten?“

Da richtete Andreas einen langen, ſeelenvollen Blick auf das Mädchen und ſprach: „Ach, Liddy! ich athme nur für dich; aber wenn ich meine Hand in die deinige legte, es wäre ein Frevel. Ich bin ein roher, wüſter Geſell, der ſein Leben lang viele tolle

und unvernünftige Streiche begangen hat, du aber biſt ein wahrhaft himmliſcher Engel, und ich thäte große Sünde, wollte ich dich zu mir herabziehen.“

„Nicht alſo, mein Geliebter!“ ſprach Liddy, „wohl magſt du oft gegen die Gebote des Herrn gehandelt haben, aber eine Todſünde haſt du nicht begangen und darfſt dein Auge frei erheben; ich dagegen bin die Tochter eines Verbrechers und darf mit dir nicht rechten, um deiner kleinen Miſſethat willen; darum ſage, ob du der Meine ſein willſt im Leben wie im Tode?“

„Ich will es!“ entgegnete Andreas, „wenn du mich würdig hältſt, der Deinige zu ſein, und jetzt wünſche ich nichts mehr, als dies Gelübde, das ich mit der vollſten Ueberzeugung leiſte, zu löſen. Die Stunde, da ich dich zum Altare führe, ſoll die glücklichſte meines Lebens ſein.“

Da ergriff Liddy die Hand des Geliebten und führte ihn zu Marco. „Mein Vater,“ ſprach ſie, „jener unglückliche Mann bedarf eines Sohnes, der die ſchwere Laſt, die ihn zu Boden drückt, von ſeinen Schultern nimmt. Willſt du den ehelichen

Bund, den ich mit dieſem Manne ſchließe, durch deinen Segen heiligen?“

„Amen!“ ſprach Marco, „der Geiſt des Herrn hat euch den Pfad gezeigt, den ihr wandeln ſollt, ich will euch die Stege bereiten.“

Da knieeten Andreas und Liddy vor dem frommen Greiſe nieder, der alſobald das Sakrament der Ehe vollzog. Und kaum hatte Marco die ſegnende Hand von ihren Scheiteln genommen und mit ihnen gemeinſchaftlich gebetet, als Liddy den Geliebten ſanft in ihre Arme ſchloß und zu Saunders führte, der während des ganzen Vorganges ein ſtummer, aber theilnehmender Zuſchauer geweſen war. „Hier, Vater, haſt du einen Sohn; willſt du ihm die Rettung deiner unſterblichen Seele anvertrauen? Und du, Mann meiner freien Wahl, mein innig geliebter Andreas, willſt du meinen Vater retten?“

„Ja, ja! ich will!“ rief dieſer, und Saunders breitete mit dem Ausrufe: „Sohn! Mein Sohn!“ die Arme aus; da ſank Andreas an die hochklopfende Bruſt des Greiſes, und Beide hielten ſich feſt umſchlungen.

Es war ein großer, feierlicher Augenblick. Zwei

Menſchen, die ihr ganzes Leben in wüſter Roheit hingebracht hatten, opferten hier dem ſeligſten menſchlichen Gefühl, der reinſten, uneigennützigſten Liebe, ſie warfen in dieſem Moment die ganze Vergangenheit hinter ſich und begannen mit geläutertem Gemüth ein neues Leben; Liddy ſah mit freudeſtrahlendem Auge auf die beiden Männer und an der greiſen Wimper des frommen Einſiedlers zitterte eine Thräne.

Andreas entwand ſich der Umarmung des alten Saunders: „Laßt uns ein Ende machen! Ich habe mein Wort gegeben, Euch zu retten, und will es redlich löſen. Lebt wohl, und ſorgt für mein Weib bis zu meiner Wiederkehr; ich beſteige den Lucifer!“

Saunders drückte dem Scheidenden tiefbewegt die Hand, Liddy aber ſtellte ſich ihm in den Weg: „Was muß ich hören?“ rief ſie und warf einen vorwurfsvollen Blick auf den Gatten. „Du willſt ſcheiden, und ohne mich? Was haben wir uns ſo eben, im Angeſichte Gottes, vor dieſen Zeugen gelobt? Unzertrennlichkeit im Leben wie im Tode! Gehe, wohin du willſt, ich verlaſſe dich nicht! Willſt du die Gefahren des Meeres aufſuchen, um meinen Vater zu retten, wie ſollte ich dich verlaſſen, dich,

dem ich nun für Zeit und Ewigkeit angehöre? Nein, Andreas, laß mich meinem Gelübde nicht zu derſelben Stunde untreu werden, da ich es abgelegt.“

„Und dein Vater?“ fragte Andreas.

„Er ſoll bei mir bleiben!“ ſprach der heilige Marco herzutretend, „ich will ihn ſpeiſen mit meinen Früchten und tränken aus meinem Quell, ich will mit ihm beten und ihn lehren, den Herrn erkennen, dem er ſich jetzt wieder zugewendet hat; ſo wollen wir Alle das Werk ſeiner Rettung vollenden. Scheidet!“

Nach wiederholten Umarmungen und den innigſten Verſicherungen treuer Freundſchaft und Liebe, ſchieden vier Menſchen, die ſich auf ſo ſeltſame Weiſe zuſammengefunden. Saunders blieb bei dem Einſiedler, Andreas und Liddy ſtiegen, von tauſend Segenswünſchen geleitet, den ſteilen Bergpfad hinab.

Wir laſſen jetzt den Vorhang vor einem Bilde fallen, das uns nur zu lange beſchäftigt hat. Dem Leſer ſoll nicht die Reihe edler Thaten vorgeführt werden, die Andreas vollbracht hat, um die Schuld des unglücklichen Saunders zu tilgen. Es ſei nur geſagt, daß er ſein Werk mit regem Eifer begann

und niemals erkaltete. Liddy ſtand ihm treu zur Seite, ſie begleitete ihn ſtets, ſie theilte alle Gefahren des Meeres mit ihm, und nur wenn die Nothwendigkeit ihrem zarten Körper Ruhe gebot, ließ ſie ſich überreden, einige Zeit bei ihrem Vater in der Klauſe des Einſiedlers zu weilen. Mit Stolz ſah ſie auf Andreas, wenn er ſchuldloſe Flüchtlinge, denen ein ſchmählicher Tod oder ewige Gefangenſchaft drohte, in ſein Schiff aufnahm und mit der äußerſten Gefahr durch die Linie einer feindlichen Flotte der Freiheit zuführte; mit ſeligem, triumphirenden Lächeln ſtand ſie ihm zur Seite, wenn er auf hoher See plötzlich ein Sklavenſchiff überfiel, die Beſatzung deſſelben nach hartnäckigem Kampfe überwand, dann mit dem beſiegten Schiffe der Küſte von Afrika zuſteuerte und den gefangenen Negern die ihnen geraubte Freiheit wiedergab. In ſolchen Momenten ſah ſie zu dem Geliebten wie zu einem höhern Weſen hinauf, und Andreas war glücklich durch ihre Liebe.

Und nun hebe ſich der Vorhang wiedrr und zeige uns ein anderes Bild, ein faſt dem Auge entſchwundenes, wie nämlich Andreas Schauer mit ſeinem

Lucifer die Elbe hinabſchwimmt, der jetzt bei einbrechender Nacht bei der Felſeninſel Helgoland vorüber und in die von Nebeln verhüllte Nordſee hineinſteuert.

Der Steuermann war ſchon mehrere Male an dem Capitän vorüber gegangen und hatte ſich auf jede mögliche Weiſe bemerklich zu machen geſucht, aber vergebens; denn dieſer ſah noch immer gedankenvoll in die vorüberſtrömende Fluth und ſchien keine Augen für das zu haben, was um ihn her vorging. Als aber die Nacht immer ſchwärzer hereinbrach, berührte der Steuermann leiſe die Schulter ſeines Obern und ſagte mit gedämpfter Stimme: „Entſchuldigung, Capitän; ich komme mir die weitern Befehle zu erbitten.“

Andreas Schauer fuhr auf und blickte verſtört um ſich, bald aber hatte er ſeine vorige Faſſung errungen: „Schon recht, Steuermann! Es iſt mir lieb, daß Ihr mich endlich aus meinen Träumereien aufſtört; Ihr kennt ja meine alte Krankheit. Wenn meine Liddy nicht bei mir iſt, bin ich nur ein halber Mann. Aber an unſer Werk! Wir ſind jetzt in

See, denke ich!“ Er richtete ſich hoch auf und blickte umher.

„Wir ſind ſchon ſeit einigen Stunden draußen, wenn es beliebt, Herr!“ entgegnete der Steuermann. „Ihr habt lange geträumt. Wenn Ihr nordoſtwärts über den Steuerbords Reiling wegſehen wollt, könnt Ihr das Feuer von Helgoland noch blinken ſehen. Soll ich die Nachtwache aufſetzen und die übrigen Leute entlaſſen?“

„Verſteht ſich; und laßt den Jungen in der großen Kajüte Licht machen, dann kann der auch zu Bette gehen, ich will mit meinem ſonderbaren Gaſt da unten ſchon allein fertig werden. Habt gute Ruhe, Steuermann!“

Die Befehle des Capitäns wurden ſchnell und pünktlich vollzogen, das dadurch verurſachte Geräuſch war alſobald verhallt, und die tiefe Stille ward nur durch das leiſe Zerſchellen der Wogen unterbrochen. Andreas ſah auf den Compas, ſprach ein ermunterndes Wort zu dem Manne, der das Steuer führte, überflog mit dem Blicke des Kenners die Takelage, ſo wie die Stellung der Segel und rief: „Bootsmann!“

„Hier, Herr!“ antwortete ein kurzer, untergesetzter Kerl, dem der Seemann aus jeder Miene, aus jeder Bewegung hervorguckte.

„Das ist eine schöne, sternklare Nacht, Freund!“ fuhr der Capitän, zu Jenem gewendet, fort.

„Ja, Herr! und absonderlich für diejenigen, die so wie wir mit gutem Gewissen und frischem Proviant auf die Salzfluth hinausschwimmen. Man kann es am Lande nicht so gut haben, als es uns noch immer draußen geworden ist, darum habe ich auch seit den letzten zehn Jahren keinen Fuß auf festen Boden gesetzt.“

„Du bist ein so tüchtiger Seemann, wie irgend einer am Bord meines Schiffs, und darum mir vor allen Andern lieb und werth. Es ist schon mancher brave Kerl aus deiner Schule hervorgegangen. Wenn ich dir nun einen recht rohen und unmanierlichen Burschen zuwiese, getrautest du dir wohl, einen flinken, adretten Matrosen aus ihm herauszuschneiden?“

„Da müßte es verdammt hartes Holz sein, und mein Messer nichts mehr taugen, wenn's mißglückte,“ versetzte der Bootsmann lachend. „Ich habe schon manches verzogene Mutterkind, schon manchen Tauge-

nichts zur Raiſon gebracht. Hol's der dreigehörnte Teufel, — verzeiht den unmanierlichen Fluch, Capitän, — aber was bedeutet Eure Frage?" —

„Ich habe ſo einen Burſchen von Hamburg mitgenommen," fuhr Andreas zutraulich fort, „der ſeine Lebstage damit zugebracht hat, eine alte, ſchwache Mutter zu cujoniren, ihren ſauer erworbenen Fleiß allmählich in Portwein oder Rum umzuſetzen und ſie zum Dank dafür mit harten Worten oder gar noch ärger zu tractiren. Was meinſt du?"

„Gebt mir das Herzblatt heraus, Capitän," ſprach der Bootsmann ſchmunzelnd, „ich will ihm Portwein genug vorſetzen, der zwar nicht feucht, aber eben ſo heiß ſein ſoll, als den er bisher auf ſeiner Mutter Koſten in ſich hineingeſchlungen hat." Der Bootsmann machte die Pantomime des Schlagens und fuhr fort: „Ihr verſteht mich, Herr! die alte Frau ſoll ſich wundern, wenn ſie den Taugenichts nach Jahr und Tag wiederſieht; eines wackern Bootsmanns Tauende iſt eine zu gute Beſſerungsſchule für ſolche Geſellen. Aber wo habt Ihr ihn?"

„Ich will ihn heraufbringen, und wenn ich dir einen Wink gebe, ſtrecke deine Hand nach ihm aus.

Ich übergebe ihn dir, um mit ihm nach dem Wege Rechtens zu verfahren. — Untersteuermann Mertens!“

„Zu Befehl!“ entgegnete dieser und trat näher.

„Ich übergebe Ihnen die Aufsicht über das Schiff und das Wachtsvolk! Lassen Sie den angegebenen Cours fortsteuern und richten Sie Ihr Augenmerk auf die Segel. Wenn etwas Besonderes vorgeht, werden Sie mich rufen.“

Der Steuermann ging auf seinen Posten, der Bootsmann zog sich vom Quarterdeck zurück, und Andreas stieg die Cajütstreppe hinab.

Eine düster brennende Lampe, welche von der Decke herabhing, erhellte die Cajüte des Capitäns nur spärlich; man konnte die einzelnen Gegenstände nicht scharf von einander sondern. Jede Spur des von Matthias hier gehaltenen Bachanals war verschwunden, er selbst lag stöhnend am Boden und wälzte sich hin und her, beides die untrüglichen Vorboten eines nahe bevorstehenden Erwachens. Andreas trat ein und fiel fast über den Trunkenen, der sich in der Nähe der Thür ausgestreckt hatte.

„Was ist das hier?“ rief der Eintretende mit

ſtarker Stimme und ſtieß den Trunkenen fort, „aus dem Wege, damit man ungehindert gehen kann.“

Matthias kollerte einige Schritte weit, öffnete halb die Augen und lallte, ohne ſich zu erheben: „Hollah, Altgeſelle! Gottfriede! Bamberger! Wo ſeid ihr? Peſt über euch! Es iſt Lumpengeſindel, alles mit einander!“

„Auf da vom Boden!“ rief Andreas und ſtieß den Betrunkenen auf die andere Seite.

Dieſer fuhr auf und blickte mit verglaſeten Augen umher: „Es iſt, wie ich ſage! Alles finſter! Sie ſind fort und laſſen mich für den Reſt ſitzen. Nun muß ich mich mit dem Wirthe zanken und die Zeche bezahlen. Keinen Schilling in der Taſche! das iſt luſtig! He, Wirthshaus!“ —

Andreas packte ihn mit ſtarker Fauſt und riß ihn empor: „Was ſchreiſt du ſo ungebührlich, Kerl? Weißt du, wo du biſt?“

Matthias ſah dem rieſigen Seemann verwundert in's Geſicht und rieb ſich die Augen; allmählich kehrte ein Theil ſeiner Beſinnung zurück, er ſchwankte hin und her und ſagte mit dummem Lächeln: „Recht, Herr! ich weiß Alles! Das andere Lumpengeſindel

iſt mit Eurer Guinee zugleich zum Teufel gelaufen. Ich bin bei Euch, Herr, auf Eurem ſchwarzen Schiffe, das eigentlich auch ein Teufel iſt, aber das thut nichts, denn Euer Portwein iſt gut! Verdamme mich Gott, Herr, ſollen wir nicht eine Flaſche, oder ein Paar, mitſammen ausſtechen?" —

„Stille da!" rief Andreas. „Die Zeit des Schlemmens hat ein Ende. Jetzt ſollt Ihr nach einer andern Weiſe pfeifen lernen; man wird Euch anſtreichen."

„Was iſt das?" kreiſchte Matthias mit aller Widerwärtigkeit eines Halbtrunkenen. „Ihr wollt mich anſtreichen? Ihr? ein Ausländer, ein Herläufer, den Niemand kennt! Mich, einen Hamburger Bürgerſohn? Das ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen; ſobald Ihr Euch wieder am Lande blicken laßt, ſollen Euch die Knochen entzwei geſchlagen werden. Die ganze Everführer-Gilde hetze ich auf Euch, und wenn es mich zwei Anker Rum koſtet. Aber ich bin noch bei Euch, und will Euch bald von meiner Geſellſchaft befreien. Kommt aber nicht wieder in unſern Keller, ich will es Euch rathen. Heda, Jollenführer! bringt mich an's Land! Hollah!" —

„Tölpel!“ rief Andreas erzürnt und ſchüttelte den Burſchen hin und her. „Glaubſt du denn noch im Hamburger Hafen zu ſein? Sammle deinen Sinn, wenn es dir bei deinem ausgebrannten Hirn noch möglich iſt, und du wirſt inne werden, daß der Lucifer auf hohem Meere tanzt. Du biſt jetzt in meiner und ſeiner Gewalt!“

„Was iſt das?“ ſtammelte Matthias, plötzlich todtenbleich geworden, und Andreas ließ ihn fahren. Erſchreckt ſchwankte er hin und her und ſtürzte vorüberfallend mit dem Kopfe in einen Glasſchrank, die zerſplitternden Scheiben zerſchnitten ihm das Geſicht, das Blut ſtrömte auf den Boden.

„Wenn du mir mit deinem verpeſteten Blute meine Kajüte verunreinigſt, ſo ſollſt du morgen ſo lange auf deinen Knieen liegen, bis du es mit deinen Nägeln wieder abgekratzt haſt. Fort, Burſche! In des Capitäns Cajüte iſt nicht Raum für deines gleichen. Hinauf, auf's Verdeck! dort wird man dich deine Schuldigkeit lehren!“

Er ſtieß ihn vor ſich hin zur Thür hinaus, und Matthias taumelte bewußtlos die Treppe hinan. Andreas folgte.

Der rohe Geſell, der ſo oft die Gäſte ſeiner Mutter durch ſein plumpes Betragen zum gerechteſten Zorn gereizt hatte, erſchien in dieſem Augenblick faſt bemitleidenswerth. Er ſtarrte in die Nacht hinaus, die ſeinem von Wein getrübten, an eine ſolche Ausſicht nicht gewöhnten Auge, noch undurchdringlicher erſchien; er ſah die hohen Segel, die wie bleiche Geſpenſter hoch über ihn hinwegragten, er hörte das dumpfe Brauſen der Wellen und das Knirren und Knarren der Taue, was für die aufgeregte Phantaſie eine große Aehnlichkeit mit dem Stöhnen eines Sterbenden hat; er ſah auf die dunkeln Geſtalten der Matroſen, die langſam und ohne Geräuſch auf- und abgingen, er rieb ſich die Augen, fuhr mit der Hand über das blutende Geſicht und fuhr vor dieſem ihn erſchreckenden Anblick mit lautem Weinen zurück.

„Plärrſt du, Burſche, weil dir der Wind um die Naſe weht und dir der See- und Theergeruch zu Kopfe ſteigt?“ ſprach der Capitän. „Warte! du ſollſt Schiffsgebrauch lernen! Hollah, Bootsmann! wo ſeid ihr? Hier iſt Euer Rekrut! Fort mit ihm, wohin er gehört!“ —

„Bin ſchon da, Capitän!“ entgegnete der Gerufene und ſtreckte die Hand nach dem zitternden Matthias aus; „komm' her, mein Junge, du ſcheinſt mir flügge zu ſein, und es wird Zeit, dir die Flügel zu beſchneiden.“

Er wollte ihn mit ſich fortreißen, da ergriff Andreas den Arm des Bootsmanns, zog ihn auf die Seite und flüſterte ihm zu: „Schont ſeiner geſunden Gliedmaßen und verwirrt ſeinen Verſtand nicht, er iſt noch trunken; Strenge, äußerſte Strenge, aber keine Tyrannei, Ihr ſteht mir mit Eurem Leben für das ſeine.“

„Ganz wohl, Capitän!“ erwiederte der Bootsmann, und wandte ſich dann wieder zu ſeinem Rekruten, der ſich willig fortziehen ließ. „Komm', Söhnchen, komm'! Aber was ſehe ich? Du bluteſt ja gar! Sind das Wunden für's Vaterland? Da wird man dir wohl ein Pflaſter auflegen müſſen. Heda, Meiſter Wundarzt! wo ſeid Ihr?“

„Hier!“ antwortete in der nächſten Sekunde ſich ſelbſt mit näſelndem Tone der Bootsmann, ein dickes Tauende ſchwirrte um den Kopf des halbtodten Matthias und fiel dann unſanft auf deſſen

Rücken nieder. Das Gewimmer des Gemißhandelten erſtarb in der Nacht des Kabelgat's, wo hinein ihn der Bootsmann geſteckt hatte.

Acht Wochen hatte die Fahrt bereits gedauert und der Lucifer ſchwebte auf den Wellen des atlantiſchen Oceans. Der Capitän ſtand auf dem Quarterdeck und betrachtete durch ſein Sehrohr einen mitgehenden Segler. Er ſchob es zuſammen, da ſprang ein junger, gewandter Mann in Matroſentracht herbei, und nahm es ihm mit einer Verbeugung aus der Hand.

„Mit Erlaubniß, Capitän; befehlen Sie, daß ich es an Ort und Stelle trage, oder wünſchen Sie es noch zu brauchen?“

„Trage es weg, Matthias!“ entgegnete der Capitän ruhig, „dann ſpringe hinunter in die Cajüte, bringe mir eine Flaſche Madeira und eine Cigarre herauf.“

Der junge Mann eilte fort und kehrte alſobald

mit dem Verlangten zurück. „Soll ich zundern?*) oder befehlen Sie ein brennendes Licht, um die Cigarre anzurauchen?“

„Bringe ein brennendes Licht, aber vorsichtig, daß es nicht ausweht; der Wind geht scharf.“

„Ohne Sorge!“ sprach Matthias leichthin und drehte sich um, da schrie der Bootsmann, der in diesem Augenblick am Steuerruder stand: „Was ist das wieder für ein ungewaschenes Maul? Willst du deinem Capitän befehlen, ob und was er sorgen soll oder nicht? Für dieses Wort verdientest du wieder einen Tanz zu machen!“

„Um Vergebung, Capitän!“ sprach Matthias, bis an die Stirn erröthend; „ich bedachte es nicht, daß meine Entgegnung unschicklich sei, ich wollte blos sagen, daß ich mich in Acht nehmen würde.

„Fort!“ herrschte der Capitän, und Matthias sprang in die Cajüte hinab, kehrte aber alsobald mit einem brennenden Licht zurück, das er sorgsam und vorsichtig herbeitrug.

---

*) Schiffsausdruck für Feuerschlagen, wozu man sich einer Zunderbüchse bedient.

Der Capitän zündete die Cigarre an, goß ein Weniges von dem Weine in ſein Glas und ſchlürfte es mit Wohlbehagen herunter, mit lauten Worten die Koſtbarkeit des Gewächſes lobend, dann goß er das Glas voll bis zum Rande und reichte es dem Matthias: „Trink aus!“

„Ich darf nicht!“ entgegnete dieſer.

„Was iſt das?“ fragte der Capitän, „du wagſt Widerſpruch?“

„Ich bitte Sie inſtändigſt, mir nicht zu zürnen, Capitän“, ſprach Matthias und legte die Hand auf's Herz. „Der Wein hat mich an den Rand des Abgrundes gebracht.“

„Teufelsjunge! Nennſt du mein Schiff einen Abgrund?“ fuhr Andreas dazwiſchen.

„Ich wollte ſagen“, fuhr Matthias fort, „er hat mich dahin gebracht, daß ich menſchliche und göttliche Geſetze mit Füßen getreten habe. Ich lernte das einſehen und habe von dem Augenblick an das Gelübde abgelegt, nicht eher einen Tropfen zu trinken, bis ich Alles gut gemacht habe, was ich Böſes that. Ich hoffe, Capitän, Sie werden mich nicht zwingen wollen, einen Meineid zu begehen.“

„Geh' an dein Werk!“ ſprach der Capitän mürriſch, und Matthias entfernte ſich mit einer ſtummen Verbeugung.

„Bei dem hat es geholfen!“ ſprach der Bootsmann und ſah ſchmunzelnd auf den Capitän. Dieſer nahm das gefüllte Glas, reichte es ſeinem Gefährten und ſprach: „Der Matthias iſt von jetzt ab vom Cajütsdienſt entbunden; nehmt ihn zu Euch und macht einen tüchtigen Matroſen daraus; jetzt aber wollen wir Leeſegel beiſetzen und raſch den Oſtpaſſat durchſchneiden.“

„Wollt Ihr nicht Madeira anlaufen, Herr?“ fragte der Bootsmann.

„Nein!“ entgegnete der Capitän, und blickte ſehnſüchtig in die Gegend hinaus, wo die Inſel lag, „ich will keinen wieder ſehen, bis mein Werk ganz vollbracht iſt; will's Gott, ſo iſt das Ziel nicht mehr fern. Steuert Euern Cours!“ —

Ein ganzes Jahr war vorüber gegangen und abermals ſchwamm der Lucifer auf den Wellen des atlantiſchen Oceans. Der Capitän und die Officiere

waren auf dem Quarterdeck verſammelt, die Mannſchaft ſtand ſtumm an den Reilingen. Sie hatten ein ernſtes Geſchäft beendet. Der Oberſteuermann war unlängſt geſtorben, eben jetzt hatten ſie ihm die letzten Ehren erwieſen und ihn in die Tiefe des Meeres hinabgeſenkt.

„Kehren wir zu unſerer gewohnten Beſchäftigung zurück, ihr Herren!“ ſprach der Capitän, ſeine Umgebung entlaſſend. „Dem Hingeſchiedenen iſt geſchehen, was wir ihm noch erweiſen konnten, fortan lebt er in unſerem Gedächtniſſe und in der dankbaren Erinnerung Aller, deren Freund und Wohlthäter er war.“

Hier fielen ſeine Augen auf einen jungen Mann, der ſeitwärts von ihm ſtand und mit lebhaftem Erröthen zu Boden ſah. Der Capitän bemerkte es, winkte ihm näher zu treten und fuhr fort! „Mein bisheriger Unterſteuermann iſt an die Stelle des Verſtorbenen gerückt, ein wichtiges Amt iſt frei im Schiffsdienſt; Ihr Bootsmann ſeid der nächſte dazu.“

„Gott ſoll mich in Gnaden bewahren, Herr!“ entgegnete dieſer mit einer verneinenden Bewegung.

„Ich will von Euren Zirkeln und Karten nichts wiſſen; ich kann nicht leſen und ſchreiben, und beten kann ich nur das Vater-Unſer bis zur Vergebung unſerer Schuld, von da ab ſtoße ich immer an. Ihr ſeht alſo, ich bin zu einem gelehrten Manne von Hauſe aus verdorben. Bitte Euch alſo, Herr, laßt mich in meinem Kabelgat und in meiner Segelkammer, anderwärts bin ich nichts nutze.“

„Wen ſoll ich denn aber von Euch wählen?“ forſchte der Capitän.

„Hört, Herr!“ ſprach der Bootsmann, einen Schritt näher tretend, „wenn Ihr mir ein Wort vergönnen wollt, ſo denke ich wohl einen Ausweg zu finden. Es iſt nun gerade jährig, da brachtet Ihr einen Jungen an Bord, der war an Leib und Seele gleich verwahrloſt. Er ſtand bis dahin unter meinem Tauende und hat es redlich gefühlt. Aber wie mein alter Schiffsprediger, der mir auch das halbe Vater-Unſer beibrachte, zu ſagen pflegte, die Ausſaat trug tauſendfältige Früchte. Was zum Schiffsdienſt gehört, hat er in Tagen begriffen, ſtatt daß Andere Wochen und Monate dazu gebrauchen, und ich darf ihm das Zeugniß geben, daß kein

tüchtigerer und flinkerer Matroſe auf Eurem Schiffe zu finden iſt. So viel vom praktiſchen Dienſt, und was das Andere betrifft, ſo hat er es von dem verſtorbenen Meiſter Steuermann — den Gott da unten in dem Rachen eines gefräßigen Hai's wohl bewahren wolle —, weg gekriegt, denn dieſer hatte in der letzteren Zeit einen ordentlichen Narren an ihn gefreſſen. Es hat aber auch geholfen und es iſt eine Freude anzuſehen, wie der Junge mit dem Stifte über die Tafel und mit dem Paſſer*) über die Karte hinfährt. Darum, Herr, wenn Ihr auf das Wort Eures älteſten und treueſten Dieners etwas gebt: Wählt den Matthias!"

„Iſt das euer Aller Meinung?" fragte der Capitän.

„Ja, Herr, wählt den Matthias!" entgegneten die Uebrigen und die Mannſchaft ſtimmte freudig bei.

„Wohlan, ich thue nach eurem Willen!" entſchied der Capitän. „Matthias! du rückſt zum Grade eines Unterſteuermanns hinauf und trittſt von heute

*) Zirkel.

ab in den Kreis meiner Officiere. Gib mir den Handschlag!“

Matthias reichte dem Capitän die Hand, aber vor Rührung vermochte er kein Wort zu reden, eine helle Thräne glänzte in seinem Auge.

„Nun, nun! Warum nicht gar!“ polterte der Bootsmann dazwischen. „Weinen! das fehlte noch einem Seemann. Gebt mir die Hand, Meister Matthias! rund ist die Welt, und wie mein alter Schiffsprediger, von dem ich das halbe Vater-Unser habe, zu sagen pflegte, das Glück ist auch rund. Jetzt haben wir es vor Augen. Heute vor einem Jahre standet Ihr unter meinem Tauende, das Euch schnell genug herauf gebracht hat. Heute könnt Ihr mir nun zwar nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, aber ich muß doch gehorchen, wenn Ihr mir etwas befehlt. Nun, macht es nur gnädig und hänselt den Alten nicht zu sehr. Aber was ist mir denn das? Die Augen beißen, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ich wittre Land, mir ist ein Sandkörnchen in's Auge gekommen! Donnerwetter Ist nicht Salzwasser genug außer Bord's, daß ich auch noch meinen Theil dazu beisteuern soll? Land

iſt in der Nähe, ſage ich, Land, und das iſt von jeher die Schuld alles meines Unglücks geweſen.“

Der Capitän lächelte: „Laß es nur gut ſein, alter Kamerad; freilich iſt das Land in der Nähe, wenn dir auch der Staub davon nicht in die Augen geflogen iſt, und ich wundere mich nur, daß wir es noch nicht geſehen haben.“

„So hat mich meine Rechnung doch nicht getäuſcht!“ rief Matthias plötzlich mit einem lauten Ausbruch der Freude. „Verzeihung, Capitän, wenn ich gegen die Sitte handle, aber ich habe ſeit der Rückreiſe immer heimlich meine Berechnungen angeſtellt, und dieſen zufolge ſollten wir heute noch Land ſehen. Ich glaubte ſchon gefehlt zu haben, aber Ihre Aeußerung gibt mir meinen Muth wieder. Die Sonne ſinkt allmählig nach Weſten zu, wenn noch etwas geſchehen ſoll, müßte es jetzt ſein. Geſtatten Sie, daß ich mich umſchauen darf?“

„Folgen Sie Ihrer Neigung“, entgegnete dieſer, „ich wünſche Ihnen das beſte Glück.“

Matthias ſprang an die Wanten des Fockmaſtes hinauf und ſtand bald darauf auf der Raae des niedergelaſſenen Bramſegels, den rechten Arm um

die Stenge geſchlungen. Er blickte ſcharf und feſt nach dem fernen Horizont; unbeweglich ſeinen Platz behauptend, ſchien er faſt zur Bildſäule geworden, da riß plötzlich eine Wolke, die bis dahin die Sonne verhüllt hatte, auseinander; das ganze Meer flammte auf und ward mit einem roſigen Scheine bedeckt; ein leiſer Ruf der Bewunderung entfuhr jedem Munde, Matthias regte ſich nicht.

„Zur Wetterfahne taugt der da oben auch nicht!“ rief der Bootsmann dem Capitän zu und deutete auf Matthias, „denn er ſteht da, wie aus Eiſen gegoſſen und regt ſich nicht, gerade ſo, wie der Galeerenprinz im Galei-Hafen in Livorno, den ich öfters vom Verdeck aus geſehen habe. — Aber weshalb zum Teufel beugt ſich denn der Matthias ſo vorüber? Es gehört ein ſchwindelfreier Kopf dazu, wenn man, an ſo gefährlicher Stelle ſtehend, dergleichen Kunſtſtücke machen will. Ich würde ihm zurufen, wenn ich nicht fürchten müßte, ihn zu erſchrecken. Aber laß ihn nur herunter kommen, da will ich — ja ſo, das geht nun auch nicht mehr. — Teufelsjunge das! Wenn er nur mit der Hand über ſich nach dem Stag greifen wollte! Aber er

kann es ja auch gar nicht einmal erreichen! Der Blitzjunge! Ich möchte ihn prügeln! Mit Verlaub, Capitän, ich dächte, Ihr ſolltet ihn wieder abſetzen.“

Wirklich ſtand Matthias auf ſeiner gefährlichen Stelle mit ſo weit vorgebogenem Leibe, daß man jeden Augenblick ſein Herabſtürzen befürchten mußte. Aber plötzlich ſchwang er ſich mit einer leichten Bewegung des Oberkörpers in ſeine frühere Stellung zurück, und das vor Freude ſtrahlende Geſicht nach unten gewendet, rief er mit laut ſchallender Stimme: „Land' Land! Land!“ —

„Dacht' ich's doch!“ ſchrie der Bootsmann, „er hat es zuerſt von uns Allen, und wenn wir einmal am Lande ſind, wird er das Gras wachſen hören. Aber kommt herab, Meiſter Matthias, und beſchreibt uns Eure Entdeckung etwas näher.“

„Wir ſind am Ziel!“ ſprach der Capitän, und ſchob ſein mächtiges Sehrohr auseinander, es nach der von Matthias angegebenen Richtung wendend. „Das Land vor uns iſt Madeira!“

Wirklich war es die von dem Schiffsführer insgeheim ſo erſehnte Inſel. Als nach ein Paar Stun-

den-der letzte Strahl des ſcheidenden Tages über das Meer hinhauchte, erkannte das geübte Auge der Seefahrer die Umriſſe der Gebirge, die nach und nach ein blauer Nebelduft verhüllte.

Ein heiterer Sonnentag flammte über die Berge von Madeira, als Andreas Schauer rüſtigen Schrittes der Klausnerhütte des heiligen Marco zueilte. Eine ernſte Frau kam ihm entgegen:

„Biſt du es, mein Andreas?“ rief ſie, ihn freudig bewegt in ihre Arme ſchließend. „Gott ſei Dank, daß du da biſt! Der Vater iſt ſehr ſchwach, und ich fürchtete ſchon, er würde deine Rückkehr nicht mehr erleben. Haſt du deinen Plan ausgeführt?“ —

„Mehr als das, meine theure Liddy!“ entgegnete Andreas. „Ich wollte einem Weibe vergeben, das ich früher geliebt und die mich durch ihre kränkende Zurückweiſung ſo tief verletzt hatte; ich habe aber mehr gethan; es iſt mir gelungen, ihren einzigen Sohn der Bahn des Verderbens zu entreißen und dem Leben zurückzugeben.“

„Sei gesegnet für dieses Wort", sprach Liddy. „So ist nun unser Gelübde gelöst, was wir an des Vaters Statt zu erfüllen versprochen, und er kann entsündigt hinüberschlummern. Ich will dich an sein Lager führen."

Bleich, wie ein abgezehrtes Gerippe, lag der Sklavenhändler auf dem Siechbette. Andreas Schauer trat zu ihm, legte die Hand auf seine erkaltende Stirn und flüsterte: „Mac Saunders!"

Der Kranke schlug die Augen auf und stöhnte: „Bist du's? Bringst du mir Frieden?"

„Ich bringe ihn dir", antwortete Andreas. „Stirb versöhnt!" —

„Ich danke dir, mein Sohn; wo ist Liddy?"

„Hier!" sprach diese, leise weinend, und sank neben dem Lager in die Kniee.

Mac Saunders legte die Hand segnend auf ihr Haupt und sprach abgebrochen: „Gott sei mit dir, — er vergelte dir —, was du deinem Vater gethan hast. — Meine Stunde ist gekommen. — Wo ist Vater Marco?"

„Hier bin ich!" sprach der noch immer rüstige Greis, den Gott gewürdigt hatte, ein zweites Jahr-

hundert zu erleben. „Küſſe dies Crucifix! Kraft der Gewalt, die mir gegeben iſt, zu löſen und zu binden, verſöhne ich dich mit deinem Gott und nehme jede Schuld von deinem Gewiſſen. Bete freudig zu ihm, wir beten mit dir!“

Alle knieeten nieder. Als ſie ſich von ihrer Andacht erhoben, war Mac Saunders verſchieden.

Als die Leiche des Vielbeweinten in die Gruft hinabgeſenkt war, ſchloß Andreas ſein Weib an die Bruſt und ſprach: „Jetzt ſcheiden wir noch einmal, aber dann trennen wir uns nicht wieder. Leb' wohl!“

Mutter Jakob ſaß einſam und verlaſſen in ihrer Kellerſtube, horchte auf das Picken der Wanduhr und beweinte ihren Sohn, den ſie längſt verloren gegeben hatte. Da flog die Thüre auf und herein trat Andreas Schauer, gekleidet wie damals, als er die Alte zum erſten Male aufſuchte.

„Habt guten Abend, Frau Jakob!“ rief er mit rauher Stimme. „Iſt Euer Rum noch ſo gut, als der, den Ihr mir vor Jahr und Tag ausſchenktet?“

Die alte Frau ſtand auf und ging ihrem Gaſt entgegen, den ſie mit einem fragenden Blick anſah.

„Ihr kennt mich wohl nicht mehr?“ fuhr Jener fort, „und ich glaubte doch — —“

Aber die Alte ließ ihn nicht ausreden, ſie ergriff ſeine Hand, drückte ſie krampfhaft und rief: „Andreas Schauer! du biſt's! Meinen Matthias haſt du mir genommen und verſprachſt mir, ihn wieder zu bringen. Antworte! Was haſt du mit ihm gethan? Wo haſt du ihn gelaſſen?“

„Er iſt hier“, ſprach Andreas, ſichtlich gerührt. „Willſt du ihn ſehen?“

„Ob ich ihn wieder ſehen will?“ ſprach ſie. „Fragſt du, ob eine Mutter ihr Kind wieder ſehen will? Matthias, mein Matthias! Wo biſt du, mein Schmerzensſohn?“

„Hier, meine Mutter!“ rief dieſer, in die Stube eilend, und ſank zu den Füßen der zitternden Frau nieder, ihre welke Hand an ſeine Lippen preſſend.

Andreas Schauer ging tiefbewegt auf die Straße hinaus. —

Der Vorhang fällt vor dieſer ergreifenden Scene.

Vater Burckhardt, der Steuermann, erzählt zum Schluſſe dieſer Geſchichte:

Als ich in meinen reiferen Jahren einmal in der Bucht von Funchal lag und an der Küſte einen Spaziergang machte, ſah ich eine ernſte Frau, von nicht gewöhnlicher Schönheit, die eine wankende Matrone in einem Garten umherführte; ein rüſtiger Fünfziger, als Seemann gekleidet, nahte mit einem jungen Mann, aus deſſen Zügen nichts als Lebensluſt und Lebensmuth ſprach, und indem ich am Gitterthor vorbei ging, hörte ich, wie der alte Seemann ſagte: „Da iſt der Matthias wieder und hat den Lucifer glücklich heimgebracht; er will jetzt einige Monate bei uns bleiben und ausruhen.“ —

See-Novellen.

P — P

Erzählungen Burkhardt's des Steuermanns.

Mitgetheilt

von

Heinrich Smidt.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main, 1838.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Inhalt.

Seite

Weltfrieden. 1

Das Brautschiff. 161

Weltfrieden.

P

Bis noch vor ganz kurzer Zeit bemerkte man aus den Fenstern des Hamburger Baumhauses die letzten Ueberreste eines aufgelegten Holländischen Barkschiffes, das bereits am Ausgange des vorigen Jahrhunderts aus der Fahrt gesetzt wurde.

Wenn auch in Holland gebaut, war es doch bald nachdem es vom Stapel gelassen worden, in den Besitz eines Deutschen Kaufmannes gekommen, und hatte ununterbrochen unter Hamburger Flagge gefahren. Und als es nun im Laufe der Jahre zum fernern Dienst unbrauchbar ward, wurde es nicht, wie sonst wohl üblich, zusammengeschlagen, sondern man legte es an die bezeichnete Stelle, und erhielt es sorgfältig, so lange als irgend thunlich, damit es ein lebendes Erinnerungszeichen an jene Scenen sei, die auf den nachfolgenden Blättern erzählt werden sollen.

Ich erinnere mich des alten Wracks noch ganz deutlich. Der breite, nach vornen abgestumpfte Rumpf ragte hoch aus dem Wasser und war von unten bis oben mit Steinkohlentheer überstrichen, nur in der Gegend der Wasserlinie war dieser von der stets vorüberrauschenden Fluth abgespült und es wies sich dort kahles Bretterwerk. Eine Leiter hing nicht mehr vom Verdeck herab, denn schon seit Jahren hatte kein menschlicher Fuß dasselbe betreten, und die Reilings fehlten an beiden Seiten, so daß man das Deck von vorne bis hinten überschauen konnte.

Es bot einen unerfreulichen Anblick dar. Die Luken, welche in das Zwischendeck führten, standen auf, und Wind und Regen hatten ungehinderten Durchzug. Nichts von allen dem, was sonst das Verdeck eines Schiffes belebt, und oft anmuthig macht, war hier zu sehen, und nur die einzelnen Maste ragten, ohne alles Takelwerk aus dem Rumpfe hervor; sie waren vordem mit weißer Farbe angestrichen gewesen, aber diese war nur noch an wenigen Stellen sichtbar, während der größte Theil durch die starke Sonnenhitze auseinander gerissen war, und zahlreichen Insecten zur Wohnung diente.

Oft ſchon hatte ich dies verlaſſene Fahrzeug aus der Ferne betrachtet und dabei mancherlei Geſchichten erzählen hören, die ſich an daſſelbe knüpften. Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte an Bord und den Schauplatz jener Grauen erregenden Begebenheiten betreten. Nur mit Mühe gelang es mir, von dem Bote aus zu der hohen Rüſt emporzuklettern und von derſelben mich auf das Verdeck zu ſchwingen. Grabesſchauer wehten mich an, als ich das Quarterdeck betrat und halb furchtſam, halb neugierig umherſchaute. Die Kajütskappe wölbte ſich noch über dem Eingang zu der Wohnung des Capitains, aber die Thüren vor derſelben waren verſchwunden. Ich ſtieg die Treppe hinab und betrat die Cajüte. Die Fenſter ſtanden auf und der Regen, der im Laufe der Jahre ungehindert hineingeſtrömt war, hatte von der einſt ſo prächtigen Täfelei allen Glanz abgewaſchen, nur einen Blutfleck in der Mitte des Fußbodens hatte er nicht vertilgen können, er ſtarrte den Fremdling als ein Zeichen früher begangener Verbrechen an.

Mir graute, als ich den Blutfleck ſah und eilte auf das Verdeck zurück. Während ich in der Cajüte

geweſen war, hatte ſich ein Sturm erhoben, die Maſte, die nicht mehr feſt ſtanden bewegten ſich und dies brachte eine widerliche Muſik hervor, von der ich mich unangenehm berührt fühlte. Ich warf einen Blick durch die Luken in den Raum und ſah in einen klaren Waſſerſpiegel, der ſich nach und nach aus der eindringenden Fluth geſammelt hatte. Der vordere Theil des Verdecks war ganz leer, und ſelbſt die Ankerſpille war verſchwunden. Es war nur der enge Raum eines Verdecks, das mich umgab, aber er erſchien mir als die weiteſte Einöde.

In dieſem Augenblick brach ein furchtbarer Platzregen los, der mich in wenigen Secunden bis auf die Haut durchnäßt haben würde; ich überwand meinen Widerwillen und ſprang unter Deck, dem Orte zu, wo einſt das Kabelgat geweſen war. In der Mitte dieſes Raumes lagen die Reſte eines alten Ankertau's; ich wählte daſſelbe zu meinem Sitze, und überließ mich meinen Gedanken, während der Regen mit Macht auf das Verdeck niederſchlug, und das dadurch verurſachte dumpfe Geräuſch an allen Enden des Raumes wiederhallte. Unwillkürlich ſchloß ich die Augen und eingewiegt von dem ein-

förmigen Getöse versank ich in einen Halbschlummer, in jenen Zustand, der uns für jeden Eindruck von aussen her empfänglich macht, aber uns nicht Kraft genug läßt, uns den Beängstigungen, denen wir unterliegen, zu entreißen.

Widerwärtige Gestalten, in colossalen Umrissen erhoben sich vor mir, und bewegten sich in den seltsamsten Verschlingungen. Ich sah zwei ernste Männer mit wuthentflammten Gesichtern einander gegenüber, die blanken Säbel in der Hand und den Strahl des Verderbens im Auge. Zwischen Beiden erhob eine zarte weibliche Figur die Hände flehend zum Himmel, während ein Strom von Thränen die bleichen Wangen herabschoß. Plötzlich holte der Eine zu einem furchtbaren Schlage aus, und stürzte seinen Gegner todt zu Boden, während die Frauengestalt leblos neben den Erschlagenen hinsank, und der Mörder unbeweglich wie eine Statue stand. Da trat eine riesengroße Erscheinung, in einen blutrothen Mantel gehüllt, aus der Wand hervor, und legte mit heiserem Lachen einen Strick um den Hals des Mörders. — Ich erwachte mit einem lauten Schrei. Vergebens suchte ich mir in

den erſten Augenblicken zu ſagen, wo ich war, erſt nach und nach kehrte mir die klare Beſinnung zurück. Wie vom Fieberfroſt geſchüttelt ſprang ich auf das Verdeck, achtete nicht des herabſtürzenden Regens und athmete wieder frei, als ich mit meinem Boot an die Brücke des Baumhauſes legte.

Wenn man den Theil des Elbſtrandes beſucht, der ſich zwiſchen Blankeneſe und Schulau ausdehnt, erblickt man mitten in dieſem menſchenleeren, ſandreichen Strich eine überaus freundliche Oaſe. Auf einer üppigen blumenreichen, von Quellen durchſchnittenen Wieſe, die zwiſchen zwei hohen Hügeln eingeklemmt iſt, erhebt ſich, unter hohen grünenden Bäumen ein freundliches, im Niederländiſchen Styl erbautes Häuschen. Jetzt nennt man dieſen Ort nach ſeinem derzeitigen Beſitzer „zum kleinen Hain", ehedem aber lebte hier ein Däniſch[illegible] Edelmann, der in eine Verſchwörung gegen das Leben des Königs verwickelt geweſen ſein ſollte, dem man aber das angeſchuldigte Verbrechen nicht beweiſen konnte, und der ſich nun mit ſeinem böſen Gewiſſen hierhergeflüchtet hatte, um den Tag zu erwarten, der ihm gebot, vor dem Richter zu erſcheinen, der kein

Ansehn der Person kennt und vor dem die dichteste Finsterniß ist, wie der hellste Tag.

Als Olaf Oeresund hier anlangte, und sich eine Wohnung erbauen ließ, wovon man jetzt kaum noch einige Ueberreste sieht, begleiteten ihn seine Gattin und sein einziger Sohn, damals ein Knabe von fünf Jahren, Namens Ralph. In seinem Gefolge befand sich nur eine Frau, deren Mann, ein treuer Diener Oeresund's, im Kampfe seinem Herrn zur Seite gefallen war, weil er das Leben desselben schützen wollte. Der Edelmann hatte die Gattin seines treuen Anhängers bei sich aufgenommen und geschworen, sie und ihr einziges Kind, einen Knaben von Ralph's Alter nicht zu verlassen, und den freundlichen Oskar mit seinem eigenen Sohn zu erziehen. Also beruhigt schied die arme Mutter, die den Tod ihres geliebten Gatten nicht zu überwinden vermochte, von dieser Welt, und ließ ihren Sohn als Waise unter dem Schutze ihrer Herrschaft zurück.

Ein Jahr verstrich; Oeresund, der noch stets eine günstige Wendung seines Schicksals vermuthet hatte, und sich in dieser Erwartung getäuscht sah, ward immer verschlossener, immer wortkarger; die Knaben,

die an ihn gewieſen waren, erfreuten ſich ſeiner Leitung nur wenig, und waren nahe daran, gänzlich zu verwildern. Die Gattin des Edelmanns, die den Zuſtand ihres Gatten ſah, fühlte ſich tief von den Leiden deſſelben ergriffen, aber minder ſtark als er, vermochte ſie das Uebermaß des Jammers nicht zu ertragen, ſie verfiel dem Tode und ehe noch, im zweiten Jahre ihrer Verbannung, der Herbſtwind die Blätter von den Bäumen riß, hatte ſie bereits geendet.

Wenn es ſonſt zu begegnen pflegt, daß Menſchen die dem Gram zur Beute geworden ſind, durch wiederholte Unglücksfälle, die ſie treffen, endlich ganz fühllos werden, ſo brachte der Tod ſeiner Gattin auf Oereſund eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor. Er ſchreckte aus ſeinem dumpfen Hinbrüten auf, blickte auf die beiden Knaben, die jetzt an ihn gewieſen waren, und entſchloß ſich, ſich ihrer Erziehung mit aller Kraft und Energie zu widmen, die ihm noch geblieben war.

Seine politiſchen Schwächen hinweggedacht, war Oereſund ein vollkommener Edelmann, der, in Hinſicht auf vieles Wiſſen, ſeiner Zeit weit voran-

geeilt war, und jede ritterliche Tugend beſaß. Er nahm ſich der beiden Knaben mit Eifer an, und da ſie von der Natur mit einer leichten Faſſungsgabe beſchenkt worden waren, begriffen ſie bald, was der Vater ſie lehrte.

Mehrere Jahre waren auf dieſe Weiſe verſtrichen, ohne daß Ralph und Oskar jemals mit andern lebenden Weſen, als mit den Fiſchern der umliegenden Gegend in Berührung gekommen waren. Dieſe rauhen aber gutherzigen Männer hatten die freundlichen, wohlgebildeten Knaben gern, nahmen ſie mit auf ihren Streifzügen, lehrten ſie die Stellung der Segel, ſowie die Führung des Steuers und brachten ihnen ſo, ohne es ſelbſt zu wollen, einen Geſchmack am Seefahren bei, der ſie beſtimmte, ſich einſt dieſem Gewerbe zu widmen und dem Kampf des ungetreuſten aller Elemente während ihres Lebens Trotz zu bieten.

Oreſund hatte längere Zeit gekränkelt und ſein Zuſtand verrieth ernſtliche Beſorgniſſe. Die beiden Knaben wagten es daher auch nicht, ſich auf lange Zeit von ihm zu entfernen und in der Regel blieb einer von ihnen als Wächter bei dem Kranken zurück.

Eines Tages jedoch, als Oeresund sich besonders kräftig fühlte, erlaubten sich die beiden Knaben, von dem Vater selbst dazu ermuntert, einen gemeinschaftlichen Spaziergang. In jugendlich froher Lust eilten sie längs dem Strande hin und blickten auf den stolzen Strom, der seine Wogen majestätisch der Nordsee zu wälzte; wunderbare Gedanken bemächtigten sich ihrer bei diesem Anblick und im Geiste sahen sie sich von diesen Wellen fortgetragen dem Meere zu, das jetzt der unbekannte Schauplatz aller ihrer Hoffnungen und Erwartungen war.

Die untergehende Sonne mahnte sie zur Heimkehr, und im vollen Laufe kehrten sie zu dem Hause des Vaters zurück. Aber wie erstaunten sie als sie in die Thür des Wohnzimmers traten, und einen fremden Mann erblickten, der an [redacted] Bette des Vaters saß und Theil nehmend dessen Hand hielt. Schüchtern blieben sie stehen und waren im Begriff umzukehren, als der Vater ihnen winkte.

„Kommet näher, meine Kinder," sprach er mit mattem Lächeln. „Ich fühle, daß meine Stunde gekommen ist. Nicht hilflos und allein lasse ich

euch in der Welt zurück, da mein Freund Erick Banner verſprochen hat, für euch zu ſorgen, bis ihr ſelbſt die Kraft und den Muth dazu habt. Geht zu ihm, meine Kinder und gewinnt die Liebe dieſes Mannes, der euch von nun an Freund, Lehrer und Vater ſein wird.“

Die Knaben gehorchten und küßten die Hand Erick Banner's, der ihnen einige freundliche Worte ſagte und ſich dann an den Vater wandte: Olaf Oreſund, du magſt ruhig ſterben, ich nehme dieſe beiden Knaben an Kindesſtatt bei mir auf. Wenn mir der Himmel auch keine Reichthümer gegeben hat, die ich ihnen hinterlaſſen kann, ſo will ich doch ein Paar rechtliche Männer aus ihnen machen, die im Stande ſind, ſich ſelbſt ein irdiſches Glück zu gründen. Und jetzt noch Eines, das Wichtigſte! du warſt ſonſt reich und mächtig, ein unſeliges Geſchick hat dir deine Güter und Freunde geraubt, aber die Zeit iſt wandelbar, und Herſcherlaune möchte einſt deinem Sohne das Erbtheil ſeiner Väter zurückgeben wollen. Wohlan denn, wer von dieſen beiden Knaben iſt dein Sohn und wer iſt es nicht? Ich will, wenn ich dies weiß, den andern nicht geringer

halten, aber ich muß es wiſſen, damit ich dereinſt die Rechte deines Sohnes vertreten kann.“

Oreſund erhob ſich von ſeinem Lager, ergriff die Hand des Freundes und ſprach leiſe aufgeregt: „Erick Banner! warum ſoll ich den Namen meines Sohnes kund geben, da er ihn doch nicht tragen darf? Warum ſoll er ſelbſt ſeine hohe Geburt wiſſen, die ihm nichts als ein ſteter quälender Dämon ſein wird? Beſſer, er bleibt in der Unwiſſenheit. Ich habe beide Knaben immer gleich gehalten und mein letzter Segen, den ich ihnen ertheile iſt, daß ſie nie auf der ſchwankenden Höhe, die ihrem Vater die Ruhe und das Glück ſeines Lebens gekoſtet hat, geſehen werden mögen. Sie ſind von Jugend auf unzertrennlich geweſen, ſie haben in einander den höchſten Schatz des Lebens gefunden, einen Freund. Soll ich zwiſchen die Gleichgeſinnten und Gleichgeſtellten das Geſpenſt einſtiger Größe ſtellen, das der Eine von ihnen zu verfolgen berechtigt iſt, während der Andere das Gefühl ſeiner Freundſchaft von Neid und Mißgunſt erſtickt ſieht? Sie ſollen nichts wiſſen, als daß ſie die Söhne eines Mannes von Ehre ſind, deſſen Segen auf ihnen ruht, ſo

lange ſie auf der Bahn des Rechtes wandeln. Nimm ſie hin Erick Banner, wie ich ſie dir übergebe, und wenn das Hellſehen in dieſer Sache dein Gewiſſen beruhigt, ſo nimm dieſe Papiere, du wirſt darin die untrüglichſte Auskunft über die Abſtammung beider Knaben finden. Jetzt verlaßt mich, ich bedarf der Ruhe.“

Erick Banner ging mit den Knaben hinaus, und Olaf Oeresund verſank in einen Schlummer, aus welchem er nicht wieder erwachen ſollte.

Man kam von dem Kirchhofe zurück, nachdem die letzte Ruheſtätte des Entſchlafenen mit einem einfachen Kreuze verziert worden, und noch an demſelben Tage nahmen die Kinder von dem jetzt ganz verödeten väterlichen Hauſe Abſchied, um unter dem Geleit ihres jetzigen Führers die Reiſe nach der Reſidenz Kopenhagen anzutreten.

Erick Banner hielt redlich das dem Freunde gegebene Wort, er führte die beiden Knaben in ſein Haus, hielt ſie wie ſeine Söhne und geſtattete keinem einen Vorzug vor dem andern.

Mehrere Jahre verſtrichen und die Erziehung der jungen Waiſen war vollendet. Es galt nun, ſie

einem Berufe zuzuführen, dem sie sich mit Leidenschaft zu widmen beabsichtigten und ihr Pflegevater richtete sein Augenmerk auf die Dänische Kriegs-Marine.

Es war gerade damals eine für den beabsichtigten Zweck günstige Zeit, denn Dänemark, mit Schweden im rastlosen Krieg begriffen, brauchte stets frisches Seevolk, um seine größern und kleinen Fahrzeuge wohlbemannt zu erhalten, und bald gingen durch die Vermittlung ihres Erziehers Ralph und Oskar an Bord einer Dänischen Kutterbrigg, deren Commandeur sie auf das Dringendste empfohlen wurden. Zwar waren die beiden jungen Leute nicht in die ordentlichen Seelisten mit aufgenommen, sondern als überzählich dem Flottendienst zur Verfügung gestellt worden, doch hatte Erick Banner daran keinen Anstoß genommen, indem sobald kein Frieden möglich war, und ihrer Beförderung demnach nichts im Wege stand.

Die Kutterbrigg „Cicade" war völlig segelfertig und am Abend vorher besuchten Ralph und Oskar gemeinschaftlich zuletzt das Haus ihres Pflegevaters. Der Alte ließ es nicht an freundschaftlichen Ermahnungen und sanften Warnungen fehlen, und bat

seine Zöglinge flehend, die Wahrheit und das Recht vor allen Dingen hoch zu halten, und nichts zu thun, was den hochgefeierten Namen eines Hauses beflecken könnte, dem einer von ihnen angehörte, für dessen Ehre sie aber beide zu sorgen hätten, da es nicht bekannt sein dürfe, wer von ihnen der rechtmäßige Träger desselben sei.

Ralph und Oskar schwuren mit Thränen in den Augen und mit schallendem Handschlag ihrem väterlichen Freunde stets seiner werth zu bleiben, dann sanken sie sich einander in die Arme, und wiederholten mit lauter Stimme den Schwur gegenseitiger treuer und unverbrüchlicher Freundschaft.

In diesem feierlichen Momente erschien Erick Banner's Tochter, die lieblich zarte zwölfjährige Marie. Sie hatte die beiden Jünglinge wie Brüder lieben gelernt und ihnen ihr ganzes kindliches Gemüth erschlossen. Sie trug zwei Blumenkränze in den kleinen Händchen, zog die willig sich beugenden Jünglinge, die das freundliche Kind durch Thränen anlächelten, zu sich herab, und drückte ihnen die Kränze auf das Haupt.

„Lebt wohl," sprach sie mit tonloser Stimme.

„Zu diesen Kränzen habe ich die letzten Blumen gebraucht, die in meinem Gärtchen zu finden sind. Wenn ihr fort seid, bedarf ich keiner Blumen mehr. Ich werde dann still in meinem Stübchen sitzen, ich werde weinen, werde daran denken, daß ihr bald wieder kommt, und mich freuen. Ach, ich bitte euch, Ralph und Oskar, kommt recht bald wieder.“

Beide Knaben versprachen es, wie man Kindern etwas zu versprechen pflegt, um sie zu beruhigen, drückten nicht ohne innere Bewegung einen Kuß auf ihre Stirn, und rissen sich dann gewaltsam von der gastlichen Schwelle los, um ihrer fernen, unbekannten Zukunft, die im Nebel gehüllt vor ihnen lag, entgegen zu eilen.

Fünf Jahre waren seit jenem Abend verstrichen, als die Kutterbrigg „Cicade“ zum ersten Male wieder in der Rinne vor Kopenhagen ankerte. Ralph und Oskar waren während dieser Zeit Männer geworden, sie hatten sich im Kampfe mit den Elementen und dem Feind der Nation gestählt, und dem Staate bereits mehrere nicht unwesentliche Dienste geleistet. Der Commandeur der Cicade hatte sie aus eigner Machtvollkommenheit zu Steuerleuten

gemacht und ſie der Admiralität auf das Dringend ſte zum Avancement empfohlen. Kaum hatten ſie die nöthigſten Geſchäfte verrichtet, als ſie, mit Erlaubniß ihres Befehlshabers das Schiff verließen und der Wohnung ihres Pflegevaters zueilten.

Sie traten ein und blieben, vor Erſtaunen auf der Schwelle wie angewurzelt ſtehen, denn entgegen trat ihnen eine in üppiger Schönheit ſtrahlende Jungfrau, von deren hoher Stirn ein Glanz ausſtrömte, der ſie mit Ehrfurcht für die wunderbare Erſcheinung erfüllte. Es war Marie, Erick Banner's Tochter, die herbeigeeilt war, um die Geſpielen ihrer Kindheit zu empfangen.

Beide hatten das ſchöne Mädchen zu gleicher Zeit erblickt, aber Beide, von dem Strahl ihrer Augen getroffen, hatten, leiſe zitternd, den Blick zu Boden geſenkt und wagten nicht ihn wieder zu erheben.

Marie trat ihnen einige Schritte näher: „Ralph! Oskar!“ ſprach ſie mit herzgewinnendem Ton und reichte ihnen die Hand, „warum ſteht ihr ſo fern? Findet ihr euch nicht mehr heimiſch in der Wohnung meines, eures Vaters?“

Ralph und Oskar faßten ſich gewaltſam, ſte-

blickten ſich einander an, lange und feſt. Dieſer Blick ſchloß ihnen ihr Inneres auf, jeder fühlte lebhaft die Veränderung, die mit dem Andern vorgegangen war, dann traten ſie gemeinſchaftlich auf Marie zu, und begrüßten ſie auf eine Weiſe, die weit entfernt von der traulich unbefangenen Art war, mit der ſie ſich ſonſt gegen dieſelbe benommen hatten. Es war ein verlorner Abend; das erſte unvermuthete Zuſammentreffen der drei, ſonſt eng Verbundenen hatte ſo zerſtörend auf den allgemeinen Frohſinn gewirkt, daß er ſich auch dann nicht wiederfinden wollte, als Erick Banner hereintrat, ſeine Pflegeſöhne auf das Herzlichſte zu begrüßen, und Marie hinausging, um für die beſte Aufnahme ihrer Brüder Sorge zu tragen. Gleich nach beendeter Abendtafel zogen ſich die beiden jungen Männer in ihre Zimmer zurück, die Marien's ſchweſterliche Sorgfalt auf das Feſtlichſte herausgeputzt hatte.

Ralph und Oskar ſaßen einander gegenüber. Der Nachttrunk, den der Diener vor ihnen hingeſtellt hatte, blieb unberührt, ſie ſtarrten in die Flamme der Kerzen, und nur manchmal rang ſich ein ſtiller Seufzer von ihrer ſchwerbeladenen Bruſt.

„Es iſt nicht auszuhalten!“ rief Ralph endlich aus. Er ſprang von ſeinem Sitze auf, machte einen Gang durch das Zimmer und blieb dann mit übereinandergeſchlagenen Armen vor dem Freunde ſtehen:

„Oskar! Rede! Wie findeſt du dich unter dem Dache Erick Banner's?“

„Wie in der längſt verlornen Heimath!“ entgegnete dieſer faſt tonlos.

„Das iſt nicht wahr!“ rief haſtig der leichtaufgeregte Ralph. „Ein Menſch, der nach einer langen Zeit, die erſehnte Heimath, das Haus ſeiner Väter wieder betritt, kann wohl von ungeſtümer Heftigkeit überſchäumen, aber er wird nicht ſtill verſchloſſen vor ſich hinbrüten, wie du es jetzt thuſt.“

„In mir iſt es lebendig,“ entgegnete Oskar. „Schilt mich unfreundlich, ſchilt mich undankbar und unnatürlich, aber ich habe dies Haus nie als mein väterliches anſeh'n können. Ich weiß, daß Erick Banner nur Vaterſorgen für uns gehabt hat, daß er aber nicht unſer Vater iſt. Wer ſind wir überhaupt? Wer iſt dein Vater und der Meine? Biſt du der Sohn des ſtolzen Edelmanns und ich der Sohn ſeines Dieners, oder iſt es umgekehrt?

Unſeliger Zuſtand der Ungewißheit, worin uns die allzugroße Gewiſſenhaftigkeit eines Sterbenden ſetzte.“

„Halt ein!“ rief Ralph. „Entheilige nicht das Andenken an einen Mann, dem wir Alles danken, und der uns von jeher mit ſo ungetheilter Liebe behandelte; ſchmäle nicht das Andenken Olaf Oreſund's, das ich heilig halten würde, und wenn ich der Sohn ſeiner niedrigſten Magd wäre.“

Ralph machte abermals einige Gänge durch das Zimmer, dann riß er das Fenſter auf und blickte in die düſtre Nacht hinaus; aber als ob ihn ein geſpenſtiſcher Hauch anwehte, warf er es ſchnell wieder zu und wendete ſich zu dem Freund:

„Ich beſchwöre dich, ſprich nicht in dieſem Tone wieder von Olaf Oreſund. Es war mir eben, als rief er zu mir aus dem Grabe herauf. Undankbarer! Es iſt die erſte Disharmonie die zwiſchen uns tritt, ſo lange wir athmen. Weshalb ſchmälſt du einen Mann, deſſen Andenken ich vergöttere? Laß ab von dieſem Thun, denn ich fühle es, ich würde es nicht lange gelaſſen ertragen.“

Oskar verließ ſeinen Platz ebenfalls und ſtellte ſich dem Freunde gegenüber: „Ich will ſchweigen,

denn ich weiß nicht, ob ich von deinem Vater ſpreche oder von dem meinigen, und meine Gedanken und Gefühle ſollen keinen andern verletzen, am wenigſten wenn dieſer mein einziger Freund, mein Bruder iſt. O daß ich ſagen könnte, ich wäre ſo ruhig wieder in dieſe Behauſung zurückgekehrt, als ich ſie vor fünf Jahren verließ. Ich gebe eine Welt darum, wenn jetzt die Fluth des Atlantiſchen Oceans unter dem Kiel unſerer Brigg brauſete.“

„Dieſer Meinung warſt du vor wenigen Stunden nicht,“ antwortete Ralph forſchend. „Du biſt ſo leichten Herzens vom Bord gegangen, als eilteſt du einem fröhlichen Feſte entgegen. Was iſt plötzlich ſtörend zwiſchen dich und deinen Frohſinn getreten? Antworte mir bei unſerer Freundſchaft, bei unſerem Eid, den wir in unſerer Jugend geſchworen, und bis zu dieſer Stunde redlich gehalten haben. Du darfſt nichts verheimlichen vor mir, ohne dich des Meineids ſchuldig zu machen.“

Oskar trat an den Tiſch, und füllte ein Glas mit funkelndem Wein und ſprach feierlich: „Ich trinke dies auf das Wohl unſerer Schweſter Marie;

ſie trat uns wie ein guter Engel auf der Schwelle dieſes Hauſes entgegen.“

„Ich trinke mit,“ ſprach Ralph ungewöhnlich erregt, und griff nach einem Glaſe: „Es gilt Marien's Wohl!“ rief er, und ſtieß ſo heftig gegen das Glas des Freundes, daß beide zerſprangen und der Wein auf den Boden floß.

„Du wirſt Marien's Wohl zertrümmern, wenn du nicht zärter mit demſelben verfährſt!“ bemerkte Oskar nicht ohne Bitterkeit. „Pfui über dich Ungeſtümen!“

„Kann denn ein ſündiger Erdenmenſch das Wohl eines Engels vernichten?“ ſprach Ralph mit gedämpfter Stimme. Dann plötzlich wild auflachend, rief er aus: „Was kann ich zerſtören? Mir iſt weder die Macht zum Zerſtören, noch zum Erſchaffen gegeben.“ Er ſah den Freund feſt an und fragte forſchend: „Wie kamſt du dazu, Marien's Geſundheit auszubringen?“

„Sie war vor Allem meinen Sinnen gegenwärtig!“ ſprach Oskar innig bewegt.

In dieſem Augenblick trafen ſich die Blicke der beiden Freunde. Einer ſuchte in des Andern Seele

zu leſen, und es war gelungen; jeder hatte das Geheimniß des Freundes errathen. Ralph wandte ſich raſch ab und mit einem flüchtigen „Gute Nacht, Bruder!“ eilte er in das für ihn beſtimmte Schlafgemach.

„Gute Nacht!“ entgegnete Oskar ſinnend und ſank träumend auf ſein Lager.

Der erſte Keim der Zwietracht war in dieſe bis dahin ſo argloſen Gemüther geſäet, er ſollte keimen, wachſen und die unſeligſten Früchte tragen.

Die warmen Empfehlungen, welche der Commandeur der Cicade den beiden jungen Seeleuten ſpendete, die ſich unter ſeiner Leitung zum Flottendienſt ausgebildet hatten, vereint mit dem Einfluſſe Erick Banner's blieben nicht ohne Nutzen. Beide erhielten das Patent als Monats-Lieutenants, mit der Verſicherung ferner nach Kräften berückſichtigt zu werden, und zugleich den Befehl, ſich an Bord des Schooners „Argo“ zu verfügen, der beſtimmt war, in der Nordſee zu kreuzen.

Dieſe und mehrere andere Ereigniſſe, die die wechſelnde Zeit herbeiführte, hatten das ernſte Geſpräch jener Nacht, wenn auch nicht aus dem Gedächtniß

der beiden Freunde verwiſcht, doch in den Hintergrund gedrängt, und mit Eifer gaben ſie ſich ihrer fernern Beſtimmung hin. Sie erſchienen in ihren neuen Uniformen vor Vater Banner und Marie, von Beiden bewundert und verhätſchelt und begaben ſich dann nach dem Holm um ihren Dienſt am Bord des „Argo“ anzutreten.

An welchen ſchwachen Fäden hängt oftmals das Geſchick des Menſchen! Als beide junge Officiere, im lebhaften Geſpräch über den Holm hinſchritten, und ſich ihre Zukunft mit den hellſten Farben ausmalten, ſtolperte Ralph plötzlich über einen in den Weg geworfenen Balken. Er ſtürzte ſo heftig zu Boden, daß er nicht unbedeutend an der Stirn verwundet ward, und bei näherer Unterſuchung ergab es ſich, daß der ohnmächtig Hingeſunkene auch den Fuß gebrochen hatte.

Der Verwundete ward ſogleich durch Oskar's Bemühungen der Sorge eines Arztes übergeben und in die Wohnung Erick Banner's zurückgeführt. Hier ward ihm die liebevollſte Pflege, die zarteſte Aufmerkſamkeit zu Theil, aber der Argo durfte die Geneſung ſeines plötzlich erkrankten Officiers nicht

abwarten, ein Anderer wurde Oskar beigegeben und der Argo begab ſich in See.

Der Zufall wollte, daß in dem erſten Gefechte, das der Argo mit einer Schwediſchen Brigg zu beſtehen hatte, der Commandeur deſſelben eine Wunde erhielt, die ſo gefährlich war, daß er zum fernern Seedienſt untüchtig wurde. Oskar erhielt jetzt den Oberbefehl, und als er nach längerer Zeit wieder nach Koppenhagen zurückkehrte, ging Ralph an Bord, um unter dem Commando ſeines Freundes zu dienen.

Oskar behandelte ſeinen Freund mit derſelben Liebe und Theilnahme wie früher, und nur wenn in Gegenwart Anderer von Dienſtſachen die Rede war, nahm er gegen ihn den Ton des Befehlshabers an. Aber auch dieſer Schein von Uebergewicht, den Oskar ſich nothwendig geben mußte, verletzte den feurigen Ralph, der ſich auf jede mögliche Weiſe der Botmäßigkeit des Freundes zu entziehen ſuchte; allein er kannte ſelbſt nur zu wohl die ſtrenge Subordination des Seedienſtes, und fügte ſich zähneknirſchend in die Nothwendigkeit.

Das war der zweite Riß in dem Bau der Freundſchaft und Ralph, der ſeiner Meinung nach gekränkte

Ralph, trug Alles dazu bei, dieſen unheilbar zu erweitern. Er fügte ſich geduldig in alle Anordnungen Oskar's, die dieſer in ſeiner Eigenſchaft als Commandeur des Schooners traf, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Befehle deſſelben auf das Gewiſſenhafteſte zu vollziehen, aber wenn ſie, vom Dienſtzwange entfernt, einander in der Capitains-Cajüte gegenüberſaßen, dann ſuchte Ralph in dem Buſen des Freundes das hölliſche Feuer der Eiferſucht anzufachen, indem er von ſeiner letzten Krankheit erzählte, wie er von Marien ſo unermüdlich gepflegt, ſo ſanft getröſtet worden ſei, und wie die Thränen, welche ſie in der Stille um ihn geweint, ihm nur zu deutlich geſagt hätten, daß er ihrem Herzen theuer ſei.

Oskar, der in ſeiner Bruſt eine tiefe unauslöſchliche Neigung für Marie verſchloß, ſprang dann von ſeinem Sitze auf, drückte dem Freunde krampfhaft die Hand und bat mit erſtickter Stimme, das Geſpräch abzubrechen. Aber Ralph von dem Teufel des Widerſpruchs und der Schadenfreude geſpornt, fuhr immer höhnender und neckender fort, bis er ſeinen Jugendfreund ganz niedergeſchmettert hatte, und ihn dann mit einem triumphirenden Lächeln verließ.

So saßen sie auch eines Abends zusammen, und Ralph hatte den Freund bis in tiefster Seele verwundet, als dieser aufsprang und mit zornerstickter Stimme rief: „Mensch! du treibst ein arges Spiel mit mir! Dort an der Wand hängen meine Pistolen; habe ich an unserer Freundschaft gefrevelt, — Gott ist mein Zeuge, daß ich es nicht weiß, — aber that ich es, und du kannst mir nicht vergeben, so schieße mich nieder; doch diese tausendfache Todesqual, die jeden Abend auf's Neue beginnt, kann ich, will ich nicht ertragen.“

Er sprach die letzten Worte mit einer kalten Entschlossenheit: Ralph verneigte sich und erwiederte mit leisem Spott: „Wenn der Commandeur des Argo spricht, muß Lieutenant Ralph freilich schweigen, das Wörtchen Subordination fällt am Bord dieses Schiffes schwer in die Wage des täglichen Verkehrs.“

„Wenn der Commandeur des Argo zu dir spricht,“ entgegnete Oskar kalt, „so geschieht es nur, wenn der Dienst es dringend erheischt. Du hast sonst stets die Sprache des Freundes, des Bruders gehört. Sorge dafür, daß du es nicht mißbrauchst.“

„Freilich," erwiederte Ralph-angeregt, „freilich muß es Ihnen läſtig ſein, in Ihrem jetzigen Verhältniß ſich von einem Ihrer Untergebenen auf eine ſo rückſichtsloſe, vertrauliche Weiſe behandelt zu ſehen. Warum ſprechen Sie ſich nicht unumwunden aus? Ergreifen ſie doch dieſen Vorwand, mir Ihre unſchätzbare Freundſchaft aufzukündigen. Raſch, mein Herr! Zögern Sie nicht! Ich zweifle keinen Augenblick, daß Sie in Sr. Maj. Dienſt ſo hoch geſtellt ſind, als ſie es nur immer verdienen, wäre es auch vielleicht möglich, daß Sie dennoch im Range tief unter mir ſtänden, wenn es gelänge, den Schleier zu lüften, der unſere Herkunft verhüllt."

„Junger Thor!" entgegnete Oskar feſt, „der ſich den Schatten eines Glanzes herbeiwünſcht, der ihm nur Elend bereiten würde. Handle wie ein wackrer Edelmann, ſo biſt du mehr der Achtung der Welt gewiß, als wenn du einen Stammbaum mit ſechs und dreißig Ahnen aufzuweiſen hätteſt."

„Es iſt leicht den Adel ſchmähen," rief Ralph, „wenn man ſo wenig Edelmänniſches in ſich trägt. Nur die Traube, die ihm zu hoch hängt, erklärt der Fuchs für ſauer. Es iſt eine Ungerechtigkeit

des Himmels, daß er den ehrenwerthen Stand der Officiere durch deine Gegenwart beschimpft, denn du bist weder adlicher Herkunft, noch adlichen Sinnes.“

Oskar brauſete auf, und unfehlbar würde er in dem erſten Ausbruche der Wuth über den Höhnenden hergefallen ſein und ihn für ſeinen Spott gezüchtigt haben, aber in dieſem Augenblick ward der wachthabende Officier angemeldet, der ſogleich erſchien, um über einen unweſentlichen Vorgang Bericht abzuſtatten.

„Es iſt gut, Lieutenant Andreſſen,“ entgegnete Oskar nach mühſam errungener Faſſung. „Sie ſind ſehr pünktlich in Ihrem Dienſt; ich werde das gehörigen Ortes zu rühmen wiſſen. Wollte Gott, alle Officiere, die die Ehre haben, in Sr. Majeſtät Flotte zu dienen, wären von einem gleichen Eifer beſeelt, wir würden dann weit weniger Unfälle zu beklagen und uns mehr Siege zu erfreuen haben. Nehmen Sie heute Abend den Thee mit mir, und begeben Sie ſich für jetzt an Ihren Poſten zurück.“

Lieutenant Andreſſen verbeugte ſich und wollte gehen, als Ralph ihn durch eine Handbewegung aufhielt und mit kaltem Hohnlächeln ſagte: „Ich

rathe Ihnen, Herr Camerad, ſehr viele gute Laune zu dem Thee mitzubringen, und ſich mit mir dahin zu vereinigen, die aus den Fugen gegangene Heiterkeit unſeres Commandeurs wieder in's Geleiſe zu bringen.“

„Wenn das geſchehen ſollte, Lieutenant Ralph,“ entgegnete Oskar mit flammendem Blick, „ſo wollte ich es doch um keinen Preis Ihrer Großmuth zu danken haben. Ich erſuche Sie deshalb in Gegenwart des Lieutenants Andreſſen mich mir ſelbſt zu überlaſſen, und außer in Dienſtangelegenheiten dieſe Cajüte ohne meine ausdrückliche Erlaubniß nicht wieder zu betreten.“

Oskar hatte dieſen Befehl nur gereizt und nicht ohne den größten Widerwillen ertheilt. So aufgeregt er auch war, fühlte er doch, daß nach dieſen Worten das Band der Freundſchaft zwiſchen ihm und Ralph für alle Zeiten zerriſſen ſei. Je mehr Mühe es ihm koſtete den gefaßten Entſchluß zu verkünden, deſto rauher und unfreundlicher klang ſeine Stimme, deſto unzarter war die Form, worin er den verletzenden Befehl in Gegenwart eines Dritten

kleidete, er wollte hinter dieſer rauhen Auſſenſeite ſeine tiefe innere Bewegung verbergen.

Als er ausgeſprochen, hatte er kaum die Kraft ſich in die anſtoßende Kammer zu begeben. Lieutenant Andreſſen ſtand verwundert da, und entfernte ſich mit bedächtigem Kopfſchütteln, Ralph aber wich, wie vom Donner gerührt, einen Schritt zurück und alles Blut trat aus ſeinem Geſicht: „Es iſt gut!“ murmelte er in ſich hinein; „jetzt geh' und triumphire, aber einſt wird ein Tag der Vergeltung kommen.“ Dann raffte er ſich mühſam zuſammen und ſtieg das Verdeck hinan, während der Steward erſchien und dem Lieutenant Andreſſen anzeigte, daß der Commandeur ſich zu unwohl fühle, um den Thee in ſeiner Geſellſchaft trinken zu können.

Während des ganzen Kreuzzuges wechſelten Ralph und Oskar nicht ein Wort, außer dem, was der Dienſt verlangte; ſie wichen einander aus und das unglückſelige Verhältniß, das zwiſchen ihnen obwaltete, drückte nicht allein ſie, ſondern übte ſeinen erkältenden Einfluß auch auf die andern Officiere und mehr und weniger auf die ganze Equipage aus.

Da ereignete ſich etwas, wodurch dieſer unſelige

Zuſtand plötzlich unterbrochen und ſeiner Kataſtrophe entgegengeführt ward, es geſchah etwas, woran bis jetzt Niemand gedacht hatte, woran unter den obwaltenden Umſtänden Niemand denken konnte, — der Friede ward proklamirt, und alle Kreuzer wurden einberufen. Als Oskar durch eine eigends nach der Nordſee beorderte königliche Jacht dieſe Ordre empfing und ſie der geſammten Schiffsequipage verkündete, that er einen leichten Athemzug, denn er fühlte ſich frei von dem unglücklichen Verhältniß, das ihn faſt vernichtet hatte, Ralph aber konnte ſeine innere Bewegung nicht unterdrücken, er jubelte laut auf, ergriff die Hand ſeines Nachbars und rief mit Entzücken: „Nun, Lieutenant Andreſſen, nun iſt der letzte Termin abgelaufen und es iſt Zeit die große Schuldforderung einzutreiben, worüber mit Blut quittirt werden ſoll.“

Das Schiff kehrte, ſeiner Ordre gemäß, nach Kopenhagen zurück und am Morgen nach der Ankunft ſah man unterhalb der Reſidenz eine Schaluppe mit vier Männern landen, die ſich landeinwärts begaben und einen einſamen Ort aufſuchten. Es waren Ralph und Oskar mit zweien Kameraden,

die bei ihrem unſeligen Vorhaben den Sekundantendienſt verſehen ſollten. Nachdem die letztern mit der größten Gewiſſenhaftigkeit alle Vorbereitungen getroffen hatten, traten ſie zu den entzweiten Freunden, die bis dahin ſtumm und in ſich gekehrt da ſtanden und überreichten ihnen die Waffen. Ralph's Sekundant, — es war der Lieutenant Andreſſen, der bei dem unſeligen Zwiſt, der zu dieſem Duell Anlaß gegeben hatte, Zeuge war, und das zarte Verhältniß der ſo ſehr Erzürnten kannte — wagte zwar kurz vor dem entſcheidenden Moment einige Worte der Sühne, aber Oskar wies ihn ruhig, mit der Miene eines Befehlshabers zurück, während Ralph mit leidenſchaftlichem Tone rief: „Reden Sie nicht, und gönnen Sie mir die Wolluſt, mich in dem Blute dieſes Ungeheuers zu baden, der, von meinem Hohnlächeln geleitet, zur Hölle fahren muß, wenn es irgend eine Gerechtigkeit auf Erden gibt.“

Die Sekundanten traten zurück und gaben das Zeichen. Oskar hielt ſeine Piſtole empor und ſchoß die Kugel in die Luft, Ralph zielte ſcharf auf ſeinen Gegner, drückte ab, und dieſer ſtürzte zu Boden.

Sogleich eilten die Sekundanten herbei. Der Eine von ihnen, der der Schiffsarzt war, unterſuchte die Wunde. Die Kugel war in die rechte Seite gedrungen und es war zu fürchten, daß irgend ein edler Theil verletzt ſei; man ſtillte das ſtrömende Blut.

Ralph ſtand während dieſer Scene am Boden gewurzelt, ſeine Züge waren kalt wie Marmor und unbeweglich wie dieſer; weder Hohn noch Freude, weder Angſt noch Schmerz war auf dieſem Geſichte zu leſen. Er begab ſich nach dem Strande, und ſchickte einen Theil der Schaluppen-Mannſchaft nach dem Kampfplatz, dann entfernte er ſich und ſchlug den Weg zur Stadt ein. Als er ſie erreichte, legte auch die Schaluppe am Steuerbord des Argo an und die Mannſchaft bemühte ſich, den ſchwerverwundeten Commandeur ſo ſchmerzlos als möglich in ſeine Cajüte zu bringen.

Erick Banner begab ſich auf Marien's Zimmer, die in Thränen aufgelöſ't, auf ihrem Ruhebette ſaß. Das Gerücht, daß zwei Officiere von der Beſatzung des Argo ſich duellirt hatten, und daß einer derſelben lebensgefährlich darniederliege, durchflog mit Blitzes-

ſchnelle den Hafen und drang auch zu Marie Banner's Ohren. Außer ſich ſtürzte dieſe in das Zimmer des Vaters und erzählte ihm, was ſie ſo eben vernommen.

„Ich beſchwöre dich," rief das tieferſchütterte Mädchen, „erforſche, ſo ſchnell nur irgend möglich, den Grund oder Ungrund dieſes Gerüchts. An Bord des Argo befinden ſich nur wenige Officiere; iſt ein ſolches Duell vorgefallen, ſo iſt entweder Ralph oder Oskar darin verwickelt und einer von ihnen iſt vielleicht der bis zum Tod Getroffene. Du haſt es geduldet, haſt es ſogar verlangt, daß ich ſie als meine Brüder lieben ſoll, ſo habe nun auch Mitleid mit der Angſt einer Schweſter und ende dieſe troſtloſe, mich verzehrende Ungewißheit."

Erick Banner war von der unerwarteten Botſchaft ſo erſchreckt worden, daß er einiger Zeit bedurfte, um die nöthige Faſſung zu gewinnen; kaum aber fühlte er ſich ſtark genug, als er auch ſein Haus verließ und ſich an Bord des Argo begab. Hier erfuhr er ſogleich den ganzen Hergang der Sache und traf Anſtalt, daß der Verwundete vom Bord und in ſeine Wohnung gebracht werde, dann eilte

er voran, um Marie auf den ihr bevorſtehenden Anblick vorzubereiten und das Nöthige zur Aufnahme des Verwundeten zu verfügen.

Vergebens ſuchte der Vater die lautweinende Tochter zu beruhigen; ſie vernahm kaum die liebreichen Troſtesworte Erick Banner's, ſondern jammerte um den unglücklichen Oskar, und ergoß ſich in den bitterſten Vorwürfen über Ralph, den ſie einen verruchten Brudermörder nannte, der fortan das Kain'szeichen an der Stirn trage.

Erick Banner, der bis dahin alles verſucht hatte, Marie zu tröſten, ſchwieg plötzlich ſtill und verſank in tiefes Nachdenken. Er glaubte Marien's tiefſtes Geheimniß errathen zu haben. Des Mädchens Herz lag unverſchleiert vor ſeinem forſchenden Blick; was eine Bitte, kein Befehl, kein freudiges Ereigniß ihr entriſſen haben würde, das hatte der Schmerz gethan; ihre bis dahin tiefgeheime Liebe zu Oskar lag am Tage, ihr Vater hatte das ſüße Weh ihres Herzens errathen. Noch wußte ſie nicht, daß außer ihr noch irgend ein menſchliches Weſen ihr mühſam verhehltes Geheimniß auch nur entfernt ahne, aber der nächſte Augenblick ſollte es ihr enthüllen.

„Du weinſt um Oskar, meine Tochter,“ ſprach der Vater mit mildem Ernſt, „und ich theile deinen Schmerz, ich theile deine Entrüſtung gegen Ralph, der es gewagt hat, auf das Herz ſeines Bruders zu zielen. Wie aber nun, Marie, wenn das Gerücht gelogen hätte, wenn nicht Oskar, ſondern Ralph der Verwundete wäre, den wir jeden Augenblick erwarten, wenn nicht Ralph, ſondern Oskar die tödliche Kugel entſendet hätte?“

„Wie, mein Vater!“ rief Marie, und ein Strahl der Freude blitzte aus ihren Augen. „Du meinſt in der That, Oskar ſei nicht verwundet?“

„Ich meine nichts,“ entgegnete Erick Banner, „ich ſage blos, es wäre möglich, daß das Gerücht die Namen verwechſelt hätte. Aber was iſt das? Welche Gluth bedeckt dein Geſicht? Du biſt ja plötzlich ganz verwandelt. Soll ich glauben, daß Ralph nicht die Theilnahme für ſein Unglück bei dir fände, die du Oskar im gleichen Falle weihteſt?“

„O gewiß, gewiß, mein Vater!“ rief Marie haſtig, aber ganz verwirrt. „Wie kannſt du nur glauben, daß .....“

Sie konnte nicht vollenden, denn ſie ahnte, ja,

ſie gewann die Ueberzeugung, daß der Vater das Geheimniß ihrer Liebe erforſcht habe. Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie an ihre Lippen und benetzte ſie mit einem Strom von Thränen.

„Es iſt gut, meine Tochter,“ ſprach Erick Banner. „Ich habe dich errathen, ich weiß daß du liebſt, und wem du deine Neigung zugewendet haſt. Es iſt jetzt nicht Zeit, darüber zu reden, uns drängen nähere Pflichten!“

Er entzog ihr ſeine Hand und ging im Zimmer auf und ab. „Und Er! Warum Er? Warum gerade ihn, und nicht den andern? Erick Banner, der mächtig ſtrahlende Name Erick Banner und Oskar? Nimmermehr!“

In dieſem Augenblicke wurde der Kranke angemeldet, und Vater und Tochter eilten hinaus, um die nöthigen Anweiſungen zu geben. So troſtlos Marie ſich auch gezeigt hatte, ſo ruhig, ſo beſonnen war ſie jetzt. Sie wies keine Spur von Schwäche, traf alle ihre Anordnungen mit der größten Umſicht, und ging dann, als Alles auf das Beſte beſorgt war, in das Wohnzimmer zurück, wo ſie den Vater in tiefes Nachſinnen verloren, fand. Er redete ſie

nicht an, er ſchien ſie kaum zu bemerken; es war eine dumpfe, ängſtliche Stille in dem Zimmer, wie ſie wohl dem Ausbruch eines ſchweren Gewitters voranzugehen pflegt.

Eine lange, zur Ewigkeit ſich ausdehnende Stunde war verſtrichen, und noch hatte keines die vernichtende Stille unterbrochen, da öffnete ſich die Thür und herein trat Ralph. Auf ſeinem Geſichte ſah man eine kalte Reſignation und die feſte Abſicht, eine Erklärung herbeizuführen, ſie mochte ein Reſultat geben, welches ſie immer wollte.

Als Marie den Eintretenden erblickte, ſchrie ſie laut auf und verbarg das von Thränen überſtrömende Geſicht in die Kiſſen der Ottomane. Erick Banner ſah den Ankömmling ſtarr an, ohne deſſen ſtummen Gruß zu erwiedern, dann ſenkte er wieder die Augen zu Boden und überließ ſich dem finſtern Brüten.

Ralph ſtand den beiden Weſen, denen er ſo viel verdankte und die er durch das unſelige Duell ſo tief gekränkt hatte, eine lange Zeit gegenüber; er hatte erwartet mit Vorwürfen beſtürmt zu werden und war darauf gefaßt, ſie mit unterwürfiger

Demuth zu empfangen und ſich dem Zorn der ſo innig Verehrten und Geliebten zu beugen, aber dieſes dumpfe Schweigen wurde ihm zu drückend und ſich gewaltſam zum Reden zwingend, rief er aus:

„Nein! Ich kann es nicht länger ertragen! Ich muß reden! Vater! Marie! Straft mich! Schelter mich! Verbannt mich aus eurem Angeſicht! Nennt mich einen Unwürdigen, der nicht werth iſt, ferner in eurer Nähe zu athmen, ja, häuft alle Schmach auf mich, deren ihr mich würdig glaubt, nur brecht dieſes unglückſelige Schweigen, das mir zur dreifachen Marterbank wird.“

Marie blieb ſtumm, ſie weinte nur heftiger; Erick Banner aber hob das Geſicht zu ihm auf und ſagte: „Warum betritt der flüchtige Fuß des Mörders die Schwelle des unbeſcholtenen Mannes?“

„Ich bin kein Mörder!“ rief Ralph leicht angeregt. In einem ehrlichen Kampf, in Gegenwart ehrenhafter Zeugen habe ich den Mann gezüchtigt, der meine Ehre tief gekränkt hatte.“

„Soll der Bruder mit dem Bruder um ein Wort rechten, das im Augenblicke der Aufgeregtheit geſprochen wurde?“ fragte Erick Banner.

„Es gibt Beleidigungen," entgegnete Ralph feſt, „die der Bruder dem Bruder, der Sohn dem Vater nicht vergibt, nicht vergeben kann. Es gibt einen Winkel in unſerm Herzen, der die heiligſten, die ſüßeſten Geheimniſſe verbirgt, Geheimniſſe, die von ſo zarter Natur ſind, daß ſie ſterben, wenn das forſchende Auge eines Fremden ſie erſpäht. Wer es nur wagt, ſie vor dem Blick der Welt zu enthüllen, und ſomit unſer größtes Erdenglück tödtet, der iſt unſer Todfeind und unſerer Strafe verfallen."

„Und welche Geheimniſſe hat Oskar deinem Herzen entriſſen?" fragte Erick Banner haſtig. „Was hat die Welt erfahren, das ihr verborgen bleiben ſollte?"

„Entdeckte ich es," ſprach Ralph, würde ich mich eines gleichen Verbrechens ſchuldig machen wie Jener. Die That iſt geſchehen, mein Vater, wenn ich euch noch ſo nennen darf. Es hat mein Herzblut vergiftet, daß es dahin gekommen iſt, und ich werde fortan keine frohe Stunde mehr haben, aber ich bereue meine That nicht, denn ſie war gerecht, und könnten ſich alle Umſtände die dabei obgewaltet

haben, und ihr vorangingen, noch ein Mal wiederholen, ſo ſchwöre ich euch, daß ich ganz ſo handeln würde wie diesmal.“

„Du wagſt es, mir das zu ſagen?“ ſprach Erick Banner mit einem finſtern Blick.

„Ja, ich wage es!“ antwortete Ralph. „Oskar hatte mich zu tief gekränkt. Ich weiß, daß er nach jenem Vorfalle geſagt hat, wäre ihm dieſe Beleidigung von mir gekommen, er würde ſie nicht beachtet und mich durch Vergeſſen derſelben geſtraft haben. Daran habe ich erkannt, wer er iſt und wer ich bin. Nimmermehr hätte ein Edelmann eine ſolche Sprache geführt, nimmermehr hätte er geglaubt auf dieſe Weiſe ſeinen makelloſen Namen rein zu waſchen vom erduldeten Schimpf. Und weil ich dies Alles klar erkenne, ſo iſt er der Sohn des Knechtes, der in der Niedrigkeit geboren iſt, und ich bin Ralph, der Sohn Olaf Oreſund's, der die Ehre ſeines Namens aufrecht erhalten wird trotz dem Geſchrei der ganzen Welt.“

„Wer hat dich deſſen ſo gewiß gemacht?“ fragte Erick Banner. „Darfſt du die phantaſtiſchen Ausgeburten deines Gehirns in einer ſo wichtigen Angelegenheit in die Wageſchale werfen?“

„Hier ſind keine phantaſtiſche Ausgeburten eines ausgedrockneten Hirns zu bekämpfen,“ rief Ralph aus. „Hier iſt klare Ueberzeugung, und ich werfe jedem, der mir meine makelloſe Geburt beſtreiten will, den Fehdehandſchuh hin, und will mit ihm für meine Meinung kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen.“

„Auch mit mir, Unſinniger?“ ſprach mit hohem Ernſte Erick Banner, während Ralph die Augen in leichter Verwirrung zu Boden ſchlug. Des Greiſes Blick ruhte feſt auf dem jungen Mann, doch milderten ſich nach und nach ſeine ſtrengen Züge und nach einer Pauſe ſprach er mit mehr Milde im Ton, als er vielleicht darin zu legen beabſichtigte: „Verlaß uns jetzt, Ralph, und verſöhne dich mit dir ſelber. Nähre keine Hochmuthsträume, ſondern demüthige dich vor dem, der unſere Herzen und Nieren prüft, und der dem verſtockteſten Böſewicht ſeine Verbrechen vergibt, wenn er ſich ihm in demuthsvoller Reue naht.“

Ralph ergriff die Hand des Greiſes, drückte ſie in hoher Bewegung an ſein Herz und ging nach der Thür, aber auf halbem Wege kehrte er um,

nahte ſich Marien und indem er vor ihr niederkniete, rief er mit leidenſchaftlichem Tone: „Kann ich denn von dannen gehen, ehe ich von dieſem Engel ein Wort, — nicht der Vergebung, denn dieſe muß ich erſt verdienen, ſondern ein Wort des Troſtes gehört habe. Ach, Marie, willſt du dich nicht des tief Gebeugten erbarmen, und ihn in dieſer großen Trübſal aufrichten?“

Aber Marie ſprach kein Wort, ſie weinte nur ſtärker und winkte ihm mit der Hand, ſich zu entfernen.

Der Friede war für die Officiere der Däniſchen Flotte nicht von den erfreulichſten Folgen. Nur ein kleiner Theil verblieb im aktiven Dienſt, die übrigen wurden auf Halbſold geſetzt und zur einſtigen Beförderung notirt. Die ſogenannten Monats-Lieutenants aber, wozu auch Ralph und Oskar gehörten, gegen welche der Staat den eingegangenen Verpflichtungen zufolge, keine weitere Verbindlichkeiten hatte, erhielten ohne weiteres, — wenn auch in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, — den weder gehofften noch erbetenen Abſchied.

Als dieſe Kunde im Hauſe des Grafen Banner

einlief, lag Oskar noch so krank darnieder, daß man ihm diese weder melden konnte, noch durfte; Ralph dagegen empfing sie mit einem gleichgültigen Lächeln, und indem er den Degen abschnallte, sagte er ruhig: „Es bedarf einer solchen Waffe nicht, um wie ein Ehrenmann in der Welt zu leben. Ich will beweisen, daß ich werth war, den Namen eines altberühmten Geschlechts zu führen, wenn ich auch nicht vom Schicksal zu dieser Ehre berufen bin.“

Ralph folgte dem Beispiele mehrerer Officiere, welche mit ihm ein gleiches Schicksal theilten und sich der friedlichen Kauffahrthei-Marine zuwandten, als ihnen der ehrenvolle Waffendienst versagt ward. Mehreren gelang es, sich in Koppenhagen die Gunst eines oder des andern angesehenen Handelsherrn zu erwerben, der ihnen eines seiner nach dem Mittelmeer, oder den Westindischen Inseln bestimmten Schiffe anvertraute. Andere, die nicht so glücklich, und ohne weitere Subsistenzmittel waren, entschlossen sich eine Stelle als Steuermann anzunehmen, noch Andere, ihr Glück im Auslande zu versuchen.

Zu diesen letztern gehörte Ralph. Als er in Koppenhagen nicht fand, was er zu finden hoffte,

beſchloß er, ſich nach Hamburg zu begeben um dort zu erlangen, was ihm in der Heimath verſagt blieb. Angeſehene Handelshäuſer, die er ſich geneigt wußte, verſprachen, ihn zu dieſem Zweck mit den nöthigen Empfehlungen zu verſehen.

Sobald er mit ſich einig war, begab ſich Ralph in das Haus des Grafen Banner, um ſeine bevorſtehende Abreiſe kund zu thun. Der Graf hörte ihn gelaſſen an, lobte ſeinen Trieb zur Thätigkeit, und prophezeite ihm, daß er in dieſem einfachen Kreiſe die Ruhe wieder finden werde, die er jetzt entbehre. „Und nun mein Sohn," ſprach er mit bewegter Stimme, „ſchlage mir und Marien in der Stunde des Abſchieds eine Bitte nicht ab. Begleite mich an Oskar's Krankenlager; er iſt freilich noch ſehr ſchwach, aber er darf doch unſere Beſuche empfangen. Marie iſt hingegangen, um ihn auf deinen Anblick vorzubereiten; gönne mir die Beruhigung, daß ich euch verſöhnt ſcheiden ſah." —

Ralph bließ ſtumm und Erick Banner, der dies Stillſchweigen für Einwilligung nahm, ging hinaus und ſchickte einen Diener mit der Nachricht in's

Krankenzimmer, daß er ſogleich mit Ralph erſcheinen würde.

Die beiden einſtigen Jugendfreunde ſahen ſich nach einem langen Zeitraum wieder in's Angeſicht. Ralph blickte finſter vor ſich hin und brach das peinliche Schweigen nicht; Oskar erhob ſich von ſeinem Lager und ſprach mit ſichtbarer Anſtrengung: „Wir haben uns einander verkannt und dadurch ein namenloſes Weh über uns gebracht; mit der verharſchten Wunde iſt mir die Erinnerung an jene unſelige Zeit verſchwunden, mögte es auch bei dir ſo ſein, und du meine Hand mit wahrhaft verſöhntem Herzen ergreifen.“

Ralph machte noch immer keine Miene, hierauf ein freundliches Wort zu erwiedern, kaum aber ſah er in das ernſt wehmüthige Geſicht Erick Banner's und den tiefen Schmerz, der an Marien's Herzen nagte, als er ſeine Hand in die dargebotene Oskar's legte, und einige Worte ſagte, die ſeinem Herzen nur zu entfernt waren, denn als er Oskar und Marie neben einander ſah, als er das vertrauliche Einverſtändniß Beider zu bemerken glaubte, da flammte aller frühere Zorn wieder mächtig in ihm

auf, und er hätte den früheren Jugendgeliebten mit dem Blick ſeines Auges vernichten können.

Erick Banner führte Ralph aus dem Zimmer und Marie folgte Beiden. Letztere kehrte nach einer Stunde zu dem harrenden Oskar zurück.

„Ralph hat uns verlaſſen;“ ſprach ſie mit leiſer Stimme. „Er befindet ſich jetzt bereits auf dem Wege zu ſeiner neuen Beſtimmung.“

„Ein Engel des Friedens möge ihn geleiten,“ entgegnete Oskar.

„Haſt du ihn ohne Groll ſcheiden ſehen?“

„In meinem Herzen iſt kein Falſch. Längſt habe ich den unſeligen Zwiſt vergeſſen; möge Alles was er thut, zu ſeinem Frieden dienen.“

„Du biſt ein guter Menſch.“

„Ich thue nur meine Pflicht. Aber ich fürchte, meine Worte haben wenig über den ehemaligen Freund und Bruder vermocht; ich las in ſeinen Augen, es blickte ein böſer Geiſt aus ihnen hervor. Ich fürchte, Marie, er iſt nahe daran, ſein zeitliches und ewiges Wohl auf das Spiel zu ſetzen, und vielleicht auch das meinige.“

„Du ſiehſt Geſpenſter, mein Freund.“

Ich las in ſeinem Innern. Er vermag nicht, ſich zu verſtellen. In ſeinem Herzen herrſcht noch der alte Groll und einſt wird er furchtbar ſich entladen.“

„Die alles lindernde Zeit wird auch ihm Beruhigung und Troſt ſchenken.“

„Niemals. Das Feuer brennt zu mächtig, die Flammen ſchlagen zu hoch empor; wer ſoll ſie bezwingen? Und weißt du denn die Urſache ſeines Haſſes? Weißt du, wer ihn zu meinem unverſöhnlichen Gegner gemacht hat? Du biſt es geweſen? Dich liebt er mit aller Gluth ſeines unbezähmbaren Gemüths, und weil er keine Gegenliebe findet, weil er mich für den Beglückten hält, den dein Herz erwählte, ſo wirft er ſeinen grenzenloſen Haß auf mich, und wird mich damit verfolgen bis an das Ende ſeines Lebens.“

„Weh mir! Wenn ich glauben müßte, daß du recht hätteſt.“

„Traue dem Scharfblick der Liebe! Es iſt ſo. Kann Ralph, der für ſich überzeugt iſt, der Sohn Olaf Oreſund's zu ſein, es dem Niedriggebornen vergeben, daß er ihm den Stern ſeines Daſeins raubte? Wird er jemals vergeſſen, daß du, hold-

ſelig und gnadenreich, dich mir zu eigen gabſt, und mir ein irdiſches Paradies erſchloſſeſt? Für deine Liebe trage ich ſeinen Haß, und wie gerne will ich ihn tragen, unverdient tragen, wenn ich dadurch deinen Beſitz erkaufe.“

„Sprich nicht ſo, mein Geliebter!“ bat Marie mit Thränen in den Augen. „Er iſt unſer Freund, unſer Bruder, das dürfen wir nie vergeſſen. Wenn er auch jetzt im Irrſaal wandelt, einſt wird ein Tag kommen, an welchem er klar ſieht und die Irrthümer ſeiner Jugend bereuet. Wir lieben uns, wir bleiben uns treu, was brauchen wir zu fürchten? Muth, mein Oskar! der Himmel ſchenkt dir Geneſung, er nimmt von Ralph's Gewiſſen den Fluch des Brudermords, und du wollteſt nicht hoffen?“

Mit dieſen Worten breitete das heldenmüthige Mädchen ihre Arme aus und ſchloß den Jugendgeliebten an ihr Herz, der, überwältigt von ſoviel Liebe und Hingebung mit Thränen in den Augen zu ihren Füßen ſank, während Marie ſich zu ihm herabbeugte.

Da öffnete ſich die Thür und herein trat Erick Banner. Als er die Gruppe gewahrte, blieb er

regungslos mitten im Zimmer ſtehen; er ſah nun in Wahrheit vor ſich, was er längſt dunkel geahnet hatte. Mit einem leiſen Schrei der Ueberraſchung machte ſich Marie ſanft von dem Freund los; ſie bedeckte das hocherglühende Geſicht mit beiden Händen und ſchwankte zum Zimmer hinaus. Oskar ſtand vernichtet vor dem Vater ſeiner Geliebten, er wagte es nicht, die Augen aufzuſchlagen und harrte mit leiſem Zittern auf die Ereigniſſe des nächſten Augenblicks.

„Bube!“ ſchalt Erick Banner, „ſo lohnſt du mir Alles, was ich von frühſter Jugend an für dich gethan habe? Hinter dem Rücken ſtiehlſt du einem Vater das Herz ſeines Kindes? Wehe über dich!“ —

„Mein Vater!“ — entgegnete Oskar zögernd, „laßt mich euch noch immer mit dieſer traulichen Anrede begrüßen. Ich habe das Herz eurer Tochter nicht von euch abwendig gemacht, ſie hängt an euch mit derſelben unerſchütterlichen Liebe und Treue wie früher, und wird nicht von euch laſſen ihr Lebenlang. Ich habe euer Kind euch nicht entfremdet, habe ſie nicht verführt; in treuer Liebe hat ſie ſich mir zu eigen gegeben, und mir anzugehören geſchworen,

voll des freudigen Muthes, ihr würdet uns euren väterlichen Segen nicht verſagen.“

Erick Banner murmelte etliche unverſtändliche Worte vor ſich hin, und fragte dann mit ſcharfem Tone: „Weißt du, wer ich bin?“

„Ihr ſeid der letzte Zweig eines altberühmten Hauſes, deſſen Name mit der Geſchichte Dänemark's fortleben wird bis an das Ende aller Tage!“ entgegnete Oskar. „Aber ihr ſeid auch ein gütiger, milder Vater, dem das Glück ſeines Kindes Alles gilt, und der ein Vorurtheil bezwingen kann, wenn es gilt, das Glück der Seinen zu ſchaffen.“

„Das Deinige nimmer!“ ſtieß Erick Banner im haſtigen Zorne hervor und verließ, ohne den erbleichenden Jüngling noch eines Blickes zu würdigen, das Zimmer.

„Alſo ich bin der Ausgeſtoßene, der Verworfene?“ rief Oskar, indem er, aufgelöſt von wehmüthigem Schmerz auf ſein Ruhebette ſank. „Jener iſt der Sohn des Edelmannes, ich bin der Sohn des Knechtes. Darum war ich auch von jeher das Stichblatt ſeiner Launen, darum lächelte man, als er mich quälte, darum kam er mit einem leichten Verweis davon,

als ich, von ihm zum Kampf gezwungen, ein Sterbender darnieder lag! O Gott, Gott! Nicht weiter, ich fühle, daß ich bitter werde! Und nun endlich, da ein Stern des Troſtes meinen finſtern Weg erhellt, da mir in Marien's Geſtalt der Engel des Friedens verſöhnend entgegen tritt, nun ſtoßen ſie mich aus, und laſſen mich mit einem gebrochenen Herzen von der Stätte ſcheiden, die ich als das Aſyl meines Lebens betrachtete."

Er hätte gerne noch in dieſer Stunde das Haus des Edelmannes verlaſſen, aber er vermochte es nicht, der ſchwache, kaum geneſene Körper verſagte ihm den Dienſt, und mit ſchwerbelaſtetem Herzen blieb er auf ſeinem Zimmer. Erick Banner kehrte nicht zurück, um ihn durch ein freundliches Troſteswort wieder aufzurichten, auch Marie erſchien nicht mehr, daß er aus ihren Blicken den Balſam des Friedens hätte ſaugen können, und ſomit begrub er jede ſtille Hoffnung für dieſen Abend und für längere Zeit.

Während der ganzen Nacht war ein ungewohntes Geräuſch im Hauſe, es wurden Thüren aufgeriſſen und zugeworfen, man rannte Treppen auf und ab, Wagen fuhren in den Hof und gingen wieder ab,

dazwiſchen vernahm man verworrenes Rufen, Banner's befehlende Stimme, und das Schmettern des Poſthorns. Oskar horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf dies verworrene Treiben und ward dadurch in eine krankhafte Stimmung verſetzt, die ihn bis gegen Morgen wach erhielt und ihn dann in einen fieberhaften Schlummer wiegte.

Als er, nach einigen Stunden ängſtlichen Träumens die Augen aufſchlug, trat ein Diener ein, und löſ'te ihm das Räthſel. Erick Banner war am vorigen Tage, was er längſt erwartet hatte, zum Geſandten an einen Italiäniſchen Hof ernannt worden und hatte zugleich mit ſeinen Päſſen, den Befehl erhalten, ſobald als möglich abzureiſen. Noch entzuckt über die große Ehre, die ihm zu Theil geworden, und ſchwelgend im Vollgenuß der wiedererlangten königlichen Gnade, die er ſchon für immer ſich verloren glaubte, träumend von dem Siegeslaufe, der ihn zum Gipfel des Glückes emporführen ſollte, trat er in Oskar's Zimmer und ſah in der Hingebung Marien's ſeine Demüthigung. Keine Bitten, keine Thränen des armen, tieferſchütterten Mädchens vermochten etwas über den ſonſt ſo gütigen, jetzt plötz-

lich vom Teufel des Hochmuths geblendeten Vaters; alles war ſchon früher, in Erwartung deſſen, was da kommen mußte, zur Abreiſe vorbereitet, und mit dem erſten Strahl des Morgens fuhr man ab, ohne daß es Marie vergönnt war, Abſchied von dem Jugendfreund zu nehmen, oder, ſtets vom Vater bewacht, eine Botſchaft an ihn gelangen zu laſſen. Erick Banner ließ, ſo lautete die wörtliche Meldung des Dieners, bei ſeiner Abreiſe nach Italien, ſich dem Herrn Lieutenant Oskar empfehlen, und erſuchte ihn, bis zu ſeiner gänzlich erfolgten Geneſung ſein Haus wie das eigne zu betrachten; man würde Sorge tragen, daß es ihm an nichts fehle. Letzteres bekräftigte auch der Diener mit den heiligſten Verſicherungen.

In dieſer troſtloſen Lage war ihm ein Brief von Ralph, der ihn unter andern Umſtänden erſchreckt haben würde, ſehr willkommen. Er lautete:

„Bruder Oskar!

Zürnſt du mir noch, oder war deine Verſöhnung wahr und aufrichtig? O vergib, vergib, und entſchuldige mein tolles Beginnen mit meiner raſenden Leidenſchaft, die meine Vernunft völlig gefangen

nahm. Sei glücklich durch Marien's Liebe, ich ſchreibe und wünſche dies mit blutendem aber aufrichtigem Herzen.

Du wirſt indeſſen nicht wie ein verliebter Seladon in der Nähe deines Engels ſeufzen, du wirſt auch etwas thun wollen, um ſie zu verdienen. Dazu iſt Thätigkeit vor allen Dingen erforderlich, darum eile zu mir, ich will für dich ſorgen und wieder gut machen. Höre auf welche Weiſe.

Mich hat ein guter Stern nach Hamburg geführt, ein Kreis der ehrenvollſten Thätigkeit hat ſich mir geöffnet, und auch für dich habe ich ſchon ſorgen können. Vorerſt habe ich dir die Stelle eines Ober-Steuermanns am Bord des Weltfredens ausgewirkt. Komme nur ſchnell, wenn es dein Zuſtand dir erlaubt, damit der Platz, den ich für dich ſo ſorglich aufgehoben habe, nicht anderweitig beſetzt werden muß; ich werde ſchon im Voraus Alles nach deinen Wünſchen einrichten.

Ralph."

Oskar traute ſeinen Augen nicht. War das der ihm ſo ſehr gehäſſige, übelwollende Bruder? War das Ralph? Wie ſchnell hatte er ſich geändert, wie

ſeine Anſichten gemildert! Zwar ſchien ihm der Inhalt des Briefes etwas unwahrſcheinlich, etwas gemacht, aber er ſtimmte zu ſehr mit ſeinen Wünſchen und Erwartungen zuſammen, als daß er zu einem langen Grübeln aufgelegt geweſen wäre. Er ordnete ſeine Angelegenheiten in Koppenhagen ſo ſchnell, als es ihm irgend möglich war, und eilte nach Hamburg, um ſeine Stelle als Oberſteuermann am Bord des Weltfredens anzutreten.

Weltfrieden! Höhnender, ſpottender Name für dieſes Schiff! Als ob es einer ganzen Welt Frieden geben und erhalten wollte, glänzte dieſer Name in goldnen Buchſtaben von ſeinem Spiegel und doch waltete ein endloſer, unnatürlicher Krieg in ſeinen Räumen, der alles glückliche Leben darin vernichtete!

Schon auf der Grenze des Stadtgebietes ward Oskar von ſeinem Freunde in Empfang genommen und an Bord geführt. Ralph war eine Zuvorkommenheit, Güte und Milde; es ſchien als wollte er ſeinem Freunde alle die trüben Stunden, die er ihm einſt bereitet hatte, vergeſſen machen.

„Du wirſt am Bord dieſes Schiffes,“ fuhr Ralph munter fort, „wenn auch im Range nur

der Zweite, in Wahrheit doch ſo gut wie der Erſte ſein, denn dein Capitain liebt und ehrt dich; kurz und mit einem Worte, ich bin es ſelbſt.“

Ralph hielt inne, denn ein Ruf des Erſtaunens rang ſich von Oskar's Lippen; es ſchien als ob ihn dieſe Eröffnung ſeines Freundes nicht beſonders angenehm berührte, da er aber das Schweigen nicht brach, fuhr Ralph wieder fort: „Ich habe dir das nach Koppenhagen nicht ſchreiben wollen, um dich in deinem Entſchluß nicht wankend zu machen. Wenn ich dich erſt hier hätte, ſagte ich zu mir ſelbſt, ſollte es mir wohl gelingen, dich von meiner gänzlich veränderten Sinnesart, von meinem redlichen Willen, Alles wieder gut zu machen, zu überzeugen.“

In der That ſchien es, als ob Ralph richtig gerechnet hätte, denn ſchon nach Verlauf von drei Tagen war Oskar völlig am Bord heimiſch und es machte kaum einen flüchtigen Eindruck auf ihn, als Ralph ihm verkündigte, daß ſie am Ausgange der Woche ſegeln, und vielleicht lange Zeit von Europa entfernt ſein würden, da ſie muthmaßlich mehrere Häfen Weſtindien's nacheinander beſuchen ſollten.

„Wie Gott will!“ ſprach Oskar in ſich hinein,

und gedachte ſeufzend ſeiner Marie, die jetzt in für ihn unbekannten Fernen weilte.

Der Tag der Abreiſe war gekommen. Bis dahin hatten Oskar und Ralph ſich nur ſelten geſehen; letzterer kam wenig an Bord, und erſterer, der ſich des Schiffsdienſtes mit Eifer annahm, fand wenig Zeit, den Freund am Lande aufzuſuchen. Alles wurde indeſſen wohl beſorgt und das Schiff ging, mit allen Materialien wohl ausgerüſtet, in See.

Kaum aber hatten ſie mit ſchnellem Fluge, begünſtigt von einem herrlichen Südoſt, die Nordſee und den Engliſchen Canal durchflogen und den Atlantiſchen Ocean erreicht, als das Betragen des Capitains ſich auffallend veränderte. Zwar hatte er die Schiffsequipage immer kurz und herriſch behandelt, aber jetzt ließ er auch alle Rückſicht gegen ſeinen Oberſteuermann ſchwinden und benahm ſich ſo ſtörriſch, ſo rauh und unfreundlich, daß Oskar ſeine ganze Seelenſtärke aufbieten mußte, um nicht einen offnen Bruch herbeizuführen.

Man ſegelte im Angeſicht der Inſel Madeira. Mit dem Einbruche der Nacht übernahm der Oberſteuermann die erſte Abendwache, die von acht Uhr

bis Mitternacht dauert, und lehnte gedankenvoll über den Reiling. Im Osten zog ſich ein finſteres Gewölk zuſammen, und ſtieg hoher und höher. Aufmerkſam verfolgte es Oskar mit ſeinen Blicken, und wollte ſo eben der Mannſchaft einige Befehle ertheilen, als der Bootsmann an ihn herantrat und mit beſcheidenem Tone ſagte: „Es will mich bedünken, als ob jene Wolkenbank uns nichts Gutes bringe, und unſere Maſten tragen ziemlich viel Leinwand.“

„Ihr habt recht, Meiſter Hartwig,“ entgegnete Oskar, „und ſo eben wollte ich den Befehl ertheilen, einiges von unſern Oberſegeln einzuziehen. Geht nur an euer Werk und macht es ruhig ab, damit wir das Wachtsvolk unter Deck nicht ſtören; ich mache nicht gern Lärm ohne Noth und ehe jene Bue wirklich zum Ausbruch kommt, haben wir unſere Lee- und Bramſegel längſt alle geborgen.“

Der Bootsmann war im Begriff, nach der Back zurückzukehren, als Capitain Ralph mit zornglühendem Geſichte auf das Verdeck ſtürzte und nach dem wachthabenden Officier rief:

„Hier bin ich,“ antwortete Oskar, vor ihn hintretend. „Was iſt zu eurem Befehl?“

„Aufwecken will ich euch,“ fuhr der Capitain polternd fort, „denn ich muß annehmen, daß ihr ſchlaft, weil ihr euch eine ſo gefährliche Bue über den Kopf zuſammenziehen laßt, und doch mit Bram- und Leeſegel wie bei'm hellſten Sonnenſchein in die Nacht hineinſteuert.“

„Wir hatten bis dahin Zeit, und ſind eben jetzt im Begriff, alle überflüſſige Leinwand einzuziehen. Die Wachtmannſchaft, die ich commandire, iſt nicht gewohnt, in dem Augenblick da ein Unwetter über das Schiff zuſammenzieht, zu ſchlafen.“ Mit dieſen Worten ließ Oskar den Capitain ſtehen, und verfügte ſich nach vorn. Nach ſeiner umſichtigen Leitung wurde Alles beſeitigt und die Wachtmannſchaft ſah ohne Furcht dem Ausbruch des Sturmes entgegen. Oskar kehrte nach dem Quarterdeck zurück.

„Auf ein ander Mal,“ rief Ralph ihm mürriſch entgegen, „wollt ihr ſo gut ſein und eure Obliegenheiten mit mehr Pünktlichkeit erfüllen. Ich habe keine Minute Ruhe unter Deck, wenn ich ſehe, daß der Oberſteuermann ſich ſolche grobe Fahrläſſigkeit zu ſchulden kommen läßt. Aber, bei Gott! Sobald

durch euer Verſehen auch nur die geringſte Havarie vorfällt, ſollt ihr mir ſtrenge Rechenſchaft geben.“

Oskar wollte antworten, aber in dieſem Augenblick brach der Sturm mit voller Gewalt los und erforderte ſeine ganze Aufmerkſamkeit für den Dienſt des Schiffes.

„Ich werde ſelbſt den Befehl übernehmen,“ rief Ralph raſch dem Oberſteuermann zu; „achtet nur darauf, daß ordentlich geſteuert werde. Hollah, Mannſchaft auf der Back! Streicht die Marsſegel und ruft Ueberall! wir müſſen unſere Segel reffen.“

Zu gleicher Zeit ſenkten ſich die Marsſegel bis zum Fuß der Stenge und in demſelben Moment vernahm man die Stimme des Bootsmanns, der ſein lautſchallendes, keine Spur von Aengſtlichkeit verrathendes „Ueberall! Ueberall!“ ertönen ließ.

Die ſeebefahrnen Matroſen, die ſich bei dem Ausbruche des Sturmes unter Deck befanden, hatten ſich bereits ermuntert und dieſen Ruf längſt erwartet. „Allſtunds! Allſtunds!“ erſcholl ihre Antwort und gleich darauf eilten ſie das Verdeck hinan. Die Wellen gingen hoch und flogen über den Bug hin,

während die außer Kraft geſetzten Segel gegen den Maſt ſchlugen und eine ſchaurige Muſik hervorbrachten.

Bald war die Arbeit vollbracht, die Segel wurden wieder aufgehißt und an den Wind gebraßt, das Schiff ſchoß in gewohnter Weiſe durch die Fluth des Oceans hin.

„Die Arbeit iſt gethan, Capitain,“ ſprach Oskar. „Iſt es euch genehm, ſo kann das aufgerufene Wachtsvolk wieder unter Deck gehen; es iſt noch mehr als eine Stunde bis zum Beginn ſeiner Wache.“

„Habe ich nicht das Commando übernommen?“ antwortete Ralph zürnend, „alſo werde ich die Leute beordern, wie es mir beliebt. Ihr ſeid ja ein gewaltiger Matroſenfreund, ſorgt ja mit ganz außerordentlichem Eifer für das Wohl von Johann Theerjacke und Peter Spitzeiſen.“

„Ich denke nur,“ entgegnete Oskar feſt, „daß die Leute, die zur faſt ausſchließlichen harten Arbeit verurtheilt ſind und ihre ſchwere Pflicht ſtets ohne Murren erfüllen, nicht ohne Noth um die ihnen ſo nöthigen Ruheſtunden gebracht werden dürfen, ſonſt verſündigen ſich die Schiffsofficiere. Das iſt meine

Meinung, da ihr aber eben auf dem Verdeck ſeid, ſo handelt ihr nach eurer Einſicht.“ —

Ralph ſchwieg; er konnte ſeinen Eigenſinn nicht überwinden, einen Befehl zu geben, den ſein Steuermann ihm angerathen hatte, und die Mannſchaft hielt, heimlich fluchend, auf ihrem Poſten aus.

Die Mitternachtsſtunde kam und der Bootsmann verkündete es durch die üblichen Schläge an der Schiffsglocke. Wiederum nahte ſich Oskar dem Capitain und ſagte: „Der Bootsmann hat das Zeichen gegeben, daß meine Wache aus iſt, er ſchlägt acht Glaſen. Wenn es euch genehm iſt, lege ich jetzt des Schiffes Wohlfahrt für die nächſten vier Stunden in eure Hände.“

„Geht nur, geht!“ ſprach Ralph mürriſch. „Ich ſehe es euch an, der Schlaf ruht mit Eiſenſchwere auf euren Augenliedern, es wäre Schade euch die ſparſam zugemeſſene Ruhe auch nur um eine Secunde zu verkümmern. Macht, daß ihr unter Deck kommt und räumt mir den Platz ſo ſchnell als möglich.“

„Wäre nicht die ganze Schiffsmannſchaft Zeuge,“ antwortete Oskar mit erkünſtelter Ruhe, „würdet

ihr der wohlverdienten Antwort nicht entgehen. Ich ſchone euch um eurer ſelbſt, um des Schiffsdienſtes willen, ich bitte euch denkt daran, und vergeßt nicht, daß man leicht ein Unwetter heraufbeſchwören, aber es nicht ſo leicht wieder beſänftigen kann. Wenn es der Schiffsdienſt erfordert, werdet ihr mich ſtets bereit finden; der eigenſinnigen Laune des Einzelnen mag ich meine Freiheit nicht zum Opfer bringen, und werde mich ſeiner albernen Anforderung nicht fügen.“

Dieſe Worte wurden mit kalter Entſchloſſenheit geſprochen, dann kehrte er dem Capitain den Rücken, rief mit lauter Stimme über das Verdeck hin: „Mein Wachtsvolk zur Rüſt!“ und ging darauf ſelbſt in ſeine Cajüte.

Aber der Schlaf floh ihn und mit ſtiller Wehmuth träumte er ſich in ſeine Knabenzeit zurück, wie er froh und unbefangen mit ſeinem Jugendfreunde das heitre Leben genoſſen und die ſchönſten Pläne für die Zukunft entworfen hatte. Da erſchien Marie auf ihrer Bahn; ſchnell löſ'ten ſich die Bande der Freundſchaft auf und wie zwei irrende Kometen flogen ſie auseinander. „Hier iſt an keine Vereinigung, an keine Verſöhnung mehr zu denken!“ ſprach Oskar

vor ſich hin. „Fluch über den Mann, der mich mit heuchelnden Mienen in ſeine Nähe lockte und jetzt, da er mich in ſeiner Gewalt zu haben glaubt, mit kaltberechnender Bosheit behandelt. Aber, wie auch der Würfel des Schickſals rollen mag, er ſei verſichert, keinen unwürdigen Gegner in mir zu finden.“

So mit ſich ſelbſt einig, legte er ſich auf ſein Lager zurück und mit dem feſten Willen Ruhe zu ſuchen, ſchlief er ein und vergaß für eine kurze Stunde den Schmerz der Wunde, die ſein einſtiger Freund, jetzt ſein gefährlichſter Feind ihm geſchlagen hatte.

Der nächſte Tag führte Beide in der Cajüte zuſammen, als ſie die Mittagsbreite genommen hatten, und den neuen Beſteckpunkt in die Charte trugen.

„Ich habe euch ſchon öfterer geſagt,“ fuhr Ralph auf, „daß ich die von euch beliebte Art des Berechnens nicht leiden kann. Ihr kommt mir immer mit dem alten Liede: So iſt es Brauch zu Orlogg. Hier ſeid ihr aber nicht an Bord eines Orlogg- ſondern eines Kauffahrtheiſchiffes und habt euch lediglich meinen Anordnungen blindlings zu fügen. Kein Jota ſollt ihr anders machen, als wie

ich es euch vorſchreibe. Ihr zuckt mit den Achſeln? Glaub's wohl, daß euch das Gehorchen ſaurer wird, als das Befehlen. Wenn man den Commandeur eines Kriegsſchiffes geſpielt hat, gehorcht ſich es ſchlecht als Steuermann eines Kauffahrers, zumal wenn dieſer von einem ehemaligen Untergebenen commandirt wird. Die Vergeltung bleibt nicht aus. Merkt's euch, Herr, die Zeit verwandelt."

„Das mögt ihr nimmer vergeſſen!" antwortete Oskar mit hohem Ernſte. „Aber die Form iſt wandelbar, und der Hochmuth, der euch, euerem ehemaligen Jugendfreunde gegenüber, ſo armſelig klein erſcheinen läßt, kann einſt zum rächenden Geſpenſt für euch werden. Ich verachte euch aus tiefſter Seele, und ſobald wir Grund genug haben, um Anker zu werfen, verlaſſe ich euch und euer Schiff, wäre es auch an der wildeſten, unwirthbarſten Küſte."

„Das heißt, wenn ich euch ziehen laſſe!" lachte Ralph höhniſch auf. „Vergeßt nicht, daß ihr durch euer Wort und eure Unterſchrift gebunden ſeid, und ſo lange am Bord bleiben müßt, bis das Schiff an den Pfählen des Hamburger Hafens wohl gelöſcht und gereinigt liegt. Und ihr meint, ich ſollte euch

gutwillig ziehen laſſen? Haltet ihr mich für einen ſo gutmüthigen Thoren? Nicht eine Stunde eures Dienſtes ſchenke ich euch, ich will die Wolluſt, euch in meinem Dienſt zu wiſſen, ganz genießen und die Zeit ſo benutzen, daß ihr ſie nicht wieder vergeſſen ſollt, wenn uns das Schickſal einſt trennen wollte.“

„Ich werde dennoch Gelegenheit finden, mich eurer abſichtlichen Bosheit zu entziehen,“ ſprach Oskar ruhig. „Und ſobald wir das feſte Land ....“

Ralph unterbrach ihn ſchäumend: „Was wollt ihr am feſten Lande? Wolltet ihr mir entweichen? Da ihr doch ſo oft mit eurem Orloggsdienſt prahlt, ſo ſagt, ob ihr das Verbrechen nicht kennt, was ihr begehen wollt und wie man es auf Seiner Majeſtät Schiffen beſtraft? Deſertion heißt es und der Galgen gebührt dem Verräther. Nun! Kann ich, ein armer Kauffahrer, euch auch nicht an der Rock meiner Fockraa baumeln ſehen, ſo will ich euch doch einen Kerker anweiſen laſſen, der tief genug ſein ſoll, eure Beine vor unnützer Anſtrengung zu bewahren.“

„Ihr beurtheilt andere Leute ſtets nach eurem jämmerlichen Selbſt,“ entgegnete Oskar verächtlich.

„Nicht euch entlaufen will ich, denn wollte ich das, müßte ich euch fürchten; auch halte ich die Geſetze der See-Subordination ſo heilig, daß ich ſie ſogar, eurer Erbärmlichkeit gegenüber, hochachte, denn ſonſt läget ihr längſt, ehrlos von mir gemißhandelt, winſelnd am Boden eurer Cajüte. Aber die Geſetze des Landes, wohin wir gelangen, werde ich gegen euch in Anſpruch nehmen, und den Beiſtand finden, deſſen ich bedarf.“

Alles Blut war während dieſer Rede aus Ralph's Geſicht gewichen, ſeine Hände ballten ſich krampfhaft und nur mit der größten Anſtrengung hielt er einen heftigen Ausbruch des Zornes zurück. Als Oskar der Geſetze des Landes erwähnte, die er zu ſeinem Schutze aufrufen wollte, entgegnete er plötzlich, von einem Gedanken ergriffen, mit großer Schnelle und ſichtbar zerſtreut: „Auch das, Herr Steuermann, auch das! Thut, wie euch beliebt; ich ſinne eben auf ein Mittel, Alles wieder gut zu machen, und glaubt mir, es wird gehen, es wird unfehlbar gehen! Und nun,“ — hier nahm ſein Ton wieder die volle Energie des Ausdrucks an, „nun erlaubt mir, eine Aeußerung zu wiederholen,

die ihr euch einſt gegen mich erlaubtet: Geht, Herr, und betretet dieſe Cajüte ohne meine Erlaubniß nicht wieder. Ihr ſeht, ich bin nachſichtig genug, eurem Beiſpiele zuwider, dieſen Befehl nicht in Gegenwart von Zeugen zu geben.“

Oskar ging, ohne auf die letzten Worte ſeines Capitains irgend etwas zu erwiedern, und dieſer ging haſtig in der Cajüte auf und ab, ſichtbar mit einem Entſchluß kämpfend, den er ernſtlich erwog. Nicht ganz verſchloſſen blieb in ſeinem Innern, was er dachte, denn unwillkürlich ſtieß er einzelne Worte hervor, die zuſammen gedacht, freilich nur einen dunklen, unvollſtändigen Sinn gaben, aber doch die ſchwarze That errathen ließen, die ſeine Seele eben jetzt gebar:

„Er oder ich! — Nicht ich weiche! — Er muß unterliegen! — Marien's Begünſtigter iſt mein Todfeind! — Mein Todfeind darf nicht leben! — Ja! Er ſoll leben; leben ſich ſelbſt zur Schmach! — Beſchimpft leben iſt eine größere Schmach, als ſterben! — Und wie ihn beugen? — Seinen Geiſt vernichten, — ſeinen Körper entſtellen! — Ihn blödſinnig heißen und werden laſſen! — Und dann

Marie! — Wenn ſie ihn ſähe! — Der Abſcheu, — der Widerwille! — Und ſeine Wuth, ſeine Demüthigung! — Er ſoll es büßen, mir ein Mädchen geſtohlen zu haben, ſoll es büßen, mich einſt, in Gegenwart eines königlichen Officiers, aus ſeiner Cajüte geworfen zu haben.“

Dies letztere ſprach er hell und klar vor ſich hin. In dieſem Augenblick hatte er den letzten Funken menſchlichen Gefühls in ſich erſtickt und aus ſeinen dunkel glühenden Augen blitzte nichts als ein Strahl wilder, unnatürlicher Rache. Er zog die Glocke, daß ſie laut und vernehmlich durch das ganze Schiff hallte, und winkte dem Schiffsjungen, der in die Cajüte trat und nach ſeinen Befehlen fragte, zu ſich:

„Bringe eine Flaſche Madeira, mein Sohn,“ ſprach er mit einer ihm ſonſt gar nicht eigenthümlichen Milde, ſo daß der Junge, der ſchon erwartet hatte, mit einem Donnerwetter empfangen zu werden, ihn ganz verwundert anſah. „Dann gehe hinunter in das Volkslogis, und wecke den Bootsmann; doch leiſe, behutſam, daß die Andern in ihren Kojen nichts merken. Sobald er ſich ermuntert hat, ſage

ihm leiſe, daß ich ihn ſprechen will, und er ſich ſo ſchnell als möglich zu mir verfügen ſoll.“

Der Junge nickte, zum Zeichen, daß er Alles wohl verſtanden habe, kehrte nach dem Verdeck zurück, hob die Kappe des Volkslogis behutſam auf und ging die Treppe auf den Zehen hinab. Langſam tappte er bis zu dem Bette des Bootsmanns und als er dieſes gefunden, faßte er ihn bei der Hand und lispelte:

„Bootsmann! Lieber Bootsmann! Ermuntert euch!“ „Wer? Was da! — Halt mit den Bugleinen!“ — murmelte dieſer im Schlafe und wandte ſich auf die andere Seite.

„Bootsmann! Ich bitte, ermuntert euch, es iſt gewiß und wahrhaftig nöthig.“

Die dicke Maſſe regte ſich wieder, er ſtreckte ſich der Länge nach aus, öffnete halb die Augen und ſprach etwas munterer als zuvor: „Was gibt's da? Ruhiges Schiff und ſtille Fahrt! Laßt mich ſchlafen.“

„Es geht nicht; ihr müßt aufſtehen!“

Hier hatte ſich der Bootsmann ſo weit ermuntert, daß er eine bekannte Stimme vernahm. Er riß die

Augen weit auf, erhob ſich mit dem Oberleib des Körpers, und ſtierte den Jungen an. Plötzlich ballte ſich die Fauſt, er hob ſie wie zum Schlage auf und öffnete den Mund, um den unwillkommnen Störer mit Fluch und Schlag zugleich zu empfangen.

Der Junge, an die Ordre denkend, die ihm der Capitain gegeben, und nicht mit Unrecht fürchtend, daß das Schreien des Bootsmanns die übrigen Backsgenoſſen wecken würde, ließ mit zitternder Angſt die gewichtige Fauſt des Erzürnten auf ſeinen Rücken niederfallen, zugleich aber hielt er ihm mit beiden Händen den Mund zu, und flüſterte, ſeine Wange an die des Bärtigen gelegt: „Um Jeſu Willen ſchweigt! Capitains Befehl! ich ſoll euch in aller Stille wecken, und ihr ſollt zu ihm kommen, er will unbemerkt mit euch ſprechen.“

Als der alte Seemann dieſe Worte vernommen, ließ er alſobald den geängſtigten Jungen fahren. Zwar begriff er nicht, was der Capitain ihm bei ſo ſtillem, ruhigen Wetter könne zu ſagen haben, doch war er nicht gewohnt, über erhaltene Befehle zu grübeln, ſondern dieſe, wie ein ächter Seemann, in derſelben Minute buchſtäblich zu vollziehen. Er

richtete ſich hoch auf, winkte dem Jungen, mit einem Zeichen des Verſtändniſſes zu, daß er ſogleich kommen werde, und folgte dann dieſem, ſo behutſam als möglich, auf das Verdeck.

Capitain Ralph ging noch immer in der Cajüte auf und ab, und ſchien in dem erſten Augenblick von dem eintretenden Bootsmann keine Notiz zu nehmen. Als dieſer ſich endlich räuſperte und mehrmals mit den Füßen ſcharrte, blieb er ſtehen und rief ihm entgegen: „Aha! da ſeid ihr ja! ich freue mich, daß ihr meinem Rufe ſo ſchnell gefolgt ſeid, da ihr doch eigentlich die Rüſtwache habt. Aber Meiſter Hartwig, es erfordert der Schiffsdienſt.“

Er ſah bei dieſen Worten den Bootsmann mit einem beſonders freundlichen Lächeln an. Man ſah, er zwang ſich, herablaſſend zu ſein, um den alten Seemann im Voraus für ſeinen Plan zu gewinnen. Und es gelang ihm, denn nichts feſſelt einen Untergebenen ſo ſehr, als das, was ihn am meiſten warnen ſollte, das einſchmeichelnde Lächeln ſeiner Herrſchaft.

„Der Schiffsdienſt wartet keine Secunde auf mich, Herr, es ſei bei Tage, oder bei Nacht!“ entgegnete geſchäftig der Bootsmann. „Befehlt,

was geſchehen ſoll, und ihr werdet es alſobald gethan finden.“

„Ich weiß! Ich weiß!“ ſprach Ralph freundlich. „Ihr ſeid ein flinker Burſche, der ſich im Nothfall einen Backzahn ausreißt, um einen Koſénagel daraus zu machen.“

Bei dieſem ſeemänniſchen Lobſpruche flog ein grinſendes Lächeln über das Geſicht des Bootsmanns, der ſich über dieſe Anmerkung von Seiten ſeines Chefs nicht wenig freute, doch aber ſeine Verwunderung nicht ganz unterdrücken konnte, weshalb derſelbe mit dem eigenthümlichen Befehl ſo lange hinterm Berge hielt.

„Wie geſagt,“ ſprach Capitain Ralph weiter. „Ihr ſeid ein wackrer Burſche, aber für jetzt ſeid ihr für das, was ich von euch verlange, noch nicht reif. Ihr ſchwankt noch, eure Augen ſind noch voll Schlafs. Hurtig, Meiſter Hartwig, greift nach der Madeiraflaſche, die da vor euch auf dem Tiſche ſteht, und ſeht zu, ob ihr das Helgoland darin entdecken könnt, dann wollen wir weiter mit einander reden.“

Völlig außer Faſſung gebracht von der über-

mäßigen Herablaſſung des Capitains, von der noch Niemand am Bord des Weltfredens ein Wort zu ſagen wußte, hielt Meiſter Hartwig es für das Beſte, den Willen ſeines Gebieters buchſtäblich zu erfüllen. Mechaniſch ergriff er die vor ihm ſtehende Flaſche und ſetzte nicht eher ab, bis der letzte Tropfen daraus verſchwunden war. Der Feuertrank rieſelte durch ſeine Adern und electriſirte ihn. Mit großer Lebendigkeit trat er dem Capitain einen Schritt näher und rief: „Nun, Herr, ich bin denn zu allen Dingen bereit.“

Eine Secunde noch hielt Capitain Ralph inne, dann fragte er raſch und eindringlich: „Was haltet ihr von dem Oberſteuermann Oskar?“

Meiſter Hartwig wich zurück, er ſah den Capitain von oben bis unten an, und ſagte dann mit Zuverſicht im Tone: „Ich halte ihn für einen ruhigen, klugen, beſonnenen Seemann, der überall wo eine genaue Sachkenntniß erfordert wird, an ſeinem Platze iſt. Wäret ihr vielleicht anderer Meinung, Herr?“

„Ja, Meiſter Hartwig, das bin ich; leider muß ich es ſein!“

Hartwig ſchüttelte mit dem Kopf, dann ſagte

er mit schmerzverhaltnem Tone: „Ich, und mit mir die ganze Besatzung, wir haben leider bemerkt, daß es mit unsern Ober-Officieren nicht so steht, als es billig sollte. Ihr seid gegenseitig rauh und unfreundlich mit einander und wechselt auf offnem Verdeck Worte des Unfriedens. Deutet's mir nicht übel, Herr, daß ich es gerade heraussage, aber es hat mich alten Kerl fast zum Weinen gebracht, wenn ich sehe, wie die Undisciplin einreißt und an dem Orte beginnt, wo sie am heiligsten gehandhabt werden sollte, nämlich auf dem Quarterdeck. Schon spricht die Mannschaft sich unverhohlen darüber aus, und ich zweifle nicht, daß sie das Geschehene zum Vorwande nehmen wird, wenn die Reise lange dauert, und ihr einmal nicht Alles nach Wunsche geht."

„Meuterei am Borde meines Schiffes?" rief der Capitain überrascht und stand dem Bootsmann in gebietender Haltung gegenüber. „Wer darf es wagen, dies Wort auch nur in den Mund zu nehmen?"

„Ich habe nicht gesagt, daß die Mannschaft Meuterei anzetteln will," entgegnete der Bootsmann ernst, „ich habe nur gesagt, wohin sie möglicherweise, durch ein böses Beispiel geleitet, gebracht werden

kann, darum, Herr, um eures eignen Vortheils willen, habt Acht auf euer Thun und gebt nicht das erste Zeichen zum allgemeinen Unfrieden.“

„Soll ich Gemeinschaft halten mit einem Wahnsinnigen?“ polterte Ralph mit fast kreischender Stimme. Seine Brust hob sich rascher unter seinen Athemzügen, als diese verdammliche Lüge über seine Lippen gegangen war.

„Um Gott, Herr!“ sprach der Bootsmann schreckensbleich, „welch ein Wort habt ihr gesprochen?“

„Ja, Bootsmann, ich sage es euch,“ bekräftigte Ralph mit rasch gewonnener Sicherheit, „der Obersteuermann hat seinen Verstand verloren; das ist es, weshalb ich euch habe zu mir entbieten lassen, damit wir gemeinsam überlegen, was wir in dieser schlimmen Angelegenheit zu thun haben und wie wir es der Mannschaft auf eine vorsichtige Weise mittheilen.“

Meister Hartwig stand verlegen wie ein Schulknabe vor seinem Capitän. Er blieb lange stumm, während des Commandeurs Auge forschend auf ihm ruhte, dann fragte er scheu: „Und woher nehmt ihr die Beweise für eine so schreckliche Anklage?“

„Ich finde ſie in ſeinem eignen Thun,“ entgegnete Ralph. „Da ſeht mein Beſteck an; keiner führt eine klarere, deutlichere Rechnung als ich; ſie iſt jedem Seemann geläufig, der ſo lange Salzwaſſer geſchluckt als ihr, und daß ein Schiff, nach ſolchen Grundſätzen geleitet, ſicher an's Ziel kommen muß. Seht nun auf das Beſteck des Steuermanns Oskar; ſeht, wie bund hier Alles durcheinander läuft, keine Verbindung, keine Klarheit in der ganzen Rechnung. Wie oft habe ich ihn darüber zur Rede geſtellt, aber dann ſieht er mich mit einem dummſtolzen Lächeln an und ſpricht: So iſt es Sitte zu Orlogg. Lügenhaftes Gewäſch! Als ob ich nicht ſelbſt zu Orlogg gefahren wäre, und wüßte, was der Brauch will! Aber dort haben wir keine Kenntniß von all' dem Unſinn und bleiben nur der einen wahren Rechnung getreu, wie ich ſie zum Beſten des Schiffs und der Mannſchaft führe. Da habt ihr die erſten Anfänge ſeiner Geiſtesverwirrung.“

Der Bootsmann ſah abwechſelnd auf die Seecharte und die daneben liegende Tafel des Steuermannes und blickte die tiefſinnigen Berechnungen und die buntſchnörklichen Figuren, die für ſeinen

beſchränkten Verſtand unauflösliche Räthſel waren, mit furchterfüllter Seele an: „Das ſieht aus, wie ein leidiger Teufelsſpuk, Herr,“ begann er nach einer Pauſe mit zaghafter Stimme, „ſollte es möglich ſein, daß der geſunde Sinn eines klugen Mannes ſich auf eine ſo heilloſe Weiſe verwirren kann?“

„Und was wäre aus euch und mir ſchon vor längerer Zeit geworden,“ fuhr Capitain Ralph mit einſchmeichelndem Tone fort, „wenn ich nicht, als euer guter Engel, gewacht hätte? Als es jenem Unglücklichen durchaus nicht gelingen wollte, mich zu überzeugen, daß ſeine Anſicht die richtige ſei, trat er eines Nachts, als ich ſorglos ſchlief, in meine Cajüte und löſchte meine ganze Rechnung, vom Anfang bis zum Ende aus, ſo daß wir ganz allein auf ſeine Schnörkeleien angewieſen waren. Wären wir nicht ſchon damals verloren geweſen, wenn ich nicht ein ſo klares Gedächtniß gehabt hätte, daß ich mich hinſetzen, und Zahl an Zahl aufſchreiben konnte, wie es vom Anbeginn der Reiſe bis zu jener Unglücksſtunde geweſen war? Aber wer ſteht mir dafür, daß mein Wiſſen, durch die Gnade

Gottes, ſtets ſo untrüglich ſein werde, wenn es ihm in einem finſtern Moment vielleicht zum zweiten oder dritten Male einfällt, mit vernichtender Hand über mein Beſteck herzufahren?“

„Er darf ferner nicht unbewacht bleiben,“ ſprach Meiſter Hartwig, „wir gingen Alle zu Grunde.“

„Und wenn euch nun noch irgend ein Zweifel aufſtößt,“ ſprach Ralph, „ſo vernehmt, daß ich, kurz vorher ehe ich euch rufen ließ, mit dem Oberſteuermann hier zuſammentraf, daß ich ihm wegen ſeines Betragens einige harte Worte ſagte, und daß er vor Wuth ſchäumend, ſchwur, er wolle ſeine Hand an mich legen.“

„Allgerechter Gott!“ ſchrie der Bootsmann auf, der ſich einen ſolchen Frevel am heiligen Subordinations-Geſetze gar nicht möglich denken konnte, „dieſe Worte kommen aus dem Munde eines Schiffsofficiers?“

„Er hat ſie geſprochen, Meiſter Hartwig!“ bekräftigte Ralph, „ja, er hat gejagt, erw olle ſich im Angeſicht der ganzen Mannſchaft auf mich ſtürzen und mich ſo lange mißhandeln, bis ich, einem räudigen Hunde gleich, mich winſelnd zu

ſeinen Füßen krümmte. Was haltet ihr jetzt von der Lage der Dinge?“

„Er darf nicht mehr frei und unangefochten bleiben Capitain,“ ſprach Meiſter Hartwig nach einigen Augenblicken der Ueberlegung mit kalter Entſchloſſenheit. „Und wohl ihm, wenn er ſeines Verſtandes beraubt iſt, er wird dann freilich von uns Allen gemieden, aber bemitleidet werden, aber wenn er dies alles, deſſen Ihr ihn beſchuldigt, mit vollen Verſtandeskräften gethan hätte, dann wehe ihm, er wäre der höchſten Strafe ſchuldig, und ſelbſt Euer Mitleid, Eure Großmuth vermöchte ihn nicht vom Strange zu erretten. Gibt es denn irgend etwas Strafbareres, als wenn ein Seemann die Hand gegen ſeinen Vorgeſetzten erhebt?“

„Eure Meinung iſt alſo auch, daß wir raſch und entſchloſſen handeln?“ fragte Ralph.

„Allſtunds, Herr,“ entgegnete Meiſter Hartwig geſchäftig. „Ueberlaßt es mir, mit der Mannſchaft zu reden; ich werde ihr Alles vorſtellen, und dann ihre Meinung hören; es ſind geſcheidte Burſche dabei, tüchtige, ſeebefahrne Männer. Wenn es irgend geht, laßt Euch um möglichſte Schonung anflehen, denn

ſo ſchwer Steuermann Oskar ſelbſt in ſeinem Trübſinn ſich vergangen hat, ſo jammert er mich doch, denn er war ein furchtloſer Mann, der ſtets etwas auf die Ehre des Seemannes hielt.“

„Seid verſichert, daß ich nichts thun will, als was die äußerſte Nothwendigkeit befiehlt!“ ſprach Ralph.

„Es hauſet ein böſer Geiſt zwiſchen den Planken des Weltfredens,“ murmelte der Bootsmann vor ſich hin, „aber wir wollen ihn bannen, und Frieden haben, noch ehe der Anker vom Buge gleitet und das Tau durch die Klüſe fährt.“

Stumm den Capitain grüßend, griff er mechaniſch nach der auf dem Tiſche ſtehenden Madeiraflaſche, trank ſie vollends leer und begab ſich auf das Deck, während Capitain Ralph, der den Fortgehenden einige Schritte geleitete, einen ſcheuen Blick nach dem Eingange in die Steuermanns-Kammer hinüber warf, die Thür ſeiner Cajüte ſchloß, und in ein dumpfes Brüten verſank.

Die Bewegung, welche im Volkslogis herrſchte, zeigte an, daß der Bootsmann die „Wachtmannſchaft unter Deck“ vom Schlafe aufgeſtört habe.

Zu ihnen gesellten sich alle diejenigen vom dienstthuenden Wachtsvolk, deren Anwesenheit auf dem Verdeck nicht dringend nöthig war, und deren waren nur wenige, denn Wind und Wellen hatten sich gelegt, und das Schiff schoß ruhig und gefahrlos auf seiner Bahn dahin.

Die hellbrennende Lampe hing in der Mitte des Logis unter der Decke, und warf ihr flackerndes Licht auf die gebräunten Gesichter der Matrosen, die auf ihren Kisten in einem Kreise hockten, und die Erzählung ihres Bootsmannes mit einem stummen Entsetzen vernahmen.

Meister Hartwig hatte sich in die Mitte des Kreises gestellt und lehnte mit dem Rücken gegen die Treppe, so daß keiner, ohne seinen Willen, das Logis betreten, oder es verlassen konnte. Hier, wo er der erste Officier und alleiniger Gebieter war, zeigte er eine ganz andere Haltung, als kurz vorher in der Cajüte des Capitains. Er trug seine Gestalt hochaufrecht, sein Auge blickte gebieterisch umher und seine Worte klangen fest und sicher, den Eindruck, den sie bezweckten nicht verfehlend. Ausführlich theilte er den horchenden Matrosen das ganze

Geſpräch mit, das er mit dem Capitain geführt hatte, und als er nun, — ſelten von einem Ausruf des Erſtaunens, der Verwunderung und des Schreckens unterbrochen, — ſeinen Vortrag endete, ſprach er mit erhöhter Stimme: „So ſteht's, Jungens! Jetzt ſagt mir, was ihr von der Sache denkt.“

Die ehrlichen Burſchen konnten ſich nicht ſo ſchnell von ihrem Erſtaunen erholen; eine ziemliche Weile blieben Alle ſtumm; nur ein leiſes Murmeln ward mitunter vernommen, das aber von dem Rauſchen der Wellen, die unter dem Kiel dahin brauſen, übertönt wurde.

„Sage dir, Jack,“ flüſterte der Kochsmaat, ein junger, übermüthiger Burſche, dem Gehilfen des Segelmachers zu, „ein Toller an Bord iſt eine unterhaltende Geſchichte. Es gibt ihrer, die krähen wie ein Hahn, und wenn ſie krähen, fangen des Capitains Hühner alle zu gackern an.“ —

„Ja, wenn Hühner an Bord ſind!“ ſprach ſchläfrig der Segelmacher-Gehilfe.

„Nun, das verſteht ſich,“ fuhr Jener möglichſt leiſe fort, und verſteckte ſeinen Kopf hinter dem Rücken des Nachbars, denn das Auge des Boots-

manns war dem ſeinigen begegnet und hatte ihm fur ſein Schwatzen die übliche Belohnung verheiſen. Aber ganz konnte er ſeine Neigung nicht unterdrücken, und während die ſeebefahrnen Männer ſich vergebens auf eine Antwort beſannen, flüſterte er weiter: „Noch andere gibt es, die ahmen das Gequarr eines Froſches nach und anſtatt wie dieſe Thiere in einem ſumpfigen Graben ſpringen, ſpringen ſie in die Lücke zwiſchen zweien Waſſerfäſſern und ſchnappen nach den Beinen der Vorübergehenden.“

„Hu! Hu!“ murmelte der ſchlaftrunkene Segelmacherburſche, und fühlte mechaniſch nach ſeiner Wade.

Der Kochsmaat, den dieſe Unterhaltung beluſtigte, fuhr fort: „Noch andere ſingen wie eine ſchöngeſtimmte Viole und dann kann es die ganze Mannſchaft nicht laſſen, es fährt ihr in die Beine, ſie muß tanzen und wenn ſie auf der Nock des Klüberbaums ſäße.“

„Dann poltern ſie ja in die See!“ rief ängſtlich der Segelmacher-Gehilfe, aber in dieſem Augenblicke flog ihnen, von des kräftigen Bootsmannes Fauſt geführt, ein Tauende um die Ohren, das ſie plötzlich verſtummen machte.

„Redet, Burſche, die Stunde drängt," ſprach Meiſter Hartwig wieder ganz gelaſſen, nachdem er das Amt eines Zuchtmeiſters mit dem gehörigen Nachdruck und dem günſtigſten Erfolge verwaltet hatte, „was ſoll geſchehen?"

„Wir müſſen ihn binden!" ſprach ein kecker Burſche, „dann werfen wir ihn in das Zwiſchendeck und reichen ihm ſein Eſſen und Trinken, das wir an eine lange Stange binden, von weitem zu, denn niemals müſſen geſunde Leute in die Nähe eines Mannes kommen, der von Gott gezeichnet iſt."

„Nicht doch," ſprach ein Anderer; „wer wird einen Tollen leben laſſen? Ein Toller am Bord iſt wie ein Fluch für Kiel und Maſt, und es iſt nimmer Heil für ein Schiff, das mit dieſem Unglück heimgeſucht iſt. Es hat Beiſpiele gegeben, daß ein ſolches Fahrzeug Monate lang zwiſchen Himmel und Waſſer umhertrieb, und endlich an einer Felſenküſte ſcheiterte, wo die Mannſchaft aus Mangel an Lebensmitteln und Waſſer elendiglich umkam; darum über Bord mit ihm, damit wir unſere Seelen retten."

„Ueber Bord mit ihm!" brüllten die Mehrſten,

entſetzt vor der Schilderung, die ihnen von ihrem Kameraden gemacht worden, während Andere Ruhe geboten, und ſich nun ein allgemeines Geſpräch erhob, das aber ſo ſehr in einander floß, daß man ſich gegenſeitig nicht verſtehen konnte, bis es endlich dem Zimmermann gelang, ſich des Worts zu bemächtigen und die Aufmerkſamkeit zu feſſeln.

„Ich bin einmal in einem fremden Lande geweſen; ich weiß nicht genau, wie es heißt, und in welcher Richtung es liegt, aber es iſt eine weite Reiſe von dem Sorgenſtuble meiner Großmutter bis dahin. Nun iſt dies Land vor allen andern, die ich kenne mit Reichthum geſegnet, und gibt es da Pöckelfleiſch und Grog vollauf, auch ſchmucke Mädel und fröhliche Muſikanten, welches Alles iſt, was der Seemann bedarf, wenn er am Lande iſt. Wie geſchieht's nun, daß die Leute zu allen dieſen Herrlichkeiten kommen? Weil es an dieſem geſegneten Lande gar viele Leute gibt, die ihren Verſtand nicht haben, welches aber eigentlich nichts anderes ſagen will, als daß ſie deſſen zu viel haben, und von den Leuten gewöhnlichen Schlages nicht begriffen werden. Darum erzeigen ſie auch dieſen Ueberſtu-

dirten eine ganz beſondere Ehre, ſie laſſen ſie in ſchönen Häuſern wohnen, ſchenken ihnen eigne, nur für ſie beſtimmte Kleider, geben ihnen ſchönes Eſſen und Trinken und nahen ſich ihnen nie anders als mit entblößtem Haupte. Darum iſt auch meine Meinung, daß wir mit dem Oberſteuermann fein ſäuberlich umgehen, und ihn uns zum Freunde erhalten, weil wir ſonſt leicht Unannehmlichkeiten haben können, denn ich bleibe dabei, daß die Tollen mehr wiſſen als wir, und uns in ihrem Zorn manchen Poſſen ſpielen können.“

„Hier iſt ja nicht die Rede davon,“ unterbrach der Bootsmann den Sprecher ungeduldig, „ob wir den Oberſteuermann frei umhergehen laſſen, oder ihn einſperren ſollen, nicht ob wir ihn am Leben erhalten, oder ihn tödten ſollen, das wollen wir der höhern Einſicht unſeres Capitains und ſeiner Menſchlichkeit anheim geben; hier iſt nur die Rede davon, ob ihr der Meinung ſeid, daß ein Schiffs-officier, der überwieſen worden iſt, ſeinen Verſtand eingebüßt zu haben, bei'm Commando bleiben kann?“

„Nein! Nein!“ riefen Alle wie aus einem Munde.

„So meine auch ich!“ ſprach der Bootsmann

und fuhr dann fort: „Ist's also euer Wille, daß ich morgen mit Tagesanbruch den Capitain ersuche, daß er den Steuermann Oskar um des gerügten Fehlers willen, des Dienstes entsetze, und ihn unter gute Aufsicht stelle, sonst aber, um der Achtung willen, die wir seinen früheren Verdiensten schuldig sind, ihn mit dem gebührenden Respect behandeln lasse, so lange dies mit seinem Betragen vereinbar ist?"

„Ja! Ja!" war die einstimmige Antwort.

„Ich werde eure Meinung dem Capitain buchstäblich überbringen," sprach der Bootsmann, „und somit ist die Berathung aufgehoben. Wachtvolk zur Rust in die Kojen, die Uebrigen zurück auf's Verdeck!"

In einer Minute war die berathende Versammlung auseinander gestoben und in dem Volkslogis herrschte eine tiefe Stille. —

Oskar war nach einem langen Kampfe mit sich selbst, endlich auf sein Lager und in einen festen Schlaf gesunken. Aengstlich warf er sich hin und her, denn gräßliche Träume quälten ihn, aber er vermochte nicht die bleierne Last von sich zu schütteln, die centnerschwer auf ihm ruhte. Erst als der helle Tag durch das Patentglas schimmerte, wodurch vom

Verdeck aus, das Licht in ſeine Kammer fiel, öffnete er die Augen und blickte ſchlaftrunken um ſich. Als er aber das volle Tageslicht erblickte, fuhr er jach in die Höhe: „Was iſt das?“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Bin ich wach, oder träume ich? Längſt vor Tagesanbruch hätte meine Dienſtwache beginnen ſollen, und doch bin ich noch hier! Warum bin ich nicht geweckt worden? Welche Unordnung im Dienſt, oder . . . .“ Er hielt inne und warf einen Blick auf ſeine Uhr, die an der gewohnten Stelle hing. „Was iſt das? Acht Uhr! Hilf, Himmel, das geht nicht mit rechten Dingen zu; ich muß eine Erklärung haben.“

Raſch ſprang er von ſeinem Lager auf, warf die nöthigſten Kleider über und flog zur Thür. Es gelang ihm nicht, ſie zu öffnen. Ohne ſich Zeit zur Ueberlegung zu gönnen, wie dieſe hatte verſchloſſen werden können, führte er mit kräftiger Fauſt einige Schläge gegen dieſelbe, daß es dröhnend wiederhallte.

„Hollah!“ ertönte die Stimme eines Matroſen von Außen her, wer tobt da drinnen ſo gewaltig?“

„Tölpel!“ fuhr der Steuermann auf, „ich

bin's; kennſt du meine Stimme nicht mehr? Warum bin ich nicht bei'm Beginne meiner Dienſtwache geweckt worden und weshalb iſt dieſe Thür verrammelt? Oeffne, ſage ich!"

„Es geht nicht, Herr!"

„Und warum nicht?"

„Es iſt mir verboten worden; fragt nicht weiter, Herr!"

Oskar ſchwieg. Aber vergebens ſann er darüber nach, welche Urſache man haben könne, auf dieſe Weiſe zu verfahren, und von einem unbeſtimmten, peinigenden Gefühl geleitet, begann er mit erneuter Kraft gegen die Scheerwand zu ſchlagen.

„Was poltert ihr auf's Neue?" rief der wachthabende Matroſe barſch. „Habe ich euch nicht ſchon geſagt, es hilft euch zu nichts? Schickt euch in die Zeit."

„Ich ſehe nun wohl," nahm Oskar das Wort, „daß ich eingeſperrt bin; wohlan, ich will mich ruhig in das Unveränderliche fügen, ſo ſchwer es mir auch wird; aber wenn noch nicht alle Menſchlichkeit in euch erſtorben iſt, wenn ihr an Gott und unſern Erlöſer glaubt, ſo beſchwöre ich euch bei dem

Andenken an eure Aeltern und was euch ſonſt auf Erden lieb und theuer iſt, ſagt mir, wenn ihr es wißt, weshalb bin ich hier eingeſperrt?"

„Ei nun, Herr," ſprach der Matroſe, „Einige wollten behaupten, ihr hättet von der edlen Gottesgabe, Verſtand genannt, zu viel, andere meinten hinwiederum, ihr hättet zu wenig; Alle aber kamen darin überein, ihr würdet uns mit eurer ſaubern Beſteck-Rechnung auf den Strand ſetzen. Darum ſitzt ihr da drinnen; es iſt beſſer, daß Einer vergehe, als daß wir Alle daran glauben müſſen, ob es ſonſt gleich Schade um euch iſt."

„Alſo wahnſinnig bin ich!" rief Oskar in ſich hinein, und fühlte ſich vom Fieberfroſt geſchüttelt. Seine Beine vermochten ihn nicht zu tragen, er ſank zu Boden. Die gemachte Entdeckung wirkte ſo gräßlich auf ihn ein, daß er nicht im Stande war, einen zuſammenhängenden Gedanken zu faſſen. Er ſtürzte Verwünſchungen über Verwünſchungen hervor, und ſchlug um ſich mit ſolcher Wuth, als dächte er, es würde ihm gelingen, die feſten Bollwerke, die ihn umgaben, zu zerbrechen und ſich in Freiheit zu ſetzen.

Mehrere Stunden lang hatte er dieſen betäubenden

Lärmen fortgeſetzt, und dadurch jedem der Mannſchaft auch den leiſeſten Zweifel an ſeine zerrüttete Geſundheit benommen. Als er endlich vor Erſchöpfung inne halten mußte, vernahm er die Stimme des Bootsmanns, der ihm begütigend zurief: „Ich bitte euch, ha tet euch ruhig, damit wir euch laſſen können, wo ihr ſeid, denn wenn ihr es in dieſer Weiſe forttreibt, ſind wir genöthigt, euch einen Platz anzuweiſen, der geeigneter iſt, euch feſtzuhalten.“

„Ihr wolltet es wagen, Hand an mich zu legen?“ rief Oskar mit ſchäumender Wuth. „Wem ſein Leben lieb iſt, der trete nicht zu nahe an mich heran; ich würde ihn mit meinen Händen erdroſſeln und an ſeinem Herzblut mich laben!“

Und wie vorhin trieb er es wieder, nur noch ärger, noch ungeſtümer, daß die ganze Schiffsmannſchaft in Aufruhr gerieth, bis er endlich, von der übermenſchlichen Anſtrengung überwältigt, zu Boden ſank. Eine glühende Fieberhitze verzehrte ſeinen Körper und alles Leid vergeſſend, das man ihm zugefügt, bat er mit flehender Stimme: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, gebt mir zu trinken.“

Und nicht lange dauerte es, da öffnete ſich ſeitwärts

von der Thür ein Schiebloch, das ſonſt dazu dient, von der Kammer aus zu erſpähen, was auf dem Cajütsgange vor ſich geht. Hier hinein ward ihm ein, dem Anſchein nach, mit Waſſer gefülltes Maaß gereicht, das er auch ſogleich ergriff und begierig bis auf den letzten Tropfen austrank. Kaum aber hatte er das Getränk genoſſen, als er fühlte, daß ſeine Sinne ſchwanden; Alles drehte ſich mit ihm im Kreiſe und vom Schlaf überwältigt, ſchwankte er ſeinem Lager zu.

Man hatte eine ſtarke Doſis Opium in das Waſſer gethan, um ihn in dieſen Zuſtand zu verſetzen, und kaum hatten ſeine Wächter die Ueberzeugung gewonnen, er ſchlafe wirklich, als ſie die Kammer öffneten und ſich ſeiner bemächtigten.

Aber Oskar hatte keine Ahnung von der Schmach, die man ihm anzuthun, willens war; er ſchlief feſt und der Traumgott führte anmuthig lächelnde Bilder an ihm vorüber. Da ſah er ſich an den Strand der Elbe verſetzt, ſah das Haus, in welchem er die glücklichen Tage ſeiner Jugend verlebte, und zwei mildlächelnde Frauengeſtalten, in welchen er, im Traume wiſſender als im Leben, — die Gattin

Olaf Oreſund's und ſeine eigne Mutter erkannte. Aber zwiſchen beiden Frauen, die lange in ſeiner Nähe verweilten, und ihn mit den ſüßeſten Namen nannten, erſchien eine dritte. Sie ſtand in fernem Hintergrunde und war von einer ſilbernen Wolke umwallt, ſo daß er ſie anfangs nicht gleich erkennen konnte, aber bald ſchwebte ſie näher, die Wolke verſchwand und er erblickte, vom Purpurlichte des jugendlichen Morgens umſtrahlt, Marie Banner, von ſeiner Mutter und Frau Oreſund ihm zugeführt. Nun war Entzücken über Entzücken, ſein Herz ſchwelgte in unendlicher Wonne und mit dem Ausrufe „Marie, meine innig geliebte Marie!“ breitete er die Arme aus und war nahe daran, ſie zu umfangen, als alle die freundlichen Geſtalten plötzlich wie ein Nebel zerrannen und er aus einem langen und tiefen Schlafe erwachte.

Aber ſo mächtig war der Eindruck, den das Traumbild auf ihn gemacht hatte, daß er noch lange, mit einem ſeligen Lächeln in die ihn umgebende Finſterniß hinausſtarrte, dann unwillkürlich die Augen ſchloß und den Namen ſeiner Holden mit kindiſchem Entzücken rief.

Als nun aber endlich die letzte Spur des Schlafes von seinen Augenliedern schwand und er sein volles Bewußtsein wieder empfing, war er erstaunt über die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Er befand sich nicht mehr in seiner Kammer, sondern an einem ihm völlig unbekannten Ort; er horchte auf und vernahm das Rauschen der Wellen, die sich an dem Plankenwerk des Schiffes brachen; sein geübtes Ohr sagte ihm, daß er sich im Vordertheile desselben befinde. Er tappte mit den Händen umher, aber außer seiner hölzernen Lagerstatt fühlte er nur leeren Raum.

„Was haben sie mit mir gemacht?“ rief er angstvoll aus und rieb sich die Augen; denn er glaubte noch immer zu träumen. Aber er wachte wirklich und sollte nach und nach seine ganze entsetzliche Lage begreifen.

Im dumpfen Staunen saß er da, und wagte nicht, sich von der Stelle zu rühren, fürchtend, er mögte bei der leisesten Bewegung in den Raum stürzen. Da vernahm er ein helles Geläute über sich; es war der Schiffskoch, der auf diese her-

kömmliche Weiſe der Mannſchaft den Beginn der Mahlzeit anzeigte.

„Es iſt Mittag!“ rief Oskar, und dennoch bleibt es dichte Finſterniß um mich her; o der teufliſchen Bosheit des Feindes, der mir das allgemeine Erbgut der Menſchen, Luft und Licht geſtohlen hat! —“

Er ſprang von ſeinem Lager auf, und wollte den Raum ſeines Gefängniſſes durchmeſſen, da fühlte er ſich von dem Klirren einer Kette zurückgeſchreckt, und als er mit bebenden Händen eine Unterſuchung wagte, fand er ſich von einer ſtarken Feſſel gehalten. Man hatte ſie ihm, mittelſt eines ſtarken Ledergurtes um den Leib gelegt, und unten am Boden des Zwiſchendecks in einem Ringbolzen befeſtigt; unfern davon ſtand eine Kanne mit Waſſer und eine Schüſſel mit Speiſe, ſonſt aber war nirgends etwas zu erſpähen, das an eine Gemeinſchaft erinnern könne, in welcher er mit der übrigen Schiffsmannſchaft ſtehe.

Einem ſo tiefen Elend, welches ihn auf die unterſte Stufe des Daſeins, weit unter den geringſten ſeiner Mitmenſchen ſtellte, vermochte er nicht Trotz zu bieten. Ein heißer Thränenſtrom ſchoß ſeine Wangen herab, die ſtärkende Wonne des Gebetes blieb

ihm verſagt, und er führte, von dieſer Stunde an, wie ein wahrhaft Blödſinniger, das Daſein einer Maſchine, deren Treiber der ihm inwohnende thieriſche Naturtrieb war.

Der Weltfreden hatte den Golf von Mexiko durchſchnitten und legte ſich in der großen Bai von Havana vor Anker. Am Tage nach ihrer Ankunft öffnete ſich endlich Oskar's Kerker; ſeine Kette wurde gelöſ't und er von mitleidigen Matroſen auf das Verdeck geführt. Der Anblick des Landes, die Einwirkung der friſchen Luft und des blendenden Lichts, die er ſo lange entbehrt hatte, waren ſo mächtig, daß er ſich von ihnen bewältigt fühlte, und ohnmächtig in die Arme ſeiner Führer ſank.

Sein Aeußeres war Erbarmen weckend. Das Geſicht war todtenbleich und eingefallen, die Augen lagen tief im Kopfe und ſein ſchönes braunes Haar erſchien gebleicht. Ein ſtruppiger Bart entſtellte ihn noch mehr und die Kleider, die er trug, waren zu Lumpen geworden, die kaum ſeine Blöße deckten. Die Matroſen ſahen mit dem Gefühl des tiefſten Mitleidens auf ihren einſt ſo geliebten Steuermann und der Bootsmann ſchämte ſich nicht, eine Thräne

zu zeigen, die ſich aus ſeinen Augen drängte. Nur Capitain Ralph ſtand auf dem Quarterdeck, unerſchüttert und ungerührt, im Geſpräche mit einem Mann vertieft, den der Vorſtand des Hospitals auf ſeine Veranlaſſung an Bord geſchickt hatte.

„Hilf uns Gott Allen, und ſei uns am jüngſten Tage gnädig um unſerer Sünden willen!“ ſprach der Bootsmann zu ſeinem ihm zunächſt ſtehenden Genoſſen, dem Schiffszimmermann gewendet, „aber ich glaube, unſer Capitain hat bei dem Anblick dieſes großen Mißgeſchicks weiter keinen Gedanken, als wie er den Unglücklichen am leichteſten vom Bord entfernen könne. Und wenn das Ende meiner Tage gekommen wäre, ich könnte nicht ſo fühllos mit einem Menſchenkinde umgehen, das mir ganz fremd wäre, geſchweige denn mit einem Manne, der mir von frühſter Jugend auf ſo nahe angehörte. Mann, du kennſt mich viele Jahre als einen feſten und unerſchrockenen Seemann, aber in dieſem Augenblick zittert mir das Herz im Leibe, denn ich fürchte, wir haben uns zu einer That verleiten laſſen, die eher einem Bubenſtücke, als dem Werke eines ehrlichen Mannes ähnlich ſieht.“

Während deſſen näherte ſich der Capitain mit dem Fremden, der ihm hart zur Seite blieb, und ſagte, indem der Bootsmann und ſeine Gehilfen bei ihrem Erſcheinen ehrerbietig zurücktraten: „Ihr werdet nun ſelbſt ſehen, Doktor, was hier zu machen iſt; nehmt den Kranken ſobald als möglich in die Kur, und ſtellt ihn her, ehe der Weltfreden wieder in See geht, denn ungerne mögte ich die Dienſte des Geneſenen entbehren, ſie ſind mir von jeher von großer Wichtigkeit geweſen.“

„Wir werden ſehen was ſich thun läßt, Sennor!“ ſprach der Fremde mit vornehmem Tone und ging gravitätiſch auf den Kranken zu. Er gab ſich die Miene, als ſei er einer der Berühmteſten in dem Fache der Arzneigelehrtheit, ob er gleich nichts, als der Gehilfe eines Wundarztes war, der höchſtens einen Aderlaß vollführen konnte, und nur an Bord geſandt worden war, um den angemeldeten Kranken, unter üblicher Begleitung, nach dem Hoſpital abzuführen.

Wenn die Rache des gereizten Mannes erſt einen gewiſſen Grad erreicht hat, erkennt ſie keine Schranke mehr; ihr iſt jedes Mittel recht, wenn es

dazu dient, den Gegenstand ihres Hasses zu vernichten. So Ralph, dem unglücklichen Oskar gegenüber, der in einer einsamen Kammer des „Hospitals ad Sanctam Mariam“ zu Havannah auf sein dürftiges Lager sank, um einer Kur unterworfen zu werden, deren er nicht bedurfte.

Die Schlechtigkeit findet stets ihre Spießgesellen; es gibt immer noch Menschen die schlechter sind als der Böswicht, der eben jetzt am göttlichen und menschlichen Recht frevelt; er streckt nur die Hand aus, und alsobald strömen die Helfershelfer von allen Seiten herbei.

So erblicken wir denn, — nachdem einige Wochen verstrichen sind, und der Weltfreden eine neue Ladung eingenommen hat, — an dem vor der Abreise bestimmten Tage eine ernste Scene in demjenigen Saale der Audienza, der zur Gerichtsstätte für fremde Seefahrer bestimmt ist. Hier sitzen an einer langen grünen Tafel drei Richter, deren kalte, ernste Gesichter nichts Gutes versprechen. An der äußersten rechten und linken Seite der Tafel bemerkt man einen Arzt, die Beide dazu bestimmt sind, bei der gegenwärtigen Sitzung zu assistiren. Dem Sitze der

Richter gegenüber erblickt man einen einzelnen Seſſel und auf demſelben den Commandeur des Weltfredens, Capitain Ralph. Ihm gegenüber ſteht Oskar, mit dem Gewande der Hospitaliten bekleidet, zwiſchen zwei Wächtern, und mehr nach dem Eingange zu eine Abtheilung der Mannſchaft des Weltfredens, Meiſter Hartwig an der Spitze.

„Nein!“ murmelte Hartwig vor ſich hin, und die Matroſen ſtimmten ihm mit ſtummem Kopfnicken bei; „es iſt zu arg, wie ſie es treiben. Wenn ich das hätte ahnen können, als ich auf eine ſo geheimnißvolle Weiſe in die Cajüte citirt wurde! Aber es iſt noch nicht aller Tage Abend, und es iſt mancher Luftzug nöthig, ehe unſer Kiel ſich auf Elbwaſſer wiegt.“

„Und wie alles confus am Bord zugeht!“ ziſchelte einer der Matroſen dem Bootsmann in's Ohr. „Seit der Oberſteuermann den Wahnſinnigen hat ſpielen müſſen, wiſſen wir nicht, ob wir Fiſch oder Fleiſch ſind. Unſer Capitain geht immer allein umher wie das böſe Gewiſſen und unſer Unterſteuermann iſt ein alter Waſchlappen, der vom Seedienſt nicht vielmehr weiß, als ein Seekadett, der drei

Wochen lang im Kockspitt eines Dreideckers geſeſſen hat.“

Die Schleuſen der Unzufriedenheit waren einmal aufgezogen und nicht ſo leicht wieder zu verſtopfen; Einer wußte noch mehr zu erzählen und zu verdammen, als der Andere; Alle aber entſetzten ſich und ſchüttelten mehrfach das Haupt, als der Koch mit gedämpfter Stimme ſprach: „Und wie haben ſie es mit dem Proviant angefangen! Ganze Fäſſer voll Mehl, Erbſen und Fleiſch ſind an's Land, oder an Bord anderer Schiffe gebracht, und den Sündenlohn dafür hat bekommen, ich weiß nicht wer. Da hieß es denn immer, es gehöre zur Ladung, aber ich weiß es beſſer, und der Himmel ſei uns Allen gnädig, wenn wir eine ſchwere Rückreiſe haben.“

Unterdeſſen hatten die Richter ſammt den Aerzten ihre ſtillen Discuſſionen beendigt, und der Aelteſte von ihnen erhob ſich, die Doktoren anredend: „So ſeid ihr, hochgelehrte Herren, denn feſt und innig überzeugt, daß jener Mann dort,“ er zeigte auf Oskar, — „von der Geiſtesabweſenheit, die ihn befallen, völlig hergeſtellt ſei, und ſeinem Capitain

dort ohne weitere Gefahr für Schiff und Mannſchaft wieder zurückgegeben werden darf?“

Die beiden Aerzte erhoben ſich ebenfalls von ihren Sitzen und der Aelteſte derſelben ſprach: „Wir ſind nicht allein überzeugt, daß jener Mann, wenn auch körperlich etwas angegriffen, doch hinlänglich geiſteskräftig iſt, ſondern wir halten uns auch feſt überzeugt, daß ihm niemals etwas gefehlt habe, wonach er in die Klaſſe der Wahnſinnigen zu werfen ſei.“

Oskar, der nicht wußte, welch' ein bereits vorher abgekartetes Spiel mit ihm getrieben werden ſollte, hielt den Ausſpruch der beiden Aerzte für heilige Wahrheitsliebe und rief: „Heil euch! würdige Herren! ihr nehmt euch des Unſchuldigen und Verlaſſenen an! Ihr gebt ihm Gelegenheit, Genugthuung zu erhalten für erlittene Schmach und waſcht meine tiefgekränkte Ehre wieder rein. Ihr ſeid . . .“

„Still!“ unterbrach ihn der Richter mit einer Donnerſtimme, und ſinket in eure Kniee, den himmliſchen Vater anflehend, daß das Gericht dieſen Ausſpruch der Herren nicht zu ſchwer in die Wagſchale fallen laſſe; denn ſonſt erſtirbt jegliches Mit-

leiden für euch und ihr ſeid eines ſchmählichen Todes ſchuldig.“ Und hierauf wandte er ſich wieder zu den Uebrigen: „Es kommt mir nicht in den Sinn, hochgelehrte Männer, eure Weisheit irgend herabſetzen zu wollen, vielmehr bin ich vollkommen von der Wahrheit eurer Behauptung überzeugt. Indeſſen ſind wir allzumal ſchwache ſterbliche Menſchen, und es wäre doch möglich, daß ihr euch irrtet, und daß jener Mann dort wirklich geiſtesabweſend war, als er Meuterei anzuzetteln im Begriff war, als er die Leitung des Schiffes nach falſchen Berechnungen leiten wollte und ſeinem Capitain nach dem Leben trachtete. Denn wäre dies von ihm mit geſunden Sinnen geſchehen, ſo müßte er auf dem Schaffot enden. Weil dies nun alſo nicht zu erweiſen ſteht, und wir täglich zu Gott beten, daß er auch uns einſt barmherzig ſein möge, ſo nehmen wir für jene Sündenzeit den Status der Tollheit für gewiß an, und ſetzen ihn für ſeine Frevel außer Verantwortlichkeit, indem wir erklären, daß er jetzt völlig wieder hergeſtellt ſei. Wer hiergegen von euch, würdige Herren, irgend etwas einzuwenden hat, der erhebe ſeine Stimme.“

Die würdigen Herren aber blieben, nach vorgängiger Uebereinkunft, ſämmtlich ſtumm, und Jener fuhr fort:

„So ermächtigen wir euch denn, Capitain Ralph, euren für geſund erklärten Mann von hieſiger Gerichtsſtätte mit euch hinweg und an Bord eures Schiffes zurückführen zu dürfen. Damit aber der Gerechtigkeit ihr Genüge geſchehe, ſo erklären wir hiermit, daß ein Mann, der einmal unter einer ſolchen verdammungswerthen Anklage ſtand, ohne ſich völlig reinigen zu können, für unfähig erachtet wird, die Rolle eines hohen Schiffsofficiers zu bekleiden. Wir verbieten euch alſo, Capitain Ralph, dieſem Mann die Stelle eines Oberſteuermanns ferner zu übertragen,' oder ihn zu dem gedachten Zweck auf ein anderes Schiff zu überſiedeln, oder zu dem Behuf eines ſonſtigen Dienſtes zu entlaſſen; ſondern ihn mit eurem eignen Schiffe in der Eigenſchaft eines gemeinen Matroſen, gegen Aushändigung der üblichen Ration und Monatsgage, nach Europa hinüber zu führen.“

„Ich werde gewiſſenhaft vollbringen, was ein

hoher Gerichtshof mir zu befehlen geruht!“ entgegnete Ralph, indem er aufstand und ſich tief verneigte.

Oskar wußte nicht, wie ihm geſchah; ſein Kopf ſchwindelte, er begann eine namenlos ſchwarze Intrigue zu ahnen: „Ich proteſtire gegen jede Gewaltthat,“ rief er . . . aber ehe er ein Wort weiter reden konnte, hatten die Wächter, die ihn nicht aus den Augen ließen, ihm die Kraft dazu bereits benommen, er ward aus dem Saal und nach dem Hafen gebracht, wo man ihn der Fürſorge Meiſter Hartwig's und ſeiner Genoſſen übergab, die alſobald mit ihm abſtießen.

Oskar ſaß, von der ſchweren Laſt, die auf ſeinem Herzen lag, niedergedrückt, neben dem Bootsmann am Steuer, das dieſer mechaniſch wendete, während die Matroſen die Riemen langſam in's Waſſer ſenkten.

„Hört mich an, Kinder!“ rief der Bootsmann, und alſobald hielten die Matroſen mit Rudern inne. „Was wir heute gehört und geſehen haben, übertrifft jede bis jetzt noch da geweſene Büberei und hätte es nicht Jeder von uns zu ſeinem großen Leidweſen erlebt, wir glaubten's nicht unſer Lebenlang. Oskar iſt jetzt der Unſern Einer! Nicht richten

wollen wir, was an ihm Unrechtes gethan worden, dies Amt wird schon ein Anderer übernehmen, der die Sünde der Menschen straft bis in das dritte und vierte Glied. Aber er soll unser treuer Camerad sein, der unter unserm Schutz steht, und dem kein Mensch, der seines Lebens sicher sein will, ein Haar krümmen soll. So will ich thun ohne Ende, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!"

Er streckte die Hand zum Schwur empor und wiederholte die letzten Worte noch einmal langsam und feierlich. Die Bootsgasten sprachen sie ihm nach und reichten sich unter einander die Hände zur Bekräftigung ihres Versprechens. Meister Hartwig aber legte die Hand auf Oskar's Schulter und sprach gutmeinend:

„Du hast gehört, was wir so eben geschworen haben. Du bist unser Bruder und sollst nicht schlechter gehalten werden, als der, den wir je für den Würdigsten gehalten haben. Was du nach beendigter Reise zu thun gedenkst, das führe aus als ein Mann; während der Reise aber baue auf uns, wir lassen dich nicht sinken. Und nun zeige, daß du ein braver Bursche bist und unsern guten Willen erkennst."

Oskar fuhr aus seiner gebeugten Stellung auf, er ergriff die Hand des Bootsmanns und schüttelte sie krampfhaft, dann öffnete er den Mund, aber es überwältigte ihn sein inneres lebendiges Gefühl, er zuckte zusammen und ein glühender Thränenstrom schoß seine Wangen herab.

Mit tiefer Rührung sahen die sonnverbrannten Gesichter auf den Weinenden, denn nichts hat für den Mann etwas Erschütterndes, als wenn er einen Andern, den er fur stark und kräftig hält, vom Schmerz übermannt Thränen vergießen sieht. Meister Hartwig verbarg seine Bewegung nicht, und schüttelte die Hand des neuen Genossen, indem er mit zitternder Stimme sprach: „Euer guter Engel schenkt euch diese Thränen, die für euren Kummer ein tröstender Balsam sind, das sei euch ein Bürge für euer künftiges Wohlergehen.“

In dieser Stimmung kehrten sie an Bord des Weltfreden's zurück, der sich vier und zwanzig Stunden später wieder auf den Wellen des mexicanischen Golfs schaukelte.

„Der Matrose Oskar ist zu meiner Wachtmannschaft beordert,“ sprach Capitain Ralph zu dem

Bootsmann, als dieſer am erſten Abend in See, an des fehlenden Oberſteuermanns Stelle die Befehle für die kommende Nacht entgegen nahm. „Ihr, Meiſter Hartwig, werdet dem Unterſteuermann auf ſeiner Wache zur Seite ſtehen, und ich nehme den Zimmermann, der ein tüchtiger befahrner Mann iſt, zu mir herüber; ſo hoffe ich, wird Alles gut gehen.“

„Es geht auf jedem Schiffe gut, mit dem der Segen des Herrn iſt,“ ſprach Meiſter Hartwig.

„Ich trage kein Verlangen nach euren Predigten,“ ſprach der Capitain kurz. „Behaltet ſie bis zu der Zeit, da ihr am Lande alten Weibern eine Betſtunde haltet. Ich verlange nur ſchnelle Hände und Füße und eine ſtumme Zunge. Schickt mir jetzt den Matroſen Oskar in die Cajüte.“

„Mit Gunſt, Capitain! ſprach der Bootsmann ehrerbietig aber feſt, „nehmt es nicht übel, daß ich es Euch ſagen muß, aber der Matroſe Oskar kann nicht zu Euch in die Cajüte kommen.“

„Und warum nicht?“ fuhr der Capitain auf.

„Er befindet ſich nicht wohl,“ entgegnete Jener, „und wir Alle haben ihm zugeredet, daß er ſich

niederlegen ſoll. Es iſt ein Fieber im Anzuge bei ihm, deßhalb muß er ſich ſchonen, denn um ein Menſchenleben iſt es unter dieſen Breiten bald geſchehen, und das Leben dieſes Mannes iſt heilig.“

„Er ſoll kommen!“ rief der Capitain eifernd.

„Er kann nicht kommen, Herr!“ war die beſtimmte Antwort des Bootsmanns. „Geht ſelbſt hinab in das Logis und überzeugt Euch von ſeinem Zuſtand.“

„Sollen meine Matroſen im Bette liegen, und ihrer Faulheit fröhnen, während der Schiffsdienſt leidet?“ fuhr der Capitain auf. „Herrendienſt geht vor Allem und ich will den Mann auf dem Verdeck ſehen!“

„Es geht nicht, Herr,“ ſprach Hartwig feſt. „Der Schiffsdienſt und Eure Bequemlichkeit ſollen aber nicht darunter leiden. Wir haben ausgemacht, daß jedesmal einer von denen, die Rüſtwache haben, an Oskar's Stelle ſeinen Dienſt verſehen, ſo lange dieſer von Krankheit behindert wird, es ſelbſt zu thun. Mehr könnt Ihr nicht verlangen, mehr zu thun, ſteht in keines Menſchen Macht. Wißt Ihr ein Mittel, wodurch Oskar eben ſo ſchnell zu heilen

iſt, wie er krank wurde, ſo ſagt es uns, wir werden es gewiß dankbar anwenden; er leidet am gebrochnen Herzen.“

Ralph knirſchte mit den Zähnen und rief vor Zorn außer ſich: „Wollt ihr rebelliren gegen meine Befehle? Den Tod an euren Hals, wenn ihr nur mit den Wimpern zuckt!“

„Kein Menſch denkt an Rebellion, Capitain!“ ſprach der Bootsmann mit erhöhter Stimme. „Stellt uns auf die Probe und Ihr werdet ſehen, daß kein Capitain eine willigere Schiffsmannſchaft hat, als Ihr. Aber Ihr ſollt auch nicht durch unnütze Quälerei die Leidensſtunden eines Mannes verbittern, der unverſchuldet ſchon ſo manches Weh erduldet hat.“

Der Capitain ſtand einen Augenblick ſtumm und unbeweglich, dann ſtampfte er mit dem Fuß, daß es weithin ſchallte und rief mit faſt kreiſchendem Tone: „Ich werde euch dieſen Augenblick nicht vergeſſen, ſeid verſichert, ich werde es nicht!“

Er verſchwand am Eingange der Cajüte und der Bootsmann kehrte nach der Back zurück, um die Seewachen zu ordnen.

Widrige Winde verzögerten die Heimkehr und

trieben das Schiff im weiten Ocean einem Spielball gleich umher. Oskar hatte ſich vollkommen erholt und verſah unverdroſſen ſeinen Dienſt. Er erwiederte kein Wort auf die endloſen Schimpf- und Spottreden des Capitains, womit dieſer ihn ſtets überhäufte, ſobald er ſeiner anſichtig wurde, nur manchmal richtete er einen vielſagenden Blick auf ihn und ſchlug dann die Augen zum Himmel auf, als vertraue er ſeine Sache dem unbeſtochenen und unwandelbar gerechten Richter über den Sternen. In ſolchen Augenblicken konnte Ralph ſeine Verwirrung nicht unterdrücken und entfernte ſich eiligſt vom Verdeck.

Unterdeſſen verzögerten widrige Winde die Heimreiſe un ddie zwiſchen dem Capitain und der Mannſchaft des Weltfreden's obwaltenden Verhältniſſe nahmen einen bedrohlichen Charakter an. Der Leichtſinn, womit, um vorübergehender Zwecke willen, der Proviant in der Havana verſchleudert worden war, ohne durch neuen erſetzt worden zu ſein, rächte ſich ſchwer, denn noch war man fern von der Heimath und ſchon wurde der Speiſevorrath ſo gering, daß man ſich den allerbitterſten Einſchränkungen unter-

werfen mußte. Den ſchlimmſten Stand hatte bei dieſer Gelegenheit ein an ſich höchſt indifferentes Weſen, der vormalige Unter- und jetzige Oberſteuermann, Meiſter Cornelius, der, einerſeits aus Furcht vor dem Capitain, andererſeits aus Furcht vor der Mannſchaft, niemals feſt aufzutreten wagte, und deßhalb ſtets von allen Seiten gehudelt ward.

„Sage euch, Meiſter Cornelius,“ ſprach der Capitain kurzbefehlend, „ihr gebt heute nicht mehr als den dritten Theil der Brodration und Waſſer bekommt Jeder ein halbes Maaß und nichts weiter.“

„Das iſt nicht gutgethan, Capitain,“ entgegnete Meiſter Cornelius. „Es wird die Leute in den Harniſch bringen und wir werden viele anzügliche Redensarten hören müſſen.“

„Die Peſt auf ihre Zungen!“ brauſete der Capitain auf. „Seid ihr ein Schiffsofficier und fürchtet euch vor dem Gekrächz der Matroſen. Laßt ſie hungern und ſchwatzen.“

„Ich fürchte nur,“ begann Meiſter Cornelius nach einer Pauſe, „ſie werden nicht blos ſchwatzen, ſondern ſie werden, wenn ihnen das Meſſer an der Kehle ſteht, auch handeln; und wenn ſie ſich im

offenbaren Widerſtande erheben, dann möchten wir doch zu ſchwach ſein, um . . . . .“

„Schweigt, Herr!“ unterbrach ihn der Capitain zürnend. „Wahrhaftig, die hochgelehrten Signores in der Havana hätten beſſer gethan euch für einen Popanz zu erklären, anſtatt euch zu einem erſten Schiffsofficier zu machen. Befolgt die euch ertheilten Befehle buchſtäblich und überlaßt die Verantwortlichkeit dem, dem ſie gebührt, nämlich mir.“

Steuermann Cornelius wagte keinen weitern Widerſpruch; er begab ſich auf das Verdeck und ging mit ſchwerem Herzen an die Ausübung des ihm gegebenen Befehls. Auf ſeinen Wink erſchien der Bootsmann auf dem Quarterdeck. Es geſchah diesmal nicht mit jener vertrauten Höflichkeit, womit ein Schiffsofficier niedern Grades ſich einem höhern zu nähern pflegt, ſondern mit unverhehltem Trotz und jenem wegwerfenden Ton, den der Untergebene ſich nur zu bald aneignet, wenn ſeine Herrſchaft nicht ſtreng ihrer Verpflichtung gegen ihn nachkommt.

„Ich habe euch gerufen, Bootsmann!“ begann Meiſter Cornelius zögernd.

„Ihr ſeht, daß ich gekommen bin!“ entgegnete

Jener. „Seid ſo gut und macht es kurz. Was habt ihr mir zu ſagen?“

„Ei, ei! Bootsmann!“ ſprach Herr Cornelius kopfſchüttelnd, „iſt dies der Ton, in welchem ihr zu einem Cajütsofficier ſprecht? Ihr ſolltet mich doch kennen.“

„Zur Genüge, Herr! Ihr wart noch ein grüner, unwiſſender Junge, kaum trocken hinter den Ohren, als ich ſchon Commandant des Kabelgats war; jetzt bin ich noch immer auf meinem alten Poſten und ihr habt euer Steuermanns-Examen hinter euch. Sonſt ließ ich euch, mit Hilfe eines Tauendes in in den Vortopp ſpringen und dort drei Stunden zur Strafe eurer Faulheit ſitzen, jetzt entbietet ihr mich als ein vornehmer Mann zu euch auf das Quarterdeck.“

„Ihr bedient euch ſehr witziger Anſpielungen!“

„Witz kommt aus leerem Magen, Herr! Habt ihr mir etwa ſagen wollen, wie wir dieſem fühlbaren Mangel abhelfen, ſo ſeid ſo gut euch ſchnell auszuſprechen. Es eilt!“

„Allerdings habe ich über dieſen Punkt mit euch zu ſprechen, wenn auch nicht in dem Sinne, wie

ihr es zu wünſchen ſcheint. Hört mich an. Der Capitain befiehlt durch mich, daß ihr der Mannſchaft nachfolgenden Beſchluß, den die Nothwendigkeit dringend gebietet, eröffnen ſollt: die Rationen werden vom morgenden Tage an auf ein Drittheil ihres jetzigen Gewichtes reducirt, bis wir Land anlaufen und uns mit friſchem Proviant verſorgen können.“

„Was war das!“ ſchrie der Bootsmann, und ging auf den Steuermann zu, der unwillkürlich vor ihm zurückwich. „Ihr wollt die ohnehin ſchon geſchmälerten Rationen noch um ein Drittheil verringern? Schämt ihr euch der Sünde nicht?“

„Ich habe euch den Befehl des Capitains überbracht,“ entgegnete der Steuermann, all' ſeinen Muth zuſammennehmend. „Und überdem, die Nothwendigkeit befiehlt, anſcheinend hart zu verfahren!“

„Anſcheinend hart?“ fragte Jener. „Unverantwortlich! Himmelſchreiend! Die Nothwendigkeit iſt da; aber wer hat ſie veranlaßt? War es nicht der Capitain, der den guten Proviant, den wir im Ueberfluß hatten, in der Havana an's Land ſchmuggelte, um ihn zu verkaufen und ſich fröhliche Tage

zu ſchaffen? Meint er, er kann ungeſtraft vom Fleiſch und Blut ſeiner Leute zehren und ſie quälen obenein? Antwort, Herr! Kann er das?“

„Ich habe euch nichts zu antworten!“ ſprach der Steuermann, das Geſpräch abbrechend, „ſondern euch nur zu ermahnen, die Mannſchaft von dem Befehl des Capitains ſobald als möglich in Kenntniß zu ſetzen.“

„Es ſoll geſchehen, Herr!“ ſagte der Bootsmann mit eiſiger Kälte, und das, ohne eure höchſt unbedeutende Perſon dabei im Geringſten zu inkammodiren. Auge in Auge, Mund gegen Mund wollen wir unſere Sache führen, und verdamme mich Gott, wenn wir nicht als wahre Männer in dem Kampf beſtehen.“

Er ging mit ſtolzen Schritten nach der Back, lehnte ſich mit dem Rücken gegen den Fockmaſt und verſammelte in wenigen Minuten die ſämmtlichen Bewohner des Volkslogis um ſich. Mit kurzen Worten überbrachte er ihnen die Befehle des Capitains, ſchilderte dann das Verfahren desſelben, wie er die ihnen gehörenden Lebensmittel zur Befriedigung ſchnöder Lüſte verſchleudert, und wie man nun

ihnen die Strafe für ſeine Sünden auferlegen wolle. Als er Alles haarſcharf auseinander geſetzt hatte, als er ihre Aufgeregtheit bemerkte und ſie nach ſeiner Willkür leiten zu können glaubte, fragte er ſie mit ſcharfem Tone: Ob ſie ſich das gefallen laſſen wollten?

Alle, außer Oskar, ſchrieen laut: „Nein! Nein! Wir wollen's nicht!“

Oskar ſtand in ſich gekehrt da; es ſchien als hätte er nicht einmal gehört, wovon die Rede ſei. Er hatte in der letzten Zeit ſo vieles erduldet, daß ihn ein Ereigniß dieſer Art, ſo ſchrecklich es an und für ſich ſein mogte, kaum obenhin berührte.

„Nun, Oskar!“ forſchte der Bootsmann. „Was ſagſt du?“

„Ueberlaßt den Verworfenen ſeinem Schickſal,“ antwortete dieſer. „Die Hand des Herrn iſt über ihm, und eine innere Stimme ſagt es mir: ſie wird ihn finden.“

„Die Hand des Herrn iſt ſäumig in dieſem Fall!“ eiferte der Bootsmann; „ſie hätte ſonſt dieſen Böſewicht, der ſchon um euretwillen einen dreifachen Galgen verdient hat, längſt vernichten müſſen.“

„Sie wird ihn finden, glaubt mir!“ entgegnete

Oskar. „Mir iſt in vergangener Nacht ein Traumgeſicht überkommen, das hat mich eines Beſſeren belehrt; er wird einſt furchtbar enden.“

„So dürfen wir auf dich nicht rechnen, wenn wir uns zur Vertheidigung unſerer heiligſten Rechte erheben,“ fragte der Bootsmann mit einem Tone, der raſche Entſcheidung forderte. „Haben wir dir einen ähnlichen Beweis von Unempfindlichkeit gegeben, als du aus dem Tollhauſe weg und in unſer Logis gewieſen wurdeſt? Da habt ihr ein Beiſpiel von dem Dank eines Mannes, der ſelbſt in der Schmach die ehemals ihm Gleichgeſtellten, die ihn nachher mit Füßen traten, nicht vergeſſen kann.“

„Verſündigt euch nicht an meinem Unglück!“ bat Oskar mit flehendem Tone. „Ich bitte euch, verſündigt euch nicht. Mißhandelt mich, werft mich über Bord, aber ihr werdet mich nicht überreden, eurem Bündniſſe beizutreten. Thut was ihr wollt, was ihr verantworten zu können glaubt. Aber dies Eine erkläre ich euch hiermit frei und offen, denn ich habe nie hinterrücks gehandelt: treibt ihr es zur offnen Empörung, ſo ſcheide ich aus eurer Mitte und trete euch auf dem Quarterdeck feindlich gegen-

über! Nicht um des Capitains willen, den ich haſſe und dem ich den Tod geſchworen habe, noch um ſeines Steuermanns, deſſen Jämmerlichkeit ich verachte, ſondern um das geheiligte Palladium des Seemann's, die Subordination, zu vertheidigen, ohne welche alles Recht und alle Ordnung aufhört und kein Heil auf dem Meere zu finden iſt.“

Ein Strahl von Hoheit leuchtete bei dieſen Worten aus ſeinen Augen; mit Unwillen theils und theils mit Verwunderung ſahen die Matroſen zu ihm auf, und wechſelten vielſagende Blicke miteinander, als Oskar ſich nun mit der ganzen vornehmen Haltung eines Flottenofficiers von ihnen entfernte.

„Hört einmal, Bootsmann!“ begann einer der Verwegenſten, „dem da iſt nicht mehr zu trauen. Wäre es nicht beſſer, wir ſpedirten ihn ſobald als möglich über Bord?“

„Laßt ihn nur!“ antwortete dieſer. „Er ſpielt jetzt den Vornehmen, aber ſeid überzeugt, wenn es zur Entſcheidung kommt, wird er ſchon klug werden. Ueberdem muß man ſeinen unglücklichen Verhältniſſen etwas zu Gute halten, und es reicht hin, wenn wir ein wachſames Auge auf ihn richten.“

Die Sonne neigte ſich dem Untergange zu. Oskar hatte einen Sitz im Langboot, das ſich in See auf dem Mitteldeck befindet, eingenommen, und richtete, anſcheinend mit der Anfertigung eines Reffzeiſings beſchäftigt, bald einen ſcharfen Blick nach dem Quarterdeck, bald nach dem Back. Auf dem erſtern ging Capitain Ralph mit gemeſſenem Schritte auf und nieder, ohne ſich um das Treiben der Mannſchaft zu kümmern, die auf einen Haufen gedrängt, miteinander flüſternd, den Fockmaſt umringte. Steuermann Cornelius ſtand, die Augen auf den Compas gerichtet, bei dem Mann am Steuer und gab ihm einzelne Winke, die dieſer nur höchſt nachläſſig und ohne zu ſprechen befolgte.

Da rief der Bootsmann plötzlich: „Nun denn in Gottes Namen!“ Der Capitain unterbrach bei dieſen Worten ſeinen Spaziergang und blickte fragend nach der Back. Die Mannſchaft rückte im geſchloſſenen Gliede nach dem Quarterdeck vor und ſtellte ſich vor dem Capitain auf.

„Was wollt ihr?“ rief dieſer ihnen herriſch entgegen.

„Mit Vergunſt, Herr!“ ſprach der Bootsmann.

„Es iſt uns durch den Steuermann Cornelius ein Befehl zugekommen, der unſere ohnehin ſchmalen Rationen auf ein Drittheil reducirt. Wir wollten Euch nun ſelbſt fragen, ob dieſer grauſame Befehl wirklich von euch ausgeht?“ .

„Freilich geht der Befehl von mir aus,“ ſprach Capitain Ralph mit einem höhniſchen Lachen. „Gibt es ſonſt ein menſchliches Weſen an Bord, von dem ein ſolcher Befehl ausgehen könnte? Grübelt nicht, weshalb euch dieſes oder jenes befohlen wird, ſondern ſchickt euch in die Zeit und gehorcht!“

„Das können wir diesmal nicht, ſelbſt wenn wir es wollten!“ entgegnete der Bootsmann feſt. „Die lange Reiſe reibt unſere Kräfte auf, und anſtatt unſere Anſtrengungen mit freundlicher Aufmunterung anzuerkennen, wollt Ihr uns die nöthigſten Lebensmittel entziehen. Wir können alſo in Euer Begehr nicht willigen, und — — — wir wollen es auch nicht,“ fuhr er leidenſchaftlicher fort. „Habt Ihr, freventlich und übermüthig, heilig anvertrautes Gut verſchleudert, ſo ſeht nun auch zu, wie Ihr es wieder gut macht. Und jetzt, Herr, nehmt Ihr zur Stelle jenen grauſamen Befehl zurück,

der uns Alle zu Leichen machen muß oder wir künden Euch den Gehorſam auf; das wollt Ihr mit Bedacht erwägen!“

„Wir kündigen Euch den Gehorſam!“ ſchrieen Alle wie aus einem Munde, und der Mann am Steuer rief über alle Andern hinaus: „Gebt Antwort noch in dieſer Minute, oder ich werfe die Ruderpinne in Lee und laſſe alle Segel in den Wind ſchießen. Mögen dann Maſten und Stengen zum Teufel fliegen!“

Kaum waren dieſe frevlen Worte ausgeſprochen, als Oskar wie ein Blitz aus dem Langboot auf das Verdeck ſprang, nach dem Quarterdeck eilte, den Mann am Steuer mit einer geſchickten Handbewegung von demſelben entfernte und den angegebenen Cours ruhig und ſicher fortſteuerte.

Steuermann Cornelius war von all' den vorgegangenen Ereigniſſen ſo verſtört geworden, daß er ſich nicht zu benehmen wußte; der Capitain hatte dagegen die Beſonnenheit ſogleich wiedergefunden, und erhob ſich zürnend gegen die Aufwiegler. „Rebellen!“ rief er mit donnernder Stimme, aber die Matroſen unterbrachen ihn mit lautem Geſchrei und hielten

nicht eher inne, bis der Capitain es aufgab eine Strafpredigt zu halten.

Als das wüſte Geſchrei verſtummt war, nahm der Bootsmann abermals das Wort, und ſprach mit vernehmlicher Stimme: „Eine Rebellion, wie die von uns begonnene, wird von jedem Gerichtshof verziehen, wenn er die Umſtände erwägt. Kein Richter wird wollen, daß wir uns, ohne ein Wort zu ſagen, dem Hungertode opfern ſollen. Darum überlegt genau was ihr thut, Capitain! Für dieſe Nacht ſei Waffenſtillſtand. Während derſelben ſollt ihr keine getreuere, dienſtwilligere Leute haben, als uns; die ganze Mannſchaft bleibt auf dem Verdeck, um jedem eurer Winke gewärtig zu ſein. Morgen, eine Stunde nach dem Aufgange der Sonne, werden wir uns auf dieſer nämlichen Stelle wieder einfinden, und ihr werdet uns dann wiſſen laſſen, ob jenes unſinnige Gebot ſtehen bleiben, oder aufgehoben werden ſoll! Gott befohlen bis dahin! Vorwärts, Burſche! Jeder auf ſeinen Poſten!“ —

Gehorſam, ohne ein Wort zu erwiedern gingen die Matroſen auseinander und Jeder an den Ort, wohin der Dienſt ihn rief, auch der Matroſe, der

vorhin auf eine etwas hurtige Art vom Steuer entfernt worden war, kehrte jetzt dahin zurück; Oskar legte die Steuertaille in seine Hand, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln und kehrte dann nach seinem alten Platz zurück.

Die Nacht ging unter den gespanntesten Erwartungen vorüber. Der Wind hatte sich frisch erhoben, und das Schiff arbeitete rasch durch die Wellen hin. Meister Hartwig war allgegenwärtig, sein Auge ruhte nie, er bemerkte die geringste Abschweifung des Windes und die dadurch nöthige Veränderung in der Stellung der Segel und ehe noch der Befehl dazu vom Quarterdeck her ertheilt werden konnte, war das Nöthige schon von ihm und seinen Leuten ausgeführt.

Die Stimmung, die außerdem die einzelnen Gemüther beseelte, war eine furchtbare. Der Capitain war fest entschlossen, nicht nachzugeben, und da er sich auf seinen Steuermann nicht verlassen konnte, ging er mit sich allein zu Rathe. Er beschloß dem rohesten Ausbruche der Gewalt noch Gewalt entgegen zu setzen, und wenn er Alles verloren geben müßte, sich in die Cajüte zu werfen, und das Schiff, mittelst des dort befindlichen Pulvervorraths in die Luft

zu ſprengen. Dieſer Entſchluß, nur von der aufgeregteſten Leidenſchaft, nicht von der geſunden Vernunft ihm eingegeben, befeſtigte ſich in ſeinem Herzen von Secunde zu Secunde, und mit Ungeduld erwartete er, nachdem er alle Vorkehrungen zu ſeinem unſeligen Vorhaben getroffen hatte, den Aufgang der Sonne.

So ſehr während dieſer Zeit die Mannſchaft mit der Bedienung des Schiffes beſchäftigt ſchien, war doch auch ſie ſtillſchweigend dahin übereingekommen, mit dem anbrechenden Tage die Feindſeligkeiten wieder aufzunehmen. Man wollte den Capitain vom Commando entſetzen, ihm ſeine Cajüte zum Aufenthaltsort anweiſen, das Geſetz wegen der Proviant-Verkürzung aufheben, und das nächſte Land anſegeln, das man mit den jetzt eben herrſchenden öſtlichen Winden werde erreichen können. Sie wären dem ſichern Verderben in die Arme gelaufen, denn das Schiff befand ſich in der gegenwärtigen Kataſtrophe unter der ſpaniſchen Küſte, und ſie würden ſich bei Befolgung dieſes Manoeuvers immer weiter von dem Feſtlande entfernt haben.

Unterdeſſen brach allmählich der Tag an; die

Stimmung des Horizontes hellte ſich auf, und mit dieſem Moment veränderte ſich die ganze Lage der Dinge. Wie ſeltſam und überraſchend auch oft am Feſtlande die Ereigniſſe ſein mögen, die ſchon beſchloſſene Unternehmungen plötzlich ſcheitern machen, auf der See treten dieſe, wenn auch im Ganzen ſeltener, doch um ſoviel kühner und überraſchender hervor. Wer hätte nach dem Vorgegangenen noch geglaubt, daß hier eine Aenderung möglich ſei? Wer der die Entſchloſſenheit der Mannſchaft und ihre Eide erwog, hätte an ihrem Untergange auch nur im Entfernteſten gezweifelt? Wer hätte geglaubt, daß eine Viertelſtunde ſpäter die geſammte Equipage von andern Gedanken und Empfindungen beſeelt ſein werde?

Indem wir den Gang der Erzählung ſcheinbar unterbrechen, ſuchen wir zwei uns befreundete Geſtalten auf, die wir ſeit längerer Zeit aus dem Geſichte verloren haben. Erick Banner, der vom Könige von Dänemark mit einer wichtigen Miſſion nach Italien beauftragt worden war, benutzte die Gelegenheit, ſich ſo ſchnell als möglich mit ſeiner Tochter von Koppenhagen zu entfernen. Wie ſehr

er auch ſeine Zöglinge, und von dieſen beſonders Oskar liebte, ſo hätte er es doch nicht über ſein edelmänniſches Herz bringen können, ſeine einzige Tochter mit dem Sohne eines gemeinen Dieners zu verehelichen. Zwar ſchwankte er einen Augenblick, als er die Liebe ſeiner Marie zu Oskar und deſſen adeligen Sinn erwog, ob er nicht dieſen für den Sohn Olaf Oreſund's erklären und den, auf dieſe Weiſe beeinträchtigten Ralph auf andere Art entſchädigen ſollte, aber der rechtliche Mann unterdrückte dieſen Gedanken ſchon in ſeinem Entſtehen, und beſchloß, nicht ohne eigene Ueberwindung und mit einem mitleidsvollen Blick auf ſeine Tochter, nur einzig und allein dem zu folgen, was er für ſeine Pflicht halte. Von dieſem Entſchluß geleitet, trat er ſeine Reiſe nach Italien an, und ſtürzte ſich in den Strudel der Geſchäfte, während Marie, die Pracht des Landes, woſelbſt ſie ſich befand, nicht beachtend, einſam in ihrem Zimmer blieb und nur ihres Oskar's gedenkend, häufige Thränen vergoß.

Schneller als Erick Banner es geglaubt hatte, waren die anfangs verwickelt ſcheinenden Geſchäfte zu allſeitiger Zufriedenheit beigelegt, und Erick Ban-

ner erſtattete ſeinem Hofe Bericht über den glücklichen Ausgang ſeiner Sendung. Er empfing als Antwort die ſchmeichelhafte Anerkennung ſeiner Verdienſte um den Staat in den huldvollſten Ausdrücken und mit derſelben zugleich den Befehl, ſich zur Beſeitigung ähnlicher Angelegenheiten nach dem nördlichen Spanien zu begeben.

Gehorſam der landesherrlichen Weiſung ging er, ſobald nur irgend thunlich, nach ſeinem neuen Beſtimmungsorte ab. Mit gleichem Fleiße unterzog er ſich bald nach ſeiner Ankunft den ihm obliegenden Geſchäften und ſah ſich, nach dreimonatlicher Anſtrengung am ehrenvollen Ziel ſeiner Laufbahn. Nichts ſtand ſeiner Rückkehr mehr im Wege, und da mehrfache obwaltende Verhältniſſe es rathſam machten, zur Rückkehr nach Dänemark nicht den Landweg zu wählen, weil ſich eben, in allen ihm naheliegenden Häfen kein däniſches Kriegsfahrzeug befand, deſſen er ſich hätte zur Ueberfahrt bedienen können, beſchloß er, ſich mit Marien an Bord eines Kauffahrers einzuſchiffen, der auf Koppenhagen dirigirt war, und mit Nächſtem abſegeln ſollte.

Wunderbare, allweiſe, alles lenkende Vorſicht

Wer will dein unſichtbares, tiefgeheimes Walten verkennen, das die Schickſale der armen Sterblichen mit nie enträthſelter Macht dem Ziele zuführt, das ihnen von dem höchſten Weſen geſteckt worden iſt. Den verſtockteſten Böſewicht ausgenommen, leugnet dich Niemand, am wenigſten aber der Seemann, der täglich, ja ſtündlich Gelegenheit hat, deine heilige Fügung anzuſtaunen und anzubeten.

Erick Banner hatte ſich mit Marie am Bord der Däniſchen Galiot-Brigg „Föhr," geführt von Capitain Aldag, eingeſchifft, und entfernte ſich mit einem günſtigen Winde von der Spaniſchen Küſte. Bald aber legte ſich dieſer und am dritten Tage nach ihrer Abfahrt wurden ſie von einem Sturm überraſcht, der dem ziemlich baufälligen und zugleich überladenen Fahrzeuge auf eine bedrohliche Weiſe zuſetzte. Schon beſchloß man, trotz der weiten Strecke, die man bereits zurückgelegt hatte, wieder umzukehren und einen günſtigeren Zeitpunkt abzuwarten, als die ganze Beſatzung des Schiffs, ſowohl Mannſchaft wie Paſſagiere, von einem paniſchen Schrecken ergriffen wurde.

„Ein Leck! Ein Leck!" hallte es angſtvoll von der Back bis zur Galerie des Spiegels wieder, und

bei genauerer Unterſuchung ergab ſich, daß dieſer ſo heftig ſei, daß an eine Rettung nicht wohl zu denken möglich. Verzweiflungsvoll waren Alle zu den Pumpen geeilt, die armen geängſtigten Leute arbeiteten, bis ſie ermattet zu Boden ſanken, um dann die Ueberzeugung zu erlangen, daß der Tod ihr gewiſſes Ziel ſei. Das Waſſer ſtieg von Minute zu Minute, immer mehr ſank die Brigg dem Waſſerſpiegel zu, und ſchon konnte man die Stunden zählen, wo dieſe völlig von den Wellen würde verſchlungen werden.

In derſelben Nacht als Capitain Ralph mit eigenſinnigem Trotz ſeiner empörten Mannſchaft gegenüber ſtand, ſahen Erick Banner und Marie, umgeben von der Beſatzung der Brigg, unter demſelben Breitengrad angſtvoll in die immer höher ſteigende Fluth, und als die Sonne aus den Wogen aufſtieg, lagen beide Schiffe kaum eine halbe Schußweite auseinander.

Es iſt ein ſchöner, nie genug zu rühmender Zug in dem Charakter der Seeleute aller Nationen, daß ſie bei dem Anblick der fremden größern Noth, ihre eigne augenblicklich vergeſſen. Kaum erblickte Capi-

tain Ralph vom Quarterdeck des Weltfreden's aus die Brigg „Föhr," deren Nothflagge hoch vom Vortopp wehte, als er ſeiner eignen gefährlichen Lage vergaß, und mit lauter Stimme den Befehl ertheilte, Alles zur Rettung jener Unglücklichen zu wagen.

Mit einem lauten Hurrah! wurde dieſe Aufforderung von der Mannſchaft begrüßt und Jeder eilte an ſeinen Poſten, um die nun nöthig werdenden Manoeuver mit der gehörigen Schnelle und Präciſion zu verrichten.

Als die Beſatzung der Brigg die Wendung des Weltfreden's erblickte, der in ihrem Luf lag, und ſogleich mit vollen Segeln abhielt, um möglichſt in ihre Nähe zu kommen, brach ſie in ein lautes Freudengeſchrei aus; ſie ſchwenkten die Hüte und ſtürzten gegen den Reiling, kein Auge ward von dem immer näher kommenden Erretter abgewendet.

Capitain Ralph bewies, daß er ein geſchickter Steuermann ſei. Er näherte ſich dem Luf der Brigg bis auf Bugſprietslänge, dann ließ er ſein Fahrzeug in den Wind aufſchießen und zog ſeine Vorderſegel back. Die Schiffe lagen nun einander in gleicher Linie gegenüber.

Beide Capitaine beſtiegen nun den äußerſten Rand der Galerie und nachdem ſie ſich durch eine Schwenkung des Hutes begrüßt hatten, ſetzten ſie das Sprachrohr an: „Wen haben wir hier?“

„Capitain Aldag, Däniſche Brigg Föhr!“

„Und hier Capitain Ralph, Hamburger Backſchiff Weltfreden!“

Bei der Nennung dieſer beiden Namen, die hell und deutlich über das Meer hinſchallten, fuhr Erick Banner zuſammen, und Marie ſank mit einem Schrei der Ueberraſchung halb ohnmächtig in die Arme ihres Vaters. Während deſſen ging die Vreiung der beiden Schiffe ruhig fort.

„Wir kommen von Bilbao und wollen nach Kopenhagen!“ hieß es von der Brigg.

„Und wir kommen von der Havana um die Elbe anzuſegeln.“

„Wir werden unſer Ziel nicht erreichen. Unſere Brigg hat einen gefährlichen Leck bekommen, den wir nicht zu verſtopfen vermögen, und wenn Ihr, den uns die ſichtbare Fügung des Himmels entgegen ſendet, nicht Mannſchaft und Paſſagiere an euren

Bord nehmt, müſſen wir binnen einigen Stunden eines jämmerlichen Todes ſterben.“

„Wir ſind nicht unbarmherzig genug, euch eure Bitte abzuſchlagen, aber wir können ſie kaum gewähren. Widrige Winde haben uns über die Gebühr unterweges aufgehalten, wir leiden bereits jetzt Mangel an Lebensmittel und Trinkwaſſer, kommt Ihr zu uns herüber, werdet Ihr dem Waſſertode nur entgehen, um gemeinſchaftlich mit uns Hungers zu ſterben.“

„Werdet unſere Retter und wir wollen euch kräftigen Beiſtand leiſten. Wir haben Proviant und Waſſer im höchſten Ueberfluß am Bord. Leihet uns eure Arme, und ſchnell wird Alles gethan ſein!“

„Nun wohlan denn! In Gottes Namen legt Hand an's Werk zur Errettung von gegenſeitiger Noth.“

Beide Schiffsmannſchaften beſtätigten dieſe Aufforderung mit einem lauten Jubelgeſchrei und die Capitaine ſtiegen von den Galerieen herab, um zu den nun nöthig werdenden Arbeiten die zweckdienlichſten Ordres zu geben.

Während nun die Matroſen ſich übermenſchlich anſtrengten, Alles zu erfüllen, was man von ihnen

verlangte, führte Erick Banner ſeine Tochter aus dem Gewühl des Verdecks in die ſtille Cajüte hinab. Marie ſetzte ſich dem Vater gegenüber und den ängſtlich fragenden Blick auf ihn gerichtet, ſprach ſie:

„Haſt du gehört, mein Vater, wer der Capitain jenes Schiffes iſt?“

„Ja, mein Kind! Ralph, unſer Ralph iſt es, mit dem wir hier ſo unvermuthet zuſammen treffen.“

„Der Name hat mich bis zur Ohnmacht erſchreckt.“

„Aber freudig will ich hoffen, meine Tochter! O Marie, bewundere mit mir die weiſe Fürſorge des allmächtigen Gottes! Ich finde in dem Augenblick der höchſten Noth meinen Zögling wieder, und zum Dank für das, was ich für ihn gethan, muß er mein Lebensretter werden! Die Wege des Herrn ſind unerforſchlich und wunderbar.“

„Ich bete in der Stille zu ihm.“

„Und haſt du ihn geſehen, wie er auf der Galerie ſeines Schiffes ſtand? Welche würdevolle Haltung! Wie ſo ganz zum Befehlen geboren! Und wie bereitwillig, trotz der eignen furchtbaren Bedrängniß! So handelt mein Zögling! So handelt ein wahrer Edelmann! So handelt der Sohn Olaf Oreſund's!“

„Wie, mein Vater?“

„Habe ich's verrathen? Es geſchah wider meinen Willen, aber nun es einmal geſchehen iſt, ſoll es länger kein Geheimniß bleiben; ich will ihn mit dem Namen ſeiner Väter begrüßen, ſo wie wir den Bord ſeines Schiffes betreten. Vergib Olaf Oreſund, aber ich muß es der Welt ſagen: Siehe, ſo handelt dein Sohn!“

Maria ſah den Vater mit einem Blicke des Vorwurfs an: „Und nur Ralph nennſt du? Denkſt nicht an Oskar, der nie ſeinem Jugendfreund an Edelmuth nachſtand? Glaubſt du nicht, daß Oskar an ſeiner Stelle das Nämliche gethan haben würde?“

„Es iſt möglich!“ entgegnete finſter Erick Banner.

„Ich bin in meiner tiefſten Seele von der Gewißheit überzeugt!“ ſprach Marie mit Begeiſterung. Oskar hat ſtets ein edles, großes Herz gezeigt! Ralph konnte den Jugendfreund reizen, konnte mit kaltem Blute auf deſſen Bruſt zielen und ihn bis auf den Tod verwunden; das hätte Oskar nie vermocht!“

„Marie! Woher dieſe Beredſamkeit?“

„Vergib, mein Vater! Ich kann die Ritterlichkeit Ralph's in dieſem Augenblick nicht ſo erhaben

finden; es iſt möglich, daß er groß denkt, aber möglich iſt es auch, daß er uns nur dem Waſſertode entzieht, damit wir ihn vom Hungertode retten ſollen. Sein Ende wäre noch ſchrecklicher als das unſrige.“

„Marie!“ ſprach drohend der Vater, zum erſten Male ſeiner heißgeliebten Tochter zürnend.

„Und vergißt du denn ganz, wer außer Ralph am Bord jenes Schiffes iſt?“ fuhr ſie fort. Bedenkſt du nicht, daß auch Oskar dort weilt? Und ſollte dieſer keinen Antheil an dem großmüthigen Entſchluß des Freundes haben?“

„Ha, Oskar!“ fuhr Erick Banner auf! „Oskar, der Knecht, der ſich in dein Herz ſtahl, und mir meine Tochter entfremdete! Ich muß wiſſen, woran ich bin! Gleich will ich auf's Verdeck und mich erkundigen, ob er dort anweſend iſt! Du folgſt mir, hörſt du!“

Er eilte auf das Verdeck, Marie aber blieb unten zurück, und ſank in die Kniee, ein heißes Dankgebet zu dem allweiſen Schöpfer emporſendend, der ſie auf eine ſo unerwartete Weiſe mit dem Geliebten auf offnem Meere vereinigte.

Arme Marie!

Oskar hatte unterdeſſen von Allem was vorging nichts vernommen. Er war von einem leichten Fieber ergriffen, das ihn untüchtig zur Arbeit machte, denn ſeit jener grauſamen und unmenſchlichen Behandlung, die er erduldet, war ſeine ſonſt ſo eiſerne Geſundheit völlig zerrüttet. Er lag auf ſeinem Bette, in halbwachen Träumen, er hörte den verworrenen Lärmen auf dem Verdeck, das Hin- und Herüberrufen, das an Bord Kommen fremder Menſchen, und ahnete dunkel, was vorging, aber da ſich keiner der Beſazzung, wenn auch nur auf einen kurzen Augenblick im Volkslogis ſehen ließ, konnte er nicht darüber in's Klare kommen.

Unterdeſſen war Alles glücklich von Statten gegangen. Die Schiffe hatten ſich einander ſo nahe gelegt als nur immer möglich, dann wurde der Proviant von der Brigg in den Weltfreden übergenommen, und zuletzt begab ſich Capitain Aldag mit ſeinen Paſſagieren an Bord des letzteren, und nachdem man über den ganzen Thatbeſtand ein weitläuftiges Protocoll aufgenommen hatte, worin beſonders bemerkt wurde, daß man die wichtigſten Koſtbarkeiten

aus der Brigg „Föhr“ geborgen habe, weil die Rettung derſelben durchaus unmöglich ſei, ließ man ſie treiben, und ſah ſie noch vor dem Untergange der Sonne völlig unterſinken. Bis dahin hatte man ſich in ihrer Nähe gehalten.

Als Erick Banner das Verdeck des Weltfreden's betrat, eilte er auf den ihm entgegen kommenden Capitain zu und ſchloß ihn in ſeine Arme.

„Gott ſei geprieſen, daß ich dich hier an mein Herz drücken kann!“ rief er in großer Bewegung, indem er ihn feſter an ſich drückte.

Ralph machte ſich, einigermaßen befremdet, von ihm los, und blickte den ſtürmiſchen Fremden in's Geſicht. Das Staunen war nur auf ſeiner Seite: „Iſt es möglich? Erick Banner! Ihr ſeid es! Und jene Dame, die Euch vorhin zur Seite ſtand, iſt muthmaßlich Eure Tochter Marie? O weiſe Vorſehung! Welche That haſt Du mich heute verrichten laſſen!“

„Die That eines Edelmannes, Ralph Oreſund!“ rief Erick Banner feurig. „Du haſt die Schuld, die ich dir auferlegte, mit wucheriſchen Zinſen wieder

abgetragen, ganz deines ſtolzen Namens, deiner hohen Abkunft würdig!“

„Wie, mein Vater!“ jauchzte Ralph. „So wäre es wahr? Ich wäre der Sohn Olaf Oreſund's? Und alle Träume meiner Kindheit und meines Jünglingsalters wären keine Lüge?“

„Sie ſind Wahrheit!“ ſprach Erick Banner, „und mit dieſem Bekenntniß lohne ich dir, wenn auch nur ſchwach, deine heutige, ſchöne That.“

„Wie glühend heiß mir das Blut durch meine Adern rollt!“ rief der beglückte Capitain. „Wie leicht, wie frei ich mich fühle, daß ich mich dem Staube entrungen habe, in den nur ein finſteres Geſchick mich bannte. Darf ich doch nun auch den Blick zu dem Engel erheben, der der Schutzgeiſt meiner Jugend war. Wo iſt Fräulein Marie, damit ich ſie nach den ſchrecklichen Gefahren, die ſie bedrohten, begrüßen mag?“

„Wo habt ihr eure Augen, Capitain Oreſund?“ ſprach Erick Banner lächelnd, „daß ihr Marie nicht an meiner Seite gewahrt?“

Ralph wandte ſich jetzt mit der zarteſten Aufmerkſamkeit zu Marien, deren leidende Schönheit

ſein ganzes Herz wieder gefangen nahm, und das kaum unterdrückte Feuer ſeiner Leidenſchaft auf's Neue zur hellen Gluth anfachte.

„O, wenn ich jemals den Muth hätte, mein Antlitz zu dieſer Sonne zu erheben!“ ſprach Ralph, während Marie erröthend die Augen zu Boden ſchlug und ihres Oskar's gedachte.

„Und weshalb habt ihr den Muth nicht?“ fragte muthwillig Erick Banner.“

„Ich gedachte des Beneidenswerthen, dem es einſt gelang, dies ſchöne Herz zu beſiegen!“ ſprach Ralph mit ſinkendem Tone.

„Kein Bündniß mit dem Knechte!“ unterbrach ihn Erick Banner ernſt. „Nichts weiter davon!“

Ralph's Antlitz leuchtete vor Wonne. Ein Gedanke durchzuckte ſeine Seele. „Folgt mir in meine Cajüte!“ rief er erregt, und bot Marien den Arm, um ſie hinabzuführen.

Oskar hatte unterdeſſen Aufklärung erhalten. Als die Arbeit gethan war, kamen mehrere der Leute in das Logis hinab und erzählten ihm Alles. Beſonders lag es dem Bootsmann am Herzen, ſeinen Schützling von Allem in Kenntniß zu ſetzen.

„Wie ich dir ſage!“ ſprach der gutmüthige Schwätzer. „Alle Leute ſind wohlgeborgen am Bord und unſere Bullerei iſt voll Speiſe und Trank. Tüchtige Kerle ſind dabei, und auch ein vornehmer Herr mit ſeiner wunderſchönen Tochter. Wie heißt er doch gleich? Es iſt ein Däniſcher Edelmann, der nach Koppenhagen will! Ich habe den Namen ſchon gehört, und kann mich jetzt nicht darauf beſinnen! Wie heißt er doch nur gleich?“

„Erick Banner! Bootsmann!“ antwortete einer der fremden Matroſen, der ſo eben die Treppe herab kam. —

„Schützt mich, ihr Mächte des Himmels!“ ſchrie Oskar auf und und fuhr in die Höhe. „Marie Banner und ihr Vater ſind am Bord des Weltfreden's, zwiſchen zwei verzehrenden Feuern! Gott! Warum haſt du mir das gethan?“

Meiſter Hartwig, der bald merkte, daß ſich hier ein Geheimniß aufklären wollte, das nicht für die ganze Schiffsmannſchaft taugte, entfernte die anweſenden Leute unter allerlei Vorwänden, und fragte dann mit leichtem Staunen: „Wie kann dich ein bloßer Name ſo in Wallung bringen?“

„Du fragſt!“ fuhr Oskar auf. „Ich Unglücklicher! Weil jene Jungfrau den raſenden Ralph, der ſie mit ſeiner heftigen Leidenſchaft verfolgt, verſchmähte, verſchmähte um meinetwillen, den ſie liebte. Er weiß um dieſe Liebe, und ſeine glühende Eiferſucht iſt die Urſache aller Schmach, die er mir angethan hat.“

„Was höre ich!“ ſprach Meiſter Hartwig.

„O, jener Teufel verſtand zu rechnen. Wenn er mich ſo tief in den Staub hinabdrückte, durfte ſie mir ihre Hand nicht mehr reichen. Das wußte er wohl, und es iſt dahin gekommen; Marie iſt für mich verloren und ihr Herz iſt gebrochen wie das meinige. Aber er ſoll ſie auch nicht haben, er nicht!“

Die Aufregung war zu groß geweſen, als daß er ihr hätte widerſtehen können, er ſank von Thränen und Ohnmacht überwältigt, in die Arme des gerührten Hartwig's, der ihn auf ſein Lager trug, und einen der Leute hinabſandte, um ihn zu beaufſichtigen.

Am andern Tage, als Alle ruhiger geworden waren, ſaßen Ralph mit ſeinen ſo unverſehends erworbenen Paſſagieren in der Cajüte. Marie befand ſich in einem Zuſtande, der ſich kaum beſchreiben

läßt; ſie hatte ſich bisher umſonſt nach Oskar umgeſehen, kein Merkzeichen ließ ſeine Anweſenheit am Bord des Schiffes errathen, kein Wort wurde geſprochen, das nur in dem Entfernteſten an ihn erinnert hätte. Der Vater, der den Kampf, den ſie kämpfte, wohl bemerkte und zu würdigen wußte, vergaß das ſich ſelbſt gegebene Verſprechen: in Marien's Gegenwart nie von Oskar zu ſprechen, und fragte nach ihm.

Das Blut ſtieg in Ralph's Geſicht; er wurde verlegen und ſtotterte einige unzuſammenhängende Worte. Erick Banner wurde nun aufmerkſamer und forſchte dringender, während Marie heftig zitterte, und ſich kaum aufrecht zu halten vermochte.

Noch einige Male verſuchte es Ralph auf die verſchiedenartigſte Weiſe, der Beantwortung der direkt an ihn gerichteten Fragen zu entgehen; als er endlich nicht umhin konnte, die verlangte Aufklärung zu geben, erzählte er das Vorgefallene mit möglichſter Schonung, wobei er jedoch nicht vergaß, ſich ſelbſt ſo unſchuldig als möglich hinzuſtellen und Oskar's Charakter mit den ſchwärzeſten Farben zu malen.

Marie hörte ihn mit dem ſtillen Lächeln des Unglaubens an. In ihrem Herzen war eine ſelige Ruhe; ſie fühlte ſich überzeugt, daß Oskar ſo nicht gehandelt haben konnte, und nur wenn ſie an die grauſame Behandlung dachte, die ihr armer Freund hatte erdulden müſſen, durchzitterte ein Todesfröſteln ihren Körper.

Erick Banner blickte dagegen dem Capitain während der Erzählung feſt in die Augen. Dieſer vermochte nicht, den ſtrengprüfenden Blick zu ertragen, und kaum hatte er ſeinen Vortrag zu Ende gebracht, als er mit ungewiſſer Stimme fragte: „Ob er nicht in ſeinem Geiſte gehandelt habe?“

„Nein!“ brauſete Erick Banner auf. „Nein! Denn ich bin ein Mann, der ſtrenge auf Ehre hält, und du haſt gehandelt wie ein Schurke! Deinen Jugendfreund, deinen Bruder mit dem Fluch des Wahnſinns zu brandmarken, und ihn einem Tollen gleich zu behandeln! Nein! Du biſt kein Edelmann! Olaf Oreſund, du haſt mich in deiner Todesſtunde belogen; das iſt dein Sohn nicht!“

„Muß ich eine ſolche entwürdigende Behandlung

am Bord meines eignen Schiffes dulden?“ murmelte Ralph vor ſich hin.

„Handle erſt wie ein Edelmann, dann mache Anſpruch auf die Ehre, die dir als ein ſolcher gebührt!“ fuhr Erick Banner, immer zorniger werdend, fort. „Du haſt mit dem furchtbaren Geſtändniß, das du in dieſer Stunde gethan, jedes Band der Liebe und Freundſchaft zwiſchen uns zerriſſen; es wird niemals mehr Frieden werden zwiſchen mir und dir!“

„Und ihr gießt dieſen Schimpf über mich aus,“ fragte Ralph tückiſch, „ohne zu bedenken, daß ihr auf hohem Meere und in meiner Gewalt euch befindet?“

Marie blickte ihn bei dieſen Worten mit ſtummer Verachtung an, Erick Banner aber rief: „Lege dir keinen Zwang auf! Thue, was dein böſer Dämon dir eingibt, du ſollſt mich gerüſtet finden, mit dir in den Streit zu gehen. Und jetzt, Antwort! Wo haſt du jenes unglückſelige Opfer, das deine Bosheit ſo tief erniedrigte? Gott, du biſt mein Zeuge, nie hätte ich gedacht, daß Unmenſchlichkeit o weit vom Pfade des Rechts hätte abirren können. Ich bin ein Edelmann, der feſt auf die Würde

ſeines Stammbaums hält, und die Hand ſeiner hochgebornen Tochter nicht in die eines Dieners legen wollte, aber ich ehrte und liebte ihn um ſeines hohen Geiſtes, um ſeines edlen Herzens willen, das ihm zwar deinen kleinen Haß, aber die Achtung der ganzen Welt erworben hat.“

„Ihr hegt eine große Meinung von einem Kerl, der in der Liſte meiner Matroſen als der unterſte ſteht!“ bemerkte Ralph höhniſch.

„Mißbrauche die Gewalt, die dir verliehen iſt!“ ſprach Erick Banner mit ſtolzer Ruhe. „Gott iſt gerecht, er wird dich finden. Antworte mir jetzt! Wo iſt Oskar? Wo hältſt du ihn verwahrt? Ich will ihn ſehen! Ihn ſprechen! Antwort, wo haſt Du ihn?“

Ralph ſchwieg, aber auf dem Cajütsgange wurde es laut und Oskar ſtürzte herein, gefolgt von Meiſter Hartwig, der durch Geberden andeutete, daß er ihn nicht zurückzuhalten vermocht hätte. Oskar flog dem Edelmanne entgegen, umklammerte ſeine Kniee und rief mit überſtrömenden Augen: „Hier bin ich, Herr Erick Banner! Hier zu Ihren Füßen! Ich hörte Ihre Stimme und keine Gewalt der Erde

hätte mich zurückhalten ſollen. Sind Sie gekommen, um mich aus der Hölle, worin ich ſchmachte, zu erlöſen und mich der Menſchheit zurückzugeben? O, was habe ich erdulden müſſen, ſeit wir uns nicht geſehen haben.“

Marie war aufgeſtanden; ſie ſchwankte dem Vater entgegen, und lehnte ſich auf ſeine Schulter mit großem Liebesſchmerz auf den Geliebten blickend, indem Erick Banner ihm die Hand reichte, und ihn aufrichtete: „Sprich nicht, mein Sohn! Der Gram, der aus deinen matten Zügen ſchaut, der Schmerz, der aus deinen hohlen Augen leuchtet, ſagen mehr, als die beredteſte Zunge es vermag, was du gelitten haſt. Aber ich will gutmachen, was jener Böſewicht, den ich für immer aus meinem Herzen verbannt habe, an dir gefrevelt. Ich erkenne dich als meinen Sohn an: Oskar Banner, komm an das Herz deines Vaters! Marie, umarme deinen Bruder!“

Lautſchluchzend ſank Marie an Oskar's Herz; die Liebenden hielten ſich nach ſo langer Trennung, nach ſo vielen herben Prüfungen feſt umſchlungen, und vergaßen die trüben Schmerzen der Vergangenheit.

Ralph überſchritt alle Grenzen der Mäßigung;

die Eiferſucht machte ihn blind und mit Zähneknirſchen rief er aus:

„Herr Erick Banner, wenn Ihr Euch ſo lebhaft gedrungen fühlt, Eure ſchöne Tochter, meinem verachtetſten Matroſen in die Arme zu werfen, ſo bitte ich, daß das an einem andern Orte geſchehe, als in meiner Cajüte.“

„Bube!“ entgegnete Banner, „für dieſe Beleidigung wirſt du mir die Genugthuung geben, die ich von dir zu fordern berechtigt bin. Komm meine Tochter, laß uns die Nähe dieſes Wüthrichs fliehen, in deſſen Hände uns die Vorſicht jetzt gegeben hat. Wir wollen uns eine Zuflucht in dem entlegenſten Winkel dieſes Schiffes ſuchen und dort auf den Augenblick harren, der uns der Küſte zuführt, dann, Herr Ralph Oreſund, dann Gerechtigkeit!“

Erick Banner verließ, Marie geleitend, die Cajüte, gefolgt von Hartwig, der ſich erbot ihm einen erträglichen Aufenthaltsort anzuweiſen. Oskar wollte ihnen folgen, aber der Befehl des Capitain's hielt ihn zurück.

„Was wollt ihr?“ fragte Oskar kurz.

„Du wirſt jener Dame dort nicht folgen! Wirſt

keine Blicke, keine Worte mit ihr wechseln! Sie iſt für dich unſichtbar, und wenn ſie dich anredet, gehſt du an ihr vorüber, als ob du ihre Stimme nicht vernommen hätteſt; nur wenn du dieſer Weiſung gehorſam biſt, kannſt du neuen, ſchrecklichern Mißhandlungen entgehen.“

Oskar lachte laut auf: „wenn ich jetzt den Verluſt eures Verſtandes proklamirte, hätte ich dazu größere Urſache, als ihr einſt in einem ähnlichen Falle. Ich ſoll Vater und Schweſter verleugnen? Habt ihr keine beſſere Meinung von dem Sohne Erick Banner's?“

„O, über den neugebacknen Edelmann!“ ſprach Ralph höhniſch. „Da darf wohl unſer eins ſich kaum unterſtehen, das Wort zu nehmen? Aber es iſt noch ein weiter Weg von hier bis zur rothen Tanne und bis dahin werde ich den Hochmuthsteufel noch aus dir heraustreiben.“

„Hört mich ruhig an, Herr Capitain Ralph,“ ſprach Oskar. „Ihr habt mein und das Lebensglück jener guten Menſchen unrettbar zerſtört; für dieſe Sünde wird euch der ſtrenge, gerechte Richter dort oben einſt zur Rechenſchaft ziehen. An eurer Hand ſoll Marie ihr zartes Leben nicht vertrauern,

den Triumph werdet ihr nie erleben; es iſt mein Troſt, daß ihr ihn ſelbſt verſcherzt habt. Aber auch ich werde dieſen Engel nie zum Altar führen. Könnte Marien's unendliche Liebe, könnte Erick Banner's hochherzige Großmuth auch das Vergangene vergeſſen, ich könnte es nicht, ich würde ſtets des erduldeten Schimpfes gedenken, und zuſammenſchaudern, wenn ich bedächte, daß ſie durch ihr Bündniß mit mir, deſſelben theilhaftig wäre. Mir bleibt alſo nichts übrig, als mit euch abzurechnen, und dies kann nur mit den Waffen in der Hand geſchehen."

Mit der größten Ueberwindung hatte Ralph ſeinen Gegner ausreden laſſen, jetzt ſchrie er mit wildem Lachen auf: „So iſt's recht! Blut iſt die Loſung! Wenn du hingeſtreckt von meiner Hand, ſterbend zu meinen Füßen lieg'ſt, dann iſt mir wieder wohl!"

„So mögt ihr denn geneſen, ſobald wir das Land betreten; ich werde keinen Augenblick auf mich warten laſſen!" ſprach Oskar und wollte gehen.

Ralph vertrat ihm den Weg: „Halt! Wohin? Ihr wollt euch ſchlagen? Wohlan! Aber jetzt gleich!" Er riß zwei geladene Piſtolen von der Wand und

hielt ſie ihm hin: „Da! Wählt! Und zielt gut, ſonſt ſeid ihr verloren!“

„Ralph! Sammelt Eure Sinne! Ihr ſeid der Commandant dieſes Schiffes!“

„Antworte nicht! Handelt! Wählt, oder ich ſchieße euch nieder!“

„Nun denn, ich wollt es ſelbſt, habt euren Willen! Rüſtet euch mit aller Stärke die euch zu Gebote ſteht: jetzt kommt der Moment meiner Rache! Ich will vergelten, was ihr an mir gethan habt! Daran denkt, wenn euer Blut ſich abgekühlt hat!“

Ralph hörte nicht auf das, was Oskar ſagte. Dieſer kniete nieder und betete ſtill, dann ſtand er auf und ſprach mit feierlichem Ernſte: „Ich habe meine Seele Gott befohlen und von Marien Abſchied genommen, jetzt bin ich fertig zur letzten Reiſe! Schieße jetzt, Wüthrich und triff!“

„Ich werde treffen! — Wenn ich drei zähle, drücke ab und ſieh, was du vermagſt, ich werde dich nicht verfehlen.“

Ralph zählte: „Eins!“

Die beiden Kämpfer traten einander gegenüber.

„Zwei!“

Man ſchlug auf einander an.

„Drei!“

„Ralph's Piſtol krachte und die Kugel fuhr in Oskar's Bruſt. Dieſer ſchwankte und warf ſein Piſtol unabgeſchoſſen zu einem der aufſtehenden Cajütsfenſter hinaus.

„Was iſt das?“ rief Ralph entſetzt.

„So wollte ich's! Du haſt mich getödtet, und du bliebſt am Leben!“ ſprach Oskar und ſank zu Boden.

Ralph ſtand wie vernichtet.

Der Schuß hatte Alles, was am Bord war, zuſammengerufen; voran Erick Banner mit Marien und dem Bootsmann. Die Unglückliche ſank lautjammernd bei dem zum Tode Verwundeten nieder, während der Bootsmann eilte, ihm hilfreich beizuſpringen.

„Allmächtiger Gott!“ ſchrie Erick Banner laut auf. „Nur eine Waffe liegt am Boden! Der Sohn Olaf Dereſund's iſt ein Meuchelmörder!“

Ralph widerſprach nicht.

Der Weltfreden, der ſo viele furchtbare Scenen geſchaut hatte, vollendete ſeinen Lauf. Er ſegelte die Elbe an und von der Fluth und einem friſchen Nordweſt getrieben, flog er ſtromaufwärts. —

Das Schiff ſchoß um die Schulau'er Ecke und befand ſich bald in der Nähe des kleinen Hain's. Das Dach von Ralph's väterlicher Wohnung ragte zwiſchen den Bäumen hervor; der Capitain zitterte.

Die Fluth hatte aufgehört und der Wind ließ nach; der Lootſe befahl, den Anker auszuwerfen. Vergebens bemühte ſich Ralph, es zu verhindern, der Anker fuhr in die Tiefe hinab.

In dieſem Augenblick brachte man Oskar auf's Verdeck; bis zu dieſer Stunde hatte der Tod ihn noch verſchont, jetzt ſtand ſeine Auflöſung bevor. Er hatte begehrt im Freien zu ſterben. Still weinend ſtanden Braut und Vater ihm zur Seite.

Als Oskar das Auge über die Küſte hingleiten ließ, und das Haus erblickte, wo er eine ſchuldloſe Jugend verträumte, gewann er für einen Moment Leben und eine leichte Röthe deckte ſein Geſicht. Aber zugleich erblickte er Ralph, deutete auf dieſen und auf das Haus am Strande, dann ſank er zurück und ſchloß ſeine Augen für immer.

„Amen! Amen!" ſprach Meiſter Hartwig tiefgerührt, „er lebte und ſtarb als ein rechtſchaffener Seemann."

„Ich folge dir bald!“ ſchluchzte Marie.

„Mein Kind, mein armes Kind!“ ſprach tief-erſchüttert Erick Banner. „Das alles iſt das Werk jenes Teufels!“

Ralph konnte den ſtrafenden Blick des Alten nicht ertragen, er verſchloß ſich in ſeiner Cajüte.

Marie erfüllte ihr Gelübde bald und ſie ruht mit Oskar vereint auf dem Kirchhofe „ad Sanctum Jacobum“ in Hamburg. Der alte greiſe Vater hat ſie nicht lange überlebt.

Ralph iſt nach Amerika geganzen. Seine ferneren Schickſale gehören einer beſondern Mittheilung an.

Das Brautſchiff.

Zu Hamburg, im Cremon, ſtand das alterthümlich gebaute Haus des reichen Handelsherrn Andreas Martin Averdick. Die Firma deſſelben war in der kaufmänniſchen Welt weit berühmt; ſeine Geſchäfte zeugten alle ohne Ausnahme von einem höchſt ſoliden Charakter; ſeine Wechſel, zu welchem Betrage ſie auch gezeichnet ſein mochten, galten bei jedem Geſchäftsmanne für baares Geld; ſeine Schiffe ſchwammen auf allen Meeren; ſein bloßes Wort galt für ein unantaſtbares Heiligthum und ſein Credit war unermeßlich.

Die äußere Erſcheinung des reichen Kaufherrn war nicht von großer Wirkung: Er war klein von Figur, etwas corpulent, liebte dunkle Farben in ſeinem Anzuge und trug ſich ſehr einfach. Nichts Aeußerliches verrieth den Feuergeiſt, der in ihm wohnte, und ihn zu dem erſten Börſenherrn ſeiner Zeit machte; nur ſein Geſicht wies ſehr ſcharf aus-

geprägte Züge, und ſein dunkles Auge ſprühte manchmal ein Feuer, das auf den Vulkan deutete, der hier unbemerkt, wie unter der Aſche fortglimmte.

Der reiche Handelsherr hatte für nichts in der Welt Sinn, außer für ſein Comptoir; ſo glaubten wenigſtens Alle, die mit ihm in oberflächliche Berührung kamen und in Verbindungen mit ihm ſtanden, die eben nicht über den Bezirk des Comptoirs hinausreichten. Und in der That konnte man auch keine andere Meinung von ihm faſſen. Zwar ſtand er Keinem ſeines Gleichen nach, wenn es galt, im Aeußern, durch Feſte oder Prunkgelage ſeinen Reichthum zu zeigen, ja er überbot ſie wohl gar. Sein Haus, ihm ſchon von dem Großvater überkommen, war von außen unſcheinbar, ja faſt vernachläſſigt; die große eichene, mit Eiſen beſchlagene Thür führte auf eine ſehr große, aber finſtere Diehle, die mit Waarenvorräthen aller Art ſo bedeckt war, daß man ſich erſt einen Weg bahnen mußte, um in das Comptoir zu gelangen, das an dem äußerſten Ende derſelben lag. Dagegen herrſchte in den obern Stockwerken eine fürſtliche Pracht, und man wußte nicht, ob man die Koſtbarkeit des Mobiliars oder den Reich-

thum des goldenen und silbernen Geschirrs am meisten bewundern sollte. Nach der herrschenden Sitte hatte er vor dem Dammthor, in der reizenden Gegend des Bassins der Außen-Alster, eine mit gleichem Luxus eingerichtete Sommerwohnung; obgleich er fast nur zu Fuß ging, hatte er doch, für außergewöhnliche Fälle, in seinem Stalle die schönsten Pferde und Wagen; und im untersten Gewölbe seines Hauses befand sich ein Weinlager, das den kostbarsten an die Seite gestellt werden konnte. Er gab seine glänzenden Mahlzeiten, sowohl in der Stadt, als auf seiner Sommerwohnung, wie es die Sitte des Landes erheischte; er gestattete den Zutritt zu seinem Hause Jedem, der durch seine Verhältnisse oder durch beachtenswerthe Empfehlungen dazu berechtigt war, auf die liberalste Weise; er gab, wenn von Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen die Rede war, mehr als mancher Andere; kurz, er repräsentirte in jeder Hinsicht einen vollkommenen Gentleman.

Aber er repräsentirte ihn nur; denn er war bei allen diesen Ereignissen nicht mit dem Herzen. Man sah es ihm an, daß er allen Aufwand nur darum machte, weil er ihn zur Aufrechthaltung seines Credits für nöthig

hielt. Unter dieſen Umſtänden kam es nun bald dahin, daß Herr Averdick insgeheim für einen herz- und gefühlloſen Geldmenſchen galt, den man um ſeines Reichthums und um ſeiner Rechtlichkeit willen achten müſſe, mit dem man aber außerdem nicht im Geringſten ſympathiſiren könne.

Aber ſo ſtolz der hier geſchilderte Kaufherr auch in der That ſein mochte, ſo war doch eine Stelle in ſeinem Herzen, die voll friſcher Lebenshoffnung glühte; es war die Liebe, welche er für ſeine Tochter Erneſtine fühlte, die die einzige Frucht einer überaus glücklichen, aber kurzen Ehe war. Hier iſt nicht die gewöhnliche, weder kalte noch warme Liebe gemeint, die oft zwiſchen Blutsverwandten zu herrſchen pflegt: es war ein mächtiges, geiſtiges Gefühl, das ihn zu der zarten Geſtalt hinzog, die, achtzehn Jahr alt, von der gütigen Natur mit jedem Reiz des Körpers und der Seele geſchmückt war. Nur eine Leidenſchaft kämpfte noch in der Seele des Vaters mit der Liebe zu dem liebenswerthen Kinde, und errang nicht ſelten den Sieg; dieß war ſein kaufmänniſcher Stolz. Es war vorauszuſehen, daß eine dieſer Leidenſchaften unterdrückt werden müßte, und

welche von beiden es auch ſein möchte, ſo beherrſchte ſie die Seele des Kaufherrn ſo mächtig, daß ihr unfreiwilliges Erlöſchen nicht ohne den verderblichſten Einfluß bleiben konnte.

Dieß der Hintergrund, auf welchem ſich Vater Burkhardts Erzählung abſpiegelt.

An einem ſchönen Sonntag Morgen, eine Stunde vor dem Beginne der Predigt, die Herr Averdick, nach einer löblich frommen Sitte des Hauſes, nie zu verſäumen pflegte, erſchien Frau Marthe, die Schließerin des Hauſes, in ſeinem Arbeitszimmer, das unmittelbar an dem Comptoir lag.

Der Kaufherr fuhr bei ihrem Eintritte auf, und ſah ſie einen Augenblick befremdet an: „Was iſt das? Woher kommt Sie allein? Wo iſt Erneſtine?“

Frau Marthe räuſperte ſich und ſagte dann mit einiger Verlegenheit: „Mamſell Erneſtine iſt noch nicht zu Hauſe, aber ſchon auf dem Wege hierher, und ich wollte Ihnen nur ſagen, daß ſie nicht lange mehr bleiben wird.“

„Hollah!“ rief der Alte und ſprang von ſeinem Sitze auf. „Hier ſind Lügen im Spiel, hier gehen Winkelzüge vor! Wo kann meine Tochter ſein, wenn

ſie nicht im Hauſe iſt? Und wie konnte und durfte Sie ſich unterſtehen, ihr von der Seite zu gehen? Antworte Sie! Rede Sie! Rede Sie gleich, oder ...“

„Ach, guter Gott!“ ſchrie die Wirthſchafterin, „wie vermag ich denn nur ein Wort hervorzubringen, wenn Sie gleich ſo auffahren und mich mit harten Redensarten einſchüchtern? Ich armes Lamm habe ja nichts verbrochen; und es hat Keiner etwas verſchuldet, als der junge Herr Sander, der nicht glauben wollte, daß man mit Wind und Wellen nicht ſpaſſen müſſe.“

„Was faſelt Sie da von Wind und Wellen?“ unterbrach der Kaufmann die Redſelige, „und wie kommt der junge Sander in die Geſellſchaft meiner Tochter? Antwort will ich! Runde, nette Antwort! Gleich! Augenblicklich!“

„Ich will ja reden, lieber beſter Herr!“ ſchluchzte Frau Marthe, „werden Sie doch nur nicht gleich ſo heftig. Wir fuhren ehegeſtern, die Mamſell und ich, ganz expreß mit Ihrer Erlaubniß, nach Nienſtädten nach Herrn Roſen's Garten, wo es uns denn auch ganz wohl gegangen iſt bis geſtern Abend. Es war nämlich der junge Herr Sander, der auf

Ihrem Comptoir arbeitet, nach der Börse hinausgekommen, und beredete die Gesellschaft, eine Wasserfahrt auf der Elbe zu machen, da er das Schifferhandwerk von seinem seligen Vater her gut verstehen soll. Wir geben also Alle unsern Consens und Mamsell Ernestine auch; aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Herr Sander bloß rudern und keine Segel aufspannen soll.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ rief der Alte, bleich vor Schrecken, „meine Tochter hat sich der Leitung eines unvorsichtigen Buben anvertraut, und ist zu Grunde gegangen! Sie ist todt, das gute liebe sanfte Geschöpf!“

„Ach nein, ach nein, lieber Herr!“ rief Frau Marthe. „Würden Sie dann wohl mich hier sehen? Niemals hätte ich eine solche Botschaft zu überbringen vermocht. Ihre Tochter lebt!“

„Nun denn,“ sprach Vater Averdick mit einem tiefen Athemzuge. „Bringe Sie es zu Ende.“

„Ich bin gleich fertig,“ fuhr die Alte fort. „Wir fuhren fröhlich ab, und die jungen Leute lachten und scherzten mit einander. Da erblickte der junge Sander plötzlich eine Brigg, die unterhalb des Blan-

keneſer Sandes vor Anker liegt. Er erkennt ſie für Ihre „Alma,“ die bereits vor mehreren Tagen von Malaga erwartet wurde. Nun iſt kein Haltens mehr. Er will die Geſellſchaft an Bord bringen, und der Schiffsmannſchaft die Tochter ihres Rheders zeigen, und da ſich in dieſem Augenblick ein friſcher Wind erhebt, zieht er, trotz unſeren Bitten, das Segel auf, und das Boot fliegt mit großer Schnelligkeit dahin. Anfangs ging Alles gut; aber als wir in die Nähe des Schiffes kamen, mochte die Aufmerkſamkeit unſers Steuermanns doch wohl etwas nachlaſſen; denn man rief uns bereits von dem Schiffe zu, auf unſerer Hut zu ſein. Hierdurch außer Faſſung gebracht, noch mehr aber durch unſer Geſchrei erſchreckt, machte er muthmaßlich eine falſche Wendung: denn unſer Boot berührte das Ankertau der Brigg und ſchlug um.“

Vater Averdick vermochte kaum ſich auf den Füßen zu erhalten. „Und Erneſtine?“ ſtammelte er.

Frau Marthe fuhr fort: „Was nun mit uns vorging, weiß ich nicht. Als ich wieder zur Beſinnung kam, befand ich mich in der Cajüte der Brigg, und in der Nähe von Erneſtinen, die in derſelben Minute

die Augen aufſchlug. Auch die andern Mitglieder der Geſellſchaft waren geborgen, und keine von den Damen hatte Schaden gelitten. Der Capitain ſchickte ſogleich an's Land, damit Roſen's uns mit trockenen Kleidern verſehen möchten, und wir haben uns darauf wieder vom Schiffe entfernt. Erneſtine war von dem Schreck etwas angegriffen, und ich beſtand deshalb darauf, daß ſie etwas länger ruhen ſollte. Ich aber bin vorausgeeilt, um Ihnen Alles zu ſagen, ehe Sie von dem Vorfalle durch fremde Leute Nachricht erhielten.

„Gelobt ſei Gott!“ rief Vater Averdick mit einem dankbaren Blick zum Himmel. „Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wäre mir Erneſtine geſtorben. Aber den Sander thue ich augenblicklich von meinem Comptoir, und eine Strafpredigt will ich ihm halten . . .“

„Ach lieber Herr,“ unterbrach ihn Frau Marthe haſtig. „Sie werden dem allmächtigen Gott nicht mehr vorgreifen; Sander hat für ſeine Thorheit ſchwer büßen müſſen; er war der Einzige, der ſein Leben ließ.“

„Sander todt!“ rief der Kaufmann erſchüttert; er ſtand eine Zeit lang ſprachlos; der Umſtand, daß ein Menſch, dem er eine empfindliche Strafe zugedacht

hatte, in demſelben Augenblick bereits vor einem höhern Richter erſchienen war, raubte ihm alle Faſſung.

In dieſem Augenblick ſtürzte eine ältliche Frau in das Zimmer; die Thränen rannen ihr unaufhaltſam aus den Augen; ihr Geſicht war abgehärmt; ein unendlicher Schmerz ſprach aus ihrer ganzen Haltung. Es war die hülfloſe Wittwe des Everführers Sander, die bereits Nachricht von dem Tode ihres Sohnes erhalten hatte.

„Erbarme ſich Gott meiner und meiner unmündigen Kinder!“ ſchluchzte ſie. „Ich habe erſt meinen Mann und nun den Sohn verloren, durch den wir unſer Leben friſteten. Und wenn ich auch ohne ihn in Ueberfluß lebte, ich könnte mich doch nicht zufrieden geben. Es war ein gar zu gutes Kind, und es ſtößt mir das Herz ab, wenn ich bedenke, daß er ſo früh hat dahin müſſen.“

Averdick, noch erzürnt über die Tollkühnheit des jungen Mannes, entgegnete rauh: „Der Sander iſt ſelbſt ſchuld an ſeinem Tode; es fehlte nicht viel und ein noch weit unabſehbareres Unglück wäre geſchehen, es wäre Trauer in viele Familien gekommen!“ Als er aber in das tiefbekümmerte Antlitz der Mutter ſah,

die vor dieſem Empfange betreten zurückwich, ſagte er ſanft: „Was will Sie? Ich kann Ihr den Sohn nicht wiedergeben! Bete Sie zu Gott um Troſt in Ihrem Schmerz. Um die Beerdigungskoſten ſei Sie ohne Sorgen, und den Gehalt Ihres Sohnes ſoll Sie von dem heutigen Tage ab als Penſion beziehen, ſo lange bis Ihre übrigen Kinder groß ſind und Sie ernähren können. Gehe Sie jetzt; ich will Ihrer nicht vergeſſen, meine Erneſtine wird es auch nicht! — Gehe Sie!“

Die tiefgebeugte, wirkſam getröſtete, aber nicht vom Seelenſchmerz befreite Mutter, verließ unter einem Sturm wechſelnder Gefühle das Zimmer, während der Kaufmann fortfuhr: „Und Sie geht auch zur Ruhe, Sie pflegt ſich und läßt ſich nichts abgehen. Ich will nicht, daß irgend Jemand in meinem Hauſe Entbehrungen tragen ſoll, am wenigſten eine ſolche Perſon, die mir ſo treu dient, wie Sie. Ich ſelbſt will hinaus zu Roſen's. Zur Kirche mag ich jetzt nicht, die Andacht iſt hin! Meinen Wagen! — Adieu Frau Marthe! Trinke Sie ein Glas ſtärkenden Wein und lege Sie ſich zu Bett.“ —

Averdick fand ſeine Tochter, wenn auch noch etwas angegriffen, doch vollkommen wohl; die leichte Fiebergluth, die ihre Wangen röthete, machte ſie nur noch liebenswürdiger. Der Vater ſaß da im Anſchauen ſeines Kindes verſunken, er hielt ihre Hand, fühlte mit allen Zeichen der Angſt ihren Puls, nannte ſie mit den ſüßeſten Namen und ließ ſich von der Familie Roſen die näheren Details dieſes unglücklichen Ereigniſſes erzählen.

Der Hergang der Sache war, wie Frau Marthe berichtete: Man hatte dem Führer des Bootes zugerufen, einer heranlavirenden Elbjolle auszuweichen. Dieß habe er zwar gethan, aber er ſei zu weit aus der Bahn gegangen, und ſein leichtes Boot auf das vorſtehende Ankertau der Brigg getrieben und gekentert. Uebrigens fügte man hinzu, daß der Steuermann jener Brigg ſich um die Rettung der verunglückten Perſonen ſehr verdient machte, und daß ſie nur ſeiner Geiſtesgegenwart, ſeiner Entſchloſſenheit, ſeinen vortrefflichen Anordnungen ihr Leben zu danken hätten.

Der Capitain jener Brigg, der noch, von widrigem Oſtwinde aufgehalten, die Stadt nicht hatte erreichen können, und ſeinen alten Ankerplatz inne hatte, war

von der Anweſenheit ſeines Chefs benachrichtigt worden, und beeilte ſich, ihn am Lande aufzuſuchen. Er begrüßte ſeinen Herrn nach der treuherzigen Weiſe eines alten Seemannes, ſtattete in der Kürze ſeinen Bericht über die glücklich vollendete Reiſe ab, und ſagte dann mit überwallendem Herzen: „Gottes Segen über Sie und Ihr Haus! Daß es aber jetzt nicht in die tiefſte Trauer verſenkt iſt, das verdanken Sie einzig und allein meinem Steuermann Robert, der mit Gefahr ſeines eigenen Lebens das Leben Ihres Kindes erhalten hat.“

„Ich werde daran denken, Capitain!“ ſprach der Kaufmann mit einem Tone, der bezeugte, daß er ſeiner Würde nichts vergeben wollte. Wenn das Schiff wohlbehalten an die Rhede gekommen iſt, ſchickt mir den jungen Mann einmal in's Haus. Woher iſt er gebürtig?“

„Aus Hamburg!“ entgegnete der Capitain!“

„So? Alſo ein Landskind? Hm! Ich kenne das Haus Robert nicht!“ ſagte der Kaufmann.

„Das glaube ich wohl!“ ſprach der Capitain. „Er iſt der Sohn eines armen Segelmachers, der es nie zum eigenen Geſchäfte hat bringen können,

und andere Leute reich machen half, während er ſelbſt darben mußte. Doch hat er für ſeinen Sohn Alles gethan, was in ſeinen Kräften ſtand, und der Segen des Herrn war mit ihm; denn der Robert iſt ein Seemann geworden, der das Herz und den Kopf auf dem rechten Fleck hat.“

„So, ſo!“ ſprach der Kaufmann, „nun, es gibt in jedem Stande brave und rechtliche Leute, alſo auch unter den Segelmacher-Geſellen. Es bleibt dabei, Ihr ſchickt den jungen Mann gelegentlich zu mir. Adieu, Capitain, ich will meine Tochter ſelbſt nach Hamburg zurückbringen und für die Zukunft werde ich mir alle Waſſerparthieen verbitten, bei denen ich nicht gegenwärtig bin.“

Einige Tage ſpäter ſaß Herr Averdick in ſeinem Arbeitszimmer und war mit dem Durchleſen eines Briefes beſchäftigt, der ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Ganz gegen alle Gewohnheit ſtand er von ſeinem Sitze auf und nahm ſeinen Weg nach dem Zimmer ſeiner Tochter, — ein außergewöhnliches Ereigniß, was den jungen Leuten im anſtoßen-

den Comptoir, die dieſe Bewegung ihres Prinzipals ſogleich bemerkten, zu den verſchiedenſten Muthmaßungen Stoff gab.

Erneſtine ſchrak leicht zuſammen, als ſie den Vater zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde in ihr Zimmer treten ſah; dann legte ſie ihre Handarbeit weg, und ſah ihn fragend an.

„Mein Kind!“ ſprach der Vater mit all der Liebe und Güte im Ton, die ihm, ſeiner Erneſtine gegenüber, ſtets zu Gebot ſtand; „ich bringe dir eine, wie ich hoffe, angenehme Nachricht. Da iſt ein Brief aus Bremen.“

Ein leichtes Roth deckte das Geſicht des Mädchens für einige Augenblicke; dann trat die frühere Bläſſe wieder ein. „Und dieſer Brief aus Bremen?“ fragte ſie mit anſcheinender Gleichgültigkeit, während ihr Herz doch hörbar klopfte.

„Wie, Erneſtine?“ fragte der Vater ernſt, „du ſollteſt in der That nicht wiſſen?“ Aber gleich darauf verzog ſich ſein Mund zum Lächeln und er fuhr mit freundlichem Spotte fort: „Du biſt alſo ganz wie alle übrigen Mädchen, die von gar nichts zu wiſſen ſcheinen, wenn auch der langerſehnte Bräutigam

bereits mit Extrapoſtpferden vor der Thüre hält? Der junge Siegfried Möller, der dir vor Jahr und Tag ſo wohl gefiel, gegen deſſen Bewerbung du nichts hatteſt, deſſen Antrag du nicht zurückgewieſen, ſondern mir zur Beantwortung überlaſſen haſt; derſelbe junge Mann, der den Kopf auf dem rechten Fleck und das erſte Geſchäft in Bremen hat, wird hier ſein, und dich als ſein Weib mit hinwegführen.“

Erneſtine wechſelte die Farbe; ſie mußte ſich Gewalt anthun, um nicht ohnmächtig hinzuſinken. „Vater!“ ſtammelte ſie, „ſo unvorbereitet, ſo unerwartet?“

„Weßhalb unerwartet?“ fragte der Vater. „Du haſt es ja gewußt. Und weßhalb unvorbereitet? Meinſt du, das Brautkleid und die übrige Ausſteuer würde nicht zur rechten Zeit fertig werden? Ich habe ſchon Alles beſorgt, und was noch fehlen ſollte, wird ja binnen kurzer Zeit für Geld zu haben ſein. Ich habe während meines ganzen Lebens nicht geknikkert, und ſollte jetzt den Geizhals ſpielen, da es die Ausſteuer meiner Tochter gilt? Der ſoll mir kommen, der das zu behaupten wagt!“

Die Ausſicht auf die baldige Heirath ſeiner Tochter

und den damit verbundenen Zuwachs an Glanz und Pracht ſeines ohnehin ſo mächtigen Hauſes, hatten den alten Herrn ſo verjüngt, daß er mit freudeſtrahlendem Geſicht im Zimmer auf und ab ging und ſich vergnügt die Hände rieb. Erneſtine, welche die Aufregung ihres Vaters ſah, hätte ihm, den ſie trotz der unbegränzten Liebe zu ihr faſt knechtiſch fürchtete, um keinen Preis, die Empfindungen ihres Herzens offenbaren können, und um der peinlichen Scene, während der ſie alle Seelenmarter duldete, eine andere Wendung zu geben, fragte ſie den Vater: ob Herr Siegfried Möller während ſeines Aufenthaltes in Hamburg bei ihnen logiren werde?

„Ei freilich, mein Kind!“ ſprach der Alte lebhaft. „Wo ſoll denn der Schwiegerſohn anders logiren als bei'm Schwiegervater? Was du doch mitunter für kurioſe Fragen thuſt! Ich ſoll ihn wohl nach Kayſer's Hof oder nach der Obergeſellſchaft wandern heißen, nicht wahr? Nun, ich hoffe, er wird ſich nicht über die Aufnahme, die er hier findet, zu beklagen haben; meine Erneſtine iſt eine viel zu ſorgſame Hausfrau.“

Erneſtine ſah den Vater mit einem wehmüthigen

Lächeln an, und dieß Lächeln ſetzte den ohnehin ſchon erregten Mann in die fröhlichſte Stimmung; er küßte ſeine Tochter, nannte ſie mit den ſüßeſten Namen, und ging dann in ſein Comptoir zurück, ohne ſeine roſige Laune auf der Schwelle deſſelben zurückzulaſſen. Dem grämlichem Caſſirer, der ſich ihm nahte, lachte er entgegen, ſo daß dieſer erſchrocken vor dem Unerhörten zurückwich, er lobte einen jungen, ſonſt nicht ganz fleißigen Mann, der ihm eine eben vollendete Arbeit vorlegte, mit unverkennbarem Wohlwollen, ſchenkte einem Andern, der eine offene Bittſchrift auf den Platz des Prinzipals gelegt hatte, eine Summe Geldes, die dieſer zur Abtragung einiger Schulden nur als Vorſchuß erbat, und erregte durch dieſe außergewöhnliche Handlungsweiſe in dem ſtillen Comptoir eine Aufregung, wie ſie dort ſeit Jahren nicht ſtattgefunden hatte.

Erneſtine aber ſah ſich kaum allein, als ſie in einen Strom von Thränen ausbrach und vom Schmerz überwältigt in einen Lehnſeſſel ſank. Frau Marthe, die in dieſem Augenblick in die Stube trat, eilte erſchrocken herbei und rief: „Um Gottes willen, mein liebes, herziges Kind, was iſt dir?“

„Mein Leben iſt von nun an von jedem Glück entblößt!“ ſprach Erneſtine. „Nur im Grabe iſt Hoffnung für mich, und es iſt mein heißes Gebet zu Gott, daß er mich bald durch einen ſanften Tod von von der Qual, die ich dulde, erlöſen wolle.“

„Gott bewahre dich vor der Erfüllung dieſes Wunſches, mein Kind!“ ſprach Frau Marthe erſchreckt. „Wie kann ein kleines Ungemach dich ſo beugen? denn etwas Großes iſt dir doch nicht geſchehen? Oder iſt es? Iſt vielleicht dein Bräutigam, Herr Siegfried Möller, geſtorben, oder iſt er dir gar untreu geworden? Das wäre freilich etwas, das das Herz eines ſanften, ſchönen und reichen Mädchens brechen könnte. Ich beſchwöre dich, mein Herzenskind, rede!“

Aber Erneſtine redete nicht; ſie vernahm die Stimme ihrer alten Wärterin nicht mehr; eine tiefe Ohnmacht hielt ſie umfangen und die geängſtigte Marthe wandte Alles an, um die Beſinnungsloſe wieder in's Leben zurückzurufen.

Einige Tage ſpäter, — die freudige Aufwallung des Herrn Averdick war in deſſen Comptoir durch

andere Ereigniſſe längſt in den Hintergrund gedrängt worden, — ſaß der Kaufherr auf ſeinem gewohnten Platze, als ſich ihm ein Mann nahte, der eine faſt ehrerbietige Verbeugung machte, und nicht eher den Mund öffnete, als bis er dazu aufgefordert ward.

Der Kaufmann ließ den Fremden einige Minuten ſtehen, dann nickte er ihm zu und ſprach: „Nun? Soll ich eine gute Botſchaft hören? Ihr, Schiffsbaumeiſter, wißt ſonſt nichts als Geld und wieder Geld. Wollt Ihr auch Geld, Herr Frank, oder habt Ihr eine andere Nachricht?“

„Nun,“ meinte Herr Frank, mit einem pfiffigen Lächeln, „das Geld iſt ſonſt eine gute Sache, wenn man nur recht viel hat. Auch will ich es nicht verſchwören, dergleichen von Ihnen zu fordern, und hoffe recht viel zu erhalten; aber für dieſen Augenblick hätte ich doch eine Mittheilung anderer Art zu machen. Da iſt Ihr neuer, großer Dreimaſter, der Siegfried“ — —

„Ich habe das Schiff ſo nennen laſſen, weil mein künftiger Schwiegerſohn dieſen Vornamen führt!“ ſagte der Kaufmann. „Nun, was iſt mit dem Dreimaſter?“

„Er iſt fertig!“ anntwortete der Baumeiſter. „Geſtern Abend haben wir den letzten Nagel eingeſchlagen. Das Schiff lacht einem Jeden entgegen, daß es eine Luſt und Freude iſt; und ich bin gekommen, um zu fragen, wann es vom Stapel gelaſſen werden ſoll?“

„Schon fertig?“ fragte der Kaufmann, „das iſt raſch gegangen! Ich bin ſehr zufrieden mit Euch. Ich hoffe doch, daß Ihr Euch nicht dabei übereilt habt?“

„Sämmtliche Schiffbaumeiſter der drei verbündeten Städte können es getroſt der ſchärfſten Prüfung unterwerfen!“ gab Herr Frank ſelbſtzufrieden zur Antwort. „Ich ſtehe für meine Arbeit.“

„Das iſt ja faſt zu raſch gegangen!“ fuhr ſelbſtzufrieden der Kaufmann fort. „Jetzt habe ich ein neues Schiff und noch nicht einmal einen Capitain dazu. Nun, der wird ſich wohl auch finden. Ich bin ſehr zufrieden, und will meinen Dank nicht bloß mit Worten abtragen.“ Er ſchrieb einige Zeilen auf einen Zettel und überreichte ihn dem Baumeiſter. „Gebt dieſen Bon meinem Caſſirer. Die Summe, die Ihr dafür empfangt, ſollt Ihr unter

die Leute vertheilen, die bei dem Bau des „Siegfried“ thätig geweſen, ſie ſollen ſich einen luſtigen Tag machen. Für Euere eigene Perſon werde ich ſelbſt ſpäter noch ſorgen. Das Ablaufen wollen wir auf morgen feſtſetzen. Um ſechs Uhr Nachmittags iſt hoch Waſſer. Ich werde mich einfinden; aber ohne alle Ceremonien; kein Menſch wird dazu eingeladen, wer ſich aber zufällig einfindet, anſtändig bewirthet. Guten Morgen, Herr Frank.“

Der Baumeiſter zog ſich zurück, und bald darauf nahm ein junger Mann ſeinen Platz ein. Das ganze Aeußere deſſelben bezeichnete den Seemann, ſein Anzug war fein und ſtand ihm ſehr wohl; die ganze Erſcheinung machte einen höchſt gefälligen Eindruck.

Der Kaufmann blickte den jungen Mann ſcharf an, betrachtete ihn von oben bis unten, und fragte dann ziemlich kurz: „Wer iſt Er?“

„Mein Name iſt Robert,“ entgegnete der junge Mann feſt. „Ich bin Steuermann Ihrer Brigg Alma.“

„So, ſo!“ murmelte der Kaufmann zwiſchen den Zähnen. „Und was will Er von mir?“

„Nichts!“ antwortete der junge Seemann etwas

empfindlich. „Aber mein Capitain ſagte mir, Sie wollten etwas von mir, und verlangte: ich ſollte Sie in Ihrem Hauſe aufſuchen. Ich bin auch ſchon zweimal hier geweſen und nicht vorgelaſſen worden.“

„Das lügt Er!“ fuhr der Kaufmann auf, „bei mir wird Jedermann vorgelaſſen, der mit mir zu ſprechen hat.“

„Ich lüge niemals!“ ſprach der junge Seemann mit erhöhter Stimme. „Der Menſch mit dem widerwärtigen Geſichte draußen vor der Thüre hat mich zweimal zurückgewieſen, und nur als ich heute ſagte, daß Sie durchaus verlangt hätten, mich zu ſprechen, weil mein Capitain dieß wiederholt von mir forderte, wurde ich mit vielem Brummen hereingelaſſen. Es war auch die höchſte Zeit; denn ich wäre gewiß und wahrhaftig nicht wieder gekommen.“

Der Kaufmann zog die Klingel und der Comptoirbote erſchien. „Es iſt ein für allemal Hausgeſetz,“ ſprach der Erſtere, „daß Jeder, ohne Anſehen der Perſon, der mit mir zu ſprechen hat, auf der Stelle vorgelaſſen werden ſoll; oder wenn dieß einmal für den Augenblick geradezu unmöglich iſt, gebeten wird, nach eigener Wahl ein wenig zu war-

ren, oder wieder zu kommen. Weßhalb iſt nun dieſer junge Mann zu wiederholten Malen abgewieſen worden?“

„Sie hatten viele Geſchäfte!“ ſtotterte der Comptoirdiener, „und ich wollte jeden überläſtigen Beſuch vermeiden; einem ſo jungen Menſchen kann es ja auf ein paar Gänge mehr oder weniger nicht ankommen.“

„Still!“ herrſchte der Kaufmann. „Was ſoll aus dem Geſchäfte werden, wenn nun ſchon die Comptoirdiener eine Meinung haben wollen? Herr Franz! Lohnen Sie den Unverſchämten auf der Stelle ab, und warnen Sie ihn, daß er ſich nicht wieder hier einzubürgern verſucht! Hinaus mit ihm!“

Der Comptoirdiener ging ſtillſchweigend, von dem bezeichneten Commis geleitet, hinaus, und der Kaufmann wendete ſich jetzt wieder an den jungen Seemann: „Steuermann Robert von der Brigg Alma! Ich weiß jetzt Alles! Ich war vorhin in Geſchäften vertieft und beſann mich nicht ſogleich. Gebe Er mir die Hand, ich danke Ihm herzlich für ſeine kühne, beſonnene That. Gebe Er mir Gelegenheit, Ihm nützlich zu ſein, Er ſoll ſich nicht vergebens an mich wenden.“

Ein Strahl der Freude überzog das Geſicht des jungen Seemanns: „Nun, das iſt doch ein Wort! Ich glaubte ſchon, Sie würden gar nicht mehr wiſſen, was geſchehen iſt. Nicht, daß ich glaubte, für meine Chriſtenpflicht einen beſondern Dank oder gar Lohn zu verdienen; aber es ſchmerzt tief, wenn wir Jemandem Gutes thun, und der Empfänger nimmt ſich nicht einmal die Mühe, uns ein karges „Gott lohn's!“ hinzuwerfen. Gewöhnlich machen's die vornehmen Herren mit uns geringen Leuten immer ſo, und deshalb — ich muß es Ihnen ſagen — freut es mich doppelt, daß Sie ſich des ganzen Herganges der Sache ſo freundlich erinnern.“

Die Offenheit des jungen Seemannes ſchien dem Kaufmann zu gefallen. „Es iſt arg,“ ſprach er mit einem Anflug von Laune, „daß der Mann, dem wir hier im Hauſe ſo vieles verdanken, ſich mehrere Male hierher begeben muß, ehe er von uns hört, daß wir ſeine That nicht vergeſſen haben.“

„Das iſt mehr als genug, Herr!“ antwortete der junge Seemann mit flammendem Blick. „Habe ich doch von Ihrer Tochter meinen Dank ſchon empfangen, ehe ſie den Bord der Alma verließ! Sie ſprach

zwar nicht, denn ſie war noch zu angegriffen; aber ſie richtete einen Blick auf mich, der mir ſagte, daß ſie fühle, was ich gethan. Es war freilich eine nicht leichte Arbeit, und etwas tollkühn ging's dabei her; deshalb meine ich auch, daß der liebe Gott das Beſte dabei gethan hat, und daß dieſem der Dank vor allen Andern gebührt."

„Meine Tochter iſt anderer Meinung," ſprach der Kaufmann, „und hat mich deshalb gebeten, Ihn zu ihr zu ſchicken, ſobald Er kommen ſollte. Sie will ſich ſelbſt bei Ihm bedanken. Gehe Er zu ihr, ſpreche Er mit ihr, und warte Er dort, ich komme ſelbſt nach. Und damit Er nicht wieder abgewieſen wird, — — Herr Ehlers! Geleiten Sie dieſen jungen Mann zu der Frau Martde, und bedeuten Sie ihr, daß ſie ihn zu meiner Tochter führen ſoll."

Erneſtine hatte ſo eben einen Beſuch ihres Bräutigams, des Herrn Siegfried Möller, gehabt, mit dem ſie, ſeit jenem Ereigniß auf der Elbe, nicht im geringſten mehr zu ſympathiſiren vermochte, und ſetzte

ſich tiefaufathmend zu ihrer Arbeit, als Steuermann Robert eintrat.

Es gibt — kein philoſophiſches Syſtem wird das hinwegleugnen — Weſen auf Erden, die von dem Geſchick dazu beſtimmt ſind, von dem Augenblick an, da ſie ſich ſahen, ſich einander für das Leben anzugehören. Bei dem erſten Anblick iſt ihnen dieß klar, und ohne jemals ein Wort miteinander gewechſelt zu haben, fühlen ſie, daß ſie nur im gegenſeitigen Beſitz glücklich ſein können, oder untergehen müſſen. Ein ſolches Paar hatte die unerforſchliche Vorſehung in Robert und Erneſtine einander gegenüber geſtellt, und in demſelben Augenblicke eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen ihnen aufgeführt; wollten ſie tollkühn genug ſein, daran zu rütteln, mußten ſie unter den Trümmern derſelben begraben werden.

Erneſtine entfärbte ſich bei Robert's Eintritt; ſie erhob ſich mühſam von ihrem Sitze und ging ihm einige Schritte entgegen. Robert glühte, das Herz ſaß ihm auf der Zunge; aber er vermochte nicht, ein Wort hervorzubringen.

Die Jungfrau bot dem erglühenden Jüngling die Hand; es durchzuckte ihn elektriſch, als ſie ihn

berührte; er wagte, ſich ſeines Thuns kaum bewußt, einen leiſen Druck, und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, als er fühlte, daß ſie ihn erwiederte.

„Mäßigen Sie ſich, Robert!“ bat Erneſtine ſanft. „Faſſen Sie ſich! Sie kennen den Zwang nicht und ſind deshalb glücklich. Auf freiem Meere iſt auch der Menſch frei und gehorcht nur den unveränderlichen Geſetzen der Natur. Aber hier am Lande müſſen wir uns den conventionellen Rückſichten beugen. Ich bin Ihnen mein Leben ſchuldig, das iſt viel, mehr als ich Ihnen je abzutragen im Stande bin; denn jede Freude, die ich auf der Erde noch genieße, jede Thräne des Kummers, die mir noch zu trocknen vergönnt wird, ſie iſt Ihr Werk. Wie kann ich jemals eine ſolche Schuld abtragen? Aber Sie ſind frei und offen, und wie ich Sie erkannt zu haben glaube, iſt es Ihnen gewiß nicht gleichgültig, wenn ich geſtehe, daß ich Ihnen mein Leben gern ſchuldig bin.“

„Hören Sie auf!“ bat Robert. „Was kann ich noch hören ſollen, das angenehmer, einſchmeichelnder für meine armen, bethörten Sinne klänge,

als dieß? Ich bin ein armer Burſche von dunkler Herkunft; von der Natur mit nicht gemeinen Gaben verſehen, und voll des feſten Willens, mich mit meinem Talent in der Welt vorwärts zu bringen. Ich fühle Kraft in mir, mein Vorhaben durchzuſetzen, und meine dunkle Vergangenheit durch eine glänzende Zukunft aufzuhellen; aber bis zu der Höhe, die ich jetzt vor mir ſehe, habe ich noch nicht emporzublicken gewagt.“

Erneſtine vermochte nicht, hierauf etwas zu erwiedern; ſie hatte aber auch nicht die Kraft, dem jungen Mann ihre Hand zu entziehen, die dieſer noch immer feſthielt; ſondern ſah ihn mit einem vielſagenden Blick an, der die Glut in ſeinem Innern nur noch mächtiger entzündete. Zum Glück für beide trat in dieſem Augenblick Frau Marthe mit einigen Erfriſchungen ein, die ſie dem jungen Mann anbot, und dabei erzählte, daß Herr Averdick gleich hier ſein werde; denn ſie habe ihn ſo eben aus dem Comptoir kommen ſehen.

Frau Marthe war der Schutzengel der beiden jungen Leute geweſen; ſie war im rechten Moment eingetreten, und hatte ihnen Zeit gelaſſen, ſich bis zur Ankunft des Vaters zu faſſen.

Dieſer trat ein. Er ſah die beiden jungen Leute ſtumm und verlegen einander gegenüber ſtehen und lachte: „Nun? Sind die Bon's der Dankbarkeit und des Nievergeſſens edler Thaten ſchon gehörig ausgewechſelt? Faſt muß ich es glauben, da ich meine Tochter ſo ſtumm da ſtehen ſehe, und der junge Herr den Hut, wie zum Abſchiednehmen, in der Hand hält. Dann wird wohl die Reihe an mir ſein. Nehme Er auch meinen Dank hier nochmals, Steuermann Robert, und halte Er ſich überzeugt, daß ich Ihn, ſo oft ſich Gelegenheit bietet, durch die That bekräftigen werde. Wir wollen einmal ſehen, was ſich für Ihn thun läßt. Sein Capitain, der ſelbſt ein ſehr tüchtiger Mann iſt, gibt Ihm das beſte Zeugniß. Er muß ſich in der Welt vorwärts bringen!“

Robert, der dem Kaufmann gegenüber, ſeine völlige Faſſung wieder gewonnen hatte, und aus Erneſtinens Liebe zu ihm, die er alſobald erkannte, Kraft ſchöpfte, antwortete in ſeiner kecken Weiſe: „Das iſt mein Wille, und ich warte nur auf die Gelegenheit dazu.“

„Er muß ſich die Gelegenheit ſuchen!“ war die Antwort. „Kennt Er den Werft des Schiffbauers Frank?“

„Warum denn nicht?“ ſprach Robert. „Ich bin noch vor ein paar Stunden darüber hingegangen. Der Mann macht ſchöne Arbeit. Namentlich iſt Ihr neuer Dreimaſter, der „Siegfried,“ ein ſchönes Schiff geworden. Es kann bald vom Stapel gelaſſen werden.“

„Morgen!“ ſagte der Kaufmann. „Punkt ſechs Uhr Nachmittags. Er iſt von mir eingeladen, dem Ablaufen beizuwohnen. Er hat ohnedieß von Stunde an nichts mehr am Bord der Alma zu ſuchen, weil ich Ihn zum Capitain des Siegfried mache, wenn Er anders mit dieſer Veränderung zufrieden iſt.“

„Nur zufrieden?“ rief Robert ergriffen. „Nehmen Sie die Verſicherung — — —“

„Schon gut, mein Freund!“ unterbrach ihn der Kaufmann. „Zeige Er mir durch die That, daß Er meines Vertrauens würdig war, und wir werden auch ferner gute Freunde bleiben.“

Erneſtine ſagte dem jungen Mann ebenfalls einige Worte, die ein Glückwunſch zur Standeserhöhung ſein ſollten, aber ſie kamen ſo verwirrt zum Vorſchein, daß nur Robert darin einen Sinn zu entdecken vermochte, während der Vater lachend ſagte: „Das

es nur gut ſein, Erneſtinchen, du bringſt doch keine Rede zu Stande, und wir bedürfen ihrer auch nicht.“ Gegen Robert gewendet nahm er jetzt einen andern Ton an, und ſagte: „Ihr ſeid jetzt mein Capitain und habt als ſolcher, ohne beſonders eingeladen zu werden, freien Zutritt zu meiner Tafel und zu den Feſten, die ich gebe. Ich ſehe gern, daß die Leute, die in meinem Solde ſtehen, froh ſind, und biete ihnen ſelbſt jede Gelegenheit dazu, die nur irgend mit dem Gange der Geſchäfte vereinbar iſt. Da Ihr indeſſen meiner Tochter das Leben gerettet habt, Capitain Robert, ſo habe ich Euch noch eine andere Ehre zugedacht; Euer Schiff ſoll das Brautſchiff ſein.“

„Welches Brautſchiff?“ fragte der Jüngling beſtürzt und richtete einen trüben, ahnungsvollen Blick auf Erneſtine; dieſe ſchlug die Augen zu Boden.

Der Kaufherr war in dieſem Augenblicke zu ſehr von ſeiner eignen hohen Stellung durchdrungen; er ſchien nicht zu ahnen, daß irgend ein nicht ebenbürtiger Mann die Augen bis zu ſeiner Tochter erheben könne; denn ſonſt mußte er aus den Blicken der jungen Leute Verdacht geſchöpft haben, aber er blieb ſich völlig gleich und fuhr fort: „Aha! Capitain

Robert weiß noch nicht, was vorgegangen iſt. Meine Tochter iſt Braut mit dem Kaufmann Siegfried Möller aus Bremen; die Hochzeit wird binnen vierzehn Tagen ſein; bis dahin habe ich für Euer Schiff eine Fracht beſorgt, habe Euch die Ladung an Bord geſendet, und Ihr könnt gleich nach dem Hochzeitstage ſegeln. Der Hochzeit ſelbſt ſollt Ihr aber noch beiwohnen und Euer Schiff ſoll dabei als Brautſchiff figuriren. Daß es ſtattlich genug ausſehen wird, ſoll unſer Beider Sorge ſein. Und nun, Capitain, geht Euern Geſchäften nach, Ihr habt viel zu thun, wenn Ihr Alles in der Euch gegebenen kurzen Friſt beſchaffen wollt; der Capitain der Alma hat Euere Entlaſſung ſchon erhalten; mein Caſſirer wird Euch im Comptoir die nöthigen Gelder aushändigen und noch etwas darüber für Euere eigene Einrichtung. Adieu.“

Robert verbeugte ſich ſtumm, richtete einen langen, ſchmerzlichen Blick auf Erneſtine und verließ das Zimmer. Der alte Averdick ſah ihm nach:

„Curioſer Menſch! Hätte ſich doch auch bedanken können. Wenn wir ihm auch Verpflichtungen ſchuldig ſind, ſo hätte er doch anerkennen können, was man für ihn thut. Ein Schiff wie der Siegfried iſt, wird

nicht alle Tage gefunden, und wenn uns das Commando deſſelben angetragen wird, hat man doch ein freundliches Wort in Bereitſchaft.“

Er verließ brummend und kopfſchüttelnd das Zimmer ſeiner Tochter, ohne ſich um ſie zu kümmern, und dieſe dankte Gott aus der Fülle ihres Herzens dafür; denn ſie wäre nicht im Stande geweſen, ihre innere Aufregung und die Urſache derſelben vor dem ſtrengforſchenden Blick des Vaters zu verbergen.

Es war ein lieblicher Sommerabend; Erneſtine hatte ſich nach dem Landhauſe ihres Vaters fahren laſſen, um dort ganz ungeſtört ſich ſelbſt zu leben, ihr Geſchick zu bedenken, und es zu beweinen. Geboren im Glanz und in der Fülle des Reichthums, geſchmeichelt von Allen, die ſich ihr nahten, beneidet von Hunderten, die ſich ein ähnliches Loos wünſchten, fühlte ſie ſich namenlos unglücklich und war es auch in der That; denn ſie ſollte ihr Herz, das bereits einem Andern gehörte, einem Mann opfern, für den ſie nicht das Geringſte empfand, und den ſie nur zu einer Zeit lieben zu können glaubte, als ſie dieſe

Leidenſchaft noch nicht wirklich kannte. Und für wen ſchlug ihr Herz? Für einen Mann, auf welchem nicht der geringſte Makel haftete, der aber auch in allen bürgerlichen Verhältniſſen tief unter ihr ſtand, und nur erſt durch ihren eignen Vater an einen Platz geſtellt worden war, von welchem aus es ihm einſt gelingen konnte, ſich geltend zu machen. Würde ihr Vater jemals die Einwilligung zu einer ſolchen Verbindung geben, ſelbſt wenn es möglich geweſen wäre, die frühere mit Möller aufzugeben? Nimmermehr. Und eben weil ſie die Wahrheit dieſer Verneinung fühlte, ſaß ſie, von Kummer gebeugt, in einer ſchattenreichen Laube des Gartens und weinte bittere Thränen.

Da vernahm ſie in der Nähe ein Geräuſch; ſie horchte auf, und vor ihr ſtand Robert. Ohne ein Wort zu ſagen, ſtreckte er die Hand nach ihr aus, dann legte er ſie auf ſein Herz und blickte ſie fragend an.

Erneſtine war keines Wortes mächtig, ſie ſchaute durch Thränen zu dem Geliebten auf; dann verhüllte ſie ihr liebliches Geſicht und verbarg es in der Blumenwand der Laube.

Endlich ermannte ſich Robert und ſprach in ſeiner

kurz-energiſchen Weiſe: „Ich weiß, daß ich ſtrafbar bin: erſtlich daß ich hier, ohne dazu aufgefordert zu ſein, erſcheine, und dann, daß ich mich geberde, wie ein unſinniger Menſch. Aber ich kann nicht anders; Gedanken und Empfindungen, wie ſie mich jetzt durchſtrömen, habe ich noch nie gekannt, ſie verwirren meinen Sinn, ſie treiben mir das Blut in die Wangen und zum Herzen, und doch habe ich mich noch nie ſo glücklich gefühlt, als eben jetzt. Ich weiß, es iſt eine Tollkühnheit, eine Raſerei, Sie zu lieben, Erneſtine, aber ich liebe Sie doch, ich kann nicht anders.“

„Wenn man Sie erblickt, Robert!“ bat Erneſtine, „ich bitte, entfernen Sie ſich.“

„Wenn Ihnen meine Gegenwart mißfällig iſt, will ich augenblicklich gehen,“ antwortete Robert, „aber aus Furcht vor einem Dritten nicht. Ich muß Aufklärung über mein Schickſal haben, und die kann ich nur hier finden. Reden Sie, Erneſtine! Denken Sie nicht an dieſen widerwärtigen Bräutigam aus Bremen, den man erſt hat verſchreiben müſſen, bevor er gekommen iſt; denken Sie auch nicht an Ihren Vater; denken Sie nur an den Mann, der

vor Ihnen ſteht, der Ihnen ſein ganzes Daſein freudig weiht, und fragen Sie ſich, ob Sie Liebe für ihn empfinden, ob Sie mit ihm den Gang durch's Leben wagen möchten? Erſt dieſe Frage beantwortet, dann iſt es Zeit genug, auch das Uebrige zu erwägen.“

„Ach, Robert! . . .“ begann Erneſtine, aber ſie vermochte nicht, weiter zu ſprechen. Ohne Worte, mit einem Blick der innigſten Liebe reichte ſie ihm die Hand. Robert ergriff ſie mit lautjubelndem Herzen, er fühlte ſich ſanft zu der Geliebten hingezogen und ſank zu ihren Füßen; ihre Arme umfingen ihn, ihre Lippen begegneten ſich in einem glühenden Kuſſe und der Bund für's Leben war geſchloſſen.

Eine Stunde war vergangen; Erneſtine und Robert ſaßen in der Laube, die eine Zeugin ihres jungen Glückes geweſen war, neben einander. Sie hatten die Seligkeit eines ſolchen Augenblickes geſchmeckt; jetzt erwogen ſie in ernſtem Geſpräch das Gefährliche ihrer Lage, und entwarfen Pläne für ihre ungewiſſe Zukunft.

„Alles wird ſich unſern Wünſchen fügen, ſobald wir es ernſtlich wollen, und mit einander einig ſind!“ ſprach Robert. „Auf mich kannſt du dich verlaſſen,

Erneſtine, im Leben, wie im Tode, in Freud' oder Leid, ich werde dich nie verlaſſen.“

„Nimm ein gleiches Gelübde von mir,“ ſagte Erneſtine unter Thränen und Küſſen, „ich gehöre dir und werde nicht von dir weichen mein Lebelang. Denke für dich und mich, handle wie du es für gut findeſt, und wenn du mit dir einig biſt, ſo rede; du ſollſt in mir eine Braut finden, die dir blindlings folgt. Noch heute Morgen hätte ich, wenn auch mit gebrochenem Herzen, mich meinem Schickſal gebeugt; jetzt geſchieht es nicht, und ſollte ich darüber zu Grunde gehen.“

Auf's Neue wechſelten ſie die Gelübde ewiger Liebe und Treue und als ſie ſich einander Zeit und Ort des Wiederfindens beſtimmt hatten, ſchieden ſie mit der Ueberzeugung, einen ſchweren Kampf beſtehen zu müſſen; aber Beide voll des Glücks, ein Herz für ſich ſchlagen zu wiſſen, das nur mit dem Tode zugleich für ſeine junge Liebe erkaltete.

Robert war genöthigt, ſich in den Strudel der Geſchäfte zu ſtürzen. Seine Entlaſſung von dem Capitain der Alma war bald bewirkt; aber die neue Einrichtung ſeines Schiffes, deſſen ganze Schönheit

ſich erſt entwickelte, als es auf dem Waſſer lag, nahm faſt jede Stunde des Tages in Anſpruch. Da er indeſſen die Mittel dazu in Händen hatte, ging Alles raſch von Statten. Die Takelung ward von Schauerleuten, die der Sache gar wohl gewachſen waren, unter Aufſicht eines tüchtigen Bootsmannes vollendet; die Everführer brachten während der Zeit die koſtbare Ladung in ihren Schuten von allen Seiten herbei, während die eigentliche Beſatzung des Schiffes, theils den an Bord befindlichen Schauerleuten bei'm Takeln und dem Wegſtauen der Ladung behülflich war, theils auch mit dem Langboot und der Schaluppe zwiſchen Schiff und Land hin und her fuhr, um alle Lebensmittel und ſonſtigen Utenſilien an Bord zu bringen, die man während der Reiſe bedurfte.

Der alte Averdick hatte ſeinen Stolz darein geſetzt, einmal ein Schiff auszurüſten, woran Niemand, außer ihm, den geringſten Anſpruch hatte. Das Schiff war auf ſeine Koſten gebaut, und bis auf den letzten Pfennig bezahlt; das Takelwerk und die Segel waren in ſeinen eignen Fabriken angefertigt, und die zum Theil ſehr koſtbare Ladung war ſein ausſchließliches Eigenthum.

Jetzt ſtand der Tag der Abreiſe nahe bevor, und auch der Hochzeitstag Erneſtinen's rückte heran. Robert, der ſtets ſein Herz auf der Zunge trug, dem ſein guter Genius bisher noch keinen falſchen Menſchen entgegengeführt hatte, und der daher zu Jedermann das unbedingte Zutrauen hatte, er werde ihm mit einer gleichen Offenheit entgegen kommen, entſchloß ſich jetzt, in Uebereinſtimmung mit Erneſtine, einen entſcheidenden Schritt zu thun. Er begab ſich in das Haus des Kaufmanns und bat um die Erlaubniß, mit dem Schwiegerſohn desſelben einige Augenblicke ungeſtört reden zu dürfen. Verwundert darüber, was der, nach ſeinem Ausdrucke „neugebackene Capitain" ihm zu ſagen haben könne, das nicht jeder Menſch wiſſen dürfe, begab er ſich in ein entferntes Zimmer und entbot den jungen Mann zu ſich. Robert trat raſchen Schrittes ein, und nach den erſten flüchtigen Grüßen, die der Bremer Handelsherr mit einem vornehmen „Nun?" unterbrach, begann Robert:

„Sie ſind gewiß ſo wenig als ich, ein Freund von Umſchweifen und werden es deswegen ganz natürlich finden, wenn ich ohne Einleitung zur Sache

komme. Gott weiß, wie viel mich dieſe Unterredung koſtet; aber ich kann ſie mir und Ihnen nicht erſparen: Sie haben um Erneſtine, die Tochter dieſes Hauſes geworben; man hat ſie Ihnen zugeſagt, die Hochzeit iſt anberaumt. Ich bitte Sie, ich beſchwöre Sie, mir zu ſagen, aus welchem Grunde Sie dieſe Heirath ſchließen, und überzeugt zu ſein, daß ich volle Urſache habe, dieſe Frage zu thun.“

„Ich begreife nicht, mein Herr,“ ſagte Siegfried Möller, „wie Sie zu dieſer mehr als ſonderbaren Aeußerung kommen. Wenn Sie mir weiter nichts zu ſagen haben, ſo . . .“

Er machte Miene, ſich zu entfernen, Robert hielt ihn auf: „Weichen Sie mir nicht aus, mein Herr! Es handelt ſich bei dieſer Frage nicht um müßige Neugier, ſondern um das Glück einer theuern Perſon; dieß mögen Sie mit hohem Ernſte bedenken. Ich habe Ihrer Braut das Leben gerettet; gewähren Sie mir dafür die einzige Gunſt, meine Frage klar, ohne Umſchweif und als Mann von Ehre zu beantworten: Aus welchem Grunde heirathen Sie Demoiſelle Erneſtine?“

„Nun denn,“ entgegnete Möller, „um der

Seltſamkeit dieſer Situation willen, und um ihr baldigſt ein Ende zu machen: die junge Dame iſt in jedem Sinne eine acceptable Parthie; in keiner der beiden Städte hätte ſich für mich eine annehmbarere gefunden. Erneſtine iſt hübſch, iſt gut erzogen und wird ſich zu meiner Hausfrau ſchicken. Was aber den Kaufmann mehr als Alles anzieht, iſt das Haus, dem ſie angehört; zwar kann meine Verbindung mit der Firma Averdick die meinige nicht heben; aber beide zuſammen verbunden, werden eine Macht in ſich vereinigen, die jeder andern Handelsverbindung ſpotten dürfte.“

„Sie handeln, wie ein ſehr kluger Kaufmann, Herr Möller,“ ſprach Robert bitter. „Alſo nicht Liebe, reine, heiße, innige Liebe, die alles Irdiſche und Himmliſche opfert, um nur in den Beſitz des geliebten Gegenſtandes zu gelangen, hat Sie vermocht, dieſes Bündniß zu ſchließen?“

„Geſinnungen dieſer Art, die nur einem Tollen ziemlich ſind, bitte ich, mir nicht unterlegen zu wollen;“ ſprach Herr Möller. „Was würde aus Handel und Wandel werden, wenn die erſten Repräſentanten deſſelben ſolchen überſpannten, romanhaf-

ten Anſichten Raum gäben? Wenn ſonſt alle obwaltenden Verhältniſſe als annehmbar befunden werden, ſo iſt es genug, wenn zwiſchen dem Paare, das ſich verbinden ſoll, keine Abneigung obwaltet; alles Uebrige findet ſich in einer beſonnenen vernünftigen Ehe von ſelbſt. Und nun, mein Herr, dächte ich, wären wir am Ende.“

„Nein, mein Herr! Wir ſind nicht am Ende. Da Sie, nach Ihrem eignen Geſtändniſſe, keine innige Liebe für Erneſtine fühlen, ſo kann ihr Verluſt Sie auch nicht betrüben. Ich bin zum Bevollmächtigten der jungen Dame ernannt und ſpreche in ihrem Namen. Erneſtine fühlt keine Neigung für Sie, ſie bittet Sie, den Gedanken an ein Bündniß mit ihr aufzugeben, ſie des früher gegebenen Worts zu entbinden, ein Herz nicht beſitzen zu wollen, das nichts für Sie empfindet. Dafür verſpricht Ihnen Erneſtine, allen Anſprüchen auf den Reichthum ihres Vaters zu entſagen, und verlangt nur ſoviel zu behalten, als nöthig iſt, um ihr Leben in beſcheidener Zurückgezogenheit zu friſten. Sie will dieſe Erklärung vor Zeugen ablegen, wann und wo Sie ſelbſt wollen. Sie ſind dann im Beſitz

der Averdick'ſchen Güter, können mit dem Reichthum eines halben Indien's ſpielen und zertreten nicht ein Herz, das Ihnen ein ſo ſeltenes Vertrauen bewieſen hat."

Robert hielt inne und erwartete eine Antwort. Herr Möller ſah ihn mit einem vernichtenden Blicke an und ſagte: „Ich weiß nicht, ob es ein Toller iſt, der mit mir ſpricht, oder ob Sie ſo thöricht waren, mir die Botſchaft einer Tollen zu überbringen. Letzteres will ich, um meines künftigen häuslichen Friedens, nicht glauben, alſo bleibt es bei dem Erſtern; denn nur in der Vorausſetzung, daß Sie in dieſem Augenblicke nicht Ihrer Sinne mächtig ſind, kann ich vergeſſen, was mir geſagt worden iſt, und wie es geſagt wurde. Laſſen Sie es bei dieſem Ausſpruche; denn wenn ich Sie für vollkommen geſund halten müßte, wo wäre eine Entſchuldigung zu finden, die Ihren Frevel rechtfertigte? Oder halten Sie es für keinen Frevel, Ihre ſchmutzige Herkunft mit dem Glanz eines berühmten Hauſes umhüllen zu wollen? Gehen Sie augenblicklich, mein Herr, und ſuchen Sie wieder in den Beſitz des geſunden Menſchenverſtandes zu kommen, den Sie verloren haben."

„Es iſt mehr geſunder Menſchenverſtand in mir, als Sie vielleicht zu glauben geneigt ſind, mein Herr!“ ſprach Robert, „und der Beweis dafür ſoll Ihnen nicht entgehen. Jetzt erkläre ich unſer Geſpräch für abgebrochen, und ich weiß, wir werden kein ähnliches haben. Leben Sie wohl; Jeder handle jetzt für ſich; wir haben auf dieſer Welt nichts mehr mit einander zu ſchaffen.“

Er entfernte ſich ohne Abſchied und ließ den Kaufmann in ſprachloſem Erſtaunen zurück. Auf dem Flur des Hauſes ſtand Frau Marthe und ging dem die Treppe herabſtürmenden Robert entgegen; dieſer drückte ihr einen Zettel in die Hand und verließ das Haus; Frau Marthe eilte mit dem Empfangenen in das Zimmer ihrer jungen Gebieterin.

Von dem Hauſe des Kaufmanns begab ſich Robert in die Wohnung des Doktors Mumſen, eines wackern Arztes und Menſchenfreundes, der zugleich der Hausdoktor im Averdick'ſchen Hauſe war. Erneſtine war der Augapfel des Arztes und wurde von dieſem ſeit ihrer früheſten Jugend verhätſchelt. Sie hegte daher auch wahrhaft kindliches Zutrauen zu ihm, und hatte ihm ſchon früher, halb im Ernſt, halb im Scherz, —

doch ohne damals etwas Beſonderes dabei zu denken, — das Verſprechen abgelockt, ihr, zur Zeit einer dringenden Gefahr, mit Leib und Leben beizuſtehen, um ſie derſelben zu entziehen. Doktor Mumſen hatte ihr dieß feierlich verſprochen. Erneſtinen ſchien dieſer Moment jetzt gekommen zu ſein; denn es war ihr ärger als der Tod, nachdem ſie Robert kennen gelernt hatte, ſich mit dem ihr beſtimmten Bräutigam zu verbinden. Der Zettel, den Robert durch Frau Marthe an Erneſtine gelangen ließ, unterrichtete ſie von dem gänzlichen Mißlingen ſeines Beſuches bei Möller, und benachrichtigte ſie, daß er zu dem Arzte gehe, um ſeinen Beiſtand, auf Grund des frühern Verſprechens, in Anſpruch zu nehmen, und ihm anzudeuten, wie dieß geſchehen könne.

Der Hochzeitstag kam heran. Auf dem Landhauſe des Herrn Averdick ſollte Abends um ſechs Uhr die Trauung ſein; alle Gäſte, wozu ſämmtliche Honoratioren Hamburg's gehörten, waren dorthin beſchieden. Bereits am frühen Morgen prangte der zum Brautſchiff beſtimmte Siegfried mit hunderten von

Flaggen, die von den höchſten Maſtenſpitzen bis über Reiling hinabhingen, ein Muſikcorps ſpielte auf dem Verdeck allerlei muntere Weiſen, während das Schiffsvolk an einer wohlbeſetzten Tafel zechte, und die Beſatzungen der nahgelegenen Schiffe gaſtfrei bewirthete; denn ſo will es an den Hochzeitstagen der Herrſchaft die Sitte.

Capitain Robert ging gedankenvoll auf dem Verdeck hin und her und nahm an der lauten Freude keinen Antheil. Er war mit ſeinem Geiſte faſt abweſend; denn er grübelte ſehr ernſt über tiefe Pläne, die er vorbereitet hatte, und erſchrack deßhalb, als er ſich plötzlich angeredet ſah.

Er blickte auf, und ſah verwundert, nicht ohne einen Anflug von Unruhe, den Vater Erneſtinens vor ſich ſtehen. Dieſer ſah ihn mit einem durchdringenden Blicke an, und führte ihn an das äußerſte Ende des Quarterdecks, wo ihr Geſpräch von keinem der Mannſchaft gehört werden konnte.

„Iſt Alles am Bord in der gehörigen Ordnung,“ begann der Kaufmann, „und kann das Schiff, wenn es ſein muß, noch heute ſegeln?“

„In der nächſten Minute, — wenn es ſein

müßte!“ entgegnete Robert, einer weitern Erklärung begierig entgegen ſehend.

„Es muß ſein!“ war die Antwort, die Averdick nach einer Pauſe gab. „Der Zufall will Euern erſten Ausflug als Commandeur begünſtigen, Capitain Robert. In drei Stunden iſt es Ebbe und der Wind weht friſch aus dem Südoſten. Ich habe einen Lootſen mit mir an Bord gebracht, und wenn Euch das Glück wohl will, könnt Ihr Euch heute Nacht noch auf Seewaſſer ſchaukeln.“

Robert erblickte den Lootſen, der die Leute, welche nicht an Bord gehörten, ſich zu entfernen gebot, und der Schiffsequipage, diejenigen Arbeiten übertrug, welche dem Segeln eines Schiffes vorhergehen, und welche am Bord des Siegfried's hauptſächlich zunächſt darin beſtanden, ſämmtliche Staatsflaggen abzunehmen.

Der junge Capitain rieb ſich die Augen, als ob er aus einem langen Schlaf erwachte, und richtete einen fragenden Blick auf den Kaufherrn, dem die Anſtalten, welche der Lootſe, in Gemeinſchaft mit den Steuerleuten, zur Abreiſe traf, noch nicht ſchnell genug zu gehen ſchienen. „Darf ich wohl fragen,“

begann der junge Mann, „was dieſe ſonderbare Eile zu bedeuten hat?“

„Ja, mein Herr! das dürfen Sie!“ ſprach der Kaufmann und hielt nur mühſam einen lauten Ausbruch ſeines Zorns zurück. „Glauben Sie mir, Sie ſollen volle Antwort haben, deutlich und ohne allen Umſchweif! Ich habe heute Morgen meine Tochter an ihrem Hochzeitstage mit verweinten Augen, das Herz voll Kummer und Elend angetroffen! Iſt Ihnen das Antwort genug? Mein Schwiegerſohn, Herr Siegfried Möller, hat mich von der Unterredung in Kenntniß geſetzt, die Sie ihm aufgedrungen haben, und welche wahnwitzige Ideen von Ihrer Seite dabei zur Sprache gekommen ſind. Iſt Ihnen dieß Antwort genug?“

Robert ſonſt für jeden äußern Eindruck ſo leicht empfänglich und auf keine Gegenrede, die ihn, gleichviel in welchem Sinne, betraf, die Antwort ſchuldig bleibend, ſtand, betroffen von dem Unerwarteten, ſtumm vor dem Kaufmann, der ihn mit entſchiedener Stimme erſuchte, ihm in die Cajüte zu folgen.

„Richten Sie Ihre ganze Aufmerkſamkeit auf mich, mein Herr!“ ſprach der Kaufmann befehlend.

„Sie haben wie ein junger unbeſonnener Menſch gehandelt, als Sie in meiner Tochter Herzen Gefühle erweckten, die das arme Mädchen zu ihrem Unglück hat kennen lernen. Wären Sie einer wahrhaft edeln Empfindung fähig geweſen, hätte Sie ein wirklich klarer Geiſt beſeelt; ſo würden Sie die Kluft erkannt haben, die ſich zwiſchen Ihnen und Erneſtinen ausdehnt; Sie hätten dem ſchwachen Mädchen einen Kampf erſpart, aus welchem ſie nun doch, wenn auch mit gebrochenem Herzen, als Siegerin hervorgehen muß; Sie hätten mir, dem Vater, vertraut, und wären mit meiner Achtung, wenn auch auf andern Wegen, einer glänzenden Zukunft entgegengeführt. Sie haben, wie ein muthwilliger Knabe, Bande der Liebe zerriſſen, die Sie nicht wieder anzuknüpfen im Stande ſind, die Bande der Liebe, die mich bis dahin an meine Tochter ketteten. Was würde aus Ihnen werden, wenn ich Ihnen, mit der vollen Gewalt meines Einfluſſes, als zürnender Vater entgegenträte? Ich würde Sie wie einen ohnmächtigen Wurm zertreten, und nie würde Ihr Name mehr von eines Menſchen Lippe in Ehren genannt worden ſein. Aber Ihrem guten Sterne ſchreiben

Sie es zu, daß ich erkenne, daß ein Menſch, der im Staube geboren iſt, ſich nie vom Fluche ſeiner Geburt ganz los machen kann; daß er, ewig am Niedern klebend, niemals einer höhern Geſinnung fähig iſt; daß ſeine kühnſten Thaten und Entwürfe nur in einem bewußtloſen Ringen beſtehen, die, mit gemeinen Mitteln in's Werk gerichtet, nur ein gemeines Ziel ſich auserſehen haben.“

Robert erwachte aus ſeiner Erſtarrung und wollte mit Heftigkeit etwas entgegnen, da unterbrach ihn Averdick: „Schweigen Sie, mein Herr! Wir ſind ſogleich am Ende, und werden uns nie wieder begegnen. Halten Sie Ihre Ehre am Bord als Capitain aufrecht, indem Sie der Abſicht des Lootſen, mit der beginnenden Ebbe, den Hafen zu verlaſſen und in See zu gehen, nichts in den Weg legen, ſondern alle ſeine Anordnungen ſanctioniren. Sollten Sie meinem Wunſche hierin zuwider handeln, ſo würden Sie zwar in der Sache nichts ändern; denn die Fahrt hätte ihren Fortgang, ſich ſelbſt aber würden Sie nur lächerlich machen. Jetzt habe ich weiter nichts mit Ihnen zu thun, als den Wunſch auszuſprechen, Sie nicht wieder zu ſehen, und Ihnen die

Lebensrettung Erneſtinen's zu bezahlen. Es wird geſchehen, mein Herr, fürſtlich geſchehen. Ich bin mit meinem Schwiegerſohn dahin übereingekommen, daß das Leben meiner Tochter um jeden Preis zu billig erkauft iſt, und darum empfangen Sie dieſe Schenkungsakte. Durch dieſelbe iſt der Siegfried mit ſeiner ganzen Ladung und ſeinem ganzen Inventarium der Ihrige. Schalten Sie darüber nach eignem Gutdünken; vergeuden Sie es in wenig Stunden, oder gründen Sie ſich damit eine Stellung in der Welt! Wir ſind am Ende!"

Er verließ die Cajüte, aber am Eingange derſelben erſchien einer der Lehrlinge vom Comptoir.

„Um Gotteswillen, Herr Averdick! Kommen Sie ſo ſchnell als möglich nach Hauſe! Ihre Tochter hat einen krampfhaften Zufall bekommen, wir ſind in der äußerſten Angſt und Beſtürzung; der Doktor betrat das Haus, als ich Sie aufzuſuchen ging."

„Ihr Blut komme über dich!" ſprach der Kaufmann tief ergriffen, mit einem durchdringenden Blick auf Robert, und eilte fort.

Unaufhaltſam flog er durch die Straßen, nicht ohne Kopfſchütteln von den Leuten betrachtet, an

denen er ohne Gruß vorüberrannte, und die nicht begreifen konnten, was den reichen Handelsmann bewegen könne am Hochzeitstage ſeiner Tochter mit verſtörtem Geſichte eine ſo ſchnelle Promenade durch die Straßen der Stadt vorzunehmen. Raſch betrat er ſein Haus, und wandte die Schritte nach dem Zimmer ſeiner Tochter; aber hier trat ihm der Arzt entgegen und winkte ihm ernſt zurück.

Averdick ſah dem wohlbekannten Arzt in's Geſicht und ſagte: „Wie iſt's? Kennen Sie mich nicht? Ich bin Erneſtinens Vater und will zu meinem kranken Kinde!“

„Das darf ich Ihnen jetzt nicht geſtatten?“ entgegnete der Arzt feſt.

„Und weßhalb nicht!“ ſprach der Vater. „In welchem Zuſtande kann Erneſtine ſich befinden, der mir verböte, ſie zu ſehen? Machen Sie mir ſogleich Platz!“

„Halt, Herr!“ entgegnete der Arzt. „Ihr Eintritt in dieß Zimmer kann die arme Kranke auf der Stelle tödten; beſtehen Sie noch darauf, in dieß Zimmer gehen zu wollen?“

„Ich bleibe; aber erklären Sie mir . . .“ bat der Vater und warf ſich erſchöpft in einen Seſſel.

„Sie ſollen Alles wiſſen,“ antwortete der Arzt und ſetzte ſich ihm zur Seite. „Ihre Tochter hat von ihrer früheſten Jugend an das größte Zutrauen zu mir gehabt; ſie hing mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an mir, und ich habe es ihr durch die treueſte Anhänglichkeit vergolten; ja, ich hatte ſogar einſt die Schwachheit, ihr zu verſprechen, ſie gegen Jeden, der ihr ein Leides zufügen wollte, in Schutz zu nehmen, und ihr Hülfe angedeihen zu laſſen, wäre es auch gegen den eigenen Vater. Längſt hatte ich dieſes Verſprechen vergeſſen; da ward ich plötzlich von ihr daran erinnert; ſie erklärt mir: daß ſie den Mann nicht lieben kann, der ihr aufgedrungen wird; daß ihr Herz bereits für einen Andern ſchlage; daß dieſer Andere der junge Mann ſei, der mir dieſe Botſchaft von ihr überbringe, und daß ſie mich beſchwöre, ſie mit ihm zu vereinen. Kaum hatte ich mit dem äußerſten Erſtaunen dieſe Botſchaft empfangen, als der junge Mann ſich an meine Bruſt wirft und mich anflecht, ihm zu dem Beſitz des Mädchens zu verhelfen, ohne die er nicht leben kann. Ich ſitze Ihnen gegenüber, ein alter Mann, wie Sie; ich liebe Erneſtine, wie Sie, und, — verdammen Sie mich, wenn

Sie können, — ich hatte die Schwachheit, ihr meinen Beistand zu versprechen. Ja, Herr, ich versprach es; ich hatte zugleich die Absicht, mein Versprechen zu erfüllen; durch eine vorgeschützte Krankheit wollte ich sie von ihrem Kinde unter jedem Vorwande fern halten, während welcher Zeit Ernestine mit ihrem Geliebten entfliehen sollte. Sehen Sie, mein Herr, diese Sünde wollte ich auf mich laden, wollte einen Vater betrügen helfen, und mein heiliges Amt zum Deckmantel dieser Sünde brauchen. Nun aber hat mir Gott in seinem großen Zorn die Bahn des Verderbens gekreuzt und den sündlichen Scherz zur furchtbaren Wahrheit gemacht!"

Die Blicke des Kaufmanns hingen fest an den Lippen des Arztes; sie wollten jedes Wort erhaschen, das über dieselben trat. Als jener geendet hatte, begann er: „Ist das Ernst oder Scherz, was ich von Ihnen vernehme? Ist meine Tochter wahrhaft krank, oder spielen Sie mir Ihren Scherz mit einer so furchtbaren Wahrheit vor, daß ich darüber die Wirklichkeit vergessen und jenen Bösewichtern Raum zur Flucht geben soll? Antworten Sie!"

„Gott ist über uns," entgegnete der Arzt, „und

in dieſem feierlichen Augenblicke gegenwärtig; ihn nehme ich zum Zeugen, daß ich die reinſte Wahrheit ſprach. Als Erneſtine ſich bereits zum Abſchiede aus dem Vaterhauſe rüſtete, ſtürzte ſie, von den vielen widerſprechenden Gefühlen, die ſie beſtürmten, plötzlich in meine Arme, und rief mit überſtrömenden Augen: „Wer ſagt mir, was ich thun muß? Soll ich der Liebe folgen, oder der Pflicht? In jedem Kampfe bricht mein Herz!“ Sie ſank ohnmächtig zuſammen, ich geleitete ſie auf ihr Lager; und als ſie wieder zum Bewußtſein erwachte, erleichterte ihr ein Blutſtrom die beſchwerte Bruſt.“

Frau Marthe kam in dieſem Augenblick aus dem Krankenzimmer geſchlichen und meldete, daß die Kranke erwacht ſei. Der Arzt folgte ihr ſogleich.

Vater Averdick, blieb mit den widerſprechendſten Gefühlen in der Bruſt, zurück. Er ging ernſt ſinnend auf und ab, und ſuchte ſeine Gedanken und Gefühle, die verworren durcheinander ſtürmten, zu ordnen, aber umſonſt; er gewann keine klare Einſicht in das Chaos, das ihn umbrauſ'te, und erſt nach einer geraumen Weile fiel es ihm ein, daß es nöthig ſein werde, die auf heute angeſagten Feierlichkeiten

abzubeſtellen, und den zahlreich eingeladenen Gäſten wiſſen zu laſſen, daß ihre Gegenwart nur ſtörend ſei. Obgleich es für den Kaufmann nicht leicht ein betrübteres Geſchäft geben konnte; ſo ergriff er doch mit Haſt eine Gelegenheit, die ſich ihm darbot, ſeiner dumpfen Unthätigkeit ein Ende zu machen, und berief deßwegen ſeine Leute, um ihnen ſeine Befehle mitzutheilen.

So eben hatte er dieſe höchſt betrübenden Vorkehrungen getroffen, als Herr Siegfried Möller in das Zimmmer trat und ſich ihm gegenüberſtellte.

Auf einen Wink des Kaufmanns entfernte ſich die Dienerſchaft, und dieſer nahm darauf das Wort: „Es hat ſich plötzlich vieles verändert,“ begann er mit bewegter Stimme, „mein werther Sohn . . .“

„Ich muß Ew. Edeln um Entſchuldigung bitten,“ unterbrach Herr Siegfried Möller den Kaufmann mit eiſiger Kälte. „Mich will bedünken, daß eine Benennung dieſer Art, nach dem, was heute vorgegangen, wohl füglich nicht wird Statt haben können. Meiner Meinung nach wäre es gut für uns beide, wenn ſie niemals Statt gehabt hätte; denn wir erſparten uns beiderſeitig einen großen Scandal; der nicht ſobald in Vergeſſenheit gerathen wird.“

„Mein Herr,“ ſprach Averdick.

„Ich bitte Ew. Edeln, mich ruhig ausreden zu laſſen,“ fuhr Jener fort. „Ich habe alle Paragraphen des unter uns geſchloſſenen Vertrages gehalten, und brauche nicht zu erröthen. Der Bruch kommt von Ew. Edeln Seite, und wenn auch nicht unmittelbar, ſo doch mittelbar durch ein Kind, das ein Vater ſtets nach ſeinem Willen muß lenken können, wenn es ihm in der That beliebt, wahrhaft Herr in ſeinem Hauſe zu ſein.“

Averdick fühlte ſich durch dieſe Aeußerung tief gekränkt. Er hatte ſeine Tochter über alles geliebt, und ſollte nun um dieſer Liebe willen, die ihn mitunter zu einer Schwachheit verleitete, und ihm, in Betreff des Gegenſtandes, die Zügel der Herrſchaft aus der Hand gewunden hatte, ſolche bittere Vorwürfe vernehmen, von einem Manne vernehmen, dem er ſeinen größten Schatz hatte zu eigen geben wollen. Er richtete einen zürnenden Blick auf den ſtolzen jungen Mann, der ſich ihm mit der Miene der Ueberlegenheit gegenüberſtellte, und ſprach: „Iſt es möglich, daß ich mich ſo ſehr irren konnte? Ich muß von Ihnen Vorwürfe vernehmen? Und wären es

noch Vorwürfe! Ich muß es dulden, daß Sie mich höhnen? Muß es ungerächt dulden? denn unsere Geſetze haben keine Strafe auf einen Frevel ſolcher Art geſetzt, und eine Rauferei verbietet mein Alter und mein ehrbarer Stand. Wenn Sie, nach dem unglückſeligen Vorfall, nicht mehr darnach trachten, in ein verwandtſchaftliches Verhältniß mit mir zu treten, ſo muß ich das dulden und werde es zu ertragen wiſſen. Der Gott der Gnade, auf den ich Zeit meines Lebens vertraute, der mich die große Kunſt gelehrt, zur Zeit des Glücks nicht übermüthig zu werden, hat mich auch mit Kraft ausgerüſtet, um dem auf mich einſtürmenden Mißgeſchick nicht unterliegen zu müſſen. Daß Sie aber ſich ſo weit vergeſſen, die Hand meiner Tochter mit übermüthigem Hohne zurückzuweiſen, und ſich ſo hoch über mich erheben, das kann ich Ihnen nie verzeihen, und alle Väter werden Sie deßhalb verdammen. Jetzt preiſe ich das Geſchick meines Kindes, wie bedauernswerth es auch ſein mag; jetzt fällt es plötzlich wie Schuppen von meinen Augen, und ich ſehe mit Entſetzen, wie namenlos unglücklich Erneſtine an Ihrer Seite hätte ſein müſſen; denn Sie haben ein leeres Herz.“

„Ich werde Sie ungehindert ausreden lassen,“ entgegnete der stolze, junge Mann mit Kälte. „Sie sind im Nachtheil und nehmen Ihre Zuflucht zum Wort, da Sie es mit der That nicht mehr zwingen können. Ich hatte Pläne genug auf diese Verbindung gebaut, und entbehre schmerzlich, da ich sie nicht erfüllt sehen kann; weßhalb soll ich also nicht berechtigt sein, dem Manne, der mir an der Ausführung derselben hinderlich ist, Vorwürfe zu machen? Beklagen Sie sich, so viel Ihnen irgend gefällig ist; ich werde in der That nicht um eine Antwort verlegen sein, denn ich habe das Recht auf meiner Seite. Wenn Sie sich aber erschöpft haben, dann bitte ich, zum Abschlusse kommen zu wollen; denn die Zeit meines Aufenthaltes in Hamburg ist gemessen.“

„Enden Sie, mein Herr, enden Sie!“ sprach Averdick mit einer Mischung von Stolz und Schmerz. „Ordnen Sie Alles nach Ihrem Wunsche, nach Ihrer Bequemlichkeit und wenden Sie sich deßhalb an meinen ersten Buchhalter. Ich werde keiner Ihrer Verfügungen in den Weg treten, und bitte nur um die einzige Gunst, Sie nie mehr sehen, nie mehr etwas von Ihnen hören zu dürfen.“

„Nach Ihrem Belieben!“ sprach Herr Siegfried Möller mit einer nachläſſigen Verbeugung, und verließ ſogleich das Zimmer, um ſich zur Regulirung ſeiner Angelegenheiten in das Comptoir zu begeben.

Vater Averdick ſah mit tiefem Schmerze dem Hinausgehenden nach; dann aber preßte er ſeine Hände krampfhaft gegen die Bruſt, die von den heftig wogenden Gefühlen zu zerſprengen drohte, und eine bittere Thräne rollte von ſeiner Wange herab. So fand ihn der Arzt, und führte ihn zu ſeiner Tochter, die ſich etwas erholt hatte, und ſich darnach ſehnte, den Vater um Vergebung für die Sünde zu bitten, die ſie hatte begehen wollen. Der bekümmerte und gekränkte Vater begab ſich in das Krankenzimmer und ſetzte ſich neben das Ruhebett ſeiner Tochter, die bei ſeinem Anblicke tief aufathmete und in eine neue Ohnmacht ſank.

Der „Siegfried“ flog mit einem günſtigen Winde ſtromabwärts und konnte bereits am andern Morgen in die offene See gehen. Der Lootſe hatte, unter dem Beiſtande der beiden Steuerleute, die ganze Fahrt geleitet; Capitain Robert hatte während derſelben

seine Cajüte nicht verlassen. Die kostbaren Dokumente, die Herr Averdick vor ihm ausgebreitet hatte, lagen noch unbeachtet auf demselben Platz, wohin Jener sie gelegt, und der Stumpfsinn, der sich des jungen Schiffsführers bemächtigt hatte, gab seiner nächsten Umgebung zu den unerfreulichsten Bemerkungen Anlaß.

Als das Schiff sich der rothen Tanne näherte, die an der Mündung des Elbstromes stationirt ist, kam der Lootse in die Cajüte des Capitains und erweckte ihn nur mit Anstrengung aus seiner Betäubung. „Mit Gunst, Herr! Ich habe Euch während der ganzen Reise nicht gestört, aber nun wird es nothwendig. Wir sind an der Elbmündung, und bald wird die Schaluppe des Lootsen-Galiots hier sein, um mich abzuholen. Ich gebe also das Commando des Schiffes in Euere Hände zurück und bitte Euch mir einen Schein auszustellen, daß ich das Fahrzeug ohne Schaden so weit gebracht habe, als es meine Pflicht erheischte. Seid so gut, Herr, und eilt, denn die Zeit drängt.“

Capitain Robert nickte mit dem Kopfe; er schrieb dem Lootsen das verlangte Attest und überreichte es ihm.

Dieser steckte das empfangene Papier, das ihm bei seiner Rückkehr nach Hamburg als Legitimation dienen

mußte, ſorgfältig in die Bruſttaſche, und fuhr fort: „Ich wünſche Euch eine glückliche Reiſe und eine eben ſo glückliche Wiederkehr, wenn dieſe früher oder ſpäter Gottes Wille iſt. Nochmals erinnere ich Euch, im Namen des Herrn Averdick daran, der mir dieß ganz beſonders aufgetragen hat, daß es eine eigene Klauſel ſeines Vertrages mit Euch ſei, ſo ſpät als möglich, wenn es ſein kann, niemals nach Hamburg zurückzukehren. Schont den Mann, der ſo Vieles für Euch gethan, und befolgt ſeinen Befehl buchſtäblich. Euere Papiere, die dort vor Euch liegen, und die einer ſorgfältigern Einſicht von Euerer Seite bedürfen, weiſen aus, daß Ihr auf Newyork klarirt ſeid. In Amerika hat ſchon mancher Deutſche ſein Glück gefunden; wie viel mehr wird es Euch zu Theil werden, da Ihr mit ſo großen Mitteln dorthin gelangt. Faßt friſchen Muth, Herr! Und wenn Ihr es auch nicht um Euertwillen thut, ſo bedenkt, daß Ihr jetzt Gebieter über das Leben Vieler ſeid, die Eueren Befehlen untergeordnet ſind, und die blindlings thun müſſen, was ihnen von Euch befohlen wird.“

Er ſchüttelte dem Capitain treuherzig die Hand und begab ſich auf das Verdeck; denn der „Siegfried“

befand sich jetzt der Lootsen-Galiot gegenüber und die Segel wurden back gebraßt, damit die Schaluppe, welche den Lootsen abforderte, ungestört anlegen konnte.

Kaum hatte Jener das Schiff verlassen, und die Segel wurden wieder in die frühere Richtung gebracht, als Capitain Robert das Verdeck betrat. Er hatte seinen namenlosen Schmerz gewaltsam zurückgedrängt, um der gebieterischen Nothwendigkeit zu folgen, die jetzt seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Mit ernstem festem Tone gab er seine Befehle; mit keinem Laute verrieth er, daß noch ein anderes Gefühl Raum in seiner Brust hatte, als dieß, alle Vorbereitungen zu einer glücklichen Fahrt mit der größten Umsicht zu treffen; seinem Scharfblicke entging nichts: die geringsten Versehen erspähte er in demselben Moment und rügte sie mit hohem Ernst; als aber Alles angeordnet war, und die Mannschaft sich die nöthige Erholung in unbefangenen Gesprächen gönnte, ging Capitain Robert in seine Cajüte, warf sich erschöpft auf sein Lager, und strömte seinen Schmerz in heißen Thränen aus.

Die Wellen des Delaware rauschten unter dem Kiel des „Siegfried" und im Angesichte der neuen Welt ward Robert um so schmerzlicher von dem Kummer

unglücklicher Liebe ergriffen, deren Gegenstand jetzt so weit, weit von ihm entfernt war. Aber mit starkem Herzen fügte er sich in das Unvermeidliche; und kaum hatte sich der Anker in die Tiefe gesenkt, als er in die Schaluppe sprang, dem Ufer zuruderte, und sich in den Strudel des Geschäftslebens stürzte, das ihn hier von allen Seiten in kaum geahnter Lebendigkeit umbraus'te.

Drei Jahre waren vergangen. Drei Jahre sind eine lange Zeit. Während derselben schloß sich manches kummervolle Auge, mancher tiefe Schmerz fand Linderung, manche bescheidene Hoffnung die nicht geahnte Erfüllung. Aus dem Staube stieg der entschlossene Emporkömmling auf der Leiter des Ruhmes oder des Zufalls bis zur schwindelnden Höhe empor, und der begünstigte Sohn des Glückes stürzte von einem zerschmetternden Blitzstrahl getroffen, aus der wolkenfreien Höhe in den tiefen Abgrund.

In einer der belebtesten Straßen Newyorks lag das Haus des wohlangesehenen Handelsherrn und Schiffseigenthümers, Herrn Robert, der mit den ihm zu Theil gewordenen Reichthümern den Grund zu einem Ge-

schäfte gelegt hatte, das, begünstigt von einer Reihe von seltenen Zufällen, und mit glücklicher Benutzung der sich darbietenden Conjunkturen geleitet, in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren zu dieser Bedeutung herangewachsen war, und seinem Besitzer ein Ansehen verschaffte, das diesen zu den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte.

Am Schlusse des dritten Jahres, als bereits alle Gehulfen das Comptoir verlassen hatten, saß Herr Robert allein in seinem Arbeitscabinet und überblickte wohlgefällig den Abschluß der Bücher, der sich über alle Erwartung günstig herausstellte: „So werde ich denn nun bald das Ziel erreicht haben, wonach ich mich so lange sehnte, und das Ziel aller meiner Bestrebungen war, seit ich den ersten Fuß in die neue Welt setzte. Bin ich Euch wirklich der Armselige, dem Staube Entkrochene, der seine erbärmliche Herkunft nicht verleugnen kann, und mit gemeinem Sinne nur stets am Gemeinen hängt? Es soll Tag für Euch werden, ich will den Vorhang vor Eueren staunenden Blicken hinwegreißen, und die Hülle des Lichtes soll Euch blenden. Sieh her, stolzer Vater, was aus mir geworden ist, und ob ich nicht ein erwünschter Eidam

für deine Tochter bin? Wirst du mich auch jetzt noch mit einem höhnischen Lächeln von deiner Schwelle weisen, wenn ich sie betrete, und mich durch Spott beugen wollen? Und du, Schändlicher, der du einst mit allem Uebergewicht des Millionairs meine Bitte, Erneſtinens Glück nicht zu vernichten, verhöhntest, dir will ich ein Schach bieten, worüber die ganze Handelswelt erstaunen soll. Bisher habe ich meine Blicke nur auf das Innere dieſes Welttheils gerichtet, nur in seinen Häfen meine Schiffe ankern lassen. Jetzt will ich meine erworbenen Schätze dazu nützen, mein Ansehen im deutschen Vaterlande, wo die vornehmen Patrizier den Sohn des Segelmachers kaum duldeten, zu gründen, und euerm ungemeſſenen, schrankenloſen Stolze, einen noch ungemeſſenern, noch schrankenlosern entgegen stellen. So komm denn du stolzes Brautschiff, deſſen lustig wehende Flaggen sich einst gleich Trauerwimpeln schnell und unerwartet herabsenkten, komm und breite deinen stolzen Segel aus, damit ein günstiger Wind dich der lange gemiedenen Küste entgegen trage.“

Und voll dieſes Gedankens sprang er auf, festentschlossen mit dem Anbruche des nächsten Tages denſel-

ben zu verwirklichen, und mit dem nächsten Frühjahre die Ueberfahrt nach Deutschland anzutreten.

Eine halbe Meile unterwärts Hamburg liegt auf dem hochragenden holsteinischen Elbufer das freundliche Dörfchen Nienstädten, das dem Schiffer so überaus gastfrei entgegen blickt. Eines der Häuser desselben, das höher wie die andern liegt, beherrscht den ganzen Strom. Es ist keine stolze Villa; die bescheidenen Räume, die es bietet, können nur dem Anspruchlosesten genügen, der fern von dem Gewühle großer Städt mit seinem geretteten Nothpfennig hierher flüchtet, und den Abend seines Lebens in Ruhe hinbringen will. Der Garten, der dasselbe umgibt, hat reichlich tragende Fruchtbäume, und sorgfältig bestellte Beete, die auf eine gesegnete Erndte hoffen lassen, und die fleißigen Bewohner finden nach vollbrachter Arbeit, eine erquikkende Ruhe unter den schattenreichen Bäumen, die sich am Ende des Gärtchens, hart am abschlüssigen Elbufer erheben.

Hier saß eines Nachmittags ein ältlicher Mann und schaute nachdenklich auf den Strom, der seine

Wellen langsam dahin rollte, und mit den leichten Böten auf seinem Rücken spielte, die in hellen Farben prangend, im Sonnenglanze aufleuchteten. Wenn ein Schiff vorüberzog und seine weißen Segel stolz ausbreitete, dann verfolgte der alte Mann es mit der sichtbarsten Theilnahme; und wenn es hinter den Bergen verschwand, rang sich ein schmerzlicher Seufzer von seiner Brust.

Schon neigte sich die Sonne tiefer dem westlichen Horizonte zu; die Fluth ging nur noch spärlich ein, und der Nordwest nahm allmählich ab; da gewahrte der Alte ein hochragendes Schiff, das um die Ecke von Schulau steuerte, und sich durch die Blankeneser Sande wand. Als es sich aber dem Sitze des alten Mannes gerade gegenüber befand, hatte die Fluth ihr völliges Ende erreicht, der Wind hatte sich gelegt, und das Schiff trieb rückwärts. Da ließ es schnell seinen Anker fallen, und die Segel senkten sich, von flinken Matrosen auf den Raaen befestigt. Der Blick des alten Mannes ruhte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf dem Schiffe; dann fiel er in ein düsteres Sinnen; dann wieder fuhr er, wie aus einem Traume aufgeschreckt, in die Höhe, und sah wieder

auf das Schiff, das ſich nahe vor ihm auf den Wellen wiegte.

„Wie iſt mir?“ ſprach er vor ſich hin. „Täuſcht mich mein Auge, das ſeit längerer Zeit ſeinen ſichern Scharfblick verloren hat, oder iſt es Wirklichkeit, was ich vor mir ſehe? Nein! es kann nicht ſein! Der Unglückſelige wird nicht die Verpflichtung, die ich ihm auferlegte, vergeſſen haben; er wird nicht hierher zurückkehren. — Und doch! Je mehr ich das Schiff betrachte, je gewiſſer werde ich davon überzeugt, daß es der Siegfried iſt, an deſſen Bord einſt Erneſtinen's Brautflaggen wehten. — Sollte er es in Wahrheit wagen? — Und warum nicht? Was kann ich, der arme, ſchwache, tiefgebeugte Mann ihm thun? Was kann ich ihm befehlen? Er iſt begütert, reich; ich habe ihn reich, begütert gemacht; und ich bin arm, verlaſſen, kaum dem Bankerott entronnen, Beſitzer eines Kohlgartens und einer Rente, die mich und mein Kind nothdürftig vor dem Verhungern ſchützt! Nein! ich kann in dieſer Ungewißheit nicht ausharren, ich muß mir Gewißheit verſchaffen.“

Er verließ ſeinen Platz und ging, ſo raſch als es ihm nur möglich war, dem Hauſe zu. Bald kehrte

er mit einem Fernrohr zurück, und betrachtete nun lange und aufmerksam das Schiff, das ruhig und bewegungslos vor ihm lag. Endlich ließ er ab, und sagte mit einem tiefen Athemzuge: „Ja! er ist es! Es ist der Siegfried! Und wenn mein Auge, das seit dem Erscheinen desselben von Thränen umflort ist, mich nicht täuschte, so sah ich ihn, dessen Namen ich nicht aussprechen mag, dem ich die Rechte, die er auf mein Kind zu haben meinte, mit einem großen Theile meines Reichthums abkaufte. Wie stolz er auf dem Verdeck einherschreitet! O! himmlische Barmherzigkeit, die du mir schon so viele Opfer auferlegtest, muß ich auch noch diesen bittern Kelch leeren?“

Er lehnte sich auf seinen Sitz zurück, sah starr vor sich hin, von tausend sich kreuzenden Gedanken bewältigt, und wehrte den Thränen nicht, die über seine Wangen herabströmten.

Da nahte sich ihm seine Tochter, die unglückliche, bedauernswerthe Ernestine, die das Glück der Liebe nur hatte kennen lernen, um es in dem Augenblicke, da sie den ganzen vollen Werth desselben erkannte, für immer zu verlieren. Man sah es dieser trauernden Gestalt an, daß nie mehr ein Sonnenblick

der Freude sie kräftigen würde, und daß nur Liebe zu dem Vater und die gewonnene Ueberzeugung, daß der alte Mann ohne sie ganz verlassen sein würde, sie nothdürftig aufrecht erhielt. Sie nahte sich dem gebeugten Greise, umfaßte ihn mit Zärtlichkeit und fragte mit dem unnachahmlichen Liebreiz, der ihr eigen war: „Mein lieber Vater! wache auf aus deinem dumpfen Brüten; es sind keine freudigen Erinnerungen, die sich deiner Seele bemächtigt haben; ich bitte dich, höre auf zu sinnen und schenke deiner Ernestine ein freundliches Lächeln.“ — Averdick horchte der bekannten Stimme, die eine so große Gewalt über ihn hatte; er liebkoſ'te das so innig geliebte Kind und sagte mit verhaltener Rührung: „Bist du da, meine Ernestine? Mein gutes, unglückliches, tugendhaftes Kind! Was willst du? Ich will Alles thun, was du von mir forderst; ich bin dir das schuldig. Was ich dir sonst noch schuldig bin, Reichthum, Ehre und Wohlleben, kann ich dir nicht bezahlen, und du mußt Mitleid und Nachsicht mit dem bösen Schuldner haben. Unterbrich mich nicht, Ernestine, ich weiß, was du mir sagen willst; aber ich weiß auch, was ich sagen muß. Mein Ge-

schäft ging zurück; der Mann, den ich groß gemacht hatte, und dein Herz von mir abwandte, empfing einen nicht geringen Theil deines Eigenthums; denn ich konnte dein Leben nicht zu theuer bezahlen. Nun hätte ich aber dennoch vor aller Welt wie ein geachteter Kaufmann dastehen können, wenn nicht der Mann, dem ich deine Hand zugedacht hatte, jener Undankbare sich zu meinem Nebenbuhler aufgeworfen und die Kenntniß, die er während unsers engen Bündnisses von meinen Geschäften genommen, sich zu Nutz gemacht, und so sich bereichert hätte, indem er mich immer mehr schwächte, und zuletzt dem Sturze nahe brachte."

„Sie sind noch nicht gestürzt, mein Vater!" sprach Erneſtine, ihn liebkosend.

„Nein, mein Kind!" entgegnete der Kaufmann und richtete sich hoch auf. „Die Ehre meines Hauses ist vor der Welt gerettet; es lebt Keiner, der von mir auch nur eines Pfennigs Werth zu fordern hätte; Keiner, den ich nicht mit vollster Befriedigung entlassen hätte. Die Welt kann nicht sagen, daß ich dem Bankerott nahe war; denn sie hat es nicht gefühlt, sie kann nur sagen, daß es eine Grille von

mir war, ein so glänzendes Geschäft aufzugeben, und mich hier auf ein Bauergehöft zurückzuziehen. Sagen sie doch, wie ich einmal vernommen, meiner Handelsweise läge ein tiefer Plan zum Grunde: denn während ich hier in scheinbarer Dürftigkeit und völligem Nichtsthun lebe, lasse ich durch geschickte Agenten mein Geschäft mit verstärkten Mitteln in Amerika fortsetzen, und werde mich in meiner vollen Glorie zeigen, sobald es an der Zeit sein werde; denn sie wollen die alte Prophezeihung nicht zu Schanden gemacht wissen, daß es in Hamburg eine Firma Averdick geben soll, so lange noch drei Steine aufeinander stehen.“

Bei diesen Worten streifte sein Auge über den Strom hin, und er erblickte das Schiff, das er für einige Augenblicke aus dem Gedächtnisse verloren hatte. Er klammerte sich zitternd an seine Tochter an, und sprach, auf den Strom hindeutend: „Da liegt das Unglücks-Fahrzeug, von dessen Masten einst die Flaggen wehten, die das frohe Fest deiner Hochzeit bezeichneten; ach! ich hatte mir eingebildet, daß es ein frohes Fest für dich sein würde. Nun ist es zurückgekommen; der Mann, der mir einst mein kost-

barstes Juwel stahl, hat es zurückgeführt, vielleicht um, — wer kann die Gedanken der Menschen errathen, und wer ihre Herzen ergründen? — vielleicht um mit meinem Unglücke, das ihm nicht verborgen geblieben sein kann, Spott zu treiben.“

„Nicht doch, Vater!“ unterbrach ihn Erneſtine haſtig. „Wie kommt dieſer Gedanke in deine Seele? Nein, einer ſolchen Bosheit iſt Robert nicht fähig. Ich weiß nicht, was ihn beſtimmt, nach Deutſchland zurückzukommen; aber ich höre eine Stimme, die mir zuflüſtert: Robert iſt kein Böſewicht.“

„Und was will er hier?“ fragte Averdick. „Was iſt ſein Zweck, ſeine Abſicht? Ich will von den Menſchen vergeſſen ſein; ſie ſollen nicht mehr von mir reden. Nun aber wird ſein Erſcheinen wieder alle früheren Geſchichten aufregen; ſie werden ihm erzählen von dem alten Kartoffelkönig in Nienſtädten, wie man mich eine Zeit lang nannte; und wenn er dann gar die Dreiſtigkeit hätte, hierher zu kommen, und ſich über uns luſtig machte; oder wohl gar, in einer Anwandlung von Großmuth uns ein Almoſen zuwerfen wollte, ich würde es nicht überleben.“

„Er wird es nicht!“ ſprach Erneſtine ſanft wei-

nend. „Er wird es wahrhaftig nicht! Robert, — du zürnst mir nicht, daß ich den Geliebten meines Herzens, den Retter meines Lebens so nenne, — denkt nicht so klein, wie du gern glauben möchtest. Seit wir hier wohnen, sehe ich täglich die Stelle vor mir, wo er einst freudig sein Leben wagte, um das meinige zu erhalten. Der Mann, der in die Fluthen sprang, einer Unbekannten beizustehen, der von dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an sich so herrlich benahm, ist einer solchen Gesinnung nimmer fähig. Ich vertheidige ihn gegen dich, gegen Jeden, der ihn zu schmähen sich erlaubt, mit aller Kraft, die mir zu Gebote steht; ich werde es thun, so lange noch ein Funken Leben in mir ist, und will den Glauben an seine reine Liebe mit in mein stilles Grab nehmen, das mich nur zu bald umfangen wird; denn ich fühle besser, als ein Arzt es mir sagen kann, wie der Tod bereits an meinem gebrochenen Herzen nagt.“

„Ernestine! Meine Ernestine!“ rief der Alte mit bebenden Lippen und umschlang sein bleiches Kind mit zitternden Armen. „Willst du mein Leben? Nimm es hin, ich will es dir mit Freuden geben;

aber von deinem Tode ſprich nicht zu mir. Ich fühle es, daß ich Unrecht that; ich will dich ferner durch ſolche Aeußerungen nicht kränken, ich will es gewiß nicht thun. Was ich etwa dir Mißfälliges denken ſollte; denn meine Gedanken kann ich nicht beherrſchen, das will ich tief in meiner Bruſt verſchließen, und dieſen Gedanken nie Worte leihen. Weine nicht, meine gute Erneſtine; wir wollen nicht mehr daran denken, wollen nicht mehr auf den Strom und auf das Schiff hinblicken, das ſo viele traurige Erinnerungen in uns weckt. Ich fühle mich angegriffen, mein Kind, ich will mein Lager ſuchen.“

Vater Averdick verließ, von Erneſtine geleitet, den Garten, und nicht ohne noch einen ſchmerzlichen Scheideblick auf den Strom und das Schiff zu werfen, begab er ſich in ſeine Kammer. Erneſtine aber kehrte wieder zurück und betrachtete das Schiff, das den Geliebten beherbergte, mit einer Miſchung der verſchiedenſten Gefühle, und vertiefte ſich in das Meer der Erinnerungen, das mit Rieſenmacht vor ihr auftauchte, und ſie von allen Seiten umrauſchte.

Zwei Tage ſpäter wurde das Stillleben der Kaufmannsfamilie durch ein Ereigniß unterbrochen. Der

alte Mann fühlte sich seit der Ankunft des Siegfried unpäßlich, und konnte das Bett nicht verlassen; Ernestine hatte ihm erzählt, daß das Schiff am nächsten Morgen mit der Fluth den Anker gelichtet hätte, und vollends bis an die Stadt gesegelt sei; dann hielt sie still duldend bei dem Kranken aus, und suchte ihn durch freundlichen Zuspruch aufzuheitern, während ihr Herz unter der Last der Gefühle, die es bestürmten, zu brechen drohte.

Da öffnete sich die Thür des Krankenstübchens, und herein trat Herr Schramm, der vormalige erste Buchhalter des Vaters. Er grüßte seinen verwunderten Prinzipal mit altväterischer Höflichkeit, grüßte respektvoll die Tochter desselben, und setzte sich dann auf einen Stuhl, den Ernestine ihm neben das Bett des Kranken stellte.

Herr Averdick sah den Zeugen seines frühern Glückes erwartungsvoll an. Er war zu sehr von der strengen und unerschütterlichen Ehrlichkeit seines Buchhalters und von dessen Anhänglichkeit an seine Person überzeugt, als daß er hätte glauben sollen, dieser werde ihn, seiner ausdrücklichen Weisung entgegen, nur aus müßiger Neugier besuchen, und er-

wartete daher mit Recht, daß den alten Mann irgend etwas Außergewöhnliches herführen müſſe. Erneſtine blieb keine theilnahmloſe Zuſchauerin dieſer Scene.

„Mein Kommen wird Sie in Erſtaunen ſetzen,“ ſprach Herr Schramm, „und wahrlich, meine Mittheilungen ſind wunderbar genug. Ich habe Ihnen Manches zu erzählen, was ſich ſchwer begreifen läßt; ehe es aber geſchieht, muß ich Ihnen eine Frage thun, und Sie müſſen mir ſolche frei und offen beantworten.“

„Ich werde antworten, ehrlich antworten!“ entgegnete Averdick. „Fragen Sie!“

„Als Sie vor drei Jahren Ihre Handlung aufgaben, und ſich in eine ſelbſtgewählte Einſamkeit zurückzogen,“ fragte Schramm, „blieben Sie da wirklich dieſem gefaßten Vorſatz treu, oder ſetzten Sie, aus mir unerklärlichen Gründen, an andern Orten Ihre Geſchäfte mit großen Mitteln und mit der Keckheit eines Hazardſpielers fort, der mit einem Wurfe Alles gewinnen aber auch Alles verlieren kann?“

„Ich weiß nicht, weßhalb Sie eine ſolche Frage an mich thun,“ antwortete Averdick, „da Sie aber bloß meine ſchlichte Antwort wollen, ſo betheuere

ich Ihnen, daß ich von dem Tage an, da ich mein Comptoir verließ, und hierher zog, auch nicht das kleinste Geschäft mehr gemacht habe. Jetzt reden Sie.“

„Nun denn, so weiß ich nicht, was ich denken soll,“ sprach der Buchhalter. „Auch ich lebe seit der Auflösung Ihres Hauses in bescheidener Zurückgezogenheit von meinem Ersparten; aber öfter treibt mich doch der Thätigkeitstrieb unter Menschen. Nun hörte ich zwar oft Gerüchte mancherlei Art, die die Firma Averdick in Amerika wieder aufstehen ließen; aber ich gab nichts darauf, weil es mir gar zu sonderbar erschien. Später hörte ich ein Gleiches von Leuten erzählen, die ein müßiges Geschwätz durchaus nicht lieben, und hier und da wollte sogar Einer in direkte Verbindung mit dem neuen Hause in Amerika getreten sein. So seltsam dieß nun auch war, habe ich doch nie recht daran geglaubt, und Ihnen davon eine Mittheilung machen mögen. Aber jetzt . . .“

„Nun?“ unterbrach Averdick den Erzählenden lebhaft, und das Erscheinen des „Siegfried“ auf der Elbe fuhr durch seinen Sinn. „Was werde ich hören müssen? Was ist neuerdings geschehen, wodurch jene albernen Mährchen an Wahrscheinlichkeit gewinnen?“

„Ihr Schiff „Siegfried" ist an die Stadt gekommen, und der Capitain, dem Sie es einst vertrauten, führt es noch. Er behauptet, nach wie vor in Ihrem Solde zu stehen, und nur für Ihre Rechnung Geschäfte zu machen. Er kann nicht genug Rühmliches von Ihrem Newyorker Hause reden, und, in der That, wenn seine Aussagen auf Wahrheit beruhen, so übertrifft Ihr jetziger Reichthum Ihren frühern bei weitem. Der Capitain muß übrigens, so wie das Haus, das ihn absendete, und das nun durchaus das Ihrige sein soll, einen mächtigen kaufmännischen Scharfblick besitzen; denn der „Siegfried" ist nur mit solchen Waaren beladen, die hier seit längerer Zeit am Platze fehlen und deßhalb sehr gesucht sind. Der Capitain verkauft seine Güter mit ungeheuern Avancen und der Verdienst dieser einzigen Reise beträgt allein schon ein bedeutendes Kapital."

„Ernestine!" sprach Averdick schwach, „reiche mir deine Hand. Fühle, wie mein Puls jagt, wie meine Stirn brennt. Bleibe bei mir, mein Kind; denn ich fürchte mich, als ob ich von Hexerei und Zauberspuk umgeben wäre. Schramm! haben Sie mir auch die reine Wahrheit gesagt?"

„Ich betheuere Ihnen vor Gott, und bei meiner Hoffnung auf ein seliges Ende, daß ich auch nicht ein Wort erfunden habe; sondern daß Alles die reinste Wahrheit ist. Wäre ich an Ew. Edeln Statt, ich begäbe mich selbst nach Hamburg, um an Ort und Stelle die geeigneten Erkundigungen einzuziehen. Mir und Andern würde Capitain Robert nicht Rede stehen; aber Ihnen dürfte er doch nichts geheim halten.“

„Nun denn, es sei,“ sprach der Kaufmann nach einer Pause. „Ich will den sauersten Schritt thun, und mich nach dem Orte zurückbegeben, wo ich mich den größten Wechselfällen des Geschicks beugen mußte. Gott wird mir Muth und Kraft geben, auch dieß zu überstehen. Ich will, sobald ich wieder hergestellt bin, Sie in Ihrer Wohnung aufsuchen, und dann, gemeinschaftlich mit Ihnen, die nöthigen Erkundigungen einziehen. Arbeiten Sie unterdessen vor, so viel Sie nur irgend können. Leben Sie wohl, wir werden uns bald wieder sehen.“

In der Mitte des reichbelebten Hafens der alten Stadt Hamburg lag nahe am Westergat der Drei-

master „Siegfried," unfern von derselben Stelle, die er einst an jenem verhängnißvollen Tage als Brautschiff eingenommen hatte. Gedanken und Empfindungen der verschiedensten Art bestürmten die Brust des Capitains, der auf der Galerie des Quarterdecks seinen Sitz eingenommen hatte, während die Mannschaft sich eifrig mit dem Löschen der Ladung beschäftigte. Da kletterte ein Mackler, Namens Heils, den Fallreep hinan, und begab sich, nachdem er sich mit der Mannschaft durch einiges Kopfnicken abgefunden hatte, geradesweges nach dem Quarterdeck. Hier händigte er dem Capitain einige Papiere ein, gleichsam als gültige Beweise, daß er die ihm übertragenen Geschäfte zur vollen Zufriedenheit beendigt habe.

„Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, Herr Heils," sprach der Capitain, „und werde mit der Courtage nicht knickern."

Der kleine bewegliche Börsen-Appendix verbeugte sich mehrere Male rasch hintereinander, und ergriff das Wort mit großer Hast; denn er hatte die Wollust der Rede lange entbehrt: „Hat nichts zu bedeuten, mein werther Herr; steht bei Ihnen Alles in

guten Händen. Wenn ich nur Geschäfte machen kann, bin ich in meinem Element, und frage nicht lange: weßhalb? warum? wofür und weßwegen? sondern ich führe sie aus, genau, wie sie mir aufgetragen werden. Nicht alle Leute sind so, und in der Stadt gibt es welche, denen die Geschäfte des Averdick'schen Hauses vieles Kopfbrechen verursachen. Mir geschieht das nicht, ich bleibe ganz gleichgültig, obgleich jene Leute im Grunde ganz recht haben; denn es bleibt doch unerklärlich . . ."

„Was, mein Herr! Was?" unterbrach Capitain Robert den Schwätzer mit finsterer Miene

„Nun, wertheſter Herr Capitain," ſprach der Mackler kleinlaut, „wir meinen Alle nur, daß es doch ein ſeltſames Ding mit dem Fortbeſtehen der Averdick'ſchen Firma iſt. Erſt ſpurlos verſchwunden, dann wieder unerwartet auftauchen, und bedeutender, mächtiger, als früher. Unbegreiflich."

„Hier iſt nichts Unbegreifliches, als die Bornirtheit müßiger Schwätzer!" rief der Capitain mit Stirnrunzeln. „Es iſt Alles in der beßten Ordnung gegangen, und ein freier Mann hat das vollſte Recht, ſein Geſchäft an einem Orte aufzugeben, um es an

einem andern, der ihm besser gefällt, wieder zu eröffnen. In diesem Falle befindet sich Herr Averdick, das springt, meines Bedünkens, klar in die Augen. Und nun genug dieser Albernheiten, wenn Ihnen an meiner Kundschaft noch irgend etwas gelegen ist.“

„Verehrtester Herr Capitain,“ begann der Mackler kleinlaut, ließ sich aber doch gleich darauf wieder von seiner Schwatzhaftigkeit hinreißen, „geben Sie mich ja nicht auf; Sie sind ein seltener Mann, der einem armen Familienvater auch einen kleinen Verdienst gönnt. Ich will mich nicht mehr wundern, finde das, was Sie sagen, ganz natürlich; mehr können Sie nicht verlangen, mehr nicht fordern. Was ich in der Stille denke, das behalte ich für mich. Aber wenn Sie auch in dieser ganzen Angelegenheit nichts als Natürlichkeit finden wollen, so gibt es doch noch andere Wunder in der Welt, die Sie mir nicht wegdisputiren werden. Heute, mein Herr, heute spricht schon kein Mensch mehr von Ihren und Herrn Averdick's Angelegenheiten; denn etwas Neues, etwas noch Unerhörtes ist geschehen.“

„Verschonen Sie mich mit Ihren Stadtklätschereien!“ sprach Capitain Robert, kurz abbrechend.

„Nein, Capitain!“ ſprudelte der Mackler heraus, „ich kann nicht ſchweigen, und wenn es an Kopf und Kragen ginge. Es ſtößt mir das Herz ab, wenn Sie die Neuigkeit nicht erfahren, wenn Sie ſie nicht durch mich erfahren.“

„Habt Ihr ſchon wieder einen Bankrott ausgewittert?“ fragte Robert finſter. „Iſt ſchon wieder der Name eines ehrlichen Mannes daran, das Opfer Euerer Verläumdung zu werden?“

„Nichts Verläumdung, Herr!“ ſchrie der Mackler im höchſten Eifer. „Wahrheit! reine, unverfälſchte Wahrheit! Ein mächtiges Bremer Haus ſteht nahe am Bankrott! Siegfried Möller, der vormals deſignirte Schwiegerſohn des Herrn Averdick fallirt, muß falliren binnen hier und wenigen Tagen, wenn Gott kein Wunder thut.“

Ein Strahl der Freude leuchtete aus den Augen des Capitains: „Wiederholen Sie mir dieß noch einmal! Siegfried Möller muß falliren. Verſchweigen Sie mir nichts, nicht den geringſten Nebenumſtand! Sprechen Sie deutlich, lieber, liebſter Herr Heils.“

Nun war der kleine Mackler in ſeinem Element.

Er begann eine lange Erzählung, deren Hauptinhalt war, daß Siegfried Möller bald nach seiner Trennung von Herrn Averdick mehrere empfindliche Stöße erlitten habe; daß er sich darauf dem amerikanischen Handel zugewendet, um durch einige kühne Unternehmungen, das Verlorne wieder zu gewinnen. Aber hier sei er erst dem Verderben in die offenen Arme gelaufen; denn was er auch begonnen habe, immer sei ihm ein Anderer, der von seinen Projekten genau unterrichtet gewesen sein müsse, zuvorgekommen, und wenn er gedacht, er werde eine ergibige Ernte halten, sei ihm nur das leere Nachsehen geblieben. „Er hat starke Zahlungen zu machen," schloß Jener, das weiß man gewiß, und Geld ist nicht in Cassa. Wenn er keinen Aufschub erlangen kann, ist er herum; denn es sind schwere Wechsel im Anzuge."

Der kleine Mackler hielt inne; denn er wollte erst erfahren, ob seine Erzählung auch willkommen sei; als er aber sah, daß Capitain Robert ruhig blieb, ja daß sogar dieser ein gewisses Wohlbehagen an der Mittheilung des Kleinen zu finden schien, fuhr dieser fort: „Das ist aber auch dem hochmüthigen

Thoren ganz recht. Die ganze Börse gönnt es ihm, daß er nun so klein wird, wie ein Gewürzkrämer in den Vorstädten. Was hat er nicht für eine Rolle gespielt! wenn er einmal von Bremen hierher kam! und wie unverantwortlich hat er nicht an dem guten braven Herrn Averdick und dessen Jungfer Tochter gehandelt. So etwas trägt seine Früchte; so etwas wird von Oben herab bestraft, so etwas . . ."

„Es ist gut so!" unterbrach Capitain Robert den Schwätzer, indem er sich von seinem Sitze erhob. „Gehen Sie nur wieder an Ihre Geschäfte, und tröste Gott jedes rechtliche Menschenkind, dessen guter Leumund in Ihre und Ihresgleichen Hände fällt."

Der Mackler zog sich kleinlaut zurück, Capitain Robert blieb allein. Er versank in Nachdenken; aber aus den einzelnen Reden, die er von Zeit zu Zeit vor sich hin murmelte, konnte man sehr leicht den Zustand seines Innern ermessen.

„So ist denn nun das Ziel erreicht! — Ihr, die ihr mich so tief demüthigtet, sollt euch vor mir beugen! Alle sollt ihr es, ich will euch beherrschen! — Und du, geliebte Erneſtine, sollst glücklich werden, durch mich glücklich werden. — Aber jener Hoch-

müthige, der sich so stolz über mich erhob, der mich zertreten wollte, gleich einem Wurm, und an der Heiligen, die ich anbetete, zum Frevler ward, er soll büßen! — Alle sollen den Versöhnungskuß von mir empfangen, nur er nicht; Alle sollen aufgenommen werden in das Bündniß des Friedens, nur er nicht; Alle sollen frohe und glückliche Tage sehen, nur er nicht! Ihn will ich quälen bis auf's Blut, und ihn dann, wenn er genug geängstigt wurde, vor allem Volke von der Höhe herabschleudern in den Abgrund der Verdammniß!" Er streckte bei diesen Worten die Hand unwillkührlich zum Himmel, als wollte er sein Gelübde durch einen Schwur bekräftigen, und begab sich dann in seine Kajüte.

Herr Averdick war nicht sobald hergestellt, als er sich auf den Weg zur Stadt machte, und Herrn Schramm, seinen Buchhalter, aufsuchte. Schon auf dem Wege dahin begegnete der Kaufmann vielen bekannten Gesichtern, denen er gerne ausgewichen wäre, wenn es sich nur irgend hätte thun lassen; denn er fürchtete, es möchte ihn Einer oder der

Andere anreden, und ihn nach Dingen fragen, die er, unvorbereitet, wie er war, nicht beantworten konnte. Dahin kam es indeſſen nicht, ſondern man begnügte ſich damit, ihn ehrerbietig zu grüßen; ja es hatte den Anſchein, als ob man jetzt noch größern Reſpect für ihn hege, als früher. In der größten Spannung kam dieſer in der Wohnung des Herrn Schramm an, und beſtürmte ihn ſogleich mit tauſend Fragen.

„Es iſt Alles ſo, wie ich es Ihnen geſagt habe,“ antwortete dieſer. „Ihr Schiff, der „Siegfried,“ liegt in dem hieſigen Hafen, Commandeur deſſelben iſt der von Ihnen ſelbſt inſtallirte Capitain Robert, der zugleich die Geſchäfte des Supercargo mit einer ſeltenen Umſicht betreibt. Die Papiere des Schiffs lauten auf das Haus Averdick, einſt in Hamburg, jetzt in Newyork, als Eigenthümer deſſelben. Die Ladung, die er brachte, iſt gleichfalls durchweg das Eigenthum des gedachten Hauſes, und an der Börſe ein geſuchter Artikel, da ſie nur aus Gegenſtänden beſteht, woran der hieſige Platz zur Zeit Mangel leidet; es werden große Summen daran verdient. Alle Geſchäftsabſchlüſſe werden in Ihrem Namen vorgenommen.“

„Wie soll ich mir dieß Räthsel erklären?“ sprach Averdick nachsinnend. „Was will dieser Robert, daß er sich mir auf diese Weise gegenüber stellt? Ich muß Aufklärung haben, es entstehe daraus, was nur immer wolle. Begleiten Sie mich an die Börse!“

Averdick betrat mit seinem Buchhalter den innern Raum der Börse. Er glaubte, die Kniee müßten unter ihm zusammenbrechen, als er sich an dem Orte sah, der ihn einst so groß und mächtig gekannt hatte. Aber als waltete nicht der geringste Unterschied zwischen Jetzt und Damals ob, wich man ihm von allen Seiten aus, begrüßte ihn mit allen Zeichen achtungsvoller Freundschaft oder demüthiger Unterwerfung, und versicherte ihm mit Händedrücken und Verbeugungen, wie sehr man sich freue, ihn endlich wieder an der gewohnten Stätte des Ruhmes zu sehen, die namentlich ihm einen so ausgebreiteten Ruf verdanke.

Von mehreren Seiten kamen alte Bekannte, begrüßten ihn mit unverstellter Freude, boten ihm ihre Dienste an, und priesen seine kaufmännische Klugheit, die ein wahrhaftes merkantilisches Meisterstück zu Tage gefördert hatte. Der alte Mann war in

nicht geringer Verlegenheit, da er nur von den Thatsachen, aber nicht von den Motiven unterrichtet war; er erging sich deßwegen nur in einigen allgemeinen Redensarten, und erwähnte flüchtig des Capitain Robert.

Er hatte kaum den Namen desselben genannt, als man abermals Gelegenheit nahm, seine Klugheit zu preisen. Niemals, hieß es, hätte er einen weisern, verständigern Mann zu seinem Geschäftsführer erlesen können, wie die glänzenden Resultate bewiesen, die dieser zu Tage gefordert; und wenn irgend einer von ihnen in den Fall käme, die Leitung eines Theils seiner Geschäfte in fremde Hände zu geben, so möge es stets ein Mann wie Capitain Robert sein. Es wäre gewiß noch eine Zeitlang in ähnlicher Weise fortgegangen, wenn nicht in diesem Augenblicke der Vielgepriesene erschienen wäre, und der Fluth der Lobsprüche dadurch einen Damm entgegengesetzt hätte.

Man machte dem Näherkommenden sogleich Platz, so daß dieser ungehindert zu seinem Prinzipal gelangen konnte; dann aber schloß man einen Kreis um sie und horchte aufmerksam, um nur kein Wort von der Unterhaltung zu verlieren, die sich jetzt entspinnen mußte.

Der alte Averdick machte unwillkührlich eine Bewegung des Erstaunens, als er sich seinem ehemaligen Capitain gegenüber sah. Er richtete einen fragenden Blick auf ihn, ohne den ehrfurchtsvollen Gruß desselben zu erwiedern, und stützte sich auf die Schulter seines treuen Begleiters.

„Ich preise mich glücklich," sprach der Capitain, „in einem Augenblicke vor Ew. Edeln zu erscheinen, der mir Gelegenheit gibt, Ihnen die angenehme Nachricht zu überbringen. Die mir von Ihnen auf eine so ehrenvolle Weise übertragenen Geschäfte sind vor einer Stunde völlig beendigt, und Ew. Edeln dürfen nur befehlen, wie die großen Fonds, die sich jetzt noch in meinen Händen befinden, zu verwenden sind, und wohin der „Siegfried," seinen Lauf zu dirigiren hat."

„Welcher Art auch die Aufträge gewesen sein mögen, die Sie von mir empfangen haben wollen," begann der Kaufmann, — aber der Capitain unterbrach ihn rasch und fuhr fort:

„Diese Aufträge sind von mir gewissenhaft aufgefaßt und ausgeführt, und ich bin zu jeder Minute bereit, darüber die strengste Rechenschaft abzulegen. Es ist dazu Alles vorbereitet, und wenn Ew. Edeln

die Güte haben wollen, mich zu begleiten, werden Sie in wenigen Augenblicken klar sehen.“ Er nahm den Arm des Kaufmanns und führte ihn aus dem Gedränge der Börse in einen nahe gelegenen Gasthof, woselbst er seine Wohnung genommen hatte.

Kaum befanden sie sich ohne Zeugen in einem Zimmer des Gasthofes, als der alte Averdick mit fester Stimme sprach: „Nun, mein Herr, werde ich endlich erfahren, was alle diese Seltsamkeiten bedeuten, und wohin sie führen sollen? Welche Geschäfte habe ich Ihnen aufgetragen, und welche Bewandniß hat es mit dem großen Handelsgeschäft, das unter meiner Firma in Newyork eröffnet worden ist? Geben Sie mir eine runde, nette Antwort; denn ich bin nicht Willens, mich länger von Ihnen am Narrenseile herumführen zu lassen.“

„Hätten Sie,“ erwiderte Robert nicht ohne Bitterkeit, „während der Tage Ihres Glanzes einen edlern Begriff von Liebe und Dankbarkeit gehabt, Sie würden mir unmöglich solche Frage vorlegen. Haben Sie vergessen, mit welchen zarten Banden ich mit Ernestinen verbunden war? Haben Sie vergessen, daß wir uns unwandelbare Liebe und Treue

gelobten, und daß wahre Liebe von Tag zu Tag sich mit immer stärkern Banden an den Gegenstand seiner Neigung gefesselt fühlt? Sie freilich dachten nicht so; Sie stießen mich von sich gleich einem Aussätzigen, und weil ich Ihnen doch durch die Rettung Ihres Kindes einen Dienst erwiesen hatte, so suchten Sie mich mit einer so guten Manier als möglich los zu werden.“

„Nichts mehr von dieser Rettung!“ sprach Averdick aufgeregt. „Ich habe sie dir bezahlt, wir sind quitt.“

Robert's Auge ruhte mit Wehmuth auf dem Alten. „Ja, mein Herr, Sie haben mich bezahlt, Sie glauben es wenigstens. Aber wie eine allwaltende Vorsehung jede unüberlegte und widerrechtliche Handlung straft, so auch bei Ihnen, als Sie mir einen Dienst der Menschlichkeit abkaufen wollten. Es geschah in einem Augenblick der Leidenschaftlichkeit, der Aufregung. Wo war Ihre Weisheit, als Sie einen Mann, der Ihnen so innig ergeben war, von sich stießen, und ihn hinausjagten in die Welt? Und dann das Geschenk, das Sie in meine Hände legten? Es war das Werk des aufwallenden Zorns, des ungemessensten, schrankenlosesten Stolzes! Es betrug einen wesent-

lichen Theil Ihres Vermögens, der bei den damaligen Conjunkturen, bei nur einigermaßen verständiger Anwendung zu Millionen anwachsen mußte. Was dachten Sie, Herr Averdick, als Sie, nur um sich Ihrem Feinde als großmüthigen Gegner zu zeigen, mir diese Summe hinschleuderten?"

Averdick schlug die Augen zu Boden, er hatte nicht den Muth, Robert in's Gesicht zu schauen; das Gewicht seiner Schuld lastete schwer auf ihm.

„Sehen Sie mich freundlich an, Herr Averdick!" nahm Robert nach einer Pause das Wort. „Ich bin nicht Ihr Gegner, wie Sie wähnen; ich bin Ihnen, um Ernestinens willen, mit Sohnestreue zugethan und habe in diesem Sinne gehandelt. In den ersten Augenblicken des Zornes freilich, als ich von Ihnen auf eine so schmähliche Weise aus meinem Vaterlande hinweggewiesen wurde, hätte ich Sie vor meinen Augen untergehen sehen können, und welcher Mensch an meiner Stelle hätte nicht eine ähnliche Empfindung gehabt? Aber bald siegte die bessere Kraft in mir; und als ich mich allein mit meinem gebrochenen Herzen mitten in der See befand, schwur ich, mich auf eine edle Weise an meinen Gegner zu rächen. Ich habe meinen Schwur

gelöst. Meine erste freie That war, die Vernichtung der Schenkungsacte; sie geschah in Gegenwart der Schiffsofficiere. Von nun an war ich wieder Ihr Capitain, und da ich keine weiteren Instructionen vorfand, als die, nach Newyork zu segeln, so mußte ich nach eigner Einsicht handeln. Kaum hatte ich die mir anvertraute Ladung zu hohen Preisen verkauft und große Summen erworben; kaum hatte ich diese zu neuen glänzenden Unternehmungen in Ihrem Namen verwendet, als ich von Europa aus die Nachricht erhielt, Sie hätten Ihr Comptoir geschlossen. Diese Neuigkeit machte lebhafte Sensation an der Börse von Newyork; die neuen Unternehmungen waren noch zu keinem Endresultat gediehen, ein plötzliches Mißtrauen konnte Alles zu Schanden machen. Da galt es einen kühnen Entschluß. „Ja!“ rief ich, den auf mich einstürmenden Fragern entgegen, „ja, das Geschäft der Averdick's ist in Hamburg aufgehoben; aber nur, um es hier wieder zu eröffnen. Bald wird er hier landen, und mich hat er einstweilen vorausgesendet, um ihm die Stätte zu bereiten.“ Man nahm Anstand mir zu glauben, doch wagte man auch nicht offenen Widerspruch; zwei Tage darauf waren

alle meine neuen Unternehmungen glücklich beendigt und mein Kapital verdreifacht.“

Averdick sah seinen Geschäftsführer an; dieser fuhr fort: „Von dieser Stunde an war das Glück mir treu und hat mich nicht einen Augenblick verlassen. Ihre Firma blühte zu einem nie geahnten Glanz empor. Die müßige Neugier war bald abgefunden; eine bedenkliche Krankheit hätte Sie ergriffen, hieß es, zwar wären Sie genesen, dürften aber noch immer die Reise über See nicht wagen. Zuletzt fragte Niemand mehr; man hatte volles Zutrauen zu mir; ich war der dirigirende Chef Ihres Hauses. Alles ist wohlbestellt, und während ich hierher eilte, blieb ein Mann von erprobter Treue an der Spitze des Geschäftes zurück. Ich war niemals ein Mann von niederer Denkungsart; die drei Jahre, welche ich in der neuen Welt zubrachte, haben mich wahrlich nicht verschlechtert. Darf ich nun hoffen, endlich von Ihnen mit freundlichern Blicken angesehen zu werden?“

Averdick war zu tief bewegt, er vermochte nicht zu sprechen; er reichte seinem Capitain die Hand und drückte sie herzlich, indem er sein Gesicht an der Brust des ehrlichen Buchhalters verbarg, damit man seine Thränen nicht sehen sollte.“

Alle drei waren bewegt; Keiner sprach ein Wort. Erst nach und nach sammelten sich die Gemüther.

„Lebensretter meines Kindes!“ begann der alte Averdick, „du hast dich edel gerächt; ich schäme mich nicht, es dir zu bekennen, daß ich dich hoch über mir sehe, und zu gestehen, daß ich in gleicher Lage, nicht so gehandelt haben würde. Jetzt, mein Sohn, ist es mir ein Trost, eine Freude, dir sagen zu können, daß Ernestine dir noch immer treu gesinnt ist, und dir ihre ganze Liebe bewahrt hat. Zwar wirst du umsonst die frischblühende Jungfrau in ihr zu finden hoffen; Kummer und Sorgen haben ihre Wangen gebleicht, und der Gram hat ihr Herz gebrochen. Aber es wird dir doch lieb sein, sie zu sehen, zu begrüßen und dich freuen, daß sie nicht die Beute ihres frühern Bräutigams geworden ist, an dessen Seite sie vielleicht längst dem Tode verfallen wäre.“

„Reden Sie nicht von jenem Herzlosen, mein Vater!“ unterbrach ihn Robert. „Auch ihn erwartet die entscheidende Stunde. Der freche Uebermuth, der im mächtigen Stolze sich vermaß, die halbe europäische Handelswelt an seinen Triumphwagen zu spannen, wird von seiner Höhe herabstürzen, ehe Ihr es denkt.

Wir sind jetzt am Ziel unserer Unterhaltung; noch fesselt mich ein wichtiges Geschäft; kehren Sie einstweilen nach Hause zurück, bringen Sie Ernestinen meine Grüße, meine Hoffnungen und die Versicherungen meiner unwandelbaren Liebe. Sobald ich mein wichtiges Tagewerk beendigt habe, suche ich Sie in Ihrer Behausung auf.“

Man trennte sich. Averdick begab sich mit seinem treuen Schramm nach Nienstädten hinaus; Robert kehrte an Bord seines Schiffes zurück. Kaum hatte er sich in seine Cajüte begeben, als man ihm einen Herrn meldete, der ihn zu sprechen wünschte. Capitain Robert gab Befehl, ihn hinunter zu führen, und seine Unterhaltung mit dem Fremden nicht zu stören.

Dieser erschien. Es war Herr Siegfried Möller, der mächtige Handelsmann aus Bremen, der sich so weit herabließ, einen Kauffahrtheicapitain am Bord seines Schiffes aufzusuchen.

Anscheinend überrascht trat ihm Robert entgegen. „Darf ich fragen, mein Herr, wie ich zu der Ehre Ihres Besuches komme? Sie vergessen Ihre Stellung wahrlich zu sehr, indem Sie sich herablassen . . .“

Möller unterbrach ihn: „Ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen, und suchte Sie deßhalb in

Ihrem Gasthofe auf; dort erfuhr ich, daß Sie sich am Bord Ihres Schiffes befänden . . .“

„Und jetzt kommen Sie, mich dort aufzusuchen? Ich erkenne diese Aufmerksamkeit, wie ich soll, und brenne vor Begierde, zu erfahren, was Sie mir mitzutheilen haben. So viel ich mich erinnere, hatte ich erst ein Mal in meinem Leben das Glück, mich mit Ihnen zu unterhalten. Ich bat Sie damals, ein großes Unglück zu verhüten und die alte, tausend Mal dagewesene Geschichte vom gebrochenen Herzen nicht zu widerholen; aber leider fand meine Bitte kein geneigtes Ohr.“

Möller wechselte die Farbe: „Bei dem, was ich Ihnen mitzutheilen habe, und von Ihnen verlangen will, müssen Sie sich der Vergangenheit nicht erinnern, sonst fürchte ich, mein Spiel zu verlieren. Sie müssen nur des gegenwärtigen Augenblicks gedenken. Ich trete Ihnen freimüthig gegenüber . . .“

„Diese Herablassung weiß ich zu schätzen. Sie sind Bremens erster Handelsmann . . .“

„Nicht mehr! feindlich stand mir seit lange schon das Glück entgegen, alle meine Unternehmungen schlugen fehl; wie rastlos ich arbeitete, es war umsonst; wie schnell ich auch zu eilen vermeinte, ich kam zu

ſpät; und wenn nicht ſchleunig ein unverhofftes Ereigniß eintritt, wodurch ich mich vom Untergange retten kann, bin ich in drei Tagen bankerott.“

„Sie ſcherzen! Wie ſollte das zugehen? Sie dürfen ja nur mit den Augen winken und Millionen ſtehen Ihnen zu Gebote.“

„Heute nicht mehr! Mein Credit begann bereits zu wanken; man betrachtet mich mit Mißtrauen; darum iſt ſchnelle Hülfe noth, oder ich bin verloren.“

„Und an mich richten Sie dieß Geſuch? An einen armen Schiffscapitain? Ja, jetzt glaube ich an den Untergang Ihres Glückſterns, da Sie ſo ſehr irren konnten.“

„Weg mit der Maske, mein Herr!“ rief der Kaufmann erregt. „Ich habe Sie durchſchaut. Alle Ihre Machinationen liegen am Tage. Sie ſind der Retter, der Schützer der Firma Averdick! Sie haben in der Meinung des Pöbels die ganze Stadt Hamburg vom Untergange gerettet; weil man ſich vor dieſem einbildete, die Stadt ginge mit der Firma Averdick zu Grunde. Abgeſchmackte, tolle Einbildung! Aber der große Haufe glaubt nun einmal daran, darum ſind Sie ſein Abgott und jetzt gewiſſermaßen allmächtig!“

„Das Alles wiſſen Sie?“ fragte Robert verwundert.

„Ich weiß noch mehr als das?“ fuhr Jener immer eifriger fort. „Ich weiß, daß Sie sich stets genaue Kenntniß von meinen Unternehmungen zu verschaffen wußten, und wenn ich die Ausführung derselben begann, waren Sie mir zuvorgekommen. Wie ein böser Dämon schlichen Sie ungesehen vor mir auf; unbefangen und ungewarnt fiel ich jedes Mal in Ihre Netze. So haben Sie mich geschwächt und endlich dem Verderben in die Arme geschleudert.“

„Warum sehen Sie sich nicht besser vor?“ entgegnete Robert mit schneidendem Spotte. „Warum hatten Sie Leute in Ihrem Comptoir, die sich ihren Gehalt von mir verdoppeln ließen und mir dafür meldeten, was sich selbst Unscheinbares in Ihrer Nähe begab. Pfui, mein Herr, ein Kaufmann, der auf dem Gipfel des Glückes steht, muß nicht knickern. Hätten Sie Ihrem Buchhalter jährlich ein paar hundert Thaler mehr hingeworfen, hätte er Ihre Geheimnisse besser aufbewahrt.“

„Ha! Meine Ahnung!“ rief Möller außer sich; „aber ich werde mich rächen! Er soll meinem Zorne nicht entgehn!“

„Beruhigen Sie sich, mein Herr!“ sprach Robert

langsam. „Der Mann, von dem Sie sprachen, hat sich Ihrem Zorne bereits entzogen; er ist auf dem Wege nach Amerika.“

„Und ich empfange keine Genugthuung?“ rief Jener zähneknirschend.

„Doch, mein Herr!“ sprach Robert. „Jener Mensch, der jetzt vor Ihrem Zorne flieht, war ein Bösewicht; er besaß Ihr unumschränktes Vertrauen, und mußte Ihnen blind ergeben sein; er that es nicht und fällt der allgemeinen Verachtung anheim. Ich habe ihn benutzt, so lange ich ihn brauchen konnte, das ist Weltlauf; jetzt brauche ich ihn nicht mehr, und lasse ihn fallen.“

„Was gewinne ich, wenn Sie einen Verräther mit der ihm gebührenden Verachtung strafen?“ fragte Moller.

„Jeder von uns erhält mit dem Maße gemessen, womit er vorher selbst den Leuten zumaß!“ sprach Robert trocken. „Das ist der Lauf der ewigen Gerechtigkeit! Sie haben Ernestinens, Sie haben mein Lebensglück gestört; wollen Sie dafür auf Rosen gebettet sein? Jede That, auf Erden gethan, findet auch hier ihren Richter!“

„Und sind Sie der von Gott mir gestellte Rich-

ter!“ fragte Möller. „Habe ich aus Ihrer Hand Lohn und Strafe zu empfangen? Vermeſſen Sie ſich nicht in Ihrem Glücke; Hochmuth iſt ein ſchadenfroher Feind, der uns hinterrücks anfällt, und uns von dem ſchroffen Gipfel unbarmherzig in den Abgrund ſchleudert.“

„Herrlich! Herrlich!“ rief Robert. „Dieſe Sentenz von Ihnen hat einen unbezahlbaren Werth; Sie haben die Wahrheit derſelben theoretiſch und praktiſch erkannt. Aber, meine Zeit iſt gemeſſen; ich kann meine Geſchäftsſtunden nicht der bloßen Unterhaltung widmen, ſo lehrreich dieſe auch in gewiſſer Beziehung für mich iſt. Kurz denn, mein Herr, was führt Sie zu mir?“

„Sie haben meinen ganzen Wohlſtand untergraben,“ ſprach Möller. „Meinen Credit haben Sie vernichtet, den Ruhm meiner Firma verdunkelt; laſſen Sie es jetzt genug ſein. Ich verlange von Ihnen keine Unterſtützung, keinen thätigen Beiſtand irgend einer Art, ich bitte nur, daß Sie mich nicht mehr verfolgen.“

„Das heißt?“ ſprach Robert ausforſchend.

„Laſſen Sie mich ungeſtört meinen Weg gehen!“ bat dieſer. „Vergönnen Sie mir, Mittel und Wege zu erſinnen, die im Stande ſind, meinem geſunkenen

Credit wieder aufzuhelfen. Ich verzichte darauf, der Erste unter meines Gleichen zu sein, ich will nur die Ehre meines Namens rein erhalten, ich möchte kein Bankerotteur sein! Es ist schrecklich, so grausam vor der Welt gebrandmarkt dazustehen.“

„Das wissen Sie?“ fragte Robert. „Und doch hätten Sie den Mann, der einst Ihnen Vater sein sollte, ruhig dieses Schicksal treffen lassen; es würde ihn getroffen haben, wenn nicht ich, der Verkannte, der Verbannte, großmüthig dazwischen getreten wäre! Wehe Ihnen! Welches Loos ist hart genug für Sie, um Sie für Ihren Frevel zu bestrafen?“

„Daß ich dieß Alles hören muß!“ grollte Jener.

„Konnten Sie etwas Anderes zu hören erwarten?“ sprach Robert. „Hat Ihr Fuß Sie nicht an Bord des Siegfried getragen? Desselben Schiffes, das man dem Bettler als einen Zehrpfennig hinwarf? Diese Masten trugen einst die Flaggen der Freude an einem Morgen, der Ihr glänzendster Ehrentag sein sollte; hätten Sie damals als ein Ehrenmann mit mir geredet, es wäre Vieles ungeschehen geblieben; mein Herz wäre gebrochen; aber ich hätte vielleicht den Sieg über mein Herz gewonnen, ich hätte vielleicht Ernestine zu leiten vermocht, und unser Aller

Leben wäre vorwurfsfrei. Sie aber haben durch Ihren ungemeſſenen Stolz Alles mit Füßen getreten, Sie haben die Saat der Zwietracht und des Verderbens mit vollen Händen ausgeſäet, wundern Sie ſich nun nicht, wenn ſie hoch über Ihr Haupt zuſammenſchlägt.“

„Ich weiß einen Rettungsanker für mich!“ ſprach Möller, der nur für ſeine unglückſelige Lage Sinn hatte. „In Cadix und Malaga iſt in dieſem Augenblick ein großes Unternehmen zu wagen! Ich habe die Trümmer meines Vermögens geſammelt und ſetze ſie daran, um mit einem Wurfe Alles zu gewinnen, oder zu verlieren! Ich fürchte keine Concurrenz, als nur die Ihrige, und deßhalb flehe ich Sie fußfällig, in der höchſten Angſt der Verzweiflung an, treten Sie nur dießmal nicht mit mir in die Schranken.“

Siegfried Möller warf ſich in die Knie vor dem ſtolzen Capitain. Dieſer weidete ſich einige Augenblicke an der demüthigen Stellung ſeines Feindes; dann hob er ihn auf und fragte mit einem durchdringenden Blick: „Und auf dieſes Geſchäft haben Sie Ihre ganze Hoffnung geſetzt?“

„Die letzte, einzig mögliche!“ betheuerte Möller.

„Dann thut es mir leid, Ihnen nicht gefällig sein zu können!“ sprach Robert mit eisiger Kälte, „gestern habe ich durch meine Bevollmächtigten die bewußten Geschäfte für meine Rechnung abschließen lassen.“

Möller taumelte zurück. Er mußte sich erst sammeln und rief dann mit Verzweiflung in den Blicken: „Ist das Wahrheit? Bei den Wunden des Erlösers! rede!“

„Es ist Wahrheit!“ antwortete Robert fest.

„So bin ich verloren!“ rief Jener und stürzte auf das Verdeck.

Robert blickte ihm mit einer Miene des Triumphes nach.

Mehrere Tage waren seitdem vergangen. Der alte Averdick, durch Robert's Großmuth überwunden, hatte seine Erlaubniß zur Vermählung mit Ernestinen gegeben, und Robert suchte nun, das Mädchen seiner Liebe für seine Wünsche geneigt zu machen. Sie gingen in dem Garten zu Nienstädten Hand in Hand auf und nieder, und setzten sich dann auf den Platz unter den schattigen Linden, von welchem aus man die ganze Elbe überschaut.

„Dringe nicht ferner in mich!“ bat Ernestine.

„Wenn ich jetzt deine Gattin würde, würde ich dich nur unglücklich machen. Meine Gesundheit ist zerrüttet, ich wanke dem Grabe zu; die Unglücksfälle meines Vaters haben mich tief gebeugt, ich habe sie, um des schuldlosen Greises willen, zweifach empfunden. Warum soll ich meine welke Hand in die deine legen und dich so mit in das Grab nachziehen? Sei mir für die kurze Zeit, die ich noch auf Erden zu wandeln habe, ein treuer, lieber Bruder, der meine Schwächen mit Geduld erträgt, und wenn meine Bitte etwas über dich vermag, so laß mich dich an der Seite einer andern jugendlich schönen Gattin, die deinen Werth erkennt, zum Altare gehen sehen.“

„Nimmermehr!“ rief Robert. „Nur an deiner Hand betrete ich diesen Pfad, oder nie.“

„Ich werde niemals die Deinige, Robert,“ sprach Ernestine fest. „Meine Tage sind gezählt, meine Kraft ist gebrochen; ich würde nur dein Unglück machen, und dazu liebe ich dich viel zu sehr. Lasse es darum bei meinem Ausspruche; wir müssen uns dem Unvermeidlichen fügen.“

„Ernestine!“ sprach Robert ernst. „Ist das dein letzter, fester Entschluß?“

„Gewiß, mein Bruder!“ antwortete ſie. „Und wenn mir vor Wehmuth das Herz darüber brechen ſollte, ich werde ihn nicht ändern.“

In dieſem Augenblicke trat Vater Averdick mit dem alten Schramm in den Garten.

„Ein Unglück, Kinder!“ ſprach der Vater. „Siegfried Möller hat fallirt. Heute Morgen iſt dieſer Vorfall an der Börſe bekannt geworden. Der Unglückliche ſoll den Verſtand verloren haben, und mit bloßem Haupte auf die Straße hinausgeſtürzt ſein; Niemand weiß wohin!“

„Schrecklich!“ rief Erneſtine und barg das Geſicht an Robert's Bruſt; dieſer konnte ſich eines leiſen Froſteln nicht erwehren.

„Das Traurigſte für uns iſt,“ fuhr der Alte fort, „daß man ſich erzählt, wir hätten ihn zu Falle gebracht; die Firma Averdick in Newyork habe ihn ſo zu intriguiren gewußt, daß Möller endlich hätte fallen müſſen. Das iſt mir ſehr unlieb; denn wenn es auch nicht wahr iſt, nicht wahr ſein kann, ſo iſt doch der Schein gegen uns und die Leute werden ſagen, wir haben uns von einer unedeln Rache hinreißen laſſen.“

„Das werden ſie ſagen!“ ſprach Robert tonlos

vor ſich hin; er zitterte heftiger, die Nemeſis ergriff ihn.

Erneſtine ſah die Veränderung, die in den Innern ihres Freundes vorging; ein dunkles Roth überflog ihre Wangen und Stirn, ſie ergriff die Hand des Bewegten, und rief: „Robert! Welche Veränderung in deinem ganzen Weſen? Was ſoll ich denken? Hätte das Gerücht die Wahrheit geſprochen? Hätte wirklich die Begier dich zu rächen, dein Herz ſo ſehr verändert? Dann wehe mir und dir!“

„Erneſtine!“ bat Robert, ſich gewaltſam ermannend. „Die Leute wiſſen nicht was ſie reden. Kaufmänniſche Taktik kann nicht Verbrechen genannt werden. Ich habe . . .“

„Du haſt einen Mann in Tod und Verzweiflung gejagt!“ rief ſie mit überſtrömenden Augen. „Weh' mir, daß ich dieß von dem Geliebten meines Herzens ſagen muß; weh' dir, daß du dieſe Schuld auf dich ludeſt! Fortan iſt keine Vereinigung, auch die entfernteſte nicht, unter uns mehr denkbar. Ich vergebe dir, daß du den ſchönen Traum meiner Seele vernichteteſt, ich vergebe dir, daß du mein Herz brachſt; aber ich will dich nie mehr wiederſehen!“

Vater Averdick und ſein alter Freund wollten

beqütigend dazwiſchen treten, aber Erneſtine wies ſie ſanft und ernſt zurück und ſprach: „Beweinen will ich ihn, bis der Tod meinen Leiden, — gewiß bald, — ein Ende macht; aber ich kann nicht an der Bruſt eines Mannes ruhen, der planmäßig den Untergang eines Menſchen herbeiführen konnte, weil dieſer ihm einmal eine Kränkung zugefügt hatte.“

In der Nähe ward es laut. Man hörte das Heranſtürmen einer Menſchenmenge, verworrenes Leben und Schreien und dazwiſchen den Ruf: „Halt ihn auf! Halt ihn auf!“ Da raſchelte es an der lebendigen Hecke, womit der Garten eingefaßt war, und ein Mann mit fliegenden Haaren, zerriſſenen Kleidern und ſtarrblickenden Augen ſprang über dieſelbe weg, gefolgt von einem Haufen der Dorfbewohner, der aber nicht in den Garten des Kaufmanns einzudringen wagte, ſondern neugierig außerhalb der Hecke auf den weitern Verlauf der Dinge harrte.

„Siegfried Möller!“ riefen Averdick und Schramm wie aus einem Munde, und Erneſtine warf ſich lautweinend an die Bruſt ihres Vaters, während Robert regungslos daſtand und die Erſcheinung anſtierte.

„Ein Bankerotteur! Ein Bankerotteur!“ rief Möller mit kreiſchender Stimme. „Juch heiſſa!

Hinaus, in die See! Hin nach Newyork, wo die Unholde hausen; die mir, gleich Vampyren, das Blut ausgesogen haben! Hollah! Vorwärts! Vorwärts!“

Er flog den breiten Gang hinab; die Männer hinter ihm her, aber zu spät; er sprang am Ende desselben über die Barriere und stürzte, über hundert Fuß tief, auf den Strand nieder. Er hatte vollendet.

Die Landleute brachten seine Leiche, die in der Behausung des alten Averdick aufgestellt ward. Ernestine fuhr bei dem Anblicke derselben zusammen, und rief, indem sie ihrem Zimmer zueilte, mit überströmenden Augen: „Lebe wohl, Robert! Dort oben finden wir uns entsündigt wieder!“

Der alte Averdick und sein Leidensgefährte, die die eifrigsten Vertheidiger streng rechtlicher kaufmännischer Handlungsweise gewesen, ließen den unglücklichen Capitain, ohne ihm ein Wort zu sagen, bei der Leiche zurück. Er entfernte sich einsam von der sonst so gastlichen Schwelle und ging trüben Sinnes in die Nacht hinaus.

Vater Averdick wollte nicht wieder in das Getümmel des Geschäftslebens zurückkehren; er blieb in seiner ländlichen Behausung, bei Ernestinen, die täglich mehr dahinschwand, und übertrug einem ent-

fernten Verwandten ſeines Namens, unter Schramm's Leitung, die Führung des ihm neu überkommenen Geſchäftes.

Acht Tage nach jenem erſchütternden Vorfalle ging Capitain Robert am Borde des Siegfried in See.

Das Haus Averdick blühte immer kräftiger empor, und ſicherte dem Anſcheine nach, wenn der Volksausſpruch gilt, das Beſtehen des alten Hamburg's noch für Jahrhunderte.

Von Robert hörte man lange nichts. Nach Jahr und Tag las man an der Börſe folgendes Placat:

„Das Hamburger Schiff „Siegfried," kommandirt vom Capitain Robert, iſt in der Nacht vom 24. zum 25. April, unweit der rothen Tanne, auf Scharhörn geſtrandet. Weder von der Mannſchaft, noch von der Ladung iſt das Geringſte geborgen. Die Wellen haben das Wrack beinahe gänzlich verſchlungen."

Der Tag, an welchem dieſe Nachricht bekannt wurde, war der Begräbnißtag Ernſtinens.

Liederbuch

für

Preußens Marine

zu Orlog und Kauffahrtei.

Von

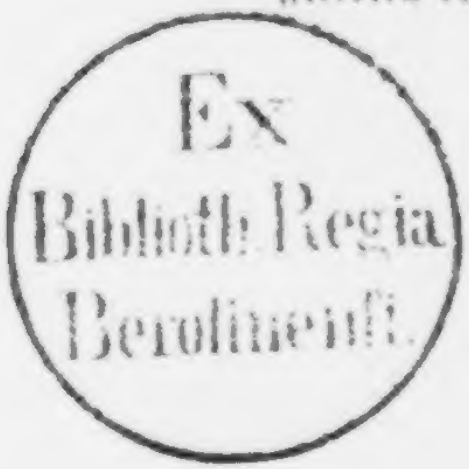
Heinrich Smidt.

Berlin, 1853.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei

Wer das grüne, kristallene Feld
Pflügt mit des Schiffes ehernem Kiele,
Der vermählt sich dem Glück, dem gehöret die Welt.

Friedrich von Schiller



Liederbuch
für Preußens Marine
zu Orlog und Kauffahrtei,

von H. Smidt.

Berlin, 1853.
Verlag der Decker'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Ex
Bibliath. Regia
Berolinenfi.

Seiner Königlichen Hoheit

dem Prinzen

Wilhelm Adalbert von Preußen

in tiefster Ehrfurcht zugeeignet

vom

Verfasser.

Inhalt.

Seite

An alle braven Seeleute 9
Seemanns Wort auf die Lebensreise. (Als Prolog) 13

I. Gott, König, Flagge.

1. Morgengebet 19
2. Gebet 20
3. Abendgebet 21
4. Bitte um Hülfe 23
5. Königs Geburtstag auf See 24
6. Flaggenlied 25
7. Der deutschen Flotte Hort 27
8. Borussia auf See 30
9. Unser Beruf 32
10. Preußens blaue Jungen 34

II. Buntes Seemannsleben.

1. Morgenwacht 39
2. Fregatte „Gefion“ 41
3. Dampfcorvette „Barbarossa“ 45
4. Dampfcorvette „Danzig“ 51
5. Corvette „Amazone“ 53
6. Dampfavise „Salamander“ 55
7. Dampfavise „Nix“ 57
8. Transportschiff „Merkur“ 59
9. Fata morgana 61
10. Der ewige Segler 63

Seite

11. Großfriedrichsburg 64
12. Unſer erſtes Arſenal 66
13. Uhlenkmann 68
14. Unſer erſter Seeſieg 69
15. Delphinjagd 71
16. Der alte Nettelbeck 72
17. Erſtes Seegefecht 74
18. Matroſenherz 76
19. Das alte Schiff 77
20. Bei der Abfahrt 78
21. Seemannsliebe 79
22. Nachtlied 81
23. Seemanns Abſchied 82
24. Sturmbank 83
25. Nachtwacht 86

III. Humor.

1. Kaperei 89
2. Veet ſeitlangs 91
3. Seekrank 93
4. Delf an de Wall 94
5. Eingeſchenkt' 95
6. Grüner Muff 97
7. Friedliche Zeche 99
8. Flotte Fahrt 100
9. Seemann am Lande. Als Epilog 102

An alle braven Seeleute.

Liebe Backsmaaten.

Der Euch dieſe Lieder geſchrieben, und ſeine Freunde gebeten hat, daß ſie von den Ihrigen dazu thun, iſt ſeiner Zeit auch mit dabei geweſen. Ich bin nicht etwa durch die Kajütspforten geſtiegen, ſondern durch die Ankerklüſen zu Deck gekommen, und der Weg bis zu dem Halbdeck iſt mir rechtſchaffen ſauer gemacht. Aber es lungerte ſich dafür ſpäter deſto angenehmer in der Hängematte unterm Sonnenzelt.

Habe es in jenen Tagen wohl erfahren, daß der Seemann, es ſei nun in ſtillen Nächten auf See, oder daheim bei dem Liebchen, oder mit fröhlichen Jungens bei'm vollen Glaſe, gern ein Lied ſingt, wie es ihm gerade mundrecht iſt und wenn ſo eine flotte »crew« lang ausholt, klingt es oft gar fein und lieblich, noch öfter aber wie ein unſauberes Fluchen aus heiſerer Kehle.

Was wir vom Liederweſen am Bord haben, iſt zum Theil nicht für Seeleute gemacht, oder es iſt wüſtes Zeug darin, oder noch Aergeres, das nicht über eines rechtſchaffenen Matroſen Lippen gehen ſollte. Es nimmt keiner von Euch einen ſchmutzigen Quid in den Mund, oder gar Grog, an dem nichts fehlt, als der Rum. Weshalb denn ein unreines Wort, oder eine unfläthige Rede?

Darum habe ich dies Büchlein für Euch geſchrieben. Und hätte ich es lieblich gemacht, das wollte ich gerne. Wenn ich höre, daß Ihr daraus ſingt, ſoll es mich freuen, und ich ſinge mit, laut oder in Gedanken, wie es Zeit und Umſtände gerade mit ſich bringen.

So klein das Büchlein iſt, zerfällt es doch in drei Theile. Der erſte Theil heißt

„Gott! König! Flagge!"

und ſagt einfältiglich, wie der Seemann ſprechen ſoll mit dem höchſten Weſen, das ihn in ſeiner hohlen Hand trägt mit ſeinem Schiffe und dem ganzen Meer, ſammt allen Inſeln und der Schiffer merkt es nicht einmal. Und nächſt Gott, kommt Seine Majeſtät der König, unſer höchſter Flaggenherr, dem wir geſchworen haben zu Waſſer und Land, und dem wir Treue halten wollen mit allen unſeren Kräften.

Den zweiten Theil habe ich genannt:

Buntes Seemannsleben.

Jetzt- und Einſt.

Darin findet Ihr ſolche Weiſen, die Euch das Leben zur See wiederſpiegeln, und die von tüchtigem Seewerk reden, wie es geſchehen iſt in früheren Tagen, da wir noch eine Flotte hatten mit dem rothen Adler an den Gaffeln und wie es werden ſoll, jetzunder da wir eine Flotte wieder haben mit dem ſchwarzen Adler an den Gaffeln. Und das Lied ermahnt Euch, daß jeder Schiffsjunge bei uns am Bord daran denken ſoll, daß der große Seeheld Michael de Ruiter ein armer Seilerjunge in Vliſſingen geweſen, und daß der unüberwindliche Tordenſkiold ein Straßenjunge in Bergen war, der Peter Weſſel hieß. Und ſollt bei Euch erwägen, daß die holländiſchen Seilerjungen und die norwegiſchen Deckläufer aus keinem beſſern Teig geknetet ſind, als die Preußiſchen Jungmänner.

Zum Dritten aber bringe ich den Humor. Das iſt ein armſeliger Kerl, oder ein verknöcherter Landlubber, der nicht wenigſtens ein Mal jeden Tag aus vollem Halſe lachen kann. Darum lacht und ſingt und ſingt und lacht, ob der Himmel blaut oder

graut, bei schlichtem Wasser oder stürmischer See. Darüber freuen sich die Leute, denn:

„Böse Menschen haben keine Lieder!"

Und nun mit Gott über See und Land. Wie weit Ihr steuert und über welchen Bug Ihr anliegt, wir sind nicht getrennt. Diesseits der Linie, oder jenseits derselben, wo die Preußische Flagge weht, ist Preußen, so weit ihr Schatten fällt, und in Preußen bin ich auch.

Heinrich Smidt.

Seemanns Wort auf die Lebensreise.

(Als Prolog)

Stichst hinaus in's Leben? Eine schlimme See.
Nimm, mein Jung', an Bord
Alten Seglers Wort
Als ein gut Ade.

Spurlos ist der Ocean,
Ueberall und nirgends Bahn;
Kalt schlägt die Welle, kalt und leer,
An's volle, warme Herz heran;
Wohin Du lugst, — ein Strich — nichts mehr.
Kalt, mein Junge, ist der Ocean!
Einsam ist die See.

Deinen Cours such' in der Höh':
Am Himmel ist des Seglers Bahn.
Was er in Wogennacht nicht finden kann,
Steht oben hell geschrieben an.
Doch die Lichter zu verstehn,
Mußt mit Deinem Licht Du sehn:

Von Deinem Compaß laſſe nicht,
Achte, was die Nadel ſpricht:
Blick hinauf und ſchau dann auf ihn nieder;
Bald haſt Deinen Cours Du wieder.

Nichts iſt flücht'gen Blicken aufgethan!
Feſt, mein Junge, ſchaue oder nicht.
Die Wahrheit fängt mit Zweifeln an:
Die Nacht war vor dem Licht.

Und wohin Du immer gehe'ſt,
Senk Dein Log in Grund,
Daß Du an den Knoten ſeheſt
Deine Fahrt zu jeder Stund'.
Trügt's einmal, nimm's halbweg an,
Wie man Menſchenſatzung nehmen kann;
Immer ſenke, immer ſenke noch:
Stimmt's einzeln nicht, ſo ſtimmt's in Summa doch.

Doch auch um Dich ſchaun, iſt Seemanns Art:
Deinen Cours ſtudir' an fremder Fahrt.

Schwank bleibt der Ocean, trotz Kart' und Log,
Nach feſtem Stand vergebens ſenkſt Du doch.
Feſt iſt nur Gott, der Fels im Meer —
Wir — Wrack — und ging's mit allen Segeln her!
Ein Blick — und alle Segel ſind nicht mehr.

Jagt über Dich die Himmelsfluth,
Reckt der Sturm aus seine wilde Hand,
Hat er donnernd seine blasse Wuth
Auf Dein zitternd Deck gesandt,
Immer steure Du gelassen zu:
Sturmes Meister ist die Ruh.

Wohl schleicht auch über's Meer
Windstill einher;
Fahl schielt vom schlaffen Segel nieder
Der träge Hungertod auf's glühnde Deck.
Möcht' Dich lieber lassen
Als Dich fassen.
Wolkenlos der Himmel — wellenlos das Meer
Stille drüber — drunter her —
Nur hin und wieder legt der Hai,
Ein lebend Sarg, im Leichenspiel
Leis ein schlafend Wasser an den matten Kiel.
Ueberall vom weiten Ocean
Gähnt es Dich todtmüde an.
Diese müde Leere
Auf dem weiten Meere
Ist das Schlimmste, was Dich treffen kann.

Doch, wenn sich ein Lüftchen regt,
Eine Welle schlägt;
Weck den Kiel und steuere an!

Fällt die Welle nieder,
Hebt sich eine andre wieder,
Und lebendig wird der Ocean.

Ho hüh! die Ankerkette klingt!
Der Lootse winkt!
Stopp, mein Wort!
Hand über Bord —
Ade!
Guten Wind und fromme See.

I.

Gott, König, Flagge.

---

1. Morgengebet.

Mel. Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Zu Dir, o Gott am frühen Morgen,
Steigt mein Gebet aus voller Bruſt;
Von Deinem Arm ward ich geborgen,
Und war mir keiner Furcht bewußt.
Still iſt's in mir, ſtill um mich her,
In Deinem Schutze ruht das Meer.

Du biſt allmächtig, allgewaltig;
Du winkeſt nur, und alſobald
Erhebt die See ſich vielgeſtaltig,
Der Sturmwind ſauſt, der Donner hallt;
Du winkſt auf's Neue und die Fluth
Nach willenloſem Kampfe ruht.

Ich bin allein nicht auf dem Meere,
Du, Gott und Vater, biſt mit mir;
Ich preiſe Deines Namens Ehre,
Und bete kindlich für und für:
Schirm dieſes Schiff mit Deiner Hand,
Und halte fern den Klippenſtrand.

Mein Schickſal liegt in Deinen Händen,
Du giebſt mir mein beſcheiden Theil;
Und willſt Du Deine Stürme ſenden,
Erfleh ich Eines, mir zum Heil.
Laß ringsum Sorge, Noth und Pein,
Im Herzen nur laß Frieden ſein.

Heinrich Smidt.

---

2. Gebet.

Mel. Lobt Gott, Ihr Chriſten, allzugleich.

Zu Deinem Preis und Ruhm erwacht,
Bring ich Dir Ruhm und Preis;
Dir, Gott, der durch die Ruh der Nacht
Uns zu erquicken weiß.

O, Vater, Deine Gütigkeit
Iſt alle Morgen neu;
Du thuſt uns wohl von Zeit zu Zeit,
Und groß iſt Deine Treu.

Die Zeit, in Deiner Furcht vollbracht,
Bringt ewigen Gewinn.
So fließe vor Dir, Gott der Macht,
Auch dieſer Tag mir hin.

In Allem, was ich denk und thu
Sei Du, o Herr, bei mir;
Und wenn ich von der Arbeit ruh
So ruh mein Herz in Dir.

An Deiner Gnade gnüge mir!
Sie iſt mein beſtes Theil,
Mein Troſt und meine Zuflucht hier
Und dort mein ew'ges Heil.

G. E. Dietrich.

---

3. Abendgebet.

Mel. Nun ruhen alle Wälder.

Mit ihren dunklen Flügeln
Schwebt über Meer und Hügeln
Jetzt feierlich die Nacht;
In unermeßner Ferne
Sind ihre milden Sterne
Rings angethan mit Königspracht.

Wer zählt die Millionen
Die hehr am Himmel thronen,
Ein Jeder eine Welt?
Die Er, Den wir nur ahnen,
Auf ihren lichten Bahnen
Am Zügel Seiner Allmacht hält.

Sie glühn im weiten Raume,
Von Seines Kleides Saume
Ein ferner Wiederschein.
Wie groß, nicht zu ergründen,
Muß Der, Den sie verkünden,
In Seines Lichtes Wohnsitz sein.

Fleuch auf der Andacht Schwingen
Empor, Ihm Lob zu singen,
Auch Du, Sein Hauch, mein Geist.
Der sie und Dich ließ werden,
Und nach des Tags Beschwerden
Die stille Nacht entstehen heißt.

Mein Gott, Der meine Tage,
Des Lebens Glück und Plage,
Mit Gnad und Liebe lenkt;
Von Dem ich Alles habe;
Dank Dir für jede Gabe,
Die Du auch heute mir geschenkt.

Ich bin in Deinen Händen,
Und soll dereinst sich enden
Des Pilgers Lebenslauf;
Laß mich als Deinen Erben
Dann nur in Jesu sterben,
Und löse mich in Frieden auf.

4. Bitte um Hülfe.

In eigner Melodie.

Herr, erhöre unſer Flehen!
Nimm, o Gott, Dich unſrer an.
Sieh gebeugt uns vor Dir ſtehen,
Höre unſre Bitten an.
Vor rings drohenden Gefahren
Wolleſt gnädig Du bewahren,
Der Du unſer Vater biſt.

Schütze, Vater, Du die Deinen,
Die hier betend vor Dir ſtehn;
Laß uns nicht vergebens weinen,
Laß uns, Herr, nicht untergehn.
O, gebiete Wind und Wellen,
Daß ſie uns nicht ganz zerſchellen,
Der Du unſer Vater biſt.

Doch iſt unſre Zeit verfloſſen,
Iſt geendet unſer Lauf;
Haſt Du unſern Tod beſchloſſen,
O, ſo nimm uns gnädig auf.
Leit' uns aus dem Erdgetümmel
Hin in Deinen Freudenhimmel,
Wo Du unſer Vater biſt.

Schrieb's als Knabe in der Nacht vom 14. auf den 15. März 1816, als wir an der Küſte der Normandie in Gefahr waren zu ſtranden.

Heinrich Smidt.

5. Königs Geburtstag auf See.

Mel. Heil Dir im Siegerkranz.

Sonne in blauer Höh,
Unten die grüne See,
Rings Frührothſchein;
Flagge und Wimpel auf;
Backsmaaten allzuhauf;
Pulver im blanken Lauf:
Feuert darein!

Herrſcher im Preußenland!
Vater im Vaterland!
Voll Herrlichkeit.
Zu Gott in Himmelshöhn
Gläubig wir aufwärts ſehn,
Herr, für Dein Wohlergehn
Beten wir heut.

Kräftiges Preußenthum,
Sei unſer Stolz und Ruhm,
Preußen zur See!
Mitten im Wogendrang,
Ragen die Maſte ſchlank,
Schimmern die Waffen blank;
Preußen juchhe!

Ueberall binnenwärts
Heben ſie Hand und Herz,
Zu Gott empor:
Mit Euch zu Ihm gewandt;
Alle im rheinſchen Land
Bis zu der Memel Strand,
Schall es im Chor:

Heil, Friedrich Wilhelm Dir!
Landes- und Meereszier!
All ſind wir Dein.
Dein, Herr, zu jeder Stund,
Und der Geſchütze Mund,
Thu es dem Weltmeer kund:
Donnre darein.

Heinrich Smidt.

6. Flaggenlied.

Mel. Helft Leute mir vom Wagen doch.

Es giebt ein Heiligthum auf See,
Ein köſtliches Geſchmeid;
Die Flagge iſt's in luft'ger Höh,
Des Schiffes Feierkleid.
Wir ſchwuren ihr zur guten Stund,
Wie Sitte es und Brauch,
Wir ſchwuren nicht blos mit dem Mund,
Nein, mit dem Herzen auch.

Die Fahne ziert das Regiment,
Der Fahne ihre Ehr;
Wir auf dem naſſen Element,
Wir ſind die Flaggenwehr;
Wir ſchützen ſie, weil ſie uns deckt,
Eins durch den andern ſtark,
Sie macht uns muthig, macht uns keck,
Und ſtärkt das Lebensmark.

Zum heitern Feſt mit luſt'gem Wehn
Grüßt fröhlich ſie den Gaſt;
Und wenn die Trauerglocken gehn,
Sinkt ſie auf halben Maſt;
Und wenn Dich kämpfend niederſtreckt
Die Kugel im Gefecht,
Wirſt mit der Flagge Du bedeckt,
Das iſt Dein Seemannsrecht.

Der Flagge Ehr' iſt unſre Ehr,
Ihr Schimpf iſt unſre Schmach;
Ich wollt' nicht, daß es anders wär,
Ihr ſteu'r ich treulich nach.
Ihr Feld erglänzt ſo licht wie Schnee,
Es iſt ſo rein und zart,
Drin ſteigt der Adler in die Höh,
Das iſt der Adler Art.

Du ſchwarzer Adler nimm uns mit,
Uns Alle hier am Bord,
Auf Deinen kühnen Wolkenritt
Bis zu dem fernſten Port;
Zum letzten Mal der Anker fällt,
Du Adler, ſchau herab,
Du blickſt aus Deiner Wolkenwelt
Auf eines Treuen Grab.

Heinrich Smidt.

7. Der deutſchen Flotte Hort.

Mel. Was iſt des Deutſchen Vaterland?

Wo iſt der deutſchen Flotte Hort?
Iſt's zu Trieſt, des Kaiſers Port?
Iſt's auf Fiume's fernen Höhn,
Wo Oeſtreichs Flaggen luſtig wehn?
O nein! O nein! O nein! O nein!
Dort kann der Flotte Hort nicht ſein.

Wo iſt der deutſchen Flotte Hort?
Iſt's, wo nur wälſch Befehl und Wort?
Iſt's, wo in der Lagunen Stank
Venedigs Flagge einſt verſank?
O nein! O nein! O nein! O nein!
Dort kann der Flotte Hort nicht ſein.

Wo iſt der deutſchen Flotte Hort?
Iſt es im Binnenlande dort?
Iſt's, wo der Bayern Hopfen blüht?
Im Abendroth der Gletſcher glüht?
O nein! O nein! O nein! O nein!
Dort kann der Flotte Hort nicht ſein.

Wo iſt der deutſchen Flotte Hort?
Iſt's an der Schwabenberge Pfort?
Iſt's, wo der Pfälzer Tabak baut?
Iſt's, wo am Rhein die Traube blaut?
O nein! O nein! O nein! O nein!
Dort kann der Flotte Hort nicht ſein.

Wo iſt der deutſchen Flotte Hort?
Iſt es in Bremens altem Port?
Der Port iſt ſtolzer Schiffe voll,
Sein Ruhm in alle Meere ſcholl.
Doch nein! Doch nein! Doch nein! Doch nein!
Dort kann der Flotte Hort nicht ſein.

Wo iſt der deutſchen Flotte Hort?
Iſt er im Frieſenlande dort?
Dort, wo ein ſeegewohnt Geſchlecht
Feſt hält an altem Brauch und Recht?
O nein! O nein! O nein! O nein!
Dort kann der Flotte Hort nicht ſein.

Wo iſt der deutſchen Flotte Hort?
Es kann nur ſein in Deutſchlands Nord.
Iſt's, wo die alte Lübeck ruht
Auf Hanſenruhm und Hanſengut?
O nein! o nein! O nein! O nein!
Das kann der Flotte Hort nicht ſein.

Wo iſt der deutſchen Flotte Hort?
O nenne mir das Land im Nord.
Iſt's, wo die Thürme Hamburgs ſtehn,
Die ſtolz auf allen Meeren wehn?
O nein! O nein! O nein! O nein!
Dort kann der Flotte Hort nicht ſein.

Wo iſt der deutſchen Flotte Hort?
Iſt es am Eckernförder Port?
Wo kühn das Schwerdt der Holſte zog,
Das Dänenſchiff gen Himmel flog?
O nein! O nein! O nein! O nein!
Dort ſoll kein deutſcher Hort mehr ſein.

Wo iſt der deutſchen Flotte Hort?
So nenne endlich mir den Ort.
Da iſt's, wo hoch die Flagge fliegt,
Schmucklos aus Schwarz und Weiß gefügt;
Bei Preußens Flagge fort und fort,
Da iſt der deutſchen Flotte Hort.

An Preußens heil'gem Bernſteinſtrand,
Auf Danzig's wald'gem Küſtenland;
Wo ob Stettin der Adler ſchwebt,
Wo Stralſund ſeine Holme hebt;
Zu Rügens weißem Kreidebord,
Da iſt der deutſchen Flotte Hort.

So weit die Flagge Preußens weht,
Die, mit des Adlers Majeſtät,
Die, mit dem ernſten Eiſenkreuz,
So weit in alle Welt gebeuts;
So weit iſt Preußens donnernd Wort
Der deutſchen Flotte Schirm und Hort.

George Heſekiel.

---

8. Boruſſia auf See.

Mel. Wo iſt das Volk, das kühn voll That

Kennſt Du das Volk, das klein begann,
Und mächtig ſtrebte himmelan?
In ſtolzer Größe ſteht's nun da.
Das iſt Dein Volk, Boruſſia.

Kennſt Du das Volk, das kühn zur That,
In alle Schranken ſiegreich trat?
Den Erſten iſts nun gleich und nah,
Das iſt Dein Volk, Boruſſia.

Kennſt Du das Meer, das wild hier ſchäumt,
Dort lautlos über Tiefen träumt?
Von Colberg bis nach Tornea,
Das iſt Dein Meer, Boruſſia.

Kennſt Du die See, die räthſelvoll
Das Land umrauſcht von Pol zu Pol?
Die Meere fern, die Meere nah,
Sind Dein, ſind Dein, Boruſſia.

Kennſt Du das Schiff? Aus ind'ſchem Meer
Kehrts heim, von Gut und Segen ſchwer.
Den ſtolzen Bau, Maſt, Segel, Raa,
Kennſt Du das Schiff, Boruſſia?

Ein Schuß! die Flagge fliegt herauf —
Schwarz, weiß, ein eiſern Kreuz darauf!
Des Adlers alte Gloria,
Es iſt Dein Schiff, Boruſſia.

Kennſt Du den Mann mit ſcharfem Blick,
Mit feſter Hand und ſicherm Schritt?
Stolz ſteht er auf den Planken da;
Dein Seemann iſts, Boruſſia.

Das iſt der Mann, der ſtark und treu
Die See durchſegelt ohne Scheu;
Viel ſolcher Männer hegſt Du ja,
Dein iſt die See, Boruſſia.

Wir flechten um der Krone Glanz
Dem König unſern Lorbeerkranz;
Denn Dir bleibt die Victoria
Auch treu zur See, Boruſſia.

George Hesekiel.

---

9. Unſer Beruf.

Mel. Ich bin ein Preuße.

Ich bin ein Seemann, mir zu Häupten rauſchet
Die Preußenflagge mit dem Eiſenkreuz;
Der Wimpel weht, die leichte Welle lauſchet,
Zur neuen Fahrt bereit zu ſein gebeut's.
Die ſtolzen Segel ſchwellen,
Wir ſauſen durch die Wellen;
Die Wolken ziehn, die Stürme brauſen drein,
Ein Seemann bin ich, will ein Seemann ſein.

Du meines Vaterlandes ſchöne Küſte,
Dir ſag ich frohen Muthes Lebewohl;
Nicht fürchte ich die wilde Meereswüſte,
Sie glättet ſich und wär' ſie noch ſo hohl.
Vom heimathlichen Strande,
Zieh ich zum fernen Lande;
Beim Sonnenlicht, beim milden Sternenſchein,
Erglänzt die Preußenflagge licht und rein.

Nicht nur zu Land soll die Kanone sprechen:
„Ich rede preußisch und mein Gegner schweigt!“
Wo an dem fremden Fels die Wogen brechen,
Ein Preußenschiff die Eisenzähne zeigt.
Wo Englands Wimpel wehen,
Sich Dänensegel blähen;
Das Sternenbanner strahlt im hellen Schein,
Da müssen auch vor allem Preußen sein.

Glaubt nicht daheim auf Eurer festen Scholle,
Als ob es nur ein eitles Spielwerk wär;
Kanonen trägt das Vollschiff, wie die Zolle,
Die kleinste Quelle fließt zuletzt in's Meer.
Wo man in fernen Landen
Uns früher nie verstanden,
Da reden wir jetzt lustig mit darein,
Und jedes Wort soll preußisch Kernwort sein.

Die Anker steigen aufwärts an dem Buge,
Und alle Segel fallen von der Raa!
Es fliegt das Schiff im kühnen Adlerfluge;
Es geht in See mit donnerndem Hurrah.
Winkt nicht Ade, Ihr Lieben!
Wir sind daheim geblieben!
Am Bord, am Bord ist Alles Preußenland!
Wir sind daheim und wär's am Inderstrand.

Heinrich Smidt.

---

10. Preußens blaue Jungen.

Mel. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?

Was regt ſich und rührt ſich am Oſtſeeſtrand?
Die Sonne will eben zu Rüſte.
Das Hurrah jubelt von Deck und Land,
Und Tücher, die winken in grüßender Hand,
Der Donner rollt über die Küſte.
Hinüber — herüber — Hurrah und Ade!
:,: Das ſind Preußens blaue Jungen der See. :,:

Ja, blau iſt die Tracht, wie im Meer die Fluth,
Wie der Heimath Himmel, der ferne,
Blüht Manchem daheim ein zärtliches Blut,
Mit tiefblauem Auge und lieblicher Gluth —
Wie ſinken und ſchwinden die Sterne,
Abſchüttelt mit Hurrah er Gram und Weh,
:,: So gehn Preußens blaue Jungen zur See. :,:

Horch! Klang und Gesang in der Sommernacht
Vom Maste zum Spiegel hernieder;
Der „Siegerkranz“ und die „Preußenschlacht“,
Da wird an die Väter, die alten, gedacht,
An das Kreuz und die eisernen Lieder;
Das Auge, gehoben zur Wolkenhöh,
:,: Singen Preußens blaue Jungen der See. :,:

Es rauschen die Tage — es kommt die Zeit,
Dann donnert's in deutschen Meeren,
Dann stehn sie am Bord, zum Kampfe bereit,
Und wär's mit 'nem Schuß in die Ewigkeit,
Wer wollte solch Entern verwehren?
Ob in Wogen gebettet, im Sand und Schnee,
:,: Sieg bleibt Preußens blauen Jungen der See. :,:

Drum preußische Seele verzage nicht,
Wie immer die Kugeln schmettern!
Wenn preußisches Hurrah die Wolken bricht,
Dann grüßet der Tod mit so stolzem Gesicht,
Seine Vorposten all in den Wettern.
Kanonen, sie donnern ein Hoch in die See,
:,: Hoch auf Preußens blaue Jungen der See. :,:

Wohl ſtehen um Euch die Maaten geſchaart,
Das Auge zu Boden gerichtet;
Ein Brett, vier Augeln — das iſt die Art!
Vier treue Anker zur letzten Fahrt!
Die Anker werden gelichtet;
Auf thut ſich die Meerfluth! Hurrah! Ade!
:,: Fahrt wohl, Preußens blaue Jungen der See. :,:

Franz Brömel

II.

Buntes Seemannsleben.

1. Morgenwacht.

Mel. Auf Handwerksmann, die Morgenstunde ꝛc.

Frisch, Matrose, der junge Morgen
Streut seine Rosen auf die See;
Wirf sie von Dir die nächtlichen Sorgen,
Alles jubelt in Luf und Lee.
Was stehst Du da und weißt nichts zu sagen?
Was hängst das Maul und hast nur zu klagen?
Auf die wackern Backsmaaten seh.
Rosen-Helle,
Schaukel-Welle,
Fröhlich Leben ist auf See.

Frisch, Matrose, Arbeit beginnet,
Wimpel muß von dem Toppe wehn;
Was der Jungmann kopfschüttelnd sinnet?
Ach, er soll nach Champhilung sehn.
In der Combüse wird es schon munter,
Wasser im Kessel, Feuer darunter
Und der Dampf steiget in die Höh.
Dreher-Spiele,
Kaffe-Mühle,
Fröhlich Leben ist auf See.

Frisch, Matrose! Meeres-Hyäne
Schwimmt mit lautem Schnauben herbei;
Auf zum Himmel steigt die Fontaine!
Backbord ab, verwilderter Hai!
Pruste nicht, Unthier! Was hast zu gaffen?
Kochsmaat kommt und er läutet zum Schaffen.
Brise wehet,
Schiffsbahn krähet;
Fröhlich Leben ist auf See.

Frisch, Matrose! Einer zum Steuer,
Andrer hab' auf den Udkiel Acht;
Blick ist helle, Brust dehnt sich freier,
In erfrischender Morgenwacht.
Straffet die Segel, steifer wird's brisen,
Wellenzwerge erwachsen zu Riesen,
Schaukeln, rollen,
Tollen, grollen,
Fröhlich Leben ist auf See.

Heinrich Smidt.

2. Fregatte „Geſion.“

Mel. Prinz Eugenius der edle Ritter.

Hört, ich will ein Lied Euch ſingen,
Spricht es gleich von alten Dingen,
Gleichwohl bleibt es ſingenswerth;
Iſt doch in dem guten Alten
Manches Saamenkorn enthalten,
Das noch Früchte uns gewährt.

Und wenn's Euch gefällt, ſo ſinget
Mit mir, daß es hell erklinget
Ueber'n Ocean hinaus;
Iſt doch Singen Gottes Gabe,
Uns zum Troſte und zur Labe,
In der Fremde, wie zu Haus.

Singend wir in ernſten Weiſen
Unſern Gott und König preiſen,
Und das theure Preußenland;
Singen uns verſchönt das Leben,
Ja, thut Wunder — doch das eben
Macht mein Liedlein Euch bekannt.

Hoch im Norden wohnte einſt vor tauſend Jahren
Eine Jungfrau, ſchön von Haaren,
Schön von Augen und Geſtalt;
Geſion heißt ſie mit Namen,
Und viel hundert Jungfraun kamen,
Gern zu dienen ihr alsbald.

Solche Schönheit konnte keine Andre zeigen,
Doch das Schönſte, das ihr eigen,
Das war ihrer Stimme Klang;
Wenn ſie ſang, die Vögel lauſchten,
Und die Stürme, die da rauſchten,
Machte ſchweigen ihr Geſang.

Einſt kam von dem Schwedenlande
König Gylfe hin zum Strande,
Als dort ſang die Geſion;
Ha, wie tönten lieblich wieder
Ihre zaubervollen Lieder,
Wie ward er entzückt davon.

„Für die Luſt, die ich empfunden,
Will den Dank ich Dir bekunden,“
Spricht der König hochvergnügt;
„Will ſoviel an Land Dir ſchenken,
Als Dein Pflug bei fleiß'gem Lenken
Während eines Tags durchpflügt.“

Und die Jungfrau, die vom rieſigen Geſchlechte,
Griff den Pflug mit ſtarker Rechte,
Kräft'ge Stiere vorgeſpannt;
Singend pflügte ſie behende,
Und als nun der Tag zu Ende,
Waren's hundert Meilen Land.

Wie der König das geſehen,
That er, als wär nichts geſchehen,
Doch die Jungfrau zürnte ſehr;
Ab riß ſie das Land von Schweden,
Schnell, daß es gewundert Jeden,
Und es lag, umwogt vom Meer.

Auf der Inſel, die da Seeland heißt noch heute,
Geſion ſich des Lebens freute,
Nahm zum Manne Odins Sohn,
Und gebar den erſten König,
Dem die Gothen unterthänig,
Der beſtieg der Dänen Thron.

Und als ſie in vielen Jahren
Mit dem König noch gefahren
Hin und her auf weiter See;
Hat ſie Aller Lieb erworben,
Bis ſie einſtens dann geſtorben
Zu des ganzen Volkes Weh.

So denn hab' ich auch, Ihr Gefion-Jungen,
Von der Gefion geſungen,
Daß Ihr ſtets an ſie gedenkt,
Auf dem Schiffe, dem ihr Namen —
Sei's zum Glück nur! ſprechet Amen —
In der Taufe ward geſchenkt.

Bleibet brav zu allen Zeiten,
Bleibet treu in allen Breiten,
Wo Ihr ſegelt, wo Ihr kreuzt;
Daß nach rühmlichem Vollbringen
Ueberall zu frohem Singen
Stets Euch Gefions Name reizt.

Ja, ich ſeh's Euch an, Euch Allen,
Daß mein Lied Euch wohlgefallen,
Nun, ſo ſtimmt denn jubelnd ein:
Preußens Glanz, der ewig währe,
Preußens Ruhm und Preußens Ehre,
Sollen auch die Unſern ſein.

Ludwig Leſſer (Liber)

3. Dampfcorvette „Barbaroſſa.“

Mel. Des Jahres letzte Stunde.

1.

Es geht vom alten Kaiſer
Die Sag' im deutſchen Land:
Er ſitz' auf dem Kyffhäuſer
In ſchweren Schlaf gebannt;
Die Wache hält am Thurme
Des Barbaroſſa Zwerg,
Und prüft den Flug im Sturme
Der Raben um den Berg.

Wenn ſie der Hohenſtaufe
Zu Häupten krächzen hört,
Da zuckt die Fauſt am Knaufe
Des Schwerdtes traumgeſtört;
Er forſcht mit müdem Worte
Aus ſeines Schlummers Harm:
„Du draußen an der Pforte!
Was ſingt der Rabenſchwarm?“

Und wenn auf ſolche Frage
Der Kobold draußen ſpricht:
„Sie ſingen alte Klage,
Dein Morgenlied iſt's nicht.“

Da ſenkt ſein Haupt der Kaiſer
Zurück zum Tiſch von Stein,
Und ſchlummert im Kyffhäuſer
Tiefſeufzend wieder ein.

So ſitzt Er, reglos harrend,
Schon die ſechshundert Jahr,
Den Tiſch durchbohrte ſtarrend
Des Bartes Eiſenhaar;
Und einſam muß er träumen
Noch manche Jahresnacht,
Bis auf den Bergesſäumen
Sein Morgen einſt erwacht.

2.

Wohl dachten ſie den Recken
— Sein eignes Epitaph —
Mit Eigenmacht zu wecken
Aus ſeinem Heldenſchlaf;
Und zerrten an den Strängen
Die Glocken weit und breit,
Das gab mit Sturmesklängen
Ein heulendes Geläut.

Und thaten Brände zünden
Ringsum im deutſchen Land,
Das glühend ob den Gründen
Die Burg der Alten ſtand;

Und klommen zum Kyffhäuſer
In hellem Hauf hinan
Und pochten nach dem Kaiſer:
„Wach auf! der Tag bricht an!“

Das war kein Maienſproſſen!
Das war kein Morgenroth!
Die Pforte blieb geſchloſſen,
Der Barbaroſſa todt.
Die Glockenſtränge riſſen,
Die Brände ſtürzten ein,
Und in den Finſterniſſen
Verging ihr Widerſchein.

3.

Da quillt's, wie junges Tagen,
Herein in ſeinen Traum,
Es klingt wie Ruderſchlagen,
Es brauſt wie Wogenſchaum;
Es ſprüht wie Meeresleuchten
Um eines Seglers Bug,
Und auf der Bahn, der feuchten,
Her rauſchts wie Schwanenflug.

Ein Schiff zu ſeinen Füßen
Sieht Er vorüberziehn,
Von deſſen Borden grüßen
Viel Heldenſänge Ihn;

Wie einſt vom Chriſtenheere,
Da ihn zum Kreuzeszug
Die griechiſche Galeere
Durch die Propontis trug.

Fremd ſind ihm, die da kamen,
Er kennt nicht ihren Herrn,
Doch horcht ſein Ohr dem Namen
Des Barbaroſſa gern.
Fremd iſt der Flagge Zeichen,
Doch iſt's ein ſtolzer Aar,
Wie der in deutſchen Reichen
Vormals des Kaiſers war.

Und hoch von dem Kyffhäuſer,
Wie einem Küſtenriff,
Hernieder tritt der Kaiſer
In's Barbaroſſa-Schiff.
Auf rauſcht im heilgen Schaudern
Das Meer zur Heldenfahrt,
Und ſeine Wogen plaudern
Wer ihr Odyſſeus ward.

4.

Das iſt die neue Sage
Vom deutſchen Ithaka,
Das bis zu dieſem Tage
Aus nach dem Herren ſah;

Weit liegt die Rhede offen,
Zum Strande rollt die See,
Kein Segel lohnt das Hoffen
Der Frau Penelope.

Wohl gab's ein ſtattlich Rüſten,
Manch ſtolzen Herzensſchlag,
Als noch vor deutſchen Küſten
Ein deutſch Geſchwader lag;
Der Wimpel deutſchen Bundes
Vom deutſchen Orlog flog
Und aus der Luft des Sundes
Die Luft des Sieges ſog.

Da kam der Tag des Jammers,
Ein Tag, unritterlich,
Der unterm Schlag des Hammers
Die deutſche Flagge ſtrich;
Manch ſtolzes Steuer fühlte
Empört des Krämers Hand,
Ein wehrlos Meer umſpülte
Errötbend ſeinen Strand.

Manch edler Pathenname *)
Ward mit dem Rumpf verkauft,
Den nun nach ſeiner Dame
Der fremde Rheder tauft.

*) Ernſt Auguſt, Großherzog von Oldenburg, Frankfurt, Hamburg, Lübeck, Bremen, Deutſchland, Erzherzog Johann und Hanſa.

Da trat, der Schmach zu wehren,
Der Preußenkönig ein:
„Der Kaiſer ſoll in Ehren
Bei Mir geborgen ſein.“

Und tiefe Prophezeiung
Liegt in dem Königswort;
Schon klang des Traums Befreiung
Von dieſes Seglers Bord;
Zu dem der alte Kaiſer
Die Fauſt am Schwertes Griff,
Herabſtieg vom Kyffhäuſer:
In ſein Odyſſeus-Schiff.

5.

Viel Wogen werden rollen,
Heimwärts zum öden Strand,
Viel Ungewitter grollen
Weit über Meer und Land,
Viel Maſten werden ſplittern,
Viel Trümmer untergehn,
Viel Feige werden zittern
Und Wenige beſtehn;

Bis aus der Nächte Grauen,
Wenn Sturm und Donner ſchweigt,
Am Horizont, dem blauen,
Der Zukunft Zwielicht ſteigt;

Sich weghebt die Verhüllung,
Und aufgeht über's Meer
Der Morgen der Erfüllung
Der Tag der Wiederkehr.

Dann wird's in stolzem Bogen
Auf schaumgekränzter Bahn
Von straffen Segeln wogen
Und festlich flaggend nahn.
Dann springts von allen Borden
Siegkündend an das Land,
Ein Traum ist Wahrheit worden
Und frei der deutsche Strand!

Wilhelm von Merckel

4. Dampfcorvette „Danzig."

Mel. Denkst Du daran ꝛc.

Wir denken Dein, Du ferne Heimathstätte,
Sei's, wenn wir ruhn auf stiller Meeresfluth,
Sei's, wenn wir in dem wilden Wogenbette
Um's Leben kämpfen mit des Sturmes Wuth;
Im klaren Wasser, oder zwischen Klippen,
Im milden Wehn, wie in der Sonne Brand,
Wir gern an der Erinnrung Becher nippen,
Den mit uns gab das theure Vaterland.

Wir denken Dein, Du vielgeliebtes Preußen,
Doch Dein besonders, alte Hansastadt,
Die stets verschmäht mit leerem Prunk zu gleißen,
Im Kampf und Frieden ächt bewährt sich hat;
Die sich in ihrer Bürger emsig Streben
Als Musterbild des Fleißes hingestellt,
Die seit Jahrhunderten voll Kraft und Leben
Des Kornes Kammer war der halben Welt.

Wir denken Dein, wo wir an heil'ger Stelle
In Sankt Marien gefleht um gute Fahrt,
Wo an des Artushofs ehrwürd'ger Schwelle
Wir Mann an Mann uns frohen Sinns geschaart.
Um dann von Dir, wo einst die reine Lehre
Sankt Adalbert dem Preußenland gebracht,
Hinauszuziehn für Preußens reine Ehre,
Im Schutze Adalberts zu treuer Wacht.

Wir denken Dein, dort an der Weichsel Rande
Du edle Herrin, Danzig, Ruhmesfest,
Und führen stolz Dein Schiff von Strand zu Strande,
Daß Nord und Süd Dich nennt und Ost und West;
Und wie der Dampf die Räder der Fregatte
Der Fluthen Wall besiegend vorwärts treibt,
So auch, Ihr Maaten Keiner je ermatte,
Bis daß der Tod uns in sein Logbuch schreibt.

Ludwig Leffer (Liber).

5. Corvette „Amazone.“

Mel. Ueberall bin ich zu Hause.

Welche Luſt auf weitem Meere
Hinzufliegen ſonder Raſt,
Trotz des Sturmes wildem Heere
Immer fort mit muth'ger Haſt;
Ja, ſo flieg' ich,
Ja, ſo wieg' ich
Auf den Wogen Kiel und Maſt;
Amazone hier und da,
Ruf ich freudig fern und nah:
:,: Huſſah hoch, Boruſſia! :,:

Wie ich bei den alten Griechen
Schon ſo manchen Feind geſchreckt,
Weiß ich jetzt auch nicht zu kriechen,
Haben ſie vor mir Reſpekt;
Zwölf Mal ſchieß ich,
Zwölf Mal grüß ich,
Bis ſich ſelbſt der Hai verſteckt;
Amazone hier und da,
Ruf ich freudig fern und nah:
:,: Huſſah hoch, Boruſſia! :,:

Denket nicht, ein Frauenzimmer
Ei, was kann wohl die zur See,

Denn Ihr irrt. Geſchäftig immer
Walt ich auf des Meeres Höh;
Wie gewandt ich,
Bin bekannt ich,
Schnell zur Hand, was auch geſcheh',
Amazone hier und da,
Ruf ich freudig fern und nah:
:,: Huſſah hoch, Boruſſia! :,:

Bin geformt nach beſten Regeln,
Zierliches Corvettenkind,
Weiß mit jedem Wind zu ſegeln,
Nur nicht mit dem Sauſewind;
Alles ſeh ich,
Und erſpäh ich,
Was auf falſche Courſe ſinnt;
Amazone hier und da,
Ruf ich freudig fern und nah:
:,: Huſſah hoch, Boruſſia! :,:

Drum wie oft ſchon durch die Frauen
Mancher Mann ſein Glück gewann,
Mögt Ihr ſicher mir vertrauen
Kapitain und Steuermann!
Auf Matroſe,
Komm und koſe
Bräutlich lacht die See Dich an.
Amazone hier und da,
Ruf ich freudig fern und nah:
:,: Huſſah hoch, Boruſſia! :,:

Und ſo wollen wir mitſammen
Traulich ſteh'n nach deutſcher Art,
Die der gleichen Liebe Flammen
Für das Vaterland bewahrt;
Kalten Blutes,
Guten Muthes,
Nun Glück auf zur Meeresfahrt!
Amazone hier und da,
Rufen froh wir fern und nah:
:,: Hurrah hoch, Boruſſia! :,:

Ludwig Leſſer (Liber).

6. Dampfaviſo „Salamander."

Mel. Sie ſollen ihn nicht haben.

Das iſt der Salamander
Von Seiner Majeſtät,
Und Aar und Kreuz ſelbander
Von ſeinem Maſte weht.
Der fixe Salamander
Hat ein'n gar glatten Bauch,
Er ſteuert wie kein ander,
Gut ſegeln iſt ſein Brauch.

Das Waſſer iſt ſein Leben,
  Das Feuer ſeine Kraft,
Und mit den beiden eben
  Da trank er Brüderſchaft.
So trotzt er den Marotten
  Von jedem Windesſchlauch;
Denn doppelt durchgeſotten
  Iſt Salamander-Brauch.

Das Feuer hat er drinnen,
  Und Waſſer g'nug iſt drauß,
Er fegt nur ſo von binnen
  Läuft zum Aviſ er aus.
Das Feuer zwiſchen den Rippen,
  Das Waſſer um den Bauch,
Und ſechs Kanonenlippen,
  Die wiſſen, was da Brauch.

Wenn zwiſchen Bug und Steuer,
  Das Waſſerblut ihm wallt,
Dann ſchickt er Euch ein Feuer,
  Das macht verteufelt kalt.
Im Heißen und im Kalten,
  Durch Wogenſchaum und Rauch
Die Probe auszuhalten
  Iſt Salamander-Brauch.

F. Eggers.

7. Dampfaviſo „Nix.“

Mel. Mein Lebenslauf iſt Lieb und Luſt.

Es ſauſt der Nick, es brauſt der Nick
Sein Wellenlied ſo gut,
Verzaubert gar mit der Muſik
Ein brav Matroſenblut.
Setzt er die flotten Räder ein,
Wenn ihm der Dampf ſo wächſt
Bin ich mit Leib und Leben ſein,
Er hat mich ſchier verhext.
:,: Jahi, Joho, Johoi!
Er hat mich ſchier verhext. :,:

Die Räder ſingen gar ſo ſchön
Und tanzen, daß es ſprizt,
Ich kann jedwedes Lied verſtehn,
Das mir da ſchäumt und blizt.
Und auf dem Decke ſteht die Harf,
Mit ſtarkem Tau beſpannt,
Die ſpielt der Sturm ſo klar und ſcharf
Mit ſeiner kecken Hand.
:,: Jahi, Joho, Johoi!
Mit ſeiner kecken Hand. :,:

Und als er trug auf ſeinem Deck
Den Königlichen Herrn,
Da träumte ſich mein wackrer Neck
Ein Zukunftslied ſo gern.
Er rollt ſo heimlich, ſang ſo tief
Im leiſen Donner da,
Der durch das Waſſerbrauſen lief,
Ein Rule Borussia.
Jahi ꝛc.

O Zauberbarf, o Rädergang!
Was klingſt du doch ſo traut,
Ich wünſch' mein ganzes Leben lang
Mir keinen andern Laut;
Nur wenn der Feind zu toll und kraß,
Uns an den Planken zwackt,
Dann brummen wir Kanonenbaß,
Es iſt nur um den Tackt.
Jahi ꝛc.

Fr. Eggers.

8. Transportſchiff „Merkur.“

Mel. Das Schiff ſtreicht durch die Wellen

Wer kommt dort angezogen? Herr Merkur!
Gar ſtolz auf hohen Wogen? Herr Merkur!
Schaut, wie Er vollgeſpickt,
So in Hülle,
So in Fülle,
Daß man lüſtern nach ihm blickt.

Wir haben's wohl geleſen, Herr Merkur!
Daß Er ein Gott geweſen, Herr Merkur!
Mag ſein — weil Gott ſei Dank
Seine Tonnen,
Reich an Wonnen,
Geben Speiſe uns und Trank.

Dann heißt's in Süd' und Norden, Herr Merkur!
Sei Kaufmann Er geworden, Herr Merkur!
Mag ſein — für ſchweres Geld
Unterm Decke
Leichte Säcke
Er wohl auf dem Lager hält.

Und dann steht gar geschrieben, Herr Merkur!
Er zählte zu den Dieben, Herr Merkur!
Mag sein — weil's Ihm behagt
Aus Erbarmen
Für die Armen,
Die der Durst und Hunger plagt.

Drob mög' Er sich nicht kränken, Herr Merkur!
Da wir nur beß' gedenken, Herr Merkur!
Wie jetzt Er wohl uns thut;
Wie Er friedlich,
Unermüdlich
Allen spendend nimmer ruht.

Ob nördlich wir, ob östlich, Herr Merkur!
Tönt doch ein Wort nur köstlich, Herr Merkur!
Im Sturm und Sonnenbrand,
Ohrentzückend,
Herzerquickend,
Und das Wort heißt: Proviant.

Beim Trinken drum und Essen, Herr Merkur!
Wird Seiner nicht vergessen, Herr Merkur!
Ein Hoch Ihm gern gebracht,
Daß die Wellen
Lustig schwellen,
Bis der Schwertfisch aufgewacht.

Ludwig Leffer (Liber).

9. Fata morgana.

Mel. Frisch auf zum frohen Jagen.

Es wiegt sich auf den Wellen
Der letzte Morgentraum;
Die milden Weste schwellen
Die Obersegel kaum;
Der Gigbaum leise zittert,
Die Fock hängt in die Gey,
Wie, wenn es ausgewittert,
Wird Alles hell und frei.

Da regt sich's in den Tiefen,
Da klingt es durch die Luft;
Ruft Allen, die da schliefen:
„Entsteiget Eurer Gruft."
Sie starren in die Helle,
So fremd und doch bekannt,
Die Well' ist nicht mehr Welle,
Die See ist festes Land.

Die Palme ragt vom Hügel —
Hinauf zur Wolkenhöh;
In Blumen ruht als Spiegel
Der blaue Binnensee.
Viel goldne Vögel singen
Von rother Rosen Pracht.
Es ist das Zauberklingen
Der Nachtigal zur Nacht.

Ein leichter Silberwagen,
Voran der goldne Schwan,
Von Wolken fortgetragen,
Das ist die Fee Morgan;
Sie zieht mit ihren Schwingen
Den stillen Zauberkreis;
Bethört mit ihrem Singen
Den Jüngling und den Greis.

Und Wer dem Liede lauschet,
Bis zu dem letzten Ton,
Der süß verlockend rauschet,
Dem wird ein arger Lohn:
Mit unsichtbaren Ketten
Zieht es ihn zu der Fee;
Er stürzt — nichts kann ihn retten,
Kopfüber in die See.

Besiegt hat ihn Morgane,
Die böse Zauberin;
Und plötzlich im Orkane
Stürzt all ihr Reich dahin.
Und wär' es noch so feste,
Das Schiff erliegt der Fee;
Die letzten Trümmerreste
Sie schaukeln auf der See.

Heinrich Smidt.

10. Der ewige Segler.

Mel. Was glänzt dort vom Walde im Sonnenſchein?

Was brauſet daher in wirbelnder Wucht,
Was ſchimmert dort hoch auf den Wogen?
Sein Name, zu ewigen Tagen verflucht,
Ertönet aus furchtbar gähnender Schlucht,
Bis hoch zu dem himmliſchen Bogen.
Und wenn Ihr mit bebenden Lippen fragt:
Das iſt Seglers ewige Meeresjagd.

Wohl ziehet der Schiffer mit männlicher Kraft
Die ſchwellenden Segel zuſammen.
Da brauſet der Sturm, entfeſſelt der Haft,
Und Ungeheuer, den Fluthen entrafft,
Bei des Blitzes helleuchtenden Flammen.
Und wenn Ihr mit bebenden Lippen fragt:
Das iſt Seglers ewige Meeresjagd.

Es ſinket das himmliſche Sonnenlicht,
Und ringsum ſtarrt nächtliches Grauſen;
Da hebt ſich urplötzlich ein Schreckensgeſicht
Das Bahn ſich durch thürmende Wogen bricht,
Hörſt zagend das Branden und Brauſen.
Und wenn Ihr mit bebenden Lippen fragt:
Das iſt Seglers ewig toſende Jagd.

Und kaum noch hat es im Osten getagt,
Da hörst Du ein Klagen, ein Stöhnen;
Im Westen schwimmt abwärts die ewige Jagd,
Auf hohen Wellen die lauernde Wacht,
Wildstarrend mit endlosem Sehnen.
Und wenn Ihr mit bebenden Lippen fragt:
Das ist Seglers ewig tosende Jagd.

Und immer und immer stürmt weiter es fort,
Nichts kann den Flüchtigen retten;
Ihm winkt nicht der Ruhe geheiligter Ort,
Ihn treibt des Verhängnisses grausendes Wort,
Und hält ihn mit lastenden Ketten.
Und wenn Ihr mit bebenden Lippen fragt:
Das ist Seglers ewig tosende Jagd.

Heinrich Smidt.

---

11. Großfriedrichsburg.

Mel. Ich bin der Doktor Eisenbart.

Wir schifften einst nach Afrika
Vallerie juchhe!
Und bauten an der Küste da
Vallerie juchhe!
Das schöne Fort Großfriedrichsburg;
Der Churfürst, der setzt Alles durch.
Vallerie und Vallera!
Vallerie Juchheisassa!
Vallerie juchhe!

Ein Gröben hat uns kommandirt, Vallerie ꝛc.
Und uns zu Schiffe hingeführt, Vallerie ꝛc.
Da hatten wir bald Colonien,
In Afrika und in Berlin, Vallerie ꝛc.

In Afrika war's grimmig heiß, Vallerie ꝛc.
Das koſtet manchen Tropfen Schweiß, Vallerie ꝛc.
Doch ward auf brandenburg'ſche Art
Nicht Fleiß und keine Müh geſpart. Vallerie ꝛc.

Wo Friedrich Wilhelms Adler flaggt, Vallerie ꝛc.
Und unſre Schiffskanone kracht, Vallerie ꝛc.
Iſt brandenburgiſch alles Land,
Man ſieht es ſchon am tiefen Sand. Vallerie ꝛc.

Zu Schiff fliegt Preußens Gloria, Vallerie ꝛc.
Von Pillau bis nach Afrika, Vallerie ꝛc.
Wir Preußen ſetzen Alles durch
Von Memel bis Großfriedrichsburg. Vallerie ꝛc.

George Hesekiel.

12. Unser erstes Arsenal.

Mel. In des Waldes düstern Gründen.

In der Hauptstadt engsten Straßen,
Und von Häusern tief versteckt,
Liegt ein Hof, deß stolzer Namen
Alle Seemannsherzen weckt.

Raule's Hof ist er geheißen,
Raule's, der die Flotte schuf;
Als zu ihm in's Niederlande
Kam des großen Kurfürst Ruf.

Raule's Hof in enger Straße,
In der schönen Stadt Berlin,
Ließ zuerst den rothen Adler
Zu den Seegefechten ziehn.

Aus dem Hof empfing Befehle
„Churprinz" und auch „Dorothee,"
Und der brandenburg'sche Adler
Hob die Schwingen kühn zur See.

In dem kleinen engen Hofe
Hat der Raule ausgeführt,
Was der große Friedrich Wilhelm
Erst im Geiste calculirt.

Hier entſtanden Seegeſetze,
Und zu manchem Schiff der Plan;
Das mit Ehren dann geſegelt
Auf der feuchten Meeresbahn.

Was im engen, kleinen Hofe
Raule mühſam ausgedacht,
Ward im Donner der Kanonen
Dann dem Weltmeer kund gemacht.

Und den Schwarzen an der Küſte,
Wie dem Spanier im Kanal,
Zeigt der brandenburg'ſche Adler
Seine Fängen manchesmal.

Wenn im Donner der Kanonen
Preußens Kriegesflagge ſiegt,
Und des Königs ſchwarzer Adler
In den fernſten Meeren ſiegt;

Woll'n wir dankbar uns erinnern,
Toppgaſt, Jung' und Admiral,
Daß dereinſt in Raule's Hofe
Unſer erſtes Arſenal.

George Hesekiel.

---

13. Ubkiekmann.

Mel. Gott grüß Dich, Alter, schmeckt das Pfeifchen?

Der beste Mann bei Tag und Nächten
Das ist der Ubkiekmann;
Er schaut behutsam nach dem Rechten,
Und meldet Alles an.

Wie er hinausschaut in die Ferne,
Das weiß ein Jeder klar;
Was er verkündet, glaubt man gerne,
Er warnet vor Gefahr.

Den Segler hier und dort die Brandung,
Bald luftwärts, bald im Lee;
Er wittert schon die nahe Landung,
Wenn man noch weit in See.

So wünsch ich für die Lebensreise
Mir einen Ubkiekmann,
Der in das Ohr mir flüstert leise
Wenn ich wo stranden kann.

Die Oberbank und die vom Pregel
Die fürcht' ich dann nicht mehr;
Und steure schmuck mit vollem Segel
Den rechten Cours daher.

Heinrich Smidt.

14. Unſer erſter Seeſieg.*)

Mel. Es blinken drei freundliche Sterne.

Es ſchoſſen zwei ſtolze Fregatten
Wie Blitze durch wogende See;
Der rothe Adler die Flagge
Von „Churprinz“ und „Dorothee.“

Die ſtolzen Fregatten ſie flogen
Vor allen Segeln zumal,
Vom Maſte flattert ein Wimpel,
„Gefecht!“ ſo heißt das Signal.

Sie grüßten mit eiſernem Gruße
Ein ſpaniſch Kanonenſchiff;
Und durch das Donnern der Stücke
Schrillt grell des Bootsmanns Pfiff.

*) Es war dies im Jahre 1680. Um die Summen beizutreiben, welche Spanien an Brandenburg ſchuldete, ließ der große Churfürſt zur See rüſten, um die reiche ſpaniſche Handelsflotte zu kapern, die zwiſchen Cadix und Oſtende kreuzte. Zu dem Ende wurden unter dem Kommando des niederländiſchen Vice-Admirals Cornel Claus van Beveren für Churfürſtlich brandenburgiſche Rechnung folgende Schiffe ausgerüſtet: „Friedrich Wilhelm“ mit 40 Geſchützen und 160 Mann, „Churprinz“ mit 32 Geſchützen und 140 Mann, „Dorothea“ desgl., „Rother Löwe“ mit 20 Geſchützen und 90 Mann, „der Fuchs“ mit 20 Geſchützen und 85 Mann, der „Berlin“ mit 16 Geſchützen und 70 Mann, und der Brander „Salamander.“

Dicht an den Spanier legen
Die Schiffe sich links und rechts;
Die Enterbeile sie blitzen
Im Dampfe des lust'gen Gefechts.

Und an den Spanier legen
Sie sich so heiß und so fest;
Der Adler die eisernen Klauen
Von seiner Beute nicht läßt.

Die Brandenburger im Sturme
Sie brechen sich blutige Bahn;
Der „Carl der Zweite" geentert,
Victoria, Don Capitan.

Don José Alvaro gefangen,
Der Adler, der siegte zur See.
Und Raule der kommandirte
Den „Churprinz" und „Dorothee."

Sie haben nach Pillau geführet
Gar stolz die span'sche Galion,
Die Prisengelder verjubelt,
Das war das kleinste vom Lohn.

Denn über das Land und die Meere
Schallt laut ihr Ruhm in die Höh! —
So klingt das Lied von dem ersten,
Dem ersten Siege zur See.

George Hesekiel.

15. Delphinjagd.

Mel. Vier Elemente, innig gesellt.

Hebet den Elger,
Klar ist das Tau;
Da sind Delphine
Rosig und blau.

Fliegende Fische
Rings auf der See;
Dort steigt ein Tummler
Steil in die Höh.

Kreuzen wir fröhlich
Im Ocean,
Müssen wir Alle
Sein Zeichen ha'n.

Schweif von Delphinen
Am Klüverbaum,
An der Fockraae
Ist dafür Raum.

Zeichen der langen
Oceans-Fahrt;
Das ist vor Allen
Indier-Art.

Drum hebt den Elger,
Klar ist das Tau;
Jagt die Delphine
Rosig und blau.

Heinrich Smidt.

---

16. Der alte Nettelbeck.

Mel. Morgenroth, Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod.

In der Stadt, in der Stadt,
Die den festen Namen hat;
Die wir thun den Colberg heißen,
Den uns konnt' kein Feind entreißen,
Lebt ein braver Schiffersmann.

Der hat jung, der hat jung,
Unter Müh und Noth genung
Fremde Meere kühn befahren;
Unter Noth und in Gefahren
Ward ein Held er auf der Fluth.

Ehrenvoll, ehrenvoll
Ganz so wie der Mann es soll,
So in gut und bösen Stunden
That der Nettelbeck bekunden,
Was ein braver Schiffersmann.

Vor der Stadt, vor der Stadt,
Die den Namen Colberg hat;
Die Franzoſen mächtig liegen,
Die da wollen Colberg kriegen,
Unſers Königs feſte Stadt.

Und wie ſehr, und wie ſehr
Auch der Preußen Gegenwehr,
Colberg wär im Kampf erlegen,
Thäte ſich darin nicht regen
Noch der alte Nettelbeck.

Der ſtund ſtill, der ſtund ſtill
Hinter Gneiſenau und Schill,
That die Bürger weiſe leiten
Und mit ihnen tapfer ſtreiten,
Bis die Stadt gerettet war.

Alle ſahn, Alle ſahn,
Was der Seemann hat gethan.
Und wir thun die Flaggen ſenken,
Und in alle Zeit gedenken
An den braven Schiffersmann.

George Hesekiel.

17. Erſtes Seegefecht.

(Auf der Höhe von Brüſter-Ort zwiſchen Pillau und Memel am 25. Juni 1849.)

Mel. Schier dreißig Jahre biſt Du alt.

Nur wenig Jahre iſt es her,
Wir haben's ſelbſt erlebt.
Daß unſre Kanonen geblitzet,
Als wir die Küſte beſchützet,
An unſerer preußiſchen See.

Ein däniſch Zwölfkanonenſchiff,
Vor Pillau keck erſchien;
Sanct Kreuz ſo thaten ſie's heißen,
Doch krochen zu Schiffe wir Preußen
Mitnichten damals zu Kreuz.

Der Commodore ſah ſich's an,
So auf dem Adler befahl;
Er ließ den Dänen begrüßen,
Aus ſchwerem Geſchütz ihn beſchießen,
Auf achtzehn Hundert Schritt.

Fünf Stunden währte das Gefecht,
Bis daß es dunkel ward;
Der Adler, der hätt' ihn genommen,
Wär' nicht 'ne Corvette gekommen,
Zur Hülfe der Sante Croix.

Der Commodore, der focht hier;
Der „Adler" war sein Schiff.
Wir haben zur See uns geschlagen,
Seit längst vergangenen Tagen,
Nun wieder zum ersten Mal.

Ein preußisch frisches Seegefecht,
Herr Schröder und sein Schiff;
Wir haben's so freudig genossen,
Und haben die Dänen beschossen,
Mit drei und sechszig Schuß.

Nur wenig Jahre gehen hin,
Dann schlägt der Preuße sich
Zu Schiffe in ganz fremden Meeren,
Doch aber immer in Ehren,
So wie vor Brister-Ort.

George Hesekiel.

18. Matroſenherz.

Mel. Ich hab' den ganzen Vormittag ꝛc.

Matroſenherz iſt frohes Herz,
Das immer jubilirt,
Und über böſe Zeit und Schmerz
Gar luſtig weglavirt;
Matroſenherz in breiter Bruſt
Das klopft ſo laut in wilder Luſt,
Vi - valleral - lalleral - lalleral - la,
Vi - valleral - lalleral - la!

Matroſenherz iſt treues Herz,
Wenn's über's Weltmeer zieht,
Und ſo recht prächtig himmelwärts
Den Adler fliegen ſieht;
Der Seemann hält die Flagge feſt,
Die lebend er und todt nicht läßt;
Vi - valleral - lalleral - lalleral - la,
Vi - valleral - lalleral - la!

Matroſenherz iſt muthig Herz,
Das iſt ganz offenbar;
Dem hilft ein heitrer Seemannsſcherz
Durch jegliche Gefahr;
Das kann in Sturm und Wettergraun
Dem Sturme keck in's Auge ſchaun;
Vi - valleral - lalleral - lalleral - la!
Vi - valleral - lalleral - la!

Matroſenherz iſt preußiſch Herz,
Voll Treue, Luſt und Muth;
Das ſeine Flagge allerwärts
Im Meere zeiget gut;
Matroſenherz ſchlägt ſtolz und heiß
Für ſeiner Flagge Schwarz und Weiß!
Vi-valleral-lalleral-lalleral-la!
Vi-valleral-lalleral-la!

George Hefekiel.

---

19. Das alte Schiff.

Mel. Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein.

Mein Haar iſt ſchon grau und mein Schifflein iſt alt,
:,: Behüte Dich Gott vor der Stürme Gewalt. :,:

Wie warſt Du ſo eiſern, Du muthiger Kiel,
:,: Dir waren die Wogen und Winde ein Spiel. :,:

Wie trug er ſo traulich am Maſtbaume ſchlank,
:,: Durch alle die Meere die Segel ſo frank. :,:

Einſt ſtandſt Du im Walde am Vaterhaus,
:,: Zu Dir trug die Mutter als Kind mich hinaus. :,:

In Deinen Aeſten, da hab ich gelehnt,
:,: Und hoch in den Wipfeln die Stunden verdehnt. :,:

Und als wir gewandelt im Walde zu zwei'n,
:,: Da gruben wir zärtlich die Namen Dir ein. :,:

Die Zeit iſt vergangen, ſie ging wie ein Traum
:,: Und wie ſie vergangen, das wußten wir kaum. :,:

Da hab' ich die Axt an die Wurzel gelegt,
:,: Wie haſt Du ſo traurig die Wipfel bewegt. :,:

Da hab ich ein Schifflein mir ſelber gebaut,
:,: Und habe dem Baume die Segel vertraut. :,:

Wir fuhren zuſammen in Freuden und Pein,
:,: Und werden tief unten beiſammen ſein. :,:

Franz Brömel.

---

20. Bei der Abfahrt.

Mel. Es ritten drei Reiter ꝛc.

Leb wohl altes Haus, und Du, junges Kind, Ade!
Fort mit den Thränen, die trocknet der Wind, Ade!
Nur heitren Auges geſchaut in die Höh,
Wie freudig wir blicken hinaus in die See!
Ade, ade, ade!

Und wenn auch im wilden Wogenſpiel, o weh!
Zum Wrack geworden einmal der Kiel, o weh!
So bleib' nur das Herz auf dem rechten Fleck,
Wo nicht, dann iſt's das gefährlichſte Leck.
O weh, o weh, o weh!

Wer Kopf und Arm gut zu brauchen weiß, Herr Je!
Der findet auch auf dem Meere den Preis, Herr Je!
Den hindert nicht Sturm, nicht Sandbank, nicht Riff,
Er führt wohlbehalten zum Hafen ſein Schiff,
Herr Je, Herr Je, Herr Je!

Das traute Willkommen dann wieder erſchallt, Juchhe!
Ein Gruß und ein Kuß, man erkennt ſich wohl bald, Juchhe!
Die alte Liebe, ſo treu entbrannt,
Sie blieb ſich gleich über Meer und Land
Juchhe, juchhe, juchhe!

So ſchwellet denn mächtig, ihr Segel, nun, zur See!
Mit Gott zu fröhlichem, muthigem Thun, zur See!
Leb' wohl, altes Haus, und Du, junges Kind,
Stets denken wir Eurer, wo wir auch ſind,
Zur See, zur See, zur See!

Ludwig Leſſer (Liber).

---

21. Seemannsliebe.

Mel. Ein freies Leben führen wir.

Ein Seemannsherz auch Liebe ſpürt;
Sowie es geht zu Lande
Dann bleibt es ſelten ungerührt,
Und wird's auch oftmals angeführt,
So iſt das keine Schande.

Und steuern wir mit schwerem Tritt
So einer Dirn entgegen —,
Versagt sie nie sich unsrer Bitt,
Wir nehmen sie im Schlepptau mit,
Ein Kuß ist unser Segen.

Wo volle Gläser rundum gehn
Thut man die Dirnen herzen,
Kein Landkrebs darf sich unterstehn
Die Dirne auch nur anzusehn,
Mit uns ist nicht zu scherzen.

Bald fängt sich Alles an zu drehn —
Und wenn das Festland schlingert,
So daß man kaum noch fest kann stehn,
Wird, weil wir Alles doppelt sehn,
Die Freude nicht verringert.

Ein Seemannsherz auch Liebe spürt,
Das ist am Land mal Mode;
Doch weiß es stets, was ihm gebührt,
Von Thränen wird es nie gerührt,
Und grämt sich nie zu Tode.

Ich wünsche doch kein Leben mir
Das nicht auf Wellen triebe;
Zu Land wohl mal ein Nachtquartier,
Die hohe See bleibt für und für
Des Seemanns einzge Liebe.

George Hesekiel.

22. Nachtlied.

Mel. In einem kühlen Grunde.

Es gehn ſo leis die Wellen,
Wir fahren durch die Nacht;
:,: Die weißen Segel ſchwellen
In voller Mondenpracht. :,:

Die Andern ruhn im Raume,
O fluthumrauſchte Ruh!
:,: Wohl Jeder ſchifft im Traume
Dem Vaterlande zu. :,:

Auch ich hatt' ſolchen Schlummer
In längſt vergangner Zeit,
:,: Und kannte keinen Kummer
Und hatt' kein Herzeleid. :,:

Die frohe Jugend lachte —
Das Meer hat mich beſchirmt,
:,: Als ich von Glück erwachte
Da hat's ſo wüſt geſtürmt. :,:

Schlaft ruhig auf den Wellen,
Ich halte für Euch Wacht;
:,: Die wildesten Gesellen,
Die werden still zur Nacht. :,:

Franz Brömel.

---

23. Seemanns Abschied.

Eigne Melodie.

Nun nehmt den Becher in die Hand,
Und trinket zum Ade.
Leb' wohl, Du schönes Vaterland,
Wir stechen in die See.

Noch einen Druck, noch einen Kuß
Dem Liebchen hold und rein,
Den treuen Freunden unsern Gruß;
Es muß geschieden sein.

Es briset auf, das Segel schwellt,
Zum Hafen geht's hinaus,
Dem freien Mann gehört die Welt!
Was schiert uns Hof und Haus.

Die Sorgen geben wir dem Wind,
Den Kummer an das Meer;
So segeln wir leicht und geschwind,
Und fahren lustig her.

Brüllt dann der Sturm auch noch so laut,
Wir trotzen seiner Wuth;
Der Kompaß, dem der Seemann traut,
Das ist ein Herz voll Muth.

Und kehren wir einmal zurück
Vom fernen Meeresstrand,
Dann weiß der Schiffer erst, welch Glück
Ihm blüht im Vaterland.

Max Ring.

24. Sturmbank.

Mel. Vom hoh'n Olymp herab ꝛc.

Der Himmel blau und spiegelglatt die Wogen,
Ein Schifflein zieht durchs fromme Meer,
Ein Wölkchen nur schwebt am lasurnen Bogen,
So licht, als schweb' ein Engel her.
Aber der Segler ersteuert die Höh,
Sucht wie die Sterne die hohe See.

Und jach aus dem Wölkchen sonnengeglättet
Fährt die weiße Windsbraut heraus,
Zerreißt all' Linnen, worein sie gebettet,
Und zerrt es über den Himmel aus.
Flatternd verscheucht es das sonnige Blau,
Finstert den Himmel zu nächt'gem Grau.

Sie fegt die Segel mit blitzendem Saume,
Zerschlägt zu Schaum den Meerkrystall,
Wäscht Deck und Planke mit donnerndem Schaume,
Reißt naß und trocken überall,
Oben und unten am fahrenden Haus,
Nieder 's zu reißen mit Mann und Maus.

Und beidi wieder ist verschwommen, verflogen,
Sich selbst nicht treu die weiße Frau,
Und wieder sind ein Spiegel, glatt die Wogen,
Und sonnig wieder das himmlische Blau —
Klarer nur über den Ocean
Ziehet das Schifflein die Sternenbahn.

Ch. Fr. Scherenberg.

25. Nachtwacht.

Mel. Landesvater . . .

Achte Stunde!
Seemannsrunde!
Läutet ein die Abendwacht!
Abwärts ſinken Tagesgluthen,
Dämmrung ſteiget aus den Fluthen,
Udkiek meldet: Habet Acht!

Neunte Stunde!
Seemannsrunde!
Abendwolke ſchwebt im Blau;
Steuert nach dem Binnenlande,
Einen Gruß dem Heimathſtrande
Ich der Wolke anvertrau'.

Zehnte Stunde,
Seemannsrunde,
Alter Maat, thu mir Beſcheid;
Spühl hinunter, was Dich quälet,
Und vergiß, was Dir noch fehlet,
Hier in Gottes Herrlichkeit.

Eilfte Stunde,
Seemannsrunde;
Wundervolle Sternennacht;
Von des Mondes Strahl beſchienen
Tanzen Tummler mit Delphinen,
Alle See iſt aufgewacht.

Zwölfte Stunde!
Seemannsrunde
Rührt mit Scheu die Glocke an;
Furchtſam blickt der Mann am Steuer,
Auf der Fluth iſt's nicht geheuer,
Huſcht hinunter, huſcht hinan.

Erſte Stunde!
Seemannsrunde
Kündigt laut die Morgenwacht.
Alle Furcht iſt überwunden,
Alle Nebel ſind verſchwunden,
Vor des neuen Lichtes Pracht.

Heinrich Smidt.

III.

Humor.

1. Kaperei.

Mel. Krambambeli dies iſt der Titel.

Hört, Jungens, was ich Euch verkünde,
Es iſt ein guter Witz dabei;
Sie ſagen: Kaperei ſei Sünde,
Ich halt' es mit der Kaperei;
Das Kaperwerk, wie ich's verſteh,
Das Kaperwerk zu Land und See,
Ka - Ri - Ka - Ri - Ka - Kaperei,
Ka - Kaperei.

Wenn ich am Lande bin und feiere,
Und habe vollauf ſteifen Grog;
Und auf dem Courſe, den ich ſteuere,
Ein Maat pfeift auf dem letzten Loch;
Den kapr' ich ohne Redensart,
Und flott' ihm ſeine Lebensfahrt,
Ka - Ri - Ka - Ri - Ka - Kaperei,
Ka - Kaperei.

Und kreuze ich, wenn's mäßig kühlet,
Ein schmuckes, weiblich Galion;
Und dann mein Herz mir sagt, es fühlet
So etwas, — Du verstehst mich schon. —
Dann wird die Hand zum Enterbeil,
Dann kapr' ich sie und nehm' mein Theil!
Ka - Ki - Ka - Ki - Ka - Kaperei,
Ka - Kaperei.

Solch Kapern gilt in Nord und Süden;
Kein Maat, kein Mädchen nimmt es schief.
Drum gebt, und wär's im tiefsten Frieden,
Getrost mir einen Kaperbrief;
Damit geht es, Juchhe! Juchhei!
In vollster Fahrt zur Kaperei.
Ka - Ki - Ka - Ki - Ka - Kaperei!
Ka - Kaperei!

Heinrich Smidt.

2. Boot seitlängs.

Mel. Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.

Was schaukelt im Jollboot an der Backbordsseit?
Aboi!
Wen bringt Ihr geschrotet, Ihr lustigen Leut?
Aboi!
Zehn betrunkne Matrosen am Bord wir ha'n,
Zehn Matrosen und auch noch den Zimmermann,
Aboi! Aboi! Aboi!

Den Stropp um den Leib und wippet sie auf;
Aboi!
Da habt Ihr sie allsammt auf einen Hauf;
Aboi!
Der Zimmermann will nicht recht gerade stehn,
Die Matrosen liegen und schlafen recht schön,
Aboi! Aboi! Aboi!

Sie sind noch nicht satt, drum tränket sie gut;
Aboi!
Und über sie kommt eine Wasserfluth,
Aboi!
Es gießet, als ob es ein Ocean wär,
Sie prusten ein wenig und schnarchen gar sehr,
Aboi! Aboi! Aboi!

Drauf ſchmunzelt und kichert Hans Steuermann,
Ahoi!
Und er ſetzet den mächtigen Rufer an,
Ahoi!
Die Marsſegel reffet und reffet die Fock,
Und wenn es klar Deck iſt, ſo giebts einen Grog,
Ahoi! Ahoi! Ahoi!

Und raſch wie zum Tanze aufſpringen die Zehn,
Ahoi!
Und der Zimmermann kann wieder grade gehn,
Ahoi!
Hinauf in die Wanten, hinaus auf die Raa,
Da iſt ja kein Reff und kein Segel iſt da;
Ahoi! Ahoi! Ahoi!

Und wenn ein Matroſe — dies dienet zur Lehr,
Ahoi!
Ganz ſternhagel voll und ein Murmelthier wär,
Ahoi!
Eine Böe für 'n Reff und ein Gregglas in Sicht,
Da halten den Unband zehn Rojen ja nicht,
Ahoi! Ahoi! Ahoi!

Heinrich Smidt.

3. Seekrank.

Mel. Willkommen, o ſeliger Abend.

Wie iſt mir denn heute zu Sinnen?
Ich kann nicht recht liegen, noch ſtehn.
Ach, wären wir nur wieder binnen!
Es wird gewiß was geſchehn.

Mich hungert, doch kann ich nicht eſſen,
Feſt ſitz ich und muß mich doch drehn.
Im Kopfe dies Prickeln und Preſſen,
Und Füße, worauf nicht zu gehn.

Bald krabbelt es mir auf der Naſen,
Bald juckt es mir gar in dem Schlund;
Seit länger, als viertehalb Glaſen
Dreht Alles ſich bis auf dem Grund.

Neptunus, nun mache ein Ende,
Das war ein gewaltiger Schreck:
Wohin ich die Blicke auch wende,
Ich ſehe geräucherten Speck.

Geräucherter Speck mir zu Füßen,
Geräucherter Speck unterm Schopf;
Nun kann ich nicht mehr, ich muß ſchließen,
Mein Magen, der ſteht auf dem Kopf.

Heinrich Smidt.

4. Volk an de Wall.

Mel. Göes op de Dehl, Göes op de Dehl.

Volk an de Wall!
Volk an de Wall!
Peter und Hans.
Laßt uns im Tanz uns drehn,
Schwunges im Tanz.

Volk an de Wall!
Volk an de Wall!
Dirne heraus.
Tanze Du außenvor,
Ich tanz in's Haus.

Volk an de Wall!
Volk an de Wall!
Janmaat dazu.
Hansmaat ist Franzmaat nicht,
Rochsmaat bist Du.

Volk an de Wall!
Volk an de Wall!
Fenster schlag ein.
Laß auch das Haus nicht stehn,
Wirf's hintendrein.

Heinrich Smidt.

5. Eingeſchenkt!

Mel. So leben wir! So leben wir!

Nun bringet Wein
Und ſchenket ein;
Nun glättet Eure Kehlen,
Und trinket mit nachdrücklichſter Gloria.
Und habt Ihr keine Becher,
So trinket aus dem Faß;
Ob Silber, wackrer Zecher,
Ob Holz, der Wein bleibt naß.

Nun Gluck, Gluck, Gluck!
Nun nehmt 'nen Schluck,
Zehn Knoten in der Stunde.
Zehen Knoten geben die ſtattlichſte Fahrt.
Backsmaat, was iſt für Wetter?
Das Faß rollt hin und her;
Es kommt ein Donnerwetter,
Es ſchlingert gar zu ſehr.

Friſch eingeſchenkt!
Und wenn Ihr denkt,
Der Wein ſei Euch zu kühle,
So braut einen Grog, der Herz und Nieren ſtärkt.
Seht Ihr dort krahnballsweiſe
Die Bowle auf der See?
Ha! Ha! Behaltne Reiſe!
Der Luf der rollt nach Lee.

Was Luf! Was Lee!
Nur Eins ich ſeh!
Ich habe nichts zu trinken.
Sitz auf dem Trocknen hier mitten in der See.
Denn trocken wird man wieder,
Iſt man auch noch ſo naß,
Drum flottet mich, Ihr Brüder,
Und macht den Trocknen naß.

Ich werde leck,
Es rollt das Deck
Weg unter meinen Füßen;
Backsmaaten helfet, ich ſchwebe in der Luft.
Nach unten ſtehn die Maſten,
In Wolken ſchwebt der Kiel;
Im Raum die ſchweren Laſten
Sie tanzen wie zum Spiel.

Es ſchwankt und wankt,
Und wankt und ſchwankt;
Es krachen alle Fugen,
Flenſet mich vom Steuerbord nach Backbord hin.
Es weht 'ne ſteife Briſe,
Ich muß hinauf auf's Deck!
Wer hat denn meine Füße?
Ich komme nicht vom Fleck.

Heinrich Smidt.

6. Grüner Muff.

Mel. Was kommt da von der Höh?

Wer entert da zu Deck?
Und kommt doch nicht vom Fleck?
Wer hängt das Maul und blickt ſo dumm?
Wer glotzt uns an und macht ſich krumm?
Wer entert da zu Deck?

Ihr Diener, meine Herrn!
Ein Seemann will ich wer'n.
Was muß ich als ein ſolcher thun?
Sie wollen das zu ſa'n geruhn.
Ein Seemann würd' ich gern.

So tritt dort an den Maſt,
Du junger, grüner Gaſt;
Streck aus die Hand und nimm das Glas,
Und mache Dir die Lippen naß.
Da lehn' Dich an den Maſt.

Es iſt ja nichts darin,
Obgleich ich durſtig bin.
Aus leerem Glaſe trinken ſoll'n
Das kann ich nicht, ich will die voll'n;
Dieweil ich durſtig bin.

Merk auf, Du grüner Muff:
Bei jedem Wort ein Knuff.
Nun gießet Waſſer drüber her,
Zehn Pützen voll und dann noch mehr,
So waſchen wir den Muff.

Pr! Pr! Ich bitte ſehr!
Pr! Pr! Ich kann nicht mehr!
Pr! Pr! Pr! Pr! Ich muß erſtick'n!
Wollt Ihr mich todt nach Hauſe ſchick'n?
Pr! Pr! Ich kann nicht mehr.

Der Burſch iſt noch nichts nütz;
Noch eine volle Pütz.
Theerwaſſer hier 'ne ganze Bowl,
Setz an, trink aus auf Schiffes Wohl,
Dann wird der Burſch was nütz.

Gluck! Gluck! Es iſt geſchehn.
Schluck! Schluck! Wie wird's mir gehn?
Ich ſcheide aus der Zeitlichkeit,
Es leb das Schiff in Ewigkeit;
Ich kann nicht grade ſtehn.

Gewaſchen iſt der Muff,
Und dies der letzte Knuff.
Nun kannſt Du um den Hals uns fall'n,
Und kannſt für uns den Grog bezahl'n,
Ein Seemann ward der Muff.

Heinrich Smidt.

7. Friedliche Zeche.

Mel. Broder, ick un Du,
Wie fahrt na Buxtehu'.

Jannaat, ich und Du,
Wir gehn der Schenke zu.
Da wo die vollen Flaſchen winken,
Da woll'n wir Grog wie Waſſer trinken,
Jannaat, ich und Du.

Da iſt die Schenke ſchon,
Sie heißt zur Ankerkron;
Beſtell die Zeche bei dem Schenken,
Ich will's mit ſeiner Frau bedenken,
Jannaat, ich und Du.

Hier flottet eine Brigg,
Sie bringt vor Anker ſich;
Wir Zwei ſind der Brigg ihre Maſten,
Wir haben Raum für viele Laſten,
Und laden nur Getränk.

Die ganze Brigg iſt voll;
An Bord nun mit der Joll.
Tritt Du den Wirth mit Füßen,
Ich will die Wirthin küſſen,
Dann iſt die Zeche quitt.

Janmaat deck mich zu.
Wirthin, schlaf in Ruh.
Weil wir heut uns gut benommen,
Woll'n wir morgen wiederkommen,
Janmaat, ich und Du.

Heinrich Smidt.

---

8. Flotte Fahrt.

Mel. Ein Goldschmied saß in guter Ruh.

Wir sitzen um die leere Back,
Und halten einen trocknen Schnack.

Noch gestern ging's am Land: Juchhe!
Und heute fahr'n wir schon auf See.

Hans Niclas streicht sich seinen Bart,
Was nahm Hans Niclas mit zur Fahrt?

Ein Faß mit Rum und eine Wurst,
Zehn Würste Hunger, zehn Faß Durst.

Da kann ich nicht zu Gaste gehn,
Ich muß nach Marten Lorenz sehn.

Der Lorenz seine Lippen rührt:
Ich bin mit Niclas associrt.

Ihr ſeid der größten Lumpen zwei,
Und ich dazu addirt macht drei.

Wir wollen uns verſtecken gehn,
Wir müſſen ſonſt mit Schimpf beſtehn.

Im Raume liegt ein groß' Faß Wein,
Das iſt des kleinen Kaufmann ſein.

So'n großes Faß, ſo'n kleiner Mann;
Wir zapfen ſeine Weine an.

Wer ſchreit, das Schiff läuft auf den Strand?
Und zappelt auf dem trocknen Sand?

Mit Land und Strand und Klippen geh,
Ich flotte hier auf Wein und See.

Heinrich Smidt

9. Seemann am Lande.

Als Epilog.

Und hinein in des Liedes luſtige Weiſe
Springt der Matroſe von der langen Reiſe.
Ho! Hi! Ho! Den Anker vom Bug!
Herunter den Klüver! Es iſt genug.
Drei Mal drei Monde auf ſtürmiſcher See,
Gehts in die luſtige Heimath, Juchhe!
Flammenden Blicks ſchau ich unverwandt
Auf all das reiche blühende Land.
Und hoch auf dem Lande da ſteht ein Haus,
Da geht es wacker in Saus und Braus.
Hollah, Wirthin! Da iſt mein Geld!
Bedien' mich, ſo lange es mir gefällt.
Schaff mir ein Mädel, weiß wie der Schnee,
Und vom ſtarken Grog eine ganze See.
Geiger, ſpiel auf! Ho! Ho! Wie das ſchwankt!
Wirthin, biſt Du auch gut verplankt?
Steuern flott in die See hinaus,
Mädel und Grog und Geiger und Haus.
Was ſagt Ihr? Es iſt Alles verjubelt?
Auch die Uhr? Laßt mich ungehudelt.
Hollah, Capitain! Braucht Ihr noch Leute?
Gehe Euch nicht mehr von der Seite.

Zahlt einen Grog und ſchafft mich an Bord,
Morgen gehts endlich wieder fort.
Willkommen, Du Nordſee mit donnerndem Gang,
Deine rollenden Wogen entbehrt ich ſo lang!
Biſt doch die wahrhafte Liebſte mein!
Mit den Andern treibe ich's nur zum Schein.
Wie Du mich ergreifeſt, mich umſchlingſt,
Und mir ein jubelndes Brautlied ſingſt,
Luſtig, juchhe!
Segel in die Höh!
Brauſe und zürne gewaltige See!

Heinrich Smidt.